Bibliothek

ausländiſcher Klaſſiker

in

deutſcher Uebertragung.

Holberg's ausgewählte Komödien.

Erſter Theil.

1/4

Hildburghauſen.

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts.

1868.

Ludwig Holberg's

ausgewählte Komödien.

Aus dem Däniſchen übertragen

von

Robert Prutz.

Erſter Theil.

Hildburghauſen.

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts.

1868.

Einleitung.

Noch heute, mehr als hundert Jahre nach seinem Tode, der beliebteste und volksthümlichste Dichter Dänemarks, nimmt Holberg zugleich einen der hervorragendsten Plätze ein unter den komischen Dichtern aller Zeiten und aller Nationen. An Originalität der Erfindung wird er allerdings von Anderen übertroffen; nicht nur der Plan seiner Komödien — und diese sind es hier hauptsächlich, die uns interessiren — ist in den meisten Fällen fremden Mustern nachgebildet, sondern auch einzelne Scenen und Situationen, Einfälle und Wendungen entlehnte er, gleichviel wo er sie fand, mit der Unbefangenheit, die von jeher ein Privilegium des komischen Dichters gebildet hat. Die vornehmsten Quellen, welche Holberg in dieser Weise benutzte, waren, der Bildung der Zeit entsprechend, die Alten, besonders Plautus und Terenz; von Aristophanes besaß er, seinem eigenen Eingeständniß zufolge, nur eine sehr unvollständige Kenntniß, die indessen auch nicht ganz unfruchtbar geblieben ist. Nächst den Alten dienten ihm hauptsächlich die Franzosen als Muster und unter ihnen wieder in erster Reihe Molière, der eben damals auf dem Gipfel seines Ruhms und seines Einflusses stand; auch verschiedene andere französische Lustspieldichter zweiten Ranges, wie Marivaux, Destouches, Boursault ꝛc., wurden gelegentlich benutzt. Eine Hauptquelle, über die er schaltete, als wäre sie sein Eigenthum, war ferner jene Sammlung von Lustspielen und Lustspielentwürfen, die gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts unter dem Titel „Le Théâtre Italien de Gherardi ou le recueil général de toutes les Comédies et Scènes Françoises, précis par les Comédiens Italiens du Roy, pendant tout le temps quils ont été au service“ in 6 Bänden zu Paris erschien. Dieselbe enthält das vollständige Repertoire jener italienischen Komödianten, welche, nachdem

sie zuerst unter Heinrich III. (1577, li gelosi) die italienische Volkskomödie, die sogenannte commedia dell' arte, nach Frankreich verpflanzt, im Laufe der Zeit die französische Sprache angenommen hatten und mit französischen Schauspielern in Verbindung getreten waren. Das von ihnen solchergestalt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gegründete Théâtre Italien bildete lange Zeit den Mittelpunkt des pariser Theaterlebens; auch haben die meisten französischen Lustspieldichter der Zeit, Molière an der Spitze, daraus geschöpft, und auch für die spanischen und deutschen Komödianten und Komödiendichter war es eine beliebte, stets zugängliche und stets ergiebige Quelle.

In dieser Art ist das Théâtre Italien denn auch von Holberg benutzt worden, und zwar in einer Ausdehnung, über die man nur dann gerecht zu urtheilen vermag, wenn man sich in die Anschauungsweise einer Zeit versetzt, welche den Begriff eines geistigen Eigenthumsrechtes noch nicht kannte. Von englischen Dramatikern dagegen scheint er nur Beaumont und Fletcher gekannt zu haben, namentlich dürfte Shakespeare ihm jederzeit fremd geblieben sein.

Aber wenn Holberg somit auch, was den Punkt der Erfindung anbetrifft, nicht unter die eigentlichen Originalgenies gezählt werden darf, so ersetzt er diesen Mangel doch mehr als hinlänglich durch den glücklichen Tact, mit welchem er die ursprünglich fremden Elemente sich und seiner Nation anzueignen, sowie durch die Gewandtheit, mit der er sie zu verknüpfen und zu verarbeiten wußte. Trotz der fremden Muster, die er benutzte, ist Holberg dennoch einer der nationalsten und volksthümlichsten Dichter, von denen die Literaturgeschichte zu berichten weiß. Ein scharfsichtiger und unbefangener Beobachter, ungeachtet seines gelehrten Berufes mit den Sitten und Gebräuchen des Volks, in den niederen sowohl wie in den höheren Ständen, aufs innigste vertraut, zugleich durch wiederholte weite Reisen und mehrjährigen Aufenthalt in der Fremde mit dem größten Theile des damaligen Europa bekannt, war er von einem ebenso aufrichtigen wie vorurtheilsfreien Patriotismus beseelt; er liebte sein Volk und sein Vaterland über alles, aber er hatte auch gelernt zu vergleichen und so blieben ihm auch die Schwächen und Thorheiten seiner Landsleute nicht verborgen. Diesen mit jenem Muthe und jener Unbekümmertheit um den augenblicklichen Erfolg, die jederzeit den wahren Dichter kennzeichnen, den Spiegel

vorgehalten und dadurch wesentlich beigetragen zu haben zur geistigen, sittlichen und gesellschaftlichen Erziehung seiner Nation, ist das größte und unvergänglichste Verdienst des Dichters, besonders da er bei alledem den Rechten der Poesie, soweit sie jener Zeit überhaupt zum Bewußtsein gelangt waren, nirgend zu nahe tritt, sondern überall, bei aller Lehrhaftigkeit und aller moralischen Zweckmäßigkeit, doch auch die Freiheit des Humors und die Selbständigkeit des Dichters aufrecht zu erhalten weiß. Unvergleichlich ist die Kraft und Frische seiner Charakteristik; diese Figuren leben alle, es sind wirkliche Menschen, denen wir uns auf den ersten Blick verwandt fühlen. Als ein ächter Dichter bewährte er sich ferner darin, daß er auch die Thorheit noch liebenswürdig und auch das Laster noch menschlich zu zeichnen versteht; es sind eben keine moralischen Rechenexempel, es sind Wesen von unserm Fleisch und Blut, volle wahre Menschen, gemischt aus Licht und Schatten, aus Weisheit und Thorheit, die er uns vorführt. Die Technik des Theaters behandelt er mit vollendeter Sicherheit; immer nur die Wirkung des Ganzen im Auge, geht er über untergeordnete Einzelheiten mit genialer Leichtigkeit hinweg. Sein Dialog ist frisch und beweglich, seine Sprache einfach und ungeziert, dabei von höchster Correctheit, so daß die Holbergschen Lustspiele bei den Landsleuten des Dichters auch in dieser Hinsicht noch heute als klassisch gelten. Bewundernswerth endlich ist seine Fruchtbarkeit, und zwar steigt unsere Bewunderung um so höher, wenn wir uns erinnern, daß dieser Dichter, der gleichsam spielend, im Lauf weniger Jahre, Dutzende von Komödien hinwirft, zugleich einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und als solcher der Verfasser zahl- und umfangreicher wissenschaftlicher Werke war, die auf ihrem Gebiete ebenfalls epochemachend wirkten.

Ludwig Holberg, geboren zu Bergen in Norwegen 1684 (so die gewöhnliche Annahme, er selbst bezeichnet das Jahr 1685 als sein Geburtsjahr), war der Sohn eines armen und mittellosen dänischen Soldaten, der sich lediglich durch eigene Tapferkeit und Tüchtigkeit zum Obersten emporgearbeitet hatte. Dagegen stammte seine Mutter Kare Lemm aus einem angesehenen Geschlecht; sie war die Enkelin des ehemaligen Bischofs von Bergen, Mynthe, und besaß auch übrigens eine ausgebreitete und stattliche Verwandtschaft. Der Vater starb, da der Sohn, der jüngste von sieben Geschwistern, noch an der Mutter Brust lag. Kurze Zeit darauf vernichtete eine

Feuersbrunst das Vermögen der Familie bis auf wenige dürftige Ueberreste, welche zum Unterhalt der zahlreichen Kinder nicht mehr ausreichen wollten. So sah Holberg denn, als ihm wenige Jahre später auch die Mutter durch den Tod entrissen ward, sich auf die nicht allzu willige Unterstützung seiner mütterlichen Verwandten angewiesen. Nach der damals in Norwegen für Offiziersſöhne üblichen Sitte war Holberg schon in der Wiege in die Armee eingeschrieben worden, wofür er von früh auf eine geringe Löhnung empfing. Nachdem nun die Mutter gestorben und er selbst sein zehntes Jahr erreicht hatte, wurde er in das damalige upländische Regiment, das ihn so lange in seinen Stammlisten geführt hatte, aufgenommen, und zwar sollte er, die vorschriftmäßige militärische Bildung vorausgesetzt, sogleich als Korporal eintreten, eine Auszeichnung, die er vermuthlich dem Andenken seines Vaters zu verdanken hatte. Um sich also diese Bildung zu erwerben, wurde er von seinem Vormund, Peter Lemm, einem Bruder seiner verstorbenen Mutter, nach Upland geschickt, wo ein anderer mütterlicher Verwandter, Otto Munthe, sich seiner annahm. Die Neigung des Knaben für den Soldatenstand, dem er nun einmal zugeschrieben war, scheint niemals groß gewesen zu sein, desto lebhafter war sein Interesse für die Wissenschaften, und Otto Munthe bestärkte dasselbe, indem er dem Knaben erlaubte, an dem Unterrichte Theil zu nehmen, den seine eigenen Kinder durch einen allerdings ziemlich rohen und unwissenden Hofmeister empfingen. Als jedoch nach einiger Zeit der für den angehenden Korporal bestimmte Sold ausblieb, verspürte der Vetter keine Lust, den Knaben länger bei sich zu behalten, und so wurde er zu seinem Vormund nach Bergen zurückgeschickt, womit zugleich das Band, das ihn bis dahin an den Militärstand geknüpft hatte, für alle Zeit gelöst war.

In Bergen besuchte Holberg nun die öffentliche Schule, um sich für die Universitätsstudien vorzubereiten; schon damals erregte er, wie später erzählt ward, durch satirische Einfälle, besonders durch scherzhafte Gedichte die Aufmerksamkeit seiner Umgebung, und sein Vormund, Peter Lemm, selbst ein witziger Kopf, soll ihn dabei unterstützt und angefeuert haben.

Eine große Feuersbrunst, die 1702 die Stadt Bergen verwüstete und ihre Kirchen und Schulen in Asche legte, beschleunigte Holbergs Abgang zur Universität; er ging, achtzehn Jahre alt, nach

Kopenhagen, um sich daselbst der Theologie zu widmen, mehr freilich, weil sein Vormund es so verlangte, als aus eigener Neigung. Dennoch lag er dem vorgeschriebenen Studium mit solchem Eifer und so glücklichem Erfolge ob, daß er schon nach Jahresfrist die gesetzliche erste Prüfung bestehen konnte, worauf er, da seine Armuth ihm einen längeren Aufenthalt in Kopenhagen nicht gestattete, nach Bergen zurückkehrte, wo er sich nun neben der Theologie hauptsächlich mit dem Studium der neueren Sprachen beschäftigte.

Dieselbe Unzulänglichkeit seiner Mittel nöthigte ihn bald darauf, eine Hauslehrerstelle bei einem Propst in der Nähe von Bergen zu übernehmen, wobei er sich zugleich verpflichten mußte, seinen Principal in Verhinderungsfällen auch auf der Kanzel zu vertreten. Doch hielt er nur ein Jahr in dieser Stellung aus, worauf er, nach einem kurzen Zwischenaufenthalt in Bergen, zum zweiten Mal nach Kopenhagen ging, um sich zu dem sogenannten hohen oder großen Examen vorzubereiten. Nachdem er dasselbe glücklich überstanden, kehrte er, dem Zwang der Armuth folgend, abermals nach Bergen zurück, um aufs neue eine Stelle als Hauslehrer zu übernehmen. Das Haus, in das Holberg eintrat, war dasjenige des damaligen Vicebischofs von Bergen, Magister Nicolaus Schmidt. Die Stellung war nicht minder freudlos als die frühere, der Vicebischof selbst ein harter, strenger Mann; doch hatte er in seiner Jugend große Reisen gemacht, und die Tagebücher, die sich davon erhalten und die jetzt Holbergs Erholung in seinen wenigen Mußestunden bildeten, entzündeten in ihm eine Reiselust und einen Drang nach fremden Ländern, den er endlich nicht länger zu bezähmen vermochte. Vergebens machte sein Principal ihm Gegenvorstellungen, vergebens warnten und drohten die Verwandten. Mit 60 sauer erworbenen Thalern in der Tasche machte er sich auf die Reise. Sein nächstes Ziel war Holland, damals ein Hauptsitz klassischer Bildung und Gelehrtheit; war sein kleines Kapital erschöpft, so hoffte er sich seinen Unterhalt durch Unterricht in der französischen und italienischen Sprache, die er zu diesem Ende mit Eifer studirt hatte, zu erwerben.

Allein diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Schon nach den ersten vierzehn Tagen, die er in Amsterdam verbracht, waren seine Mittel erschöpft, und alle Bemühungen, seine gelehrten Kenntnisse zu verwerthen, blieben fruchtlos, so daß er in die peinlichste Lage gerieth. Dennoch, mit dem glücklichen Leichtsinn der Jugend, da er eben

damals an einem hartnäckigen Fieber litt, machte er einen Abstecher nach Aachen, dessen Heilquellen man ihm gerühmt hatte, und als er in Aachen den Wirth nicht bezahlen konnte, fand er auch nichts Anstößiges darin, nach Studentenmanier heimlich auszurücken. Das Abenteuer lief jedoch schlecht ab, er wurde eingeholt und, vermuthlich nicht auf die sanfteste Weise, zur Bezahlung seiner Schulden genöthigt.

Zu Fuß, in äußerster Dürftigkeit, kehrte er nach Holland und von hier, da sich durchaus kein Erwerb für ihn finden wollte, nach Norwegen zurück. Da Scham und Verdruß über sein gescheitertes Unternehmen ihn abhielten, seinen Wohnsitz wieder in Bergen zu nehmen, so ließ er sich in dem Städtchen Christiansand (an der Südspitze von Norwegen) nieder, und zwar als Sprachlehrer, besonders im Französischen, wodurch es ihm allmählich, wenn auch nicht ohne harte Kämpfe, wirklich gelang, sich eine allerdings sehr bescheidene Existenz zu sichern.

Bald jedoch trieb sein wanderlustiger Sinn ihn aufs neue in die Ferne. In Begleitung eines ihm befreundeten Studenten, Christian Brixen mit Namen, schiffte er sich nach London ein, von wo die Reisenden sich nach kurzem Aufenthalt nach Oxford, als dem eigentlichen Ziel ihrer Reise, begaben. Hier verweilte er volle zwei Jahre, beschäftigt mit Studien der mannichfachsten Art, zu denen die berühmte Oxforder Bibliothek ihm die reichste Gelegenheit darbot; auch hatte er, um sie desto bequemer benutzen zu können, sich förmlich als Student einschreiben lassen. Seinen Unterhalt erwarb er sich theils durch Sprach-, theils durch Musikunterricht; er blies die Flöte und hatte es auf diesem Instrument allmählich zu solcher Fertigkeit gebracht, daß er, wie er selbst versichert, für den ersten Flötenbläser von Oxford galt, ein Talent, das ihm auch in geselliger Hinsicht mancherlei Vortheile darbot. Dazwischen freilich litt er zu Zeiten wieder den größten Mangel und die peinlichsten Entbehrungen, ohne dadurch jedoch an seinem frischen Muth oder seiner heitern Laune einzubüßen.

Nach Ablauf von zwei Jahren nach Kopenhagen zurückgekehrt, habilitirte er sich als Docent bei der dortigen Universität. An Zuhörern hatte er keinen Mangel, nur liebten sie das Bezahlen nicht, und so war es ein großer Glücksfall für ihn, als ein angesehener und einflußreicher Mann, der Staatsrath Paul Winding, ihn einlud,

als Begleiter seines jüngsten Sohnes, Andreas Winding, nach Deutschland zu reisen.

So trat Holberg denn seine dritte Reise ins Ausland an, und zwar diesmal mit reichlichen Mitteln, unter den bequemsten und annehmlichsten Verhältnissen. Leider sollte die Herrlichkeit nicht lange währen; in Dresden angelangt, beschloß der junge Winding, daselbst bei einem schwedischen Edelmanne zu bleiben, und Holberg wurde mit höflichen Redensarten verabschiedet. Doch beeilte er die Heimkehr darum keineswegs, vielmehr beschloß er, noch einige Zeit im Auslande zu verweilen. Von Dresden begab er sich nach Leipzig, wo er die bedeutendsten der damaligen dortigen Gelehrten, einen Johann Burkhard Mencke, den Herausgeber der von seinem Vater Otto Mencke begründeten „Acta Eruditorum", und Andere kennen lernte; auch Thomasius in Halle machte er seine Aufwartung, ohne ihm jedoch näher zu treten. Von Leipzig kehrte er dann bei Winterszeit, auf der ordinären Post, über den gefrorenen Belt nach Kopenhagen zurück, eine Reise, die sehr beschwerlich und sogar nicht ohne Gefahr war, die gute Laune des Reisenden jedoch ebenfalls nicht zu erschüttern vermochte.

In Kopenhagen übernahm er zunächst eine Hofmeisterstelle in dem reichen und glänzenden Hause des königlichen Geheimeraths und Admirals Friedrich Gedde, legte dieselbe jedoch bald wieder nieder, da er das Glück hatte, eine Stelle in dem Borchschen medicinischen Collegium zu erhalten, einer Stipendienanstalt, die ihm den nothdürftigsten Unterhalt gewährte, indem sie ihn zugleich zur Erweiterung seiner gelehrten Kenntnisse sowol veranlaßte als verpflichtete. Hier blieb er volle fünf Jahre, während deren er auch seine ersten (historischen) Schriften veröffentlichte; auch wurde er endlich zum öffentlichen Lehrer an der Universität, aber freilich ohne Gehalt, befördert.

Bei alledem war jedoch seine Reiselust noch immer nicht erloschen; 1714, im Alter von 30 Jahren, machte er sich zum vierten Mal auf den Weg, indem er zu Schiff nach Amsterdam, von dort aber über Rotterdam, Antwerpen und Brüssel nach Paris ging, und zwar machte er die Reise von Brüssel aus zu Fuße, eine damals für Leute gebildeten Standes noch sehr ungewöhnliche Art der Beförderung, gegen die namentlich unter den Dänen ein großes Vorurtheil herrschte. In Paris verweilte er anderthalb Jahre, theils mit Durchforschung der Bibliotheken beschäftigt, theils im Umgang mit

Leuten der verschiedensten Stände und Berufsklassen. Als er nach Verlauf von anderthalb Jahren einst zufällig von einem französischen Studenten hörte, eine Reise von Paris nach Rom koste nicht mehr als 20 Thaler, beschloß er sofort die Reise zu machen; Anfang August 1716 verließ er Paris, fuhr zu Schiffe von Marseille nach Genua und von dort auf dieselbe Weise nach Civitavecchia, von wo aus er zu Fuß in Rom einzog.

Holbergs Aufenthalt in Rom währte volle sechs Monate. Wiewol die meiste Zeit kränklich, besichtigte er doch alle Merkwürdigkeiten der ewigen Stadt und auch dem römischen Volksleben wandte er ein frisches und ausdauerndes Interesse zu; namentlich eine italienische Komödiantenbande, mit der er längere Zeit Wand an Wand wohnte, gab ihm Gelegenheit zu den ergötzlichsten Studien. Erst im Februar des nächstfolgenden Jahres verließ er Rom, wanderte über Florenz, Turin und Lyon nach Paris und kehrte im Sommer 1718 nach Kopenhagen zurück, wo er einige Zeit darauf endlich in den Hafen einer sichern Brodstelle einlief, indem er zum ordentlichen Professor befördert wurde.

Das Jahr darauf (1719) trat er mit seinem „Peder Paars" auf, einem komischen Gedichte, das ihn mit einem Schlage nicht nur zum ersten Dichter Dänemarks (es gab Niemand, der mit ihm hätte concurriren können), sondern auch zum erklärten Liebling des Volkes machte.

Vom Bewußtsein dieser Popularität getragen und gehoben, widmete er sich einige Jahre später der Bühne. Ein dänisches Theater hatte es bis dahin nicht gegeben; nur für den Hof war ein französisches Theater vorhanden, während das große Publikum sich an den Spectakelstücken herumziehender deutscher Banden den Geschmack verdarb. Erst 1722 wurde das erste dänische Theater (in der Grönnerstraße) eröffnet; da es an Originalstücken fehlte, mußte man sich mit Uebersetzungen, namentlich mit Bearbeitungen nach Molière behelfen, bis endlich Holberg den kühnen Wurf wagte und mit einer Fruchtbarkeit, die ebenso beispiellos ist wie der Erfolg, gleichsam über Nacht ein ganzes komisches Repertoire erschuf. Im Oktober obengenannten Jahres ging „Der politische Kannegießer", das erste Originalstück in dänischer Sprache, über die Bühne, unmittelbar darauf, noch in demselben Jahre, folgte „Die Vaegelsindede" (Die Wankelmüthige), „Jean de France" und „Jeppe vom Berge".

Das Jahr 1723, mit einem scenischen „Neujahrsprolog“ aus Holbergs Feder eröffnet, brachte „Geert Westphaler“, „Der elfte Juni“ und „Die Wochenstube“. Außerordentlich fruchtbar war das nächstfolgende Jahr (1724); theils im Lauf desselben, theils in den ersten Monaten 1725 brachte Holberg nicht weniger als neun neue Stücke zur Aufführung, nämlich „Das arabische Pulver“, „Die Weihnachtsstube“, „Die Maskerade“, „Jakob von Tyboe“, „Ulysses von Ithacia“, „Die Brunnenreise“, „Melampe“, „Weder Kopf noch Schwanz“ (Uden Hoved og Hale) und „Heinrich und Pernille“. In den übrigen Theil des letztgenannten Jahrs fällt nur noch der eine „Diederich Menschenschreck“, der im Winter von 1725 auf 1726 zur Darstellung kam. Auch 1726 entstanden nur zwei Stücke, „Der verpfändete Bauerjunge“ und „Der Mann, der keine Zeit hat“ (Den Stundesløse, im Deutschen gewöhnlich „Der geschäftige Müßiggänger“). „Pernille's kurzer Fräuleinstand“ wurde zuerst im Februar 1727 gegeben, noch in demselben Monat aber die junge dänische Bühne mit einem von Holberg verfaßten Epilog, „Der dänischen Komödie Leichenbegängniß“, geschlossen.

Nämlich trotz des ungemeinen Beifalls, den die Holbergschen Komödien erworben, hatte der neu eröffnete vaterländische Schauplatz doch ganz dasselbe Schicksal gehabt, der derartigen Unternehmungen so häufig zu Theil wird: Beifall die Menge, aber die Einnahmen wollten nicht ausreichen. Schon 1725 war die finanzielle Lage der Anstalt höchst ungünstig gewesen, bald verschlimmerte sie sich dermaßen, daß die Bühne, wie gesagt, im Februar 1727 geschlossen werden mußte. Zwar konnte sie infolge eines königlichen Zuschusses von jährlich 1500 Thalern bereits Anfang 1728 wieder eröffnet werden, die unglückliche Feuersbrunst jedoch, die im Oktober desselben Jahres Kopenhagen verwüstete, that dem Unternehmen aufs neue großen Eintrag.

Bald darauf (1730) starb der prachtliebende und genußsüchtige Friedrich IV.; sein Nachfolger Christian VI., ein Pietist und Kopfhänger, wollte von der weltlichen Lustbarkeit der Bühne nichts wissen, und so gab auch Holberg die so glänzend eröffnete dramatische Thätigkeit wieder auf. Doch machte er seiner satirischen Laune in der berühmten „Unterirdischen Reise des Niels Klim“ Luft, die zuerst 1741 in lateinischer Sprache erschien. Erst nach Christians VI. im Jahre 1746 erfolgtem Tode, unter dem belebenden Einfluß Friedrichs V.,

desselben, der sich in der Geschichte unserer deutschen Literatur als Gönner Klopstocks unsterblich gemacht hat, wurde wieder ein dänisches Theater ins Leben gerufen und damit kehrte denn auch Holberg zur Bühne zurück. Dieselbe befand sich damals in Bergs Haus in der Laederstraße, und hier war es, wo 1747 „Die honette Ambition", 1748 aber „Erasmus Montanus" und „Die Unsichtbare" (De Usynlige) zuerst über die Breter gingen. 1749 wurde das Theater, das bis dahin in Privathänden gewesen, zu einer königlichen Anstalt erhoben und in das Gebäude am Königsneumarkt verlegt, in welchem es sich noch jetzt befindet. Hier, auf diesem erweiterten und verschönerten Schauplatz, ging im April 1749 zuerst „Abracadabra" in Scene; 1750 folgte „Hexerei oder Blinder Lärm", 1751 „Plutus" und „Sganarells Reise in das philosophische Land", 1752 „Don Ranudo de Colibrados", 1754 „Der unglückliche Schiffbruch", „Die Republik" und „Der Philosoph in der eigenen Einbildung", letztere beide Stücke, nachdem einige Monate zuvor der Dichter selbst vom Tode abgefordert worden.

Ueber diese zweite gemächlichere, mit Ruhm, Ehre und Wohlstand reichlich gesegnete Hälfte seines Lebens ist wenig zu berichten. 1736 zum Professor der Geschichte befördert, entwickelte Holberg als Gelehrter dieselbe Fruchtbarkeit und denselben beispiellosen Fleiß, der ihn als Poeten auszeichnet; in beiden Beziehungen beherrschte er die dänische Literatur lange Zeit ausschließlich und war überhaupt einer der gelesensten und angesehensten Schriftsteller Europa's. In demselben Maße hatten sich auch seine ökonomischen Verhältnisse verbessert; lediglich durch seinen Fleiß als Lehrer und Schriftsteller, unterstützt durch die Mäßigkeit und Nüchternheit seiner Lebensweise, war er allmählich in den Besitz eines ziemlich beträchtlichen Vermögens gelangt. Dasselbe bestand im Jahre 1747 aus Landgütern von mehr als 1000 Tonnen Weizen Aussaat, aus einer reichhaltigen Bibliothek und einem baaren Kapital von 13,000 Thalern und wurde von ihm in dem genannten Jahre, mit Uebergehung seiner dürftigen Anverwandten, der Akademie zu Soröe zu einer Stiftung vermacht, die noch zu dieser Stunde besteht und aus deren Ertrag noch jetzt sechs Akademiker jährlich ihren Unterhalt beziehen. Um den zu dieser Stiftung gehörigen Landgütern gewisse Privilegien und Freiheiten zuzuwenden, suchte Holberg die Erhöhung in den Adelsstand nach, ein Schritt, der allerdings etwas Befremdliches hatte, wenn man sich der zahlreichen Spöttereien erinnerte, mit denen

er so lange von der Bühne herab die Eitelkeit und Rangsucht seiner Landsleute verfolgt hatte, und durch den ihm zahlreiche Gegner erweckt wurden. Holbergs Adelsbrief datirt vom 6. März 1747; am nächstfolgenden 17. Juli, also bald nach dem Regierungsantritt Friedrichs V., fand die feierliche Belehnung durch den König statt.

In Holbergs schlichter, ächt bürgerlicher Lebensweise veränderte sich dadurch nichts; auch möchte wohl zu beachten sein, daß „Don Ranudo de Colibrados", diese bitterste Verhöhnung thörichten Adelsstolzes, erst nach Holbergs Nobilitirung geschrieben oder doch wenigstens veröffentlicht ist, ein Beweis, wie uns dünkt, daß zum mindesten der Dichter selbst sein Gewissen rein fühlte von der Eitelkeit und der Rangsucht, welche die Zeitgenossen ihm glaubten zum Vorwurf machen zu dürfen. — Holberg starb, siebzig Jahre alt, in der Nacht des 28. Januar 1754; seine letzte Ruhestätte hat er in dem von ihm so reich beschenkten Soröe, neben der Gruft des Bischofs Absalon, des Zeitgenossen Waldemars des Großen, des Gönners des Saxo Grammaticus, gefunden.

Wie in ihrer dänischen Heimath, so fanden die Holbergschen Komödien auch bei uns in Deutschland lange Jahre hindurch den lebhaftesten Beifall und die weiteste Verbreitung; volle dreißig Jahre hindurch, von 1740 bis in den Anfang der siebziger Jahre, beherrschte dieser dänische Poet das deutsche Lustspiel, und zahlreiche Dichter und Schauspieler, die noch heut einen Ehrenplatz in der Geschichte unseres Theaters einnehmen, sind in seiner Schule groß geworden. Auch verschiedene Uebersetzungen erschienen, die bekannteste zu Hamburg und Leipzig in 5 Bänden 1748 fg.

Erst mit dem Aufkommen der Sentimentalität, seit Mitte der siebziger Jahre, verschwand Holberg von dem deutschen Theater, und die Versuche, die Kotzebue zu Anfang des Jahrhunderts zu seiner Wiederbelebung machte, waren nicht geeignet, sein eigenthümliches Verdienst zur Geltung zu bringen. Doch sorgte wenigstens Ludwig Tieck durch die Vorliebe, mit welcher er Holbergsche Stücke vorlas, dafür, daß dieselben nicht gänzlich in Vergessenheit geriethen; auch ließ Adam Oehlenschläger von 1822 bis 1823 eine Uebersetzung in vier Bänden erscheinen, welche sämmtliche bedeutendere Stücke, 25 an der Zahl, enthält. Freilich war diese Uebersetzung besser gemeint als ausgeführt und konnte somit ebenfalls nur wenig dazu bei-

tragen, dem Dichter die gebührende Anerkennung seitens der deutschen Kritik zu verschaffen. Endlich im Jahre 1857 veröffentlichte der Verfasser der vorliegenden Uebertragung ein größeres literargeschichtliches Werk: „Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien" (Stuttgart, J. G. Cotta'scher Verlag). An diesen Vorgänger, in welchem namentlich die biographische sowie die literarisch-kritische Seite des Gegenstandes ausführlich behandelt ist, schließt sich die gegenwärtige Sammlung, in welcher wir uns, wenigstens fürs Erste, auf zwölf der vorzüglichsten und am meisten charakteristischen Lustspiele des Dichters beschränken zu müssen glauben; möge ihr dieselbe wohlwollende Aufnahme zu Theil werden, deren jenes größere Werk vom Jahre 1857 sich zu erfreuen hatte.

Stettin, Juli 1868.

R. P.

Der politische Kannegießer.

Komödie in fünf Akten.

Perſonen:

Hermann von Bremen.
Geſke, ſeine Frau.
Engelke, ſeine Tochter.
Antonius, Stellmacher, ihr Liebhaber.
Heinrich, Lehrburſche beim Kanngießer.
Annecke, Magd.
Ein **Mädchen.**
Geert, Kürſchner,
Franz, Meſſerſchmied,
Siebert, Thorſchreiber,
Jens, Bierzapfer,
Richard, Bürſtenbinder,
} Mitglieder des Collegium politicum.
Sanderus,
Abrahams,
} angebliche Rathsherren.
Chriſtoph,
Johann,
} ihre Diener.
Zwei **Lakaien,**
Madame **Abrahams,**
Madame **Sanderus,**
Drei Rathsherrnfrauen,
} verſtellte Perſonen.
Arianke, Grobſchmiedin.
Zwei **Advokaten,**
Ein **Mann,**
Ein **altes Weib,**
} verſtellte Perſonen.
Peter, Kanngießerlehrling.
Altmeiſter der Hutmacher.
Des Altmeiſters Gegner.
Ein **Lakai.**

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Antonius.

Antonius. Da haben 'wir's, da ſitzt mir das Herz ſchon wieder in den Hoſen! Nämlich, ich will mit Meiſter Hermann ſprechen und um ſeine Tochter anhalten, mit der ich ſchon lange verlobt bin, aber heimlich. Das iſt nun das dritte Mal, daß ich auf dem Wege bin, aber jedesmal bin ich wieder umgekehrt. Schämt' ich mich nicht vor dem Spectakel, den meine Mutter mir macht, es ginge diesmal wieder ſo. Es iſt ein Naturfehler, dieſe Blödigkeit, den ich nicht überwinden kann: jedesmal, daß ich an die Thür klopfen will, iſt mir's, als hielte mir Einer die Hand zurück. Aber friſch gewagt, Antonius, iſt halb gewonnen, da hilft nun nichts, du mußt daran. — Aber erſt muß ich mich ein bischen niedlich machen; Meiſter Hermann iſt, wie ich höre, ſeit einiger Zeit gar curiöslich geworden. (Er nimmt ſein Halstuch ab und bindet es von Friſchem um, zieht einen Kamm aus der Taſche und kämmt ſich das Haar, bürſtet ſich die Schuhe.) Na nu, denk' ich ja, kann ich ſo weit paſſiren; nun muß ich anklopfen. Sieh, ſo wahr ich ehrlich bin, iſt's nicht, als ob mir Einer die Hand hielte! Ei, Courage, Antonius! Du haſt ja, weiß ich, nichts Böſes gethan; das Schlimmſte, was ich kriegen kann, iſt ja doch nur ein Nein. (Klopft an.)

Zweite Scene.

Heinrich. Antonius.

Heinrich (ein Butterbrod eſſend). Serviteur, Meiſter Antonius, wen wollt Ihr ſprechen?

Antonius. Ich möchte gern Meiſter Hermann ſprechen, falls er allein iſt.

Heinrich. Ei ja, allein iſt er wol, aber er ſitzt und lieſt.

Antonius. Da iſt er gottesfürchtiger als ich.

Heinrich. Käme einmal eine Verordnung heraus, daß Hercules eine Poſtille wäre, er könnte, glaub' ich, predigen, wenn es ſein müßte.

Antonius. Aber läßt ſeine Arbeit ihm denn ſo viel Zeit, ſolche Bücher zu leſen?

Heinrich. Der Meiſter, müßt Ihr bedenken, hat zwei Verrichtungen, er iſt erſtlich Kanngießer und zweitens iſt er Politikus.

Antonius. Das reimt ſich nur ſchlecht zuſammen.

Heinrich. Die Bemerkung haben wir auch gemacht; denn wenn er mal was arbeitet, was ſelten genug geſchieht, ſo ſieht das ſo politiſch aus, daß wir es wieder umgießen müſſen. Uebrigens, wenn Ihr was mit ihm zu ſprechen habt, könnt Ihr nur gleich in die Wohnſtube gehen.

Antonius. Ich habe ein wichtiges Anliegen, Heinrich. Unter uns geſagt: ich will um ſeine Tochter anhalten, mit der ich ſeit Langem heimlich verſprochen bin.

Heinrich. Allerdings, das iſt ein wichtiges Anliegen, meiner Treu. Aber hört, Meiſter Antonius, wenn Ihr es nicht übel nehmt, ſo möchte ich Euch in einem Punkt einen Rath ertheilen: wenn es Euer Wunſch iſt, daß Euer Anliegen glücken ſoll, ſo müßt Ihr Eure Worte auf Schrauben ſetzen und recht zierlich ſprechen. Denn er iſt verflucht curiöslich geworden ſeit einiger Zeit.

Antonius. Nein wahrhaftig, das thue ich nicht, Heinrich. Ich bin ein guter ehrlicher Handwerksmann, der keine Complimente gelernt hat; ich ſage ihm blos ſchlecht und recht, daß ich ſeine Tochter liebe, und ſie zur Frau haben will.

Heinrich. Nichts weiter? Na da will ich mir den Hals ab-

ſchneiden laſſen, wenn Ihr ſie kriegt. Das Mindeſte, wie Ihr Eure Rede beginnen müßt, iſt mit Sintemalen und Alldieweilen. Ihr müßt bedenken, Meiſter Antonius, daß Ihr mit einem ſtudirten Manne zu thun habt, der Tag und Nacht politiſche Bücher lieſt zum Verrücktwerden. Was er ſeit einiger Zeit an den Leuten im Hauſe am meiſten zu tadeln hat, das iſt, daß wir alle ſolch gemeines Weſen an uns haben, beſonders ich, den er deshalb auch nie anders ruft als: du liederlicher gemeiner Schlingel! Vorige Woche verlangte er auf einmal mit Teufelsgewalt, die Frau Meiſterin ſollte eine Adrienne tragen. Damit aber kam er nicht weit; die Frau Meiſterin iſt eine gute altfränkiſche Frau, die lieber ihr Leben ließe, ehe ſie ihre Schoßjacke ablegte. Er geht mit etwas ſchwanger, was zum Henker es auch ſei; darum wenn Eure Bewerbung glücken ſoll, müßt Ihr meinem Rathe folgen.

Antonius. Ich gebe nichts auf ſolch Laviren, meiner Treu, ſondern ich gehe geradezu. (Ab.)

Dritte Scene.

Heinrich allein.

Heinrich. Die größte Schwierigkeit beim Heirathen iſt, wie man ſeinen Antrag anfangen ſoll; ich bin ſelbſt einmal auf die Freite gegangen, konnte aber in vierzehn Tagen nicht 'rauskriegen, was ich ſagen ſollte. Das wußte ich allerdings, daß man ſeinen Antrag anfangen muß mit den Worten Sintemalen oder Alldieweilen, das Unglück war nur, daß mir nichts einfiel, was dieſem Sintemal nachfolgen ſollte. Ich beſchloß daher, mich nicht länger damit zu plagen, ſondern ging hin und kaufte mir ein Formular bei Jacob Schulmeiſter für acht Schillinge; denn ſo verkauft er ſie, Stück für Stück. Allein das lief für mich verteufelt ſchlecht ab: denn wie ich mitten in meiner Rede war, hatte ich den Reſt vergeſſen, und das Papier aus der Taſche zu langen, ſchämte ich mich. Ich habe die Rede ganz perfect gekonnt, vorher und nachher, wie mein Vaterunſer: aber wie es Ernſt war, und ich wollte ſie brauchen, da kam ich ganz ins

Hintertreffen damit. Sie lautete folgendermaßen: Mit dienstergebenstem Salutems-Gruß zuvor, bin ich Heinrich Andersen aus wohlüberlegtem Willen, Trieb und Neigung hiehergekommen, um Euch wissen zu lassen, daß ich aus Fleisch und Bein bin so gut wie Andere, und sintemal nun Alles in der Welt Liebe empfindet, sogar auch die unvernünftigen Bestien, also bin auch ich mit Gott und Ehren hiehergekommen, Euch zu meiner Herzallerliebsten, wiewol unwürdig, zu begehren. — Will mir Einer acht Schillinge dafür wiedergeben, so kann er die Rede kriegen, sie ist das Geld ehrlich werth. Denn das seh' ich ein: wer solche Rede hält, der kann jedes ehrlichen Mannes Tochter kriegen, welche er will. Aber da kommt der Meister, ich muß laufen. (ab.)

Vierte Scene.

Hermann von Bremen. Antonius.

Hermann. Er soll Dank haben, Monsieur Antonius, für Seinen guten Willen. Er ist ein hübscher anständiger Kerl, ich glaube Ihm schon, daß meine Tochter sich bei Ihm ganz gut befinden würde. Aber ich wollte gern einen Schwiegersohn haben, der seine Politika studirt hätte.

Antonius. Aber, mein theurer Monsieur Hermann von Bremen, damit kann man doch nicht Frau und Kinder ernähren?

Hermann. Warum nicht? Meint Ihr, ich denke als Kanngießer zu sterben? Gebt Acht, das dauert kein halbes Jahr mehr. Ich hoffe, wenn ich den Europäischen Herold noch einmal durchgelesen habe, so soll man mich einladen, einen Platz im Rathe anzunehmen. Den Politischen Nachtisch kann ich schon an den Fingern, aber der ist nicht so gut. Es ist eine wahre Schande, daß der Verfasser ihn nicht etwas weitläufiger gemacht hat; Ihr kennt doch das Buch?

Antonius. Nein, ich nicht.

Hermann. Da will ich es Euch leihen: denn dafür, daß es

so klein ist, ist es gut genug. Meine ganze Politika habe ich aus dem Buche und dem Hercules und Herculiscus.

Antonius. Aber letzteres ist ja nur ein Roman?

Hermann. Freilich wol, aber wenn die Welt nur voll wäre von solchen Romanen! Ich war gestern an einem gewissen Orte, wo ein vornehmer Mann mir ins Ohr flüsterte: Wer das Buch mit Verstand gelesen hat, der kann der größten Bedienung vorstehen, ja ein ganzes Land regieren.

Antonius. Ja, Meister, wenn ich mich aufs Lesen lege, so versäume ich ja aber mein Handwerk.

Hermann. Ich sage Euch, Monsieur, ich denke auch nicht bei der Kanngießerei zu bleiben, ja ich hätte sie schon längst aufgeben sollen. Schon hundert brave Männer in der Stadt haben mir gesagt: Hermann von Bremen, Ihr solltet auch etwas Anderes sein. Ja, das ist erst gestern gewesen, daß ein Bürgermeister vor versammeltem Rath hat diese Worte fallen lassen: Hermann von Bremen könnte auch noch zu andern Dingen taugen als zum Kanngießer; das ist ein Mann, der geht sogar manchem von uns Rathsherren vor. Daraus könnt Ihr nun schließen, daß ich nicht als Kanngießer sterben werde. Möchte darum gern Einen zum Schwiegersohn haben, der sich auf Staatssachen legt, sintemal ich hoffe, daß wir mit der Zeit alle Beide in den Rath kommen, er sowol wie ich. Wollt Ihr nun mit dem Politischen Nachtisch anfangen, so will ich Euch jeden Samstag Abend examiniren, wie weit Ihr avancirt seid.

Antonius. Nein wahrhaftig, das thue ich nicht; ich bin zu alt, um noch einmal in die Schule zu gehen.

Hermann. Ja so seid Ihr auch nicht geschaffen, mein Schwiegersohn zu sein. Adieu. (Ab.)

Fünfte Scene.

Geste. Antonius. Nachher zwei Knaben.

Geste. Das ist was Schreckliches mit meinem Manne, daß er nie mehr in der Werkstatt ist und sich um seine Arbeit beküm-

mert; ich wollte noch etwas zugeben, wenn ich nur wüßte, was er eigentlich treibt. Aber sieh da, Monsieur Antonius, geht Er hier allein? Will Er nicht hereinkommen?

Antonius. Nein, ich danke, Frau Meisterin, dazu bin ich zu gering.

Geske. Ei, was sind denn das für Redensarten?

Antonius. Euer Mann hat politische Einfälle gekriegt und wird nächstens mit einem Burgemeister niederkommen. Handwerksleute, wie ich und meinesgleichen, verachtet er, er dünkt sich klüger als ein Notarius Politikus.

Geske. Der Narr, der Thor! Wollt Ihr Euch an den kehren? Ich glaube eher, er wird noch einmal ein Lump und muß sich sein Brod noch zusammen betteln, als daß er Burgemeister wird. Wertheſter Antonius, Ihr müßt Euch nicht um ihn kümmern und müßt die Liebe nicht aufgeben, die Ihr für meine Tochter hegt.

Antonius. Von Bremen schwört darauf, daß Niemand sie haben soll, der nicht ein Politikus ist.

Geske. Und ich drehe ihr lieber den Hals um, als daß sie einen Politikus kriegt. In alten guten Zeiten war das ja ein Spitzbube, ein Politikus.

Antonius. Ich für meinen Theil werde auf keinen Fall einer, ich werde mich redlich nähren von meiner Stellmacherei. Bei der hat mein seliger Vater sein Brod gehabt, und mich soll sie, hoffe ich, ebenfalls ernähren. Da kommt ein Junge, der will gewiß mit Euch sprechen.

(Ein **Knabe** kommt.)

Geske. Was wollt Ihr, mein Kind?

Der Knabe. Ich wollte gern mit Meister Hermann sprechen.

Geske. Er ist nicht zu Hause; könnt Ihr's nicht mir sagen?

Der Knabe. Meine Madame läßt fragen, ob die Schüssel noch nicht fertig wäre, die sie vor drei Wochen bestellt hat; wir haben schon zwanzigmal darum geschickt, werden aber immer mit leeren Redensarten hingehalten.

Geske. Bittet Eure Madame, mein Sohn, sie soll nicht böse sein, die Schüssel wird gewiß morgen fertig. (Der Knabe geht.)

Ein zweiter Knabe. Ich soll ein- für allemal fragen, ob die Teller noch nicht fertig sind; die könnten gemacht und wieder verbraucht sein, so lange sind sie bestellt. Meine Madame schwört darauf, daß Ihr sobald keine Arbeit wieder von uns kriegen sollt.

Geske. Hör', mein Herzenskind, wenn Ihr mal wieder was bestellt, so bestellt es bei mir; mein Mann hat seit einiger Zeit Raupen im Kopf, es hilft nichts, wenn man dem auch von Geschäften spricht. Glaubt meinem Wort, die Teller sollen zum Sonnabend fertig sein; adieu. (Der Knabe geht.) Da seht Ihr nun, mein guter Antonius, wie das bei uns zugeht; wir verlieren durch meines Mannes Versäumniß eine Arbeit nach der andern.

Antonius. Ist er denn gar nicht mehr zu Hause?

Geske. Selten, und wenn er zu Hause ist, baut er Schlösser in die Luft und hat keine Gedanken zur Arbeit. Ich verlange ja nichts weiter von ihm, als daß er ein bischen Acht auf die Leute gibt; denn was er selber macht, das müssen die Gesellen doch wieder umarbeiten. Sieh, da ist Heinrich, der kann bezeugen, was ich sage.

Sechste Scene.

Heinrich. Geske. Antonius.

Heinrich. Draußen ist ein Mann, Frau Meisterin, der will Geld haben für acht Tonnen Kohlen, die wir gestern gekriegt haben.

Geske. Ja, wo soll ich Geld herkriegen? Er muß warten, bis mein Mann nach Hause kommt. Kannst Du mir nicht sagen, was mein Mann nur so Tag für Tag vorhat?

Heinrich. Wenn die Frau Meisterin reinen Mund halten will, kann ich ihr das schon sagen.

Geske. Auf mein Wort, Heinrich, ich verrathe Dich nicht.

Heinrich. Da wird alle Tage ein Collegium gehalten, das nennen sie Collegium polimiticum; da kommen sie über zwölf Mann hoch zusammen und schwatzen von Staatssachen.

Geſke. Wo wird die Verſammlung gehalten?

Heinrich. Die Frau Meiſterin muß nicht ſagen die Verſammlung, es heißt Collegium.

Geſke. Wo wird alſo das Collegium gehalten?

Heinrich. Das wird abwechſelnd gehalten, bald beim Einen, bald beim Andern, und heut (aber kein Wort nachſagen!) ſoll es hier bei uns gehalten werden.

Geſke. Haha, nun begreife ich, warum er mir heut ſo ſehr zuredete, ich möchte doch Schmidts Annecke beſuchen.

Heinrich. Die Frau Meiſterin kann ja immer gehen, aber raſch wiederkommen und ſie überrumpeln. Geſtern wurde ſelbiges Collegium bei Jens Bierzapfer gehalten, da ſah ich ſie alle um einen Tiſch ſitzen und unſer Meiſter ſaß obenan.

Geſke. Kannteſt Du einige von ihnen?

Heinrich. Ja, freilich, ich kenne ſie allzuſammen, laß mal ſehen: unſer Meiſter und der Wirth vom Hauſe waren zwei, Franz Perrückenmacher drei, Chriſtopher Maler vier, Gilbert Tapetenwirker fünf, Chriſtian Färber ſechs, Geert Kürſchner ſieben, Henning Brauer acht, Siebert Thorſchreiber neun, Niels Schreibemeiſter zehn, David Schulmeiſter eilf und Richard Bürſtenbinder zwölf.

Antonius. Das ſind mir alle juſt die richtigen Kerle, um von Staatsſachen zu ſprechen. Hörtet Ihr nicht, was ſie ſprachen?

Heinrich. Hören that ich es ſchon, aber ich verſtand nur nicht viel davon. Da hörte ich, daß ſie Kaiſer, Könige und Kurfürſten ab- und Andere an ihre Stelle ſetzten. Nun ſprachen ſie von Zoll, nun von Acciſe und Conſumtion, jetzt von untauglichen Leuten, die im Rathe wären, jetzt von Hamburgs Aufnahme und Verbeſſerung des Handels; nun ſchlugen ſie Bücher nach, nun guckten ſie in die Landkarte. Richard Bürſtenbinder ſaß mit einem Zahnſtocher in der Hand, ich denke mir, er wird wol Sekretär in dieſem Rath geweſen ſein.

Antonius. Ha, ha, ha, das erſte Mal, das ich ihm begegne, grüß' ich ihn meiner Treu: guten Tag, Herr Sekretär.

Heinrich. Ja, aber nur nichts nachſagen! Der Henker laſſe

sich mit solchem Volk ein, das Könige und Fürsten absetzen kann, ja selbst Bürgermeister und Rath.

Geske. Sprach mein Mann auch mit?

Heinrich. Nicht viel, er sitzt blos und grübelt nach und schnupft Tabak, während die Andern sprechen, und wenn sie ausgesprochen haben, gibt er die Entscheidung.

Geske. Kannte er Dich denn nicht?

Heinrich. Er sah mich nicht, ich war in einer andern Stube. Aber wenn er mich auch gesehen hätte, so hätte ihm seine Erhabenheit nicht erlaubt, mich zu kennen; er machte ein Gesicht wie ein Kreisoberst, wie der oberste Bürgermeister, wenn er einem Minister Audienz gibt. Sowie das Volk ins Collegium kommt, so kriegt das wie einen Nebel vor die Augen, so daß sie nichts mehr sehen, selbst nicht ihre besten Freunde.

Geske. Ach ich armes Weib! Der Mann stürzt uns noch gewiß ins Unglück, wenn Bürgermeister und Rath das erfahren, daß der sitzt und die Stadt reformirt; die guten Leute hier in Hamburg wollen keine Reformen haben. Gib nur Acht, ob wir nicht Wache vor's Haus kriegen, eh' wir noch ein Wort davon wissen, und mein guter Hermann von Bremen wird abgeschleppt ins Gefängniß.

Heinrich. Das kann leicht geschehen, der Rath war nie so mächtig als jetzt, seit die Kreistruppen aus Hamburg verlegt sind; die ganze Bürgerschaft würde nicht im Stande sein, ihn zu schützen.

Antonius. Dummes Zeug, solche Kerle sind ja nur zum Lachen; was weiß ein Kanngießer, ein Maler oder Bürstenbinder von Staatssachen? Statt sich davor zu ängstigen, wird der Rath sich blos darüber amüsiren.

Geske. Ich will doch sehen, ob ich ihn nicht überrumpeln kann. Laßt uns so lange hineingehen.

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Hermann. Heinrich. Später das Collegium politicum.

Hermann. Nu mach' alles fertig, Heinrich! Kannen und Pfeifen auf den Tisch! Gleich werden sie da sein!

(Heinrich macht alles fertig. Einer kommt nach dem Andern; sie setzen sich um den Tisch und Hermann von Bremen setzt sich obenan.)

Hermann. Guten Tag allerseits, Ihr wackern Männer! Wo blieben wir das letzte Mal stehen?

Richard der Bürstenbinder. Bei der deutschen Frage.

Geert der Kürschner. Richtig, jetzt erinnere ich mich. Auf dem nächsten Reichstag wird sich das schon alles geben. Wenn es nur erst so weit wäre! Dem Kurfürsten von Mainz wollte ich schon was ins Ohr sagen, wofür er mir Dank wissen sollte. Die guten Leute wissen nur nicht, worin Deutschlands wahres Interesse besteht. Wo hat man je von einer kaiserlichen Residenzstadt gehört, wie Wien, ohne Flotte oder doch wenigstens ohne Galeeren? Eine Kriegsflotte zur Vertheidigung des Reichs könnten sie ja wol halten, es gibt ja doch Kriegssteuern genug und Römermonate dazu. Da seh' mal einer den Türken an, ob der nicht klüger ist! Wir können nie besser Krieg führen lernen als von ihm. Da sind ja Wälder die Menge in Oestreich und Prag, wenn man sie nur benutzen wollte, zu Schiffen und Masten. Hätten wir eine Flotte in Oestreich oder Prag, da würde wol weder Türke noch Franzmann mehr dran denken, Wien zu belagern, und wir könnten direkt auf Konstantinopel gehen. Aber an so was denkt Keiner.

Siebert der Thorſchreiber. Nein, keine Menſchenſeele weit und breit. Unſere Vorfahren verſtanden die Sache beſſer. Es kommt alles auf die Einrichtung an. Deutſchland iſt jetzt nicht größer, als es vor dieſem war, da wir uns nicht allein rühmlich gegen alle unſere Nachbarn vertheidigten, ſondern auch ganze Stücke von Frankreich abriſſen und Paris belagerten, ſowohl zu Lande als zu Waſſer.

Franz der Meſſerſchmied. Aber Paris iſt ja keine Seeſtadt.

Siebert. Dann muß ich meine Landkarte ſchlecht verſtehen. Ich weiß ganz wohl, wo Paris liegt; hier liegt ja England, genau hier, wo ich meinen Finger halte. Hier läuft die Canalie, hier liegt Bordeus und hier Paris.

Franz. Nein Bruder, hier liegt ja Deutſchland, und hier gleich daneben iſt Frankreich, das mit Deutſchland zuſammenhängt, ergo kann ja Paris keine Seeſtadt ſein.

Siebert. Iſt denn da kein Meer bei Frankreich?

Franz. Keine Spur; ein Franzoſe, der nicht außer Landes gereiſt iſt, weiß nicht, weder was ein Schiff, noch was ein Boot iſt. Fragt nur Meiſter Hermann; iſt das nicht, wie ich ſage, Meiſter Hermann?

Hermann. Ich werde den Streit gleich entſcheiden. Heinrich, reich' mal die Landkarte von Europa her! Dankwarths Landkarte.

Der Wirth. Hier iſt eine, aber ſie iſt etwas zerriſſen.

Hermann. Das hat nichts zu ſagen, ich weiß recht gut, wo Paris liegt, ich will die Landkarte blos haben, um die Andern zu überführen. Seht Ihr nun, Siebert, hier liegt Deutſchland —

Siebert. Das iſt ſchon recht, ich ſehe es am Donauſtrom, der hier fließt.

(Indem er auf die Donau weiſt, ſtößt er mit dem Ellbogen den Krug um, ſo daß das Bier über die Karte fließt.)

Der Wirth. Der Donauſtrom fließt etwas zu ſtark!

(Alle lachen: Ho, ha, ha.)

Hermann. Hört, liebe Männer, wir ſprechen ſo viel von fremden Angelegenheiten, laßt uns auch etwas von Hamburg

reden. Das ist eine Materie, die kann uns noch genug zu schaffen machen. Ich habe darüber nachgedacht, woher das wol kommt, daß wir keine Niederlassungen in Indien besitzen, sondern die Waare aus zweiter Hand kaufen. Das ist eine Sache, die Bürgermeister und Rath wohl erwägen sollten.

Richard. Sprich nicht von Bürgermeister und Rath; wenn wir warten wollen, bis die das erwägen, können wir lange warten. Hier in Hamburg macht sich ein Bürgermeister allein damit berühmt, daß er eine löbliche Bürgerschaft tyrannisirt.

Hermann. Ich meine, Ihr guten Männer, es wäre noch nicht zu spät. Denn warum sollte der König von Indien nicht uns so gut den Handel gönnen wie den Holländern, die doch nichts weiter auszuführen haben, als Käse und Butter, was noch dazu gewöhnlich unterwegs verdirbt? Wir thäten, mein' ich, wohl, wenn wir dem Rath eine Vorstellung darüber eingäben; wie viel sind wir hier bei einander?

Der Wirth. Wir sind nur sechs, die andern Sechs, glaub' ich, kommen nicht mehr.

Hermann. Das ist auch genug; was ist Eure Meinung, Herr Wirth? Laßt uns zur Abstimmung schreiten.

Der Wirth. Ich bin nicht ganz für den Vorschlag; solche Reisen entfernen viel brave Leute aus der Stadt, an denen ich täglich meinen Schilling verdiene.

Siebert. Ich halte dafür, man muß mehr auf das allgemeine Beste sehen, als auf sein eigenes Interesse, und darum scheint mir Meister Hermanns Vorschlag der vorzüglichste, der seit Langem gemacht ist. Je mehr Handel wir treiben, je mehr florirt ja die Stadt; je mehr Schiffe ankommen, je besser ist es ja für uns kleine Beamte. Doch das Letztere ist nicht der eigentliche Grund, weshalb ich dem Vorschlage beistimme, sondern allein der Nutzen und die Wohlfahrt der Stadt treibt mich dazu, ihn zu recommandiren.

Geert. Ich kann diesem Vorschlage durchaus nicht zustimmen, vielmehr rathe ich zur Errichtung einer Compagnie in Grönland und der Davidsstraße, das ist ein Handel, der der Stadt viel nützlicher und besser ist.

Franz. Geert ſcheint mir mit ſeinem Votum mehr auf ſeinen eigenen Nutzen zu ſehen als aufs Beſte der Republik. Denn wer nach Indien reiſen will, braucht den Kürſchner freilich nicht ſo nöthig, als zu einer Reiſe nach dem Norden. Ich für meine Perſon halte dafür, daß der Handel mit Indien allen andern an Wichtigkeit vorgeht. Denn in Indien kann man nicht ſelten für ein Meſſer, eine Gabel oder Scheere von den Wilden einen Klumpen Gold kriegen von demſelben Gewicht. Wir müſſen es nur ſo einrichten, daß die Vorſtellung, die wir beim Rath einreichen, nicht nach Eigennutz riecht; denn ſonſt kommen wir damit nicht durch.

Richard. Ich bin derſelben Meinung wie Niels der Schreiber.

Hermann. Du votirſt wie ein Bürſtenbinder: Niels der Schreiber iſt ja gar nicht hier. Aber was will das Weibsſtück hier? Das iſt wahrhaftig meine Frau!

Zweite Scene.

Geſte. Das Collegium politicum.

Geſte. Seid Ihr hier, Ihr Herumtreiber? Es wäre wahrhaftig beſſer, Ihr arbeitetet oder zum wenigſten Ihr gäbt Acht auf die Leute; durch Eure Verſäumniß verlieren wir eine Arbeit nach der andern.

Hermann. Nur ſtille, Frau, Du wirſt Burgemeiſterin, eh' Du ein Wort davon weißt. Denkſt Du, ich gehe blos zum Zeitvertreib aus? Ja richtig, ich habe zehnmal mehr Arbeit als alle Uebrigen im Hauſe: Ihr Andern arbeitet blos mit den Händen, aber ich mit dem Kopfe.

Geſte. Das thun die Verrückten alle, die bauen wie Ihr Schlöſſer in die Luft und füllen ſich den Kopf an mit Thorheiten und Narrenspoſſen und denken Wunder, was ſie thun, während es doch in Wahrheit nichts iſt.

Geert der Kürſchner. Wär' das meine Frau, die ſollte das nicht zum zweiten Mal ſagen.

Hermann. Ei Geert, auf so was muß ein Politikus nicht achten. Ein oder zwei Jahre früher hätte ich meiner Frau für solche Redensarten den Buckel durchgeschmiert; seit ich aber angefangen habe, mich in politischen Büchern umzuthun, habe ich gelernt, so was zu verachten. Qui nescit simulare, nescit regnare, sagt ein alter Politikus, und der war nicht auf den Kopf gefallen, ich glaube, er hieß Agrippa oder Albertus Magnus. Denn das ist die Grundlage aller Politik in der Welt; wer nicht im Stande ist, ein böses Wort von einem hitzigen und thörichten Weibe zu hören, der taugt zu keiner höheren Verrichtung. Kaltblütigkeit ist die allergrößte Tugend, der Edelstein, der Regenten und Obrigkeiten am meisten schmückt. Darum halte ich dafür, daß keiner hier in der Stadt in den Rath kommen sollte, bevor er nicht Proben abgelegt hat von seiner Kaltblütigkeit und hat sehen lassen, wie er Scheltworte, Püffe und Ohrfeigen vertragen kann. Von Natur bin ich hitzig, aber ich studire darauf, meine Natur zu überwinden. Ich habe eine Geschichte gelesen in einem Buche, betitelt „Der politische Stockfisch", daß, wenn einer vom Zorn bewältigt wird, so soll er nur bis zehn zählen, unterdessen geht der Zorn vorüber.

Geert. Das könnte mir nicht helfen, und wenn ich bis hundert zählte.

Hermann. Ja so taugt Ihr auch blos zum Subalternen. Heinrich, gib meiner Frau einen Krug Bier von dem kleinen Tisch.

Geste. Ei, Du Schlingel, denkst Du, ich bin hierher gekommen, zu trinken?

Hermann. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn. Nun ist es schon vorüber. Höre, Mutter, Du mußt Deinen Mann nicht so grob anfahren, das klingt ja, als wäre es böse gemeint.

Geste. Ist's etwa weniger böse, zu betteln? Soll eine Frau nicht zanken, wenn sie solchen Herumtreiber zum Manne hat, der so seine Wirthschaft versäumt und Frau und Kinder Noth leiden läßt?

Hermann. Heinrich, gieb ihr ein Glas Branntwein, sie hat sich ereifert.

Geske. Heinrich, gieb meinem Mann, dem Schlingel, ein paar Ohrfeigen.

Heinrich. Das thut Ihr nur selber, für solche Commission bedanke ich mich.

Geske. Na, dann thu' ich es selbst. (Giebt ihm Ohrfeigen.)

Hermann. Eins, zwei, drei, vier, fünf (bis zwanzig). (Er thut, als ob er wieder schlagen will, fängt aber aufs neue an, bis zwanzig zu zählen.) Wär' ich nicht ein Politikus, so sollte Dich das Donnerwetter regieren!

Geert. Wollt Ihr Eure Frau nicht im Zaum halten, so thue ich es. Marsch, fort! Hinaus!

(Geske wird herausgebracht und schilt draußen weiter.)

Dritte Scene.

Das Collegium politicum. **Heinrich.**

Geert. Ich werde sie lehren, sich ein andermal hübsch zu Hause zu halten. Das bekenne ich: wenn das politisch ist, sich von seiner Frau an den Haaren ziehen zu lassen, so werde ich mein Lebtag kein Politikus.

Hermann. Ach, ach! Qui nescit simulare, nescit regnare; das ist leicht gesagt, aber schwer gethan. Ich gebe zu, es war eine große Schmach, die mir meine Frau gethan hat, ja ich glaube, ich laufe ihr nach und prügle sie noch auf der Straße durch .... Doch — eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn, vierzehn, funfzehn, sechzehn, siebzehn, achtzehn, neunzehn. Nun ist das gut, nun laßt uns von was Anderem sprechen.

Franz. Das Weibsvolk hat hier in Hamburg zu viel zu sagen.

Geert. Ja, das ist gewiß; ich habe schon oft daran gedacht, in der Beziehung einen Vorschlag zu machen. Es hat nur seine

Schwierigkeiten, sich mit den Weibern in Streit einzulassen. Uebrigens ist der Vorschlag selbst ganz gut.

Hermann. Worin besteht der Vorschlag?

Geert. Es sind nur wenige Artikel. Erstens wollt' ich, daß die Ehecontracte nicht auf ewig gemacht würden, sondern blos auf gewisse Jahre, so daß, wenn ein Mann mit seiner Frau nicht zufrieden ist, er mit einer andern contrahiren kann; doch müßte er verpflichtet sein, ihr ein Vierteljahr vor dem Ziehtag aufzusagen, und der Ziehtag müßte Ostern oder Michaelis sein. Ist er jedoch mit ihr zufrieden, so kann der Contract verlängert werden. Würde solch ein Gesetz gemacht, so fände sich, glaubt mir, in ganz Hamburg nicht Ein böses Weib, sondern jede würde sich die größte Mühe geben und würde dem Mann um der Bart gehen, um den Contract verlängert zu kriegen. Was meint Ihr, lieben Leute, zu dem Artikel? Franz, Du schmunzelst so schalkhaft, Du hast gewiß etwas einzuwenden, laß uns hören.

Franz. Aber könnte eine Frau nicht mitunter ihre Rechnung dabei finden, von ihrem Manne geschieden zu werden, wenn der sie nun schlecht behandelt oder ein Herumtreiber ist, der blos ißt und trinkt und nicht arbeiten will, Frau und Kinder zu ernähren? Oder sie kriegte Lust zu einem Andern und machte es dem Manne so bunt, daß er sie gegen seinen Willen müßte laufen lassen? Nach meinem Dafürhalten könnten daraus große Ungelegenheiten entstehen; man hat ja noch Mittel, eine Frau zu zwingen. Wollte Jeder, wie Ihr, Meister Hermann, wenn er eine Ohrfeige kriegt, sich damit zufrieden geben, daß er bis zwanzig zählt, so würden wir einen Haufen schöner Weiber zusammenkriegen. Nach meinem unvorgreiflichen Dafürhalten ist das beste Mittel, wenn eine Frau kopfdämlich wird, daß der Mann ihr droht, allein zu schlafen und nicht ins Bett zu ihr zu kommen, bis sie sich bessert.

Geert. Das könnte ich nicht halten; den meisten Männern würde das ebenso schwer fallen, als den Frauen.

Franz. So kann der Mann ja extra gehen.

Geert. So kann die Frau ja auch extra gehen.

Franz. Aber, Geert, laß uns die übrigen Artikel hören.

Geert. Ja, da seht zu, ob ich das thue! Du willst doch vermuthlich blos Deinen Spott treiben; kein Ding ist so gut, daß sich nicht etwas dagegen einwenden läßt.

Hermann. Laßt uns denn von was Anderem sprechen; wer uns hörte, müßte denken, wir hielten Consistorium oder Ehegericht. Letzte Nacht, als ich nicht schlafen konnte, dachte ich darüber nach, wie wol die Regierung von Hamburg am besten eingerichtet würde, so daß gewisse Familien, die heutzutage gleichsam als Bürgermeister und Rathsherren zur Welt kommen, von den höchsten Aemtern ausgeschlossen und eine vollkommene Freiheit hergestellt würde. Ich dächte, man sollte die Bürgermeister abwechselnd jetzt aus dem einen Gewerk nehmen und jetzt aus dem andern, so nähme die sämmtliche Bürgerschaft an der Regierung Theil, und alle Stände kämen in Flor. Denn zum Exempel, wenn ein Goldschmied Bürgermeister würde, so sähe er auf das Interesse der Goldschmiede, ein Schneider auf das Aufblühen der Schneider, ein Kanngießer auf das der Kanngießer, und keiner sollte länger Bürgermeister sein, als einen Monat, damit nicht ein Gewerk mehr in Flor käme als das andere. Erst wenn die Regierung so eingerichtet würde, würden wir mit Recht ein freies Volk heißen.

Alle. Der Vorschlag ist herrlich, Meister Hermann, Ihr sprecht wie ein Salomo.

Franz. Der Vorschlag ist wohl gut. Nur ...

Geert. Du kommst immer mit Deinem Nur, ich glaube, Du bist ein geborener Nurenberger.

Hermann. Laß ihn nur seine Meinung sagen. Was willst Du sagen, was meinst Du mit Deinem Nur?

Franz. Ich denke, ob das nicht sehr schwierig sein sollte, in jedem Gewerk einen guten Bürgermeister zu finden. An Meister Hermann ist nichts auszusetzen, der hat seine Studien gemacht; aber wenn er todt ist, wo finden wir gleich einen andern Kanngießer, der zu solchem Amte tauglich ist? Denn wenn die Republik einmal einen Knacks weg hat, so ist das nicht so leicht, sie wieder auszubessern, als wenn man einen Teller oder eine Kanne umgießt, wenn sie verdorben sind.

Geert. Ach Bagatell, tüchtige Männer finden sich genug, auch unter den Handwerksleuten.

Hermann. Höre, Franz, Du bist noch ein junger Mann und darum kannst Du noch nicht so tief in die Sachen eindringen wie die Andern, obschon ich merke, Du hast einen guten Kopf und mit der Zeit kann was aus Dir werden. Ich will Dir nur in Kürze beweisen, daß diese Instanz keinen Grund hat, blos an unsern eigenen Personen. Wir sind in diesem Verein über zwölf Personen, lauter Handwerksleute, und doch kann Jeder von uns hundert Fehler bemerken, welche im Rath begangen werden. Stelle Dir nun vor, daß Einer von uns Bürgermeister würde und änderte die Fehler, die wir so oft besprochen haben und die der Rath nicht sehen kann, meinst Du wol wirklich, daß die Stadt Hamburg bei solchem Bürgermeister Schaden hätte? Wenn es Euch denn also gut dünkt, Ihr lieben Herren, will ich den Vorschlag eingeben.

Alle. Ja gewiß.

Hermann. Aber nun genug von der Materie; die Zeit geht hin und wir haben noch keine Zeitungen gelesen. Heinrich, reich mal die neueste Zeitung her!

Heinrich. Hier ist die neueste Zeitung.

Hermann. Gieb sie an Richard den Bürstenbinder, der pflegt zu lesen.

Richard. Man schreibt aus dem Hauptquartier am Rhein, daß man Recruten erwartet.

Hermann. Ei, das hat man schon zwölfmal hintereinander geschrieben; setz' über den Rhein! Ich muß mich jedesmal ärgern, so oft ich von der Sache höre. Was schreibt man aus Italien?

Richard. Aus Italien schreibt man, daß Prinz Eugenius mit seinem Lager aufgebrochen ist, den Fluß Padus passirt und alle Festungen vorbeigegangen ist, um die feindliche Armee zu überrumpeln, die infolge dessen in größter Eile sich vier Meilen rückwärts retirirt hat; Duc de Vendôme sengt und brennt auf der Retirade überall im eigenen Lande.

Hermann. Ach, ach, seine Durchlauchtigkeit sind mit Blindheit geschlagen, das kostet uns den Hals. Nicht mehr vier Schillinge gebe ich für die ganze Armee in Italien.

Geert. Im Gegentheil, ich halte dafür, daß der Prinz Recht gethan hat. Das ist von jeher mein Vorschlag gewesen; habe ich nicht erst neulich gesagt, Franz Messerschmied, daß man es so machen müßte?

Franz. Nein, ich weiß nichts davon.

Geert. Ja wahrhaftig, ich hab's hundertmal gesagt, wozu soll die Armee da liegen und lungern? Der Prinz hat meiner Treu Recht gethan, das will ich verantworten gegen wen es sei.

Hermann. Heinrich, gieb mir ein Glas Branntwein. Ich kann darauf schwören, Ihr Herren, es ist mir ganz schwarz vor den Augen geworden, wie ich diese Nachricht hörte. Eure Gesundheit, Messieurs! Nun das bekenn' ich, das ist ein Hauptversehen, die Festungen vorbeizugehen.

Siebert. Hätte ich die Armee zu commandiren gehabt, ich hätt' es meiner Treu ebenso gemacht.

Franz. Ja richtig, dahin wird's auch noch kommen, daß man Thorschreiber zu Generalen macht.

Siebert. Du brauchst nicht zu spotten, ich würde meine Sache so gut machen wie ein Anderer.

Geert. Darin hat Siebert Recht, meiner Treu, daß der Prinz wohlgethan hat, geradewegs auf den Feind loszugehen.

Hermann. Ei mein guter Geert, Ihr seid gar zu altklug, Ihr habt noch Manches zu lernen.

Geert. Aber von Franz Messerschmied lern' ich das nicht.

(Sie gerathen in einen heftigen Zank, nehmen einander das Wort vorm Munde weg, stehen von den Stühlen auf, drohen und lärmen.)

Hermann (schlägt auf den Tisch, laut rufend). Stille, stille, Ihr Herren! Laßt uns nicht mehr davon reden, Jeder kann seine Meinung behalten. Hört, Ihr Herren, gebt doch Friede! Meint Ihr wirklich, daß Duc de Vendôme aus Furcht retirirt und das Land verwüstet hat? Nein, der Kerl hat Alexander

Magnuſen ſeine Chronik geleſen, der machte es ebenſo, als Darius ihn verfolgte, und hat dadurch einen Sieg davon getragen, ſo groß wie der, den wir bei Hochſtädt gewonnen.

Heinrich. Eben hat die Uhr auf dem Poſthof Zwölf geſchlagen.

Hermann. So müſſen wir denn gehen.

(Gehen ab. Unterwegs zanken und ſtreiten ſie ſich noch über das Frühere.)

Dritter Act.

Erſte Scene.

Abrahams. Sanderus. Chriſtoph. Johann.

Abrahams. Nun will ich Euch ein Abenteuer erzählen, das wird die ganze Stadt amüſiren. Wißt Ihr, was ich mir mit vier, fünf vornehmen Leuten ausgedacht habe?

Sanderus. Nein, das weiß ich nicht.

Abrahams. Kennt Ihr nicht Hermann von Bremen?

Sanderus. Das iſt ja der Kanngießer, der ſolch ein großer Politikus iſt, er wohnt in dieſem Hauſe.

Abrahams. Eben der. Neulich war ich in Geſellſchaft mit Einigen vom Rathe, die ſich ſehr über den Kerl ereiferten, daß er im Wirthshaus ſo dreiſte Reden gegen die Regierung führt und Alles reformiren will. Sie hielten für zweckmäßig, Spione auszuſchicken, damit man Zeugen für ſeine Reden habe und ihn beſtrafen könne, Andern zum Exempel.

Sanderus. Das wäre allerdings zu wünſchen, daß ſolche Kerle einmal beſtraft würden. Die ſitzen hinterm Bierkrug und kritiſiren dabei Könige, Fürſten, Obrigkeiten und Generale, daß es wahrhaft ſchrecklich iſt zu hören. Auch iſt es nicht ohne Gefahr; denn der gemeine Mann hat nicht den Verſtand und ſieht nicht ein, wie ungereimt das iſt, daß ein Kanngießer, Hutmacher oder Bürſtenbinder mit dem geringſten Grund ſoll von ſolchen Sachen ſprechen und Dinge ſehen können, die der ganze Rath nicht ſehen kann.

Abrahams. Das iſt gewiß. Ein ſolcher Kanngießer refor-

mirt Euch das ganze römiſche Reich, während er einen Teller gießt; er iſt beides auf einmal, Landflicker und Kannenflicker. Aber das Vorhaben der Rathsherren behagt mir doch nicht; ſolche Leute beſtrafen oder arretiren, erregt nur Unzufriedenheit im Publikum und verhilft ſolchen Narren nur zu größerem Anſehen. Meine Meinung war daher, wir ſollten lieber eine Komödie mit ihm ſpielen, die würde wol größere Wirkung haben.

Sanderus. Worin ſoll ſie beſtehen?

Abrahams. Darin, daß wir ihm Deputirte ſchicken, als kämen ſie vom Rath, um ihm Glück zu wünſchen zum Bürgermeiſter, und ihm dabei noch andere närriſche Dinge aufzureden; da wird ſich zeigen, in welche Noth er geräth, und er ſelbſt wird dahinter kommen, welch ein großer Unterſchied das iſt, über einen Gegenſtand raiſonniren und ihn verſtehen.

Sanderus. Aber was wird daraus folgen?

Abrahams. Daraus wird folgen entweder, daß er aus Deſperation aus der Stadt läuft, oder daß er demüthigſt um ſeinen Abſchied bittet und ſeine Untüchtigkeit zugeſteht. Ich bin blos deshalb zu Monſieur Sanderus gekommen, um mir ſeine Hülfe bei Ausführung dieſer Intrigue zu erbitten, da ich ja weiß, daß er für ſo etwas paßt.

Sanderus. Die Sache läßt ſich hören; wir wollen ſelbſt die Deputirten machen und gleich zu ihm gehen.

Abrahams. Hier iſt ja ſein Haus. Johann oder Chriſtoph klopft mal an und ſagt, es wären zwei Rathsherren draußen, die wollten mit Hermann von Bremen ſprechen.

(Sie klopfen an.)

Zweite Scene.

Hermann. Abrahams. Sanderus. Johann. Chriſtoph.

Hermann. Mit wem wollt Ihr ſprechen?

Johann. Hier ſind zwei Rathsherren, die wollten gern die Ehre haben Ihm aufzuwarten.

Hermann. Element, was iſt das? Ich ſeh' ja ſo dreckig aus wie ein Schwein.

Abrahams. Unterthänigſter Diener, wohlgeborner Herr Burgemeiſter! Wir ſind vom Rath hieher geſchickt, um Ihm zu gratuliren zur Burgemeiſterſchaft hier in der Stadt. Denn der Rath hat mehr auf Seine Meriten als auf Seinen Stand und äußere Lage geſehen und hat Ihn zum Burgemeiſter gewählt.

Sanderus. Der Rath kann das nicht zugeben, daß ſolch ein weiſer Mann von ſolchen niedrigen Verrichtungen occupirt iſt und ſein großes Pfund ſo in die Erde vergräbt.

Hermann. Ihr Herren Collegä, vermeldet Einem Löblichen Rath meinen Gruß und Dank und verſichert ihn meiner Protection. Es iſt mir lieb, daß man auf dieſen Gedanken gekommen iſt, lediglich um der Stadt, nicht um meinetwillen. Denn hätte mich nach Hoheit verlangt, hätte ich längſt zur Genüge davon haben können.

Abrahams. Wohlgeborner Herr Burgemeiſter, unter ſolcher hochweiſen Obrigkeit können Rath und Bürgerſchaft nichts Anderes erwarten als die Wohlfahrt der Stadt ....

Sanderus. Und darum ſind ſo viele andere reiche und vornehme Männer übergangen worden, die ſich um den hohen Poſten beworben haben.

Hermann. Ja, ja. Na, ich hoffe, ſie ſollen ihre Wahl auch nicht bereuen.

Abrahams und Sanderus. Wir recommandiren uns ſammt und ſonders in des Herrn Burgemeiſters Gewogenheit.

Hermann. Es wird mir ein Vergnügen ſein, Wohldenſelben einen Dienſt zu erweiſen. Entſchuldigen Dieſelben, daß ich ſie nicht weiter begleite.

Sanderus. Ei, das würde ſich auch für den Herrn Burgemeiſter nicht ſchicken, weiter mitzugehen.

Hermann (ruft einen von den Bedienten). Ihr da, Kamerad, da habt Ihr was zu einer Kanne Bier.

Die Bedienten. Ach wir können das nicht annehmen, Euer Wohlgeboren.

(Sanderus, Abrahams und die Bedienten ab.)

Dritte Scene.

Hermann. Geſke.

Hermann. Geſke! Geſke!

Geſke (drinnen). Ich habe keine Zeit.

Hermann. Komm heraus, ich habe Dir was zu ſagen, was Du Dir Zeit Deines Lebens nicht haſt träumen laſſen!

Geſke (kommt heraus). Nu, was iſt denn das?

Hermann. Haſt Du Kaffe im Hauſe?

Geſke. Ach Schnack, wann brauch' ich denn Kaffe?

Hermann. Aber Du wirſt ihn von jetzt an brauchen; in einer halben Stunde kriegſt Du Viſite von ſämmtlichen Rathsfrauen.

Geſke. Ich glaube, der Mann träumt.

Hermann. Ja, ich träume ſo, daß ich uns eine Burgemeiſterei an den Hals geträumt habe!

Geſke. Hör' Mann, mach' mich nicht böſe! Du weißt, wie es Dir neulich ging.

Hermann. Haſt Du nicht zwei Herren mit ihren Bedienten geſehen, die hier vorbeigingen?

Geſke. Ja, die habe ich geſehen.

Hermann. Die waren hier und verkündigten mir im Namen des Raths, daß ich Burgemeiſter geworden bin.

Geſke. J den Teufel auch!

Hermann. Zeige nun, theure Frau, daß Du Dich von jetzt ab eines vornehmen Weſens befleißigſt und daß keine von den alten Kanngießernicken in Dir ſtecken geblieben iſt.

Geſke. Ach iſt es denn wahr, mein Herzensmann?!

Hermann. So wahr ich hier ſtehe. Gleich werden wir das ganze Haus voll Gratulationen haben und gehorſamſte Diener und Dienerinnen.

Geſke (auf den Knieen). Ach mein Herzensmann, vergieb mir, wenn ich Dir früher Unrecht gethan habe.

Hermann. Alles vergeben! Gieb Dir nur von jetzt ab Mühe, ein wenig vornehm zu werden, ſo ſoll Dir meine Gnade erhalten bleiben. Aber wo kriegen wir nur ſchnell einen Bedienten her?

Geſke. Wir nehmen ſchnell etwas von Euern Kleidungsſtücken und ziehen es dem Heinrich an, bis wir ihm eine Livree kaufen können. Aber hört, mein Herz, da Ihr nun doch Burgemeiſter geworden ſeid, ſo will ich bitten: beſtraft doch Geert den Kürſchner für den Tort, den er mir geſtern angethan hat.

Hermann. Ei meine Herzensfrau, die Frau des Burgemeiſters muß an das Unrecht nicht mehr denken, das der Frau des Kanngießers widerfahren iſt. Und nun ruf' einmal den Heinrich her.

Vierte Scene.

Geſke. Hermann. Heinrich.

Geſke. Heinrich!

Heinrich. He?

Geſke. Heinrich, ſo darfſt Du von jetzt ab nicht mehr antworten; weißt Du nicht, was uns widerfahren iſt?

Heinrich. Nein, ich weiß nichts.

Geſke. Mein Mann iſt Burgemeiſter geworden.

Heinrich. Wovon?

Geſke. Wovon? Von Hamburg!

Heinrich. I was den Henker, das iſt ja ein teufelsmäßiger Sprung für einen Kanngießer.

Hermann. Heinrich, Du mußt Dich anſtändiger ausdrücken; bedenke, daß Du jetzt Bedienter bei einem großen Manne biſt.

Heinrich. Bedienter? Na das Avancement iſt ſo groß nicht.

Hermann. Du wirſt ſchon noch avanciren, Du kannſt mit der Zeit Reutendiener werden, warte nur! Auch ſollſt Du blos auf ein paar Tage Bedienter ſein, bis ich einen andern kriege. Er muß meinen braunen Rock anziehen, mein Herzchen, bis die Livree fertig iſt.

Geſke. Aber der wird ihm zu lang ſein, fürcht' ich.

Hermann. Ja gewiß, er iſt ihm zu lang; aber in der Eile muß man ſich helfen, wie man kann.

Heinrich. Ach Herr je, der reicht mir bis an die Hacken, da ſeh' ich aus wie ein Judenprieſter.

Hermann. Höre, Heinrich —

Heinrich. Ja, Meister.

Hermann. Du Schlingel, daß Du mir nicht mehr mit solchen Titeln kommst! Von jetzt ab, wenn ich Dich rufe, sagst Du: Herr! und wenn Jemand kommt und mich sprechen will, sagst Du: Burgemeister von Bremen ist zu Hause.

Heinrich. Soll ich das sagen, einerlei ob der Herr zu Hause ist oder nicht?

Hermann. Welch ein Gewäsche! Wenn ich nicht zu Hause bin, sollst Du sagen: Herr Burgemeister von Bremenfeld ist nicht zu Hause, und wenn ich nicht zu Hause sein will, sollst Du sagen: Herr Burgemeister von Bremenfeld giebt heute keine Audienz. Hör', mein Herz, Du mußt gleich etwas Kaffe machen; Du mußt doch etwas haben, die Rathsfrauen zu tractiren, wenn sie kommen. Denn davon hängt in Zukunft unsere Reputation ab, daß man sagen kann: Burgemeister von Bremenfeld giebt guten Rath und seine Frau giebt guten Kaffe. Ich bin so in Sorge, mein Herz, daß Ihr nichts verfehlt, bevor Ihr Euch an den Stand, in den Ihr nun kommt, gewöhnt habt. Heinrich, spring' Du mal hin nach einem Theebrett und einigen Tassen, das Mädchen soll mal für vier Schillinge Kaffe holen, man kann ja immer mehr kriegen. Bis auf Weiteres, mein Herz, laßt Euch das zur Regel dienen, nicht viel zu sprechen, bis Ihr gelernt habt einen honetten Discurs zu führen. Aber Ihr müßt auch nicht zu demüthig sein, sondern haltet auf Euren Respect und arbeitet vor Allem dahin, das alte Kannegießerwesen aus dem Kopf zu kriegen; Ihr müßt Euch einbilden, als ob Ihr schon lange Jahre Frau Burgemeisterin gewesen wärt. Für die Fremden, die des Morgens kommen, muß ein Theetisch gedeckt stehen, Nachmittags ein Kaffetisch und dabei wird dann Karten gespielt. Da giebt es ein gewisses Spiel, das heißt à l'hombre, hundert Thaler wollt' ich geben, wenn Ihr und unsere Tochter Fräulein Engelke das verständet. Ihr müßt nur fleißig Acht geben, wenn Ihr Andere spielen seht, um es zu lernen. Des Morgens müßt Ihr bis neun oder halb zehn im Bette bleiben; denn das sind blos gemeine Leute, die des Sommers mit der Sonne

aufſtehen. Sonntags jedoch müßt Ihr etwas eher aufſtehen; denn an dieſem Tage beabſichtige ich zu mediciniren. Auch müßt Ihr Euch eine hübſche Schnupftabaksdoſe anſchaffen, die müßt Ihr neben Euch auf den Tiſch legen, wenn Ihr Karten ſpielt. Wenn Einer Eure Geſundheit trinkt, müßt Ihr ſagen: mon très humble serviteur, ich danke, und wenn Ihr gähnt, müßt Ihr Euch ja nicht den Mund zuhalten, das iſt bei vornehmen Leuten nicht mehr Mode. Endlich wenn Ihr in Mannsgeſellſchaft ſeid, müßt Ihr nicht zu prüde ſein, ſondern den Anſtand ein bischen bei Seite ſetzen .... Hört, ich habe noch was vergeſſen: Ihr müßt Euch auch einen Schoßhund zulegen, der Euch ſo lieb ſein muß wie Eure eigne Tochter; das iſt ebenfalls vornehm. Unſere Nachbarin Arianke hat einen hübſchen Hund, den kann ſie Euch leihen, bis wir ſelbſt einen kaufen. Dem Hunde müßt Ihr einen franzöſiſchen Namen geben, es wird mir ſchon noch einer einfallen, wenn ich nur erſt Zeit habe, darüber nachzudenken. Der muß beſtändig auf Eurem Schoße liegen, und wenn Fremde dabei ſind, müßt Ihr ihn wenigſtens ein halb Mandel mal küſſen.

Geſke. Nein, mein Herzensmann, das kann ich unmöglich thun, man kann ja nie wiſſen, wo ſo ein Hund ſich herumgewälzt hat, davon könnte man ja den Mund voll Läuſe und Flöhe kriegen.

Hermann. Ei was, kein Geſchwätz! Wollt Ihr eine Dame ſein, müßt Ihr auch Damenmanieren haben. Ueberdies kann ſolch ein Hund Euch zur Einfädelung eines Discurſes dienen; denn wenn Ihr nicht wißt, von was Ihr ſprechen ſollt, ſo könnt Ihr von den Qualitäten und Tugenden Eures Hundes erzählen. Thut nur was ich ſage, mein Herz, ich verſtehe mich auf die vornehme Welt beſſer als Ihr; ſpiegelt Euch nur an mir! Ihr ſollt ſehen, daß auch nicht die geringſte von den alten Gewohnheiten bei mir zurückbleiben ſoll. Mir ſoll es nicht gehen, wie einem gewiſſen Fleiſcher, der, als er Rathsmann geworden war, wenn er eine Seite geſchrieben hatte, und das Blatt umwenden wollte, die Feder quer in den Mund nahm, wie er ehemals mit ſeinem Fleiſchermeſſer gewohnt geweſen war. Geht jetzt nur hinein

und trefft Eure Anſtalten, ich habe noch etwas mit Heinrich allein zu ſprechen.

(Geſte geht ab.)

Fünfte Scene.

Hermann. Heinrich.

Hermann. Hör, Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter!

Hermann. Meinſt Du nicht, daß meine Erhöhung mir viel Neider machen wird?

Heinrich. Ei was, an Neider muß der Herr ſich nicht kehren! Ich wollte nur, man hätte mich auf dieſe Weiſe zum Burgemeiſter gemacht, meine Neider ſollte gewiß die Schwerenoth —

Hermann. Das Einzige, wovor mir bange iſt, ſind einige kleine Ceremonien; denn auf ſolche Lappalien ſehen die Leute mehr als auf ſolide Dinge. Hätte ich nur den erſten Tag überſtanden, wo ich meinen Einzug aufs Rathhaus halten muß, da wollt' ich ſchon zufrieden ſein. Denn was die einzelnen ſoliden Geſchäfte betrifft, die ſind ein Butterbrod für mich. Aber darauf muß ich mich vorbereiten, wie ich das erſte Mal meine Colleguſſer empfangen ſoll, um keinen Verſtoß gegen die herkömmlichen Ceremonien zu machen.

Heinrich. Ei Narrenspoſſen, Herr Burgemeiſter! Das iſt kein braver Mann, der ſich an Ceremonien kehrt. Ich für meine Perſon, wenn ich ſolchen Einzug halten müßte, thäte weiter nichts, als ich reichte den Rathsherren meine Hand zum Küſſen hin und zöge die Stirne tüchtig in Falten, und damit wollte ich ihnen denn ſchon ſchweigend zu erkennen geben, daß ein Burgemeiſter kein Krammetsvogel oder Pfannkuchen iſt.

Hermann. Allein bedenke, daß ich gleich den erſten Tag, wo ich octroyeirt werde, auch eine Oration halten muß. Nun kann ich allerdings eine Oration halten, ſo gut wie Einer in der Stadt, ja ich wollte mich obligiren, eine Predigt zu halten, und wenn das morgen ſein ſollte. Aber ſintemal ich einem ſolchen

Act noch nie beigewohnt habe, ſo weiß ich nicht ſo recht, welche Formularien man dabei zu gebrauchen pflegt.

Heinrich. Ei Herr, das ſind blos die Schulmeiſter, die ſich an Formularien binden. Ich für meine Perſon, wenn ich Burgemeiſter wäre, begnügte mich, ihnen kurz und bündig einige Worte zu ſagen, wie zum Exempel: Es ſcheint wol einigermaßen wunderlich, edle und wohlweiſe Herren vom Rath, daß ein miſerabler Kanngießer ſo in einem Augenblick zum Burgemeiſter umgegoſſen iſt ....

Hermann. Pfui, pfui, das wäre ein lumpiger Anfang.

Heinrich. Nein, das ſollte auch der Anfang gar nicht ſein, vielmehr würd' ich meine Rede ſo beginnen: Ich danke Euch, edle und hochweiſe Herren, für die Ehre, die Ihr mir angethan, indem Ihr einen armſeligen Kanngießer, wie ich bin, zum Burgemeiſter gemacht habt .....

Hermann. Kommſt Du ſchon wieder mit Deinem verfluchten Kanngießer! Auf dem Rathhaus von ſo etwas zu ſprechen, wäre unanſtändig; da muß ich thun, als wär' ich als Burgemeiſter zur Welt gekommen. Wollte ich ſolche Rede halten, würde ich blos verachtet und ausgeſpottet werden. Nein, nein, Heinrich, Du würdeſt einen ſchlechten Orator abgeben. Ein Schelm, der da ſagt, ich wäre jemals Kanngießer geweſen! Nur zum Zeitvertreib habe ich mich ein bischen mit dem Gießen abgegeben, wenn ich vom Studiren ermüdet war.

Heinrich. Und wer mir ſagt, daß ich ehemals Kanngießerjunge geweſen, iſt ebenfalls ein Schelm.

Hermann. Warum willſt Du denn, daß ich ſolche Rede halten ſoll?

Heinrich. Ei nur ein bischen Geduld, der Herr iſt gar zu hitzig. Nebenbei würd' ich ihnen auf eine höfliche Manier bemerkbar machen, daß, wenn Einer ſich darüber moquirte, daß ich früher Kanngießer geweſen, ſo ſollte den das Donnerwetter regieren. Und wenn ich bei Einem die geringſte moquante Miene bemerkte, ſo würde ich ſagen: Edle und wohlweiſe Herren, bildet Ihr Phantaſten Euch ein, daß Ihr mich zum Burgemeiſter gemacht habt, um mich zum Narren zu halten?

Und dabei würd' ich mitten in der Oration tüchtig aufs Katheder schlagen, so daß sie gleich an meiner Introductionsrede merken sollten, daß ich nicht mit mir spaßen lasse und daß sie einen Burgemeister gekriegt haben, der Haare auf den Zähnen hat. Denn wenn der Herr Burgemeister sich im Anfang unterkriegen läßt, so wird der Rath ihn allezeit für einen Schlingel halten.

Hermann. Du sprichst selbst wie ein Schlingel. Es wird mir schon noch einfallen, was für eine Rede ich halten will. Laß uns hineingehen.

(Beide ab.)

Vierter Act.

Erste Scene.

Heinrich allein, er trägt einen Rock mit Litzen, der ihm bis auf die Hacken geht und mit weißem Papier besetzt ist.

Heinrich. Ein Hundsfott will ich sein, wenn ich begreifen kann, wie der Rath auf den Einfall gekommen ist, meinen Meister zum Burgemeister zu machen. Ich sehe da keine Uebereinstimmung zwischen einem Kanngießer und solcher hohen Obrigkeit, sie müßte denn darin bestehen, daß, wie ein Kanngießer alte Teller und Schüsseln umgießt und reparirt, so auch ein guter Burgemeister durch gute Gesetze die Republik repariren kann, wenn sie in Verfall ist. Aber die guten Leute haben dabei nur außer Acht gelassen, daß mein Meister der schlechteste Kanngießer war in ganz Hamburg, und darum, wenn sie ihn aus dem Grunde gewählt haben, wird er auch der schlechteste Burgemeister sein, den wir gehabt haben. Das einzige Gute bei der Wahl ist, daß ich Rentendiener werde; das ist ein Amt, dazu hab' ich nicht bloß Neigung, sondern auch natürliche Bestimmung. Denn schon wie ich ein Kind war, freute ich mich jedesmal, wenn ich Einen in Arrest schmeißen sah. Auch ist das für Einen, der sich darein zu schicken weiß, ein ganz einträglicher Posten. Denn erstlich muß ich mir nun den Anschein geben, als ob ich recht viel bei unserm Burgemeister zu sagen habe. Haben sich die Leute den Glaubensartikel nur erst in den Kopf gesetzt, so gewinnt Heinrich dabei zum wenigsten seine hundert bis zweihundert Thaler jährlich. Die will ich aber nicht aus Habsucht nehmen, sondern blos um zu zeigen, daß ich mein Amt als Rentendiener verstehe.

Will Einer mit dem Burgemeiſter ſprechen, ſo ſag' ich, er iſt nicht zu Hauſe; ſagt er, er hat ihn am Fenſter geſehen, ſo ſchwör' ich, es iſt nicht wahr, er iſt doch nicht zu Hauſe. Die Leute in Hamburg wiſſen auf dem Fleck, was ſolch ein Schwur bedeutet; ſie drücken Heinrich einen Thaler in die Hand, und da kommt der Herr gleich nach Hauſe; iſt er unpaß, ſo wird er gleich wieder geſund; ſind Fremde bei ihm, ſo gehen ſie gleich wieder fort; liegt er zu Bett, ſteht er Augenblicks auf. Ich habe ab und zu mit vornehmen Lakaien verkehrt, ich weiß ſchon, wie das in ſolchen Häuſern zugeht. Vor dieſem, da die Leute noch dummer waren als Pferde und Eſel, da nannte man das Nefas, jetzt aber heißt es Extra, Trinkgeld oder zufällige Einnahme. Aber ſieh, da kommt Annecke, ſie weiß noch nichts von dieſer Veränderung, ſie hat noch ihren gemeinen Kanngießergang und Miene.

Zweite Scene.

Annecke. Heinrich.

Annecke. Ha, ha, ha! Nein, ſieht das Ungethüm aus! Du haſt Dir wohl eine Adrienne umgebunden?

Heinrich. Hör' Du Kanngießer-Carnallie, haſt Du noch niemals einen Lakaien in Livree geſehen? Solch gemeines Volk iſt doch meiner Treu wie das Vieh! da ſtehen ſie und gaffen Einen an, wie die Kuh das neue Thor, wenn der Menſch ſich einmal einen andern Rock angezogen hat, als geſtern.

Annecke. Nein, Spaß apart; weißt Du nicht, daß ich heut wahrſagen gelernt habe? Hier war heut ein altes Weib, das den Leuten aus der Hand las, der hab' ich ein Stück Brod gegeben, und dafür hat ſie mich die Kunſt gelehrt, den Leuten aus der Hand zu leſen, was ihnen widerfahren wird. Könnt' ich nur Deine Hand ſehen, ich wollte Dir Dein Schickſal gleich prophezeien.

Heinrich. Ja, ja, Annecke, Heinrich iſt nicht ſo dumm, wie Du denkſt; ich rieche ſchon Lunte, Du haſt einen Wink gekriegt von der Beförderung, die mir heute verſprochen ward.

Annecke. Nein, wahrlich, davon weiß ich nichts.

Heinrich. Nun seh' Einer nur, was für ein ehrbares Gesicht die machen kann! Ja gewiß, Du hast es gehört, und darum hast Du auch gut prophezeien. Nein, Heinrich ist trocken hinter den Ohren, der läßt sich nicht so leicht an der Nase führen!

Annecke. Ich kann den höchsten Eid darauf schwören, daß ich nicht das Mindeste von dem gehört habe, wovon Du sprichst.

Heinrich. Hast Du nicht eben mit der Frau Burgemeisterin gesprochen?

Annecke. Ich glaube, der Bursch ist verrückt geworden; kenne ich die Frau Burgemeisterin?

Heinrich. So hat es Dir, meiner Six, das Fräulein gesagt.

Annecke. Ei, nun hör' einmal mit den Narrheiten auf!

Heinrich. Sieh da, Annecke, da hast Du meine Hand, nun prophezeie so viel Du willst. Ich merke recht gut, daß Du einen Wink von der Sache gekriegt hast, so fremd Du Dich auch stellst. Aber das kann nichts schaden, wenn Du auch polisch bis; unser ganzes Haus muß jetzt so werden. Nun, was liest Du in meiner Hand?

Annecke. Ich lese, Heinrich, daß des Meisters Calfacter, der hinter dem Ofen hängt, heut noch auf Deinem Rücken einen lustigen Galopp tanzen wird. Ist das nicht eine Unverschämtheit, so umherzugehen und sich auszuputzen, während es im Hause so viel zu thun giebt, und dem Meister seinen Rock so zuzurichten?

Heinrich. Hör, Annecke, ich kann auch prophezeien, und zwar ohne die Hände zu sehen; ich prophezeie Dir, daß Du eine Carnallie bist, und daß Du für Dein unverschämtes Maul ein bis zwei Ohrfeigen kriegen wirst, wie es gerade kommt. Sieh, da ist die Prophezeiung gleich erfüllt!

(Giebt ihr ein paar Ohrfeigen.)

Annecke. Au, au, au, das sollen Dir theure Ohrfeigen werden!

Heinrich. Lerne Du ein andermal mehr Respect haben vor eines großen Herrn Bedienten ....

Annecke. Na wart' nur, nun kommt gleich die Frau Meisterin!

Heinrich. Vor dem erſten Bedienten des Burgemeiſters...

Annecke. Sie wird es Dir auf Deinen Rücken bezahlen!

Heinrich. Vor einem Reutendiener ....

Annecke. Ja, ja, ich ſag' es noch einmal, das ſollen Dir theure Ohrfeigen werden.

Heinrich. Vor einer Perſon, die großen Einfluß beim Burgemeiſter hat ....

Annecke. Ach, ach, mich hat noch Niemand hier im Hauſe geſchlagen!

Heinrich. Dem die ganze Bürgerſchaft noch viel Careſſen und Baſelemengs machen wird ....

Annecke. Der Burſche, glaub' ich, iſt ganz und gar verrückt. He, Frau Meiſterin, Frau Meiſterin, kommt heraus!

Heinrich. St! ſt! ſt! Du wirſt ſchön ankommen mit Deiner Frau Meiſterin! Jetzt merk' ich freilich, daß Du nicht weißt, was hier paſſirt iſt; darum will ich Dir Dein Unrecht vergeben als ein Chriſt. Der Rath hat mit Stimmenmehrheit unſern Meiſter zum Burgemeiſter gewählt und die Frau Meiſterin zur Burgemeiſterin. Engelke hat ihre Jungferſchaft verloren und iſt mit dem Fräuleinstitel begnadigt worden. Na, nun wirſt Du doch einſehen, daß ich mich nicht mehr hinſtellen kann und arbeiten? Darum geh' ich auch, wie Du ſiehſt, in Livree.

Annecke. Ei, willſt Du mich noch obendrein zum Narren halten?

Heinrich. Es iſt wie ich ſage, Annecke; ſieh, da kommt das Fräulein, ſie wird meine Worte beſtätigen.

Dritte Scene.

Engelke. Annecke. Heinrich.

Engelke. Ach, Gott helfe mir armem Mädchen, nun, ſehe ich, iſt alle Hoffnung zu Ende.

Heinrich. Ei, Fräulein, iſt das jetzt Zeit zu weinen, da Euren Eltern ſolches Glück widerfahren iſt?

Engelke. Halt' Deinen Mund, Heinrich, ich will kein Fräulein ſein.

Heinrich. Na, was wollt Ihr denn ſein? Jungfer ſeid Ihr nicht mehr, da müßt Ihr doch Fräulein ſein, das iſt ja die nächſte Stufe, auf die Eine kommt, wenn ſie ihre Jungferſchaft losgeworden iſt.

Engelke. Ich wollte lieber, ich wäre eines Bauern Tochter, ſo wär' ich doch gewiß, den kriegen zu können, an den ich einmal mein Herz verſchenkt habe.

Heinrich. Ei ſo, alſo blos darum weint das Fräulein, weil es gern heirathen will? Nun kann Sie ja vom Flecke weg heirathen, nun kriegt Sie Jeden, auf den Sie nur mit dem Finger weiſt, die halbe Stadt wird ja das Haus ſtürmen, um des Burgemeiſters Schwiegerſohn zu werden.

Engelke. Ich will keinen haben als Antonius, dem ich einmal die Ehe verſprochen habe.

Heinrich. Ei pfui, Jungfer, einen Stellmacher wollt Ihr nehmen? Mit dem könnt' ich ja nicht einmal umgehen, der ich nur Reutendiener bin.

Engelke. Halt' Du Deinen Mund, Du Tölpel! Lieber laſſ' ich das Leben, als daß ich mir einen Andern aufzwingen laſſe.

Heinrich. Nun, gebt Euch zufrieden, wohlgebornes Fräulein: wir wollen ſehen, ich und der Burgemeiſter, ob wir dem Antonius nicht zu einem Amt verhelfen können, und dann kann Sie ihn ja meinetwegen kriegen. (Annecke weint.) Worüber weinſt Du, Annecke?

Annecke. Ich weine über das Glück, das unſerm Hauſe widerfahren iſt.

Heinrich. Das iſt gewiß, Annecke, daß Du auch alle Urſache haſt Dich zu freuen. Wer Henker hätte wol gedacht, daß ſo Eine, wie Du biſt, noch einmal eine Mamſell werden ſollte?

Annecke. Und wer Henker hätte wol gedacht, daß ſolch ein Schwein, wie Du biſt, noch einmal Reutendiener werden ſollte?

Heinrich. Hört Kinderchen, für diesmal hab' ich keine Zeit mit Euch weiter davon zu ſprechen, die Frau Burgemeiſterin erwartet Fremde, ich muß den Kaffe zurichten. Sieh, da iſt ſie, nun laßt uns gehen, ich muß laufen und den Kaffetiſch holen.

(Gehen ab.)

Vierte Scene.

Geſke (mit einem Hunde auf dem Arm). Heinrich (kommt zurück mit einem Kaffeetiſch und ſtellt ſich ſehr geſchäftig).

Geſke. Hör' Heinrich, iſt ſchon Syrup im Kaffe?

Heinrich. Nein, Frau Meiſterin.

Geſke. Nichts von Herrn oder Frau Meiſterin mehr, Heinrich, das ſag' ich Dir ein- für allemal. Lauf, hol' den Syrup und thu ihn in den Topf. (Heinrich geht.) Von all dieſen Umſtänden wußt' ich früher nichts; ich denke indeſſen, wenn ich es nur erſt gewohnt bin, wird es mir wol leichter werden.

Heinrich. Hier iſt der Syrup.

Geſke. Thu ihn in den Topf. Element, da pochts; nun erleb' ich, daß die Rathsfrauen kommen.

Heinrich (an der Thür). Mit wem wollt Ihr ſprechen?

Ein Mädchen (draußen). Sag' Deinem Meiſter, daß er ärger lügen kann, als zehn Kanngießer, ich habe ein Paar Schuhe zerriſſen, blos damit, daß ich ſo oft nach der Menage habe laufen müſſen.

Heinrich. Ich frage, mit wem Ihr ſprechen wollt?

Das Mädchen. Ich will mit Meiſter Hermann ſprechen.

Heinrich. Na, da biſt Du auf dem Holzweg; hier wohnt Burgemeiſter von Bremenfeld.

Das Mädchen. Das iſt doch ſchrecklich, erſt kann man ſeine Sachen nicht fertig kriegen, und dann ſoll man ſich noch obenein von ſolchem lumpigen Kanngießer zum Narren halten laſſen.

Heinrich. Haſt Du Dich über den Kanngießer zu beklagen, ſo geh' aufs Rathhaus; wenn ich anders den Burgemeiſter von Bremenfeld kenne, wirſt Du ſchon Recht kriegen.

Zwei Lakaien (draußen). Unſere wohledlen Frauen laſſen fragen, wann es der Frau Burgemeiſterin genehm iſt, ſo möchten ſie gern die Ehre haben, ihr aufzuwarten.

Heinrich (zum Mädchen). Hörſt Du nun, Du Carnallie, daß hier kein Kanngießer wohnt? (Zu den Bedienten) Ich werde fragen, ob die Frau Burgemeiſterin zu Hauſe iſt.

(Das Mädchen geht.)

Heinrich (zu Geſte). Da ſind zwei Rathsfrauen draußen, die wollen mit der Frau Meiſterin ſprechen.

Geſte. Laß ſie hereinkommen.

Fünfte Scene.

Madame Abrahams. Madame Sanderus. Geſte. Heinrich.
(Beide küſſen Geſten das Kleid.)

Madame Abrahams. Wir ſind heut hiehergekommen, um unſere unterthänigſte Gratulation abzuſtatten und die herzliche Freude und das Vergnügen zu temoigniren, ſo Dero Avancement uns bereitet, ingleichen uns in Dero Affection und Gewogenheit zu recommandiren.

Geſte. Très humble serviteur. Ich weiß nicht, ob Sie vielleicht ein Schälchen Kaffe trinken?

Madame Abrahams. Wir danken der Frau Burgemeiſterin, wir ſind für diesmal blos gekommen, um zu gratuliren.

Geſte. Très humble serviteur. Aber ich weiß ſchon, Kaffe trinken Sie gern, Sie wollen ſich blos nöthigen laſſen. Haben Sie doch die Güte und nehmen Sie Platz, der Kaffe iſt gleich fertig. Heinrich?

Heinrich. Wohlgeborne Frau.

Geſte. Haſt Du den Syrup in den Kaffe gethan?

Heinrich. Ja wohl.

Geſte. Seid denn ſo gut, Ihr lieben Madamen, und nehmt vorlieb.

Madame Sanderus. Frau Burgemeiſterin will die Güte haben, uns zu excuſiren, wir trinken niemals Kaffe.

Geſte. Ei dummes Zeug, das weiß ich beſſer, haben Sie die Güte und nehmen Sie Platz.

Madame Abrahams (bei Seite). Ach Maſoeur, ich bin im Stande, mich zu übergeben, wenn ich blos an den Syrup denke.

Geſte. Heinrich, komm mal 'rein, ſchenk' die Taſſen ein.

Madame Sanderus. Es iſt ſchon genug, Kamerad; ich kann blos eine halbe Taſſe trinken.

Heinrich. Ich ſoll die Frau Burgemeiſterin bitten, doch einen Augenblick zum Herrn Burgemeiſter zu kommen.

Geſte. Entſchuldigt mich, Ihr guten Frauen, ich muß einen Augenblick fort; Sie werden aber gleich die Ehre haben, mich wiederzuſehen. (Ab.)

Sechſte Scene.

Die beiden Rathsherrenfrauen allein.

Erſte Rathsherrenfrau. Ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha! Wer iſt nun am meiſten angeführt, Schweſter, ſie, daß wir hier ſitzen und ſie heimlich auslachen, oder wir, daß wir Kaffe mit Syrup trinken müſſen?

Zweite Rathsherrenfrau. Sprich mir um Gottes willen nicht mehr von dem Syrup, Schweſter; es ſitzt mir ſchon bis hieher, wenn ich blos daran denke.

Erſte Rathsherrenfrau. Haſt du Acht gegeben, welche Miene ſie machte, als wir ihr die Schürze küßten? Ha, ha, ha, ha, ha! Das vergeſſe ich nicht, ſo lange ich lebe, das très-humble-serviteur, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha!

Zweite Rathsherrenfrau. Lach' nicht ſo laut, Schweſter; ich bin bange, daß ſie es hören kann.

Erſte Rathsherrenfrau. Ach Schweſter, das iſt 'ne Kunſt ſich hier das Lachen zu verhalten. War das nicht auch ein allerliebſter Hund, den ſie auf dem Arme hatte? Der ſchönſte Kettenhund, den man ſich nur wünſchen kann; ich wette, ſie nennt ihn noch obendrein Joli. Ach Himmel, wie wahr iſt es doch, was das Sprüchwort ſagt, daß Niemand ſo hochmüthig iſt, als der Bauer, wenn er zum Edelmann wird! Darum iſt auch nichts gefährlicher als ſolch raſcher Glückswechſel. Wer von vornehmer Familie ſtammt, und eine anſtändige Erziehung genoſſen hat, der verändert ſich nicht ſo leicht, ja im Gegentheil, er wird wol gar demüthiger, je höher er ſteigt. Die Menſchen aber, die ſo raſch in die Höhe ſchießen, wie die Pilze, in denen iſt die Hoffart ſo recht zu Hauſe.

Zweite Rathsherrenfrau. Woher mag das nur kommen? Solche Leute, dünkt mich, müßten ja erſt recht demüthig ſein, wenn ſie ihres früheren Standes gedenken.

Erſte Rathsherrenfrau. Das liegt wol daran: wer wirklich vornehm iſt, denkt gar nicht daran, man könnte ihm die ſchuldige Ehre verweigern, und bekümmert ſich daher auch nicht darum, wie man ſich gegen ihn benimmt. Gemeine Leute dagegen ſind gegen Jedermann voll Mißtrauen; jedes Wort, jede Miene, denken ſie, ſoll ihnen ihre Herkunft vorrücken, und darum ſuchen ſie ihre Würde durch Stolz und Tyrannei aufrecht zu erhalten. Glaub' mir, Herzensſchweſter, es iſt doch was dran, von guter Herkunft zu ſein. Aber da kommt der Burſche zurück, jetzt müſſen wir ſtill ſein.

Siebente Scene.

Heinrich. Die Rathsherrenfrauen.

Heinrich. Laſſen ſich die guten Madamen nur nicht die Zeit lang werden, Ihro Wohlgeboren werden gleich wieder da ſein. Der Herr Burgemeiſter hat ihr ein neues Halsband für ihren Hund verehrt, aber es war ein wenig zu weit, und nun iſt der Schneider drin, um das Maß zu nehmen von dem Hunde ſeinem Hals; ſobald das beſorgt iſt, kommt ſie wieder. Aber, Ihr guten Madamen, Ihr müßt nicht böſe ſein, wenn ich Sie um etwas bitte: wollen Sie wol ſo gut ſein und an mich denken, ſo mit einer kleinen Discretion? Ich habe ſchwere Arbeit hier im Hauſe und muß ſchleppen wie ein Vieh.

Erſte Rathsherrenfrau. Mit Vergnügen, Kamerad, hier iſt ein Gulden, wenn er den nicht verſchmähen will.

Heinrich. Ach, mich gehorſamſt zu bedanken, ich wollte nur, ich könnte Ihnen wieder dienen. Nun ſollen Sie aber auch tüchtig trinken, während die Madame draußen iſt, ſie nimmt's wahrhaftig nicht übel, und wenn auch, ſo will ich ſie ſchon wieder gut machen.

Erſte Rathsherrenfrau. Ach, Kamerad, der größte Dienſt, den Ihr uns erweiſen könnt, iſt, uns nicht zu nöthigen.

Heinrich. Wie geſagt, wohlgeborne Madamen, die Frau Burgemeiſterin nimmt das nicht übel, Sie müſſen nur tüchtig trinken. Aber vielleicht iſt er nicht ſüß genug? Wir können gleich noch Syrup kriegen. Aber da kommt die Frau Burgemeiſterin ſelbſt.

Achte Scene.

Die Vorigen. Geſte.

Geſte. Bitte um Entſchuldigung, daß ich ſo lange geblieben bin. Aber die Damen haben ja nicht getrunken, die Kanne müſſen wir leer kriegen, auf mein Wort, und hernach, wenn wir Kaffe getrunken haben, müſſen Sie unſer Bier koſten, das iſt, ohne Ruhm zu melden, ſo gut, wie irgendwo in der Stadt.

Madame Sanderus. Ach, mir wird auf einmal ſo übel, die Frau Burgemeiſterin muß mich excuſiren, ich muß fort, meine Schweſter wird wol bleiben und es mit Dank annehmen.

Madame Abrahams. Nein, das wäre ja Sünde, wenn ich meine Schweſter verließe. Wir recommandiren uns der Frau Burgemeiſterin zu Gnaden.

Geſte. Ja da müßt Ihr wahrhaftig ein Glas Branntwein nehmen, davon werdet Ihr gleich wieder geſund, das vertreibt die Winde. Heinrich, ſpring' einmal hinaus, hol' ein Glas Genever, Madam iſt nicht wohl.

Madame Sanderus. Nein Excuſe, Frau Burgemeiſterin, ich muß gehen.

(Beide ab.)

Neunte Scene.

Eine andere Rathsherrenfrau. Geſte. Heinrich.

Die Rathsherrenfrau. Unterthänige Dienerin, wohlgeborne Frau. Ich komme, ſchuldigermaßen meinen Glückwunſch abzuſtatten.

(Geſte reicht ihr die Hand zum Küſſen hin und ſie küßt ſie ihr.)

Geſke. Es wird mir ein Vergnügen ſein, wenn ich oder der Burgemeiſter Ihr dienen können. Will Sie ſich nicht ſetzen, ſei Sie doch ſo gut; Sie muß keine Complimente machen, ſondern thun, als ob Sie bei Ihres Gleichen wäre.

Die Rathsherrenfrau. Ich danke gehorſamſt, wohlgeborne Frau. (Setzt ſich.)

Geſke. Da waren eben ein Paar von Ihren Mitcolleginnen und tranken Kaffe mit mir, ich glaube wol, es ſind noch ein paar Taſſen übrig; wenn Ihnen gefällig iſt, der Grund iſt das Beſte. Ich kann meiner Treu nicht mehr trinken, ich habe ſchon ſo viel in den Leib gekriegt, mir ſteht der Magen, wie 'ne Trommel.

Die Rathsherrenfrau. Ich danke unterthänigſt, ich habe ſo eben Kaffe getrunken.

Geſke. Nach Belieben. Wir vornehmen Leute nöthigen Niemand. Aber hört, meine gute Madam, kann Sie mir keine Franzöſin recommandiren für mein Fräulein Tochter? Ich möchte gern, daß ſie franzöſiſch lernte.

Die Rathsherrenfrau. Ja, wohlgeborne Frau, ich kenne Eine, die iſt recht geſchickt.

Geſke. Gut, aber das muß ſie ſich zum Voraus merken, daß ſie mich nicht Madam nennt, wie dieſe Franzoſen wol zu thun pflegen, das leide ich nicht. Nicht als ob ich hochmüthig wäre; aber ich habe ſo mein Bedenken dabei.

Die Rathsherrenfrau. Nein, das muß auch nicht ſein. Aber könnt' ich nicht die Ehre haben, dem Fräulein Tochter ebenfalls die Hände zu küſſen?

Geſke. Herzlich gern. Heinrich, ruf' mal das Fräulein; ſag' ihr, hier wär eine Rathsherrenfrau, die wollte ihr die Hände küſſen.

Heinrich. Ich glaube nicht, daß ſie kommen kann; ſie ſitzt eben und verſohlt ihre Strümpfe.

Geſke. Nun hör' ein Menſch, wie der Tölpel da ſteht, und ins Blaue ſchwatzt! Ha, ha, ha! er wollte ſagen, ſie baldyrt.

(**Arianke Goldſchmiedin**, was eine verkleidete Mannsperſon iſt, tritt ein.)

Arianke. Ach, meine liebe Schweſter Geſke, iſt das wahr, daß Dein Mann Burgemeiſter geworden iſt?! Das iſt mir doch

ſo lieb, als ob mir Einer zwei Mark geſchenkt hätte. Nun zeig' einmal, daß Du nicht ſtolz geworden biſt, ſondern Deine Dutzſchweſter noch kennſt. (Geſte bleibt ſtumm.) Seit wann iſt Dein Mann Burgemeiſter, Schweſter? (Geſte bleibt noch immer ſtumm.) Du ſitzeſt in Gedanken, Schweſter, ich frage, ſeit wann Dein Mann Burgemeiſter iſt?

Die Rathsherrenfrau. Ihr müßt mehr Reſpect zeigen, gutes Madamchen, für die Frau Burgemeiſterin.

Arianke. Nein, wahrhaftig, mit meiner Schweſter Geſte mach' ich keine Complimente, wir ſind ja immer ein Herz und eine Seele geweſen. Aber wie ſteht's, Schweſter? Mir ſcheint doch, Du biſt etwas hochmüthig geworden?

Geſte. Gutes Mutterchen, ich kenne Sie nicht.

Arianke. Na, ſo kennt mich doch Gott. Wenn Du Geld gebraucht haſt, haſt Du mich wohl gekannt; Du kannſt nicht wiſſen, mein Mann kann noch daſſelbe werden, wie Deiner, bevor er ſtirbt.

(Geſte wird unwohl, ſie holt ein Riechfläſchchen heraus und riecht daran.)

Heinrich. Hinaus mit Dir, Du altes grobes Stück! Denkſt Du, Du ſtehſt hier in Deiner Schmiede, daß Du ſo ſprichſt?

(Faßt ſie bei der Hand und führt ſie hinaus.)

Geſte. Ach, Madam, das iſt eine Pein, mit dieſen gemeinen Leuten umzugehen! Heinrich, Du ſollſt die Schwerenoth kriegen, wenn Du noch einmal ſolch ein Bürgerweib hereinläßt.

Heinrich. Die Sau war beſoffen, der Branntwein ſtank ihr zum Halſe heraus.

Die Rathsherrenfrau. Der Vorfall thut mir herzlich leid; ich fürchte, die Frau Burgemeiſterin haben ſich geärgert. Vornehme Leute ertragen nicht viel; je höher der Menſch ſteigt, je ſchwächer werden die Nerven.

Geſte. Ja, ich kann der Frau zuſchwören, daß ich bei weitem nicht die Geſundheit mehr habe, wie in meinem früheren Stande.

Die Rathsherrenfrau. Das glaub' ich gern, Ihro Wohlgeboren werden noch dahin kommen, daß Sie jeden Tag

Medicin nehmen, ſo haben es die früheren Burgemeiſterfrauen auch gemacht.

Heinrich (zu den Zuſchauern). Es iſt mir, meiner Six, auch ſo, als hätt' ich, ſeit ich Reutendiener geworden bin, nicht mehr die Geſundheit, wie früher; ich habe ſo ein Stechen gekriegt, au, au, juſt hier in meiner linken Seite. Ihr lacht darüber? Aber es iſt wahrhaftig Ernſt, ich fürchte ma foi, ehe ich ſelbſt noch ein Wort davon weiß, hab' ich das Podagra am Halſe.

Die Rathsherrenfrau. Die Frau Burgemeiſterin muß ſich auch einen Doctor nehmen, gleich jahrweiſe für das ganze Haus: der kann ihr dann ſo einige Tropfen geben, die ſie zum wenigſten immer in einer Flaſche parat haben muß, ob ſie gebraucht werden oder nicht.

Geſke. Ja, wahrhaftig, den Rath will ich befolgen. Heinrich, ſpring mal nachher hin zum Doctor Hermelin und bitte ihn, wenn er Zeit hat, ſoll er einmal ſeine Aufwartung bei mir machen.

Die Rathsherrenfrau. Ich muß nun Abſchied nehmen, wohlgeborne Frau, und recommandire mich zu Gnaden.

Geſke. Iſt ſchon recommandirt, meine liebe Frau Rathsherrin. Wenn Sie was mit mir oder Meiſter Hermann — wollt' ich ſagen, Burgemeiſter von Bremenfeld zu ſprechen hat, nur ohne Umſtände; wo wir Ihr oder Ihrem Liebſten zu Dienſten ſein können, werden wir nicht manquiren.

Die Rathsherrenfrau (küßt ihr die Schürze und ſagt): Unterthänigſte Dienerin.

Geſke. Nun komm herein, mein Mann will hier Audienz geben.

(Alle ab.)

Fünfter Act.

Erste Scene.

Heinrich. Zwei Advocaten. Nachher ein Mann.

Heinrich. Element, nun geht meine Ernte an, nun ist Audienzstunde. Nun sollt Ihr sehen, Ihr guten Leute, ob Einer, der zehn Jahre im Dienst gewesen, sich besser dazu anstellen kann, als ich. Da hör' ich schon pochen. Mit wem wollen die guten Herren sprechen?

Advocat. Wir wollten gern die Ehre haben, mit dem Herrn Bürgermeister zu sprechen.

Heinrich. Er ist noch nicht aufgestanden.

Advocat. Noch nicht aufgestanden um vier Uhr Nachmittags?!

Heinrich. Ja, aufgestanden ist er wol, aber er ist ausgegangen.

Advocat. Aber wir sind ja eben erst in der Thür Jemand begegnet, der mit ihm gesprochen hat?

Heinrich. Ja, zu Hause ist er am Ende wol, aber er befindet sich nicht wohl. (Leise) Die Kerle sind so dumm wie's Vieh, die können nicht begreifen, was ich meine.

Advocat (leise). Ich merke schon, mon frère, der Kerl will sich schmieren lassen; wir müssen ihm einen Gulden in die Hand drücken, dann werden wir schon zum Bürgermeister kommen. Hört, Kamerad, wollt Ihr ein paar Gulden nicht verschmähen, auf unsere Gesundheit zu trinken?

Heinrich. Nein, Ihr guten Herren, Geschenke nehm' ich nie.

Advocat. Ja, was ſollen wir da machen, mon frère? Da müſſen wir wol ein ander Mal wiederkommen.

Heinrich (winkt ihnen). Holla, Meſſieurs, ſeid doch nicht ſo eilig! Weil Sie es ſind, will ich die zwei Gulden nehmen, Sie könnten ſonſt denken, ich wäre hochmüthig, und das könnte dem Ruf unſeres Hauſes ſchaden.

Advocat. Sieh hier, Kamerad, da ſind zwei Gulden, wenn Ihr die nicht verſchmähen wollt; nun aber ſeid auch ſo gut und verſchafft uns Audienz.

Heinrich. Gehorſamſter Diener. Ihretwegen will ich Alles thun, was ich kann. Der Burgemeiſter iſt zwar geſund wie ein Pferd, aber doch nicht wohl genug, um mit Jedem zu ſprechen. Aber da Sie es ſind, Meſſieurs, ſo iſt das eine andere Sache, wollen Sie nur ſo gut ſein und einen Augenblick warten, ich werde Sie ſogleich anmelden. Aber da pocht es ſchon wieder; mit wem wollt Ihr ſprechen, guter Freund?

Ein Mann (greift in die Hoſentaſche). Ich möchte gern die Ehre haben, mit dem Herrn Burgemeiſter zu ſprechen.

Heinrich (leiſe). Der Mann weiß zu leben, der greift gleich in die Taſche. (Laut) Ja, mein Herr, er iſt zu Hauſe und Ihr ſollt ihn ſogleich zu ſprechen kriegen.

(Heinrich hält die Hand hin, der Andere aber, ſtatt des Geldbeutels, holt blos ſeine Uhr heraus und ſagt:)

Der Mann. Es iſt ſchon vier Uhr, ſehe ich.

Heinrich. Wer war es doch, mit dem Monſieur ſprechen wollte?

Der Mann. Mit dem Herrn Burgemeiſter.

Heinrich. Der iſt nicht zu Hauſe, Monſieur.

Der Mann. Aber Ihr ſagtet ja eben, er wäre zu Hauſe?

Heinrich. Kann wol ſein, Monſieur: aber dann hab' ich mich verſprochen.

(Der Mann geht ab.)

Heinrich (leiſe). Seh mal Einer den Gauner! Du denkſt wol auch, der Burgemeiſter ſteht für dich immer parat? (Zu den Advocaten) Nun werd' ich Sie gleich melden. (Ab.)

Advocat. Sieh nur den Burſchen, wie der ſich ſchon in ſein

Amt zu finden weiß. Verſtell' Dich nur gut, mon frère, wir ſind die Erſten, die dieſem guten Kanngießer das Leben ſauer machen, unſere Kameraden werden die Komödie zu Ende bringen. Aber ſieh, da kommt er.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Bremenfeld. Nachher ein altes Weib.

Erſter Advocat. Aus tiefſtem Herzensgrunde wünſchen wir dem wohlgebornen Herrn Bürgermeiſter Glück zur hohen Würde, die ihm in dieſer Stadt zu Theil geworden, und verhoffen, daß Er, was Milde, Weisheit und Wachſamkeit anbetrifft, keinem ſeiner Vorgänger nachſtehen wird, ſintemal Ihro Wohlgeboren ſich den Weg zu dieſem hohen Amte gebahnt haben nicht durch Reichthum, Verwandtſchaft und Freunde, ſondern allein durch Dero bekannte große Tugenden, Gelehrſamkeit und Erfahrenheit in Staatsſachen.

Bremenfeld. Très humble serviteur.

Zweiter Advocat. Vornehmlich freuen wir uns darüber, daß wir einen Mann zur Obrigkeit bekommen haben, der nicht allein mit einem faſt göttlichen Verſtande begabt iſt ....

Bremenfeld. Gott ſei gedankt.

Zweiter Advocat. Sondern der auch dafür bekannt iſt, daß er freundlich iſt gegen Jedermann und es als ſein größtes Vergnügen betrachtet, die Klagen des Publikums zu hören und ihnen abzuhelfen. Ja, ich kann ſagen, daß ich vor Freude beinahe in Ohnmacht gefallen bin, da ich zuerſt hörte, daß die Wahl den Herrn Bürgermeiſter von Bremen getroffen —

Bremenfeld. Ihr müßt ſagen von Bremenfeld, Meſſieurs.

Zweiter Advocat. Ich bitte unterthänigſt um Verzeihung, ich wollte ſagen Bürgermeiſter von Bremenfeld. Heute nun ſind wir gekommen, erſtlich unſern unterthänigen Glückwunſch abzuſtatten, demnächſt um Ihro Wohlgeboren um Rath zu fragen in einer Streitigkeit, welche ſich zwiſchen unſern Clienten erhoben hat. Beſagte Zwiſtigkeit hatten wir Anfangs be-

ſchloſſen, vom Gericht entſcheiden zu laſſen; ſpäter jedoch haben wir uns anders beſonnen und wollen zur Vermeidung des Zeitverluſtes und der Unkoſten, die ein regelrechter Prozeß doch immer macht, uns dem Ausſpruch des Herrn Bürgermeiſters unterwerfen; bei dem wollen wir es dann bewenden laſſen.

(Bremenfeld ſetzt ſich, indem er die Andern ſtehen läßt.)

Erſter Advocat. Unſere beiden Clienten ſind Nachbarn, aber da iſt ein fließendes Waſſer, das ihre Beſitzungen von einander trennt. Nun hat es ſich vor drei Jahren zugetragen, daß das Waſſer ein großes Stück Erde von meines Clienten Grund und Boden abgelöſt und auf meines Gegners Acker geführt hat. Soll er das nun behalten? Heißt es nicht: Nemo alterius damno debet locupletari? Hier will ſich ja ſein Client bereichern auf meines Clienten Koſten, was doch aparte ſtreitet wider aequitatem naturalem; iſt's nicht ſo, Herr Bürgermeiſter?

Bremenfeld. Ja, das iſt unbillig, das muß Niemand verlangen, Ihr habt Recht, Monſieur.

Zweiter Advocat. Aber Juſtinianus ſagt ja ausdrücklich libro secundo Institutionum, titulo primo, de alluvione ...

Bremenfeld. Was Henker ſchert das mich, was Juſtinianus oder Alexander Magnus ſagt? Die haben vielleicht ein paar tauſend Jahre früher gelebt, bevor Hamburg gebaut iſt, wie können die über Dinge urtheilen, die zu ihrer Zeit noch gar nicht vorhanden waren?!

Zweiter Advocat. Ich will doch nicht hoffen, daß Euer Wohlgeboren die Geſetze verwerfen, die in ganz Deutſchland anerkannt ſind?

Bremenfeld. Nein, ſo meint' ich das nicht, Ihr habt mich nicht recht verſtanden, ich wollte nur ſagen ..... (Er huſtet dazwiſchen). Seid ſo gut und fahrt in Eurer Sache fort.

Zweiter Advocat. Juſtinian ſchreibt wörtlich: Quod per alluvionem agro tuo flumen adjecit, jure gentium tibi adquiritur.

Bremenfeld. Herr Advocat, Ihr ſprecht ſo verwünſcht ſchnell. Sagt mir das deutlicher.

(Der Advocat ſagt daſſelbe noch einmal, aber langſam.)

Bremenfeld. Ei, Monſieur, Ihr habt eine verflucht ſchlechte Ausſprache im Lateiniſchen; bedient Euch Eurer Mutterſprache, das wird Euch leichter werden. Ich ſage das nicht deshalb, als ob ich mit dem Latein etwa auf geſpanntem Fuße lebte, ich ſpreche mitunter ganze Stunden lang Latein mit meinem Bedienten. Iſt das nicht ſo, Heinrich?

Heinrich. Das iſt was Einziges, meinen Herrn Lateiniſch ſprechen zu hören; die Thränen, ſchwör' ich Euch, ſtehen mir in den Augen, ſowie ich daran denke. Das iſt gleichſam, als wenn Erbſen in einem Keſſel kochen, ſo heftig laufen ihm die Worte vom Munde. Weiß der Teufel, wie ein Menſch ſich beim Sprechen ſo expediren kann. Aber was thut nicht die lange Uebung!

Zweiter Advocat. Juſtinian, wohlgeborner Herr Bürgermeiſter, ſagt Folgendes: Was durch einen Fluß von eines Andern Acker abgeriſſen und dir zugeführt wird, das gehört dir.

Bremenfeld. Ja, ſoweit hat Juſtinianus Recht, das war ein braver Mann; ich habe zu viel Reſpect vor ihm, als daß ich ſein Urtheil umſtoßen ſollte.

Erſter Advocat. Aber, Herr Bürgermeiſter, mein Gegenpart lieſt das Geſetz, wie der Teufel die Bibel; er vergißt, was gleich darauf folgt: Per alluvionem autem videtur id adjici, quod ita paulatim adjicitur, ut intelligi non possit, quantum quoquo temporis momento adjicitur.

Bremenfeld. Meſſieurs, um Entſchuldigung! Ich muß aufs Rathhaus, es ſchlägt gleich halb Fünf — Heinrich, ſieh zu, daß Du die Sache mit ihnen auf der Treppe in Ordnung bringſt.

Erſter Advocat. Ach Herr Bürgermeiſter, ſagt uns doch nur mit Einem Worte Dero Meinung!

Bremenfeld. Meſſieurs, Ihr habt alle Beide Recht, Jeder in ſeiner Art.

Zweiter Advocat. Aber wie iſt das möglich, daß wir alle Beide Recht haben?! Wenn ich Recht hätte, dächt' ich, ſo hat mein Gegenpart Unrecht; Juſtinians Ausſpruch iſt ausdrücklich für mich.

Bremenfeld. Entſchuldigt mich, ich muß ſtehenden Fußes aufs Rathhaus.

Erſter Advocat (hält den Bürgermeiſter feſt). Ich habe ja aber bewieſen, daß Juſtinians Ausſpruch für mich iſt.

Bremenfeld. Ja, allerdings, Juſtinian ſpricht für Euch und für Euch auch; warum zum Teufel vergleicht Ihr die Sache da nicht? Ihr kennt Juſtinian nicht ſo gut als ich; wenn er den Mantel auf zwei Seiten trägt, ſo iſt das ſo viel, als wenn er ſagen wollte: Packt Euch, Ihr Schubiake, und vergleicht die Sache.

Zweiter Advocat. Herr Bürgermeiſter, um die Meinung des Geſetzgebers recht zu erfaſſen, muß man doch einen Artikel mit dem andern conferiren; ſteht denn nicht im gleichfolgenden Paragraph: Quod si vis fluminis de tuo praedio —

Bremenfeld. Ei laßt mich in Frieden, Ihr Rechtsverdreher, Ihr hört ja, ich muß aufs Rathhaus!

Erſter Advocat. Einen Augenblick, Herr Bürgermeiſter! Laßt uns nur erſt hören, was Hugo Grotius ſagt.

Bremenfeld. Ich wollte, der Satan hokte Euch alle Beide, Euch ſammt Eurem Hugo Grotius; was ſchert mich Hugo Grotius? Das war ein Armenianer; was kümmern uns die Geſetze, die man der Teufel weiß wo in Armenien macht. Heinrich, jage ſie gleich zur Thüre 'naus!

(Sie gehen ab. Heinrich zankt ſich draußen mit Jemand; er kommt kopfüber wieder hereingeſtürzt, gefolgt von einem alten **Weibe**, das eine verkleidete Mannsperſon ſein muß.)

Das Weib (packt den Bürgermeiſter bei der Bruſt und ruft). Was iſt das für eine Obrigkeit, die ſolche verfluchte Geſetze gibt, daß ein Mann zwei Weiber nehmen darf?! Denkt Ihr denn, es ſei kein Gott mehr im Himmel?!

Bremenfeld. Biſt Du verrückt, Weib? Wer Henker denkt denn an ſo was?

Das Weib. Hei, hei, hei, ich gehe nicht fort, bis ich Dein Herzblut geſehen habe!

(**Peter** kommt und wirft das Weib hinaus. **Heinrich**, der ſich verſteckt hatte, hilft ihm am Ende dabei.)

Dritte Scene.

Bremenfeld. Heinrich. Nachher zwei Bürger und ein Lakai.

Bremenfeld. Heinrich, Du ſollſt die Schwerenoth kriegen, wenn Du wieder alte Weiber oder Advocaten hereinläßt, die machen mich todt, jeder auf ſeine Weiſe. Aber auch wenn andere Leute kommen, mußt Du ihnen ſagen, daß ſie ſich in Acht nehmen ſollen, kein Latein zu ſprechen, ich hätte das gewiſſer Urſachen willen verſchworen.

Heinrich. Ich habe es auch verſchworen aus denſelben gewiſſen Urſachen.

Bremenfeld. Du kannſt ſagen, daß ich nichts ſpreche als Griechiſch.

(Es klopft wieder; Heinrich geht an die Thüre und kommt mit einem großen Stoß Acten zurück.)

Heinrich. Hier iſt ein Stoß Acten vom Syndikus; der Herr Burgemeiſter möchte ſo gut ſein und ſeine Bedenken darüber abgeben.

(Der Bürgermeiſter ſetzt ſich an den Tiſch und ſtöbert in den Acten.)

Bremenfeld. Es iſt doch nicht ſo leicht, Burgemeiſter zu ſein, wie ich dachte, Heinrich; hier habe ich einige Sachen zur Durchſicht gekriegt, da kann ſich der Teufel ſelbſt nicht drin zurecht finden. (Fängt an zu ſchreiben, ſteht auf und trocknet ſich den Schweiß ab, ſetzt ſich wieder und ſtreicht aus, was er vorhin geſchrieben hat.) Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter.

Bremenfeld. Was machſt Du da für Spectakel, kannſt Du nicht ſtille ſein?

Heinrich. Ich rühre mich ja nicht von der Stelle, Herr Burgemeiſter.

Bremenfeld (ſteht wieder auf, trocknet ſich den Schweiß ab wie vorhin und wirft ſeine Perücke an die Erde, um mit bloßem Kopf beſſer meditiren zu können; er tritt beim Auf- und Abgehen auf die Perücke und ſtößt ſie zur Seite. Dann ſetzt er ſich wieder hin und ſchreibt aufs Neue.) Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter!

Bremenfeld. Dich ſoll das Donnerwetter, wenn Du nicht

ruhig biſt; das iſt nun ſchon das zweite Mal, daß Du mich aus dem Concept bringſt.

Heinrich. Ich habe doch wahrhaftig nichts weiter gethan, als daß ich mir den Rock aufnahm und an meinen Beinen maß, wie viel mir die Livree zu lang iſt.

Bremenfeld (ſpringt wieder auf, ſchlägt ſich mit der Hand vor den Kopf, um Gedanken zu kriegen). Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter!

Bremenfeld. Geh mal 'raus und ſage den Weibern, die auf der Straße die Auſtern ausrufen, ſie ſollen nicht in der Straße rufen, wo ich wohne; ſie ſtören mich in meinen politiſchen Verrichtungen.

Heinrich (ruft zur Thür hinaus, dreimal): Hört, Ihr Auſternweiber! Ihr Carnallien! Ihr Beſtien! Ihr unverſchämten Metzen! Ihr Allerwelts-Huren! Habt Ihr denn gar keine Scham mehr, daß Ihr Euch unterſteht, in dem Herrn Burgemeiſter ſeiner Straße zu rufen und ihn zu ſtören in ſeinen politiſchen Verrichtungen?!

Bremenfeld. Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter!

Bremenfeld. Nun ſo hör' doch endlich auf, Du Vieh!

Heinrich. Es nutzt auch nichts, wenn ich weiter rufe, die ganze Straße wimmelt von ſolchem Pack; wie eine vorbei iſt, kommt gleich eine andere wieder. Daher ....

Bremenfeld. Kein Geſchwätz weiter, ſei ſtill und halt Dein Maul! (Setzt ſich hin und ſtreicht wieder aus, was er geſchrieben hat; ſchreibt aufs Neue, ſpringt auf und ſtampft vor Zorn mit den Füßen; ruft:) Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter!

Bremenfeld. Ich wollte, der Teufel holte die ganze Burgemeiſterei; willſt Du Burgemeiſter ſein ſtatt meiner?

Heinrich. Pfui über den, der das thäte! (Leiſe) Und ebenſo über den, der danach verlangt.

Bremenfeld (will ſich hinſetzen, um aufs Neue zu ſchreiben, ſetzt ſich aber in Gedanken fehl und fällt an die Erde; ruft): Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter!

Bremenfeld. Ich liege an der Erde.

Heinrich. Das ſeh' ich wol.

Bremenfeld. Nun ſo komm doch und hilf mir!

Heinrich. Der Herr Burgemeiſter hat geſagt, ich ſoll mich nicht von der Stelle rühren.

Bremenfeld. Das iſt ein verwünſchter Burſche! (Hilft ſich ſelbſt wieder auf.) Klopft es da nicht an der Thüre?

Heinrich. Ja. — Mit wem will Er ſprechen.

Ein Bürger (an der Thüre). Ich bin der Altmeiſter vom Hutmachergewerk, ich habe eine Klage beim Herrn Burgemeiſter.

Heinrich. Hier iſt der Altmeiſter vom Hutmachergewerk mit einigen Beſchwerden.

Bremenfeld. Na, ich kann doch nicht mehr als eine Sache auf einmal im Kopfe haben; frag' ihn, was es iſt.

Der Bürger. Das iſt eine weitläufige Geſchichte, ich muß den Herrn Burgemeiſter ſelbſt ſprechen; in einer Stunde kann die Sache abgemacht ſein, meine Klage beſteht blos aus zwanzig Punkten.

Heinrich. Er ſagt, er müßte den Herrn Burgemeiſter ſelbſt ſprechen, ſeine Punkte beſtänden blos aus zwanzig Klagen.

Bremenfeld. Ach, Gott ſchütze mich armen Mann, ich bin ſchon ganz dämlich im Kopfe. So laß ihn hereinkommen.

Der Bürger. Ach Herr Burgemeiſter, mir armem Manne iſt großes Unrecht geſchehen, der Herr Burgemeiſter wird das ſelbſt einſehen, ſowie er es zu hören kriegt.

Bremenfeld. Ihr müßt das ſchriftlich aufſetzen.

Der Bürger. Ich habe es aufgeſetzt auf vier Bogen —

Bremenfeld. Heinrich, es klopft ſchon wieder.

Heinrich (an der Thüre). Mit wem wollt Ihr ſprechen?

Ein zweiter Bürger (tritt ein). Ich habe eine Klage beim Herrn Burgemeiſter gegen den Altmeiſter vom Hutmachergewerk.

Bremenfeld. Wer war das, Heinrich?

Heinrich. Das iſt dieſem Mann ſein Gegenpart.

Bremenfeld. Er ſoll Dir ſeine Eingabe geben; bleibt nur Beide ſo lange auf dem Vorſaal, Ihr guten Männer. (Die Männer ab.) Heinrich!

Heinrich. Ja, Herr.

Bremenfeld. Kannſt Du mir nicht ein bischen zurecht helfen, ich weiß nicht, wo ich anfangen ſoll. Lies mir mal den Hutmachern ihre Klage vor.

Heinrich (lieſt wie folgt): „Wohlgeborner, hochgelehrter, geſtrenger, feſter Herr Bürgermeiſter! Von dieſer guten Stadt löblicher Bürgerſchaft achtbaren Gewerken, erſcheine ich Endesunterſchriebener N. N., unwürdiger Aelteſter des achtbaren Hutmachergewerks, als dem der Vortritt gebührt, und nach zuvor abgelegter ſo ehrerbietiger als herzlicher Gratulation von wegen eines ſo würdigen und höchſt erleuchteten Mannes Erhöhung zu ſolcher hohen Hoheit, beantrage ich in tiefſter Demuth einen von den größten, gefährlichſten und abſcheulichſten Mißbräuchen, welche nichtsnutzige Zeiten und noch nichtsnutzigere Menſchen hier in der Stadt in Gebrauch gebracht haben, verhoffend, daß Euer Herrlichkeit dem abhelfen werde. Die Sache iſt die, daß die Kramer hieſiger Stadt ohne einige Furcht noch Scham öffentlich allerhand Arten von Kleidungsſtücken verkaufen und feilbieten, die von Kaſtor gewebt ſind; ja daß ſie ihre abſcheuliche Dummdreiſtigkeit ſo weit treiben, daß ſie Strümpfe davon weben laſſen, da es doch bekannt iſt, daß Bieberhaare allein unſerer Profeſſion zugehören; derowegen wir armen Hutmacher die zur Fortſetzung unſeres Gewerbes nöthigen Haare nicht mehr mit Geld aufwiegen können, ſo daß das Publikum von ſeiner guten Gewohnheit abkommt und nicht mehr zehn bis zwanzig Thaler für einen Hut geben will, unſerem Handwerk zu unerſetzlichem Schaden an Reputation und Einkommen. Beliebe es nun meinem Herrn Bürgermeiſter, nachfolgende vierundzwanzig wichtige Urkunden und Gründe in Erwägung zu ziehen, wonach wir Hutmacher unmaßgeblich vermeinen, daß wir allein berechtigt ſind, in Kaſtor zu arbeiten. Nämlich erſtens: daß es von alten Zeiten her ein allgemeiner Brauch und Uſus geweſen iſt, nicht allein hier, ſondern in der ganzen Welt, Kaſtorhüte zu tragen, was mit vielfachen Citaten aus der Hiſtorie wie auch durch gerichtlich beſcheinigte Zeugenausſagen bewieſen werden kann. Erſtens, was die Hiſtorie betrifft —"

Bremenfeld. Laß die Hiſtorie nur weg!

Heinrich. Zweitens, was die Zeugenaussagen betrifft: daß Adrian Nielsen, neunundsiebenzig Jahre alt, sich erinnern kann, daß seines Vaters Aeltervater gesagt hat —

Bremenfeld. Laß nur ebenfalls weg, was er gesagt hat.

Heinrich. Drittens, daß es eine unmäßige Ueppigkeit ist, solche kostbare Haare zu Strümpfen und Kleidern zu verbrauchen, was wider alle gute Ordnung und Sitte streitet, absonderlich seit aus England, Frankreich und Holland so viele kostbare Kleider eingeführt werden, daß man sich daran genügen lassen könnte, ohne einem ehrlichen Manne die Nahrung zu nehmen ....

Bremenfeld. Genug, Heinrich, ich sehe schon, der Altmeister hat Recht.

Heinrich. Aber ich habe doch gehört, daß die Obrigkeit stets beide Parteien hören muß, bevor sie ihr Urtheil fällt; soll ich daher nicht auch die Antwort des Gegenparts lesen?

Bremenfeld. Nur zu.

(Er giebt ihm nachfolgende Beschwerde des Gegenparts.)

Heinrich (liest): „Hochgeborne Excellenz, hoch erleuchteter und sehr politischer Herr Bürgermeister! So hoch als Dero Verstand über alle Anderen hervorragt, so hoch ragt auch meine Freude über die aller Anderen, seitdem ich gehört habe, daß Ihr Bürgermeister geworden seid. Aber weshalb ich jetzt erscheine, das ist, weil die Hutmacher mir Aergerniß bereiten und nicht wollen, daß ich Stoffe und Strümpfe von Kastor feil halten soll. Ich merke recht gut, was sie wollen: sie wollen den Handel mit Kastor allein haben und daß man den Kastor blos zu Hüten verwenden soll. Aber das verstehen sie nicht. Es ist thöricht, einen Kastorhut zu tragen, den trägt man unter dem Arm, wo er weder wärmt noch nützt, und ein Strohhut leistet denselben Dienst. Kastorstrümpfe und Kleider dagegen sind ebenso warm wie weich, und wenn der Herr Bürgermeister es nur erst einmal probirt hat, was ja mit der Zeit wol geschehen kann, so wird er selbst bekennen —"

Bremenfeld. Halt auf, es ist genug, der hat ja ebenfalls Recht.

Heinrich. Aber ich weiß doch, daß ſie nicht Beide Recht haben können.

Bremenfeld. Na, wer hat denn Recht?

Heinrich. Das muß unſer Herr Burgemeiſter wiſſen.

Bremenfeld (ſteht auf und ſpaziert hin und her). Das iſt ja eine verfluchte Geſchichte! Heinrich, kannſt Du mir denn nicht ſagen, Du dummes Vieh, wer Recht hat? Wozu geb' ich Dir Hund denn Koſt und Lohn? (Draußen erhebt ſich ein Lärm, er fragt:) Was iſt das für ein Lärm auf dem Gange?

Heinrich. Die beiden Bürger haben ſich bei den Haaren.

Bremenfeld. Geh hinaus, ſie ſollen Reſpect vor des Burgemeiſters Haus haben!

Heinrich. Es iſt das Beſte, Herr, ſie prügeln ſich, vielleicht werden ſie deſto eher gute Freunde. Element, ich glaube, ſie wollen einbrechen; horch, wie ſie an die Thüre trommeln!

(Hermann von Bremenfeld kriecht unter den Tiſch und verſteckt ſich.)

Heinrich (ruft). Wer klopft?

Ein Lakai (tritt ein). Ich komme von einem fremden Reſidenten, mein Herr hat etwas mit dem Bürgermeiſter zu ſprechen, was von Wichtigkeit iſt. (Ab.)

Heinrich. Wo Henker iſt der Burgemeiſter geblieben? Hat denn der Teufel den Burgemeiſter geholt?

Bremenfeld (unterm Tiſch, ganz leiſe). Heinrich, wer war da?

Heinrich. Ein fremder Präſident will den Herrn ſprechen.

Bremenfeld. Bitt' ihn, er ſoll in einer halben Stunde wiederkommen, und ſage, es wären zwei Hutmacher bei mir, die ich expediren müßte. Heinrich, bitte doch auch die Bürger, ſie ſollen fortgehen bis morgen. Ach, Gott ſchütze mich armen Mann, ich bin ſo dämlich im Kopfe, daß ich ſelbſt nicht mehr weiß, was ich thue. Kannſt Du mir nicht zurechthelfen, Heinrich?

Heinrich. Ich weiß keinen beſſern Rath für den Herrn Burgemeiſter, als daß er ſich aufhängt.

Bremenfeld. Geh hinaus, hol' mir den Politiſchen Stockfiſch, er liegt auf dem Tiſch in der Wohnſtube, es iſt ein deutſches Buch in weißem Einband; vielleicht kann ich darin

finden, wie ich mich gegen fremde Präſidenten zu benehmen habe.

Heinrich. Will der Herr Burgemeiſter auch Senf und Butter dazu haben?

Bremenfeld. Nein, es iſt ein Buch in weißem Einband.

(Während Heinrich draußen iſt, geht der Bürgermeiſter in Gedanken und reißt des Hutmachers Document in Stücke.)

Heinrich. Hier iſt das Buch — aber was reißt der Herr denn da entzwei? Das iſt meiner Treu dem Altmeiſter ſeine Klageſchrift!

Bremenfeld. Ach, das hab' ich in Gedanken gethan. (Er nimmt das Buch und wirft es auf die Erde.) Ich glaube, Heinrich, Dein Rath iſt der beſte, ich hänge mich auf. (Es klopft.)

Heinrich. Holla, nun klopft es ſchon wieder. (Geht hinaus und kommt weinend zurück.) Ach Herr Burgemeiſter! zu Hülfe, Herr Burgemeiſter!

Bremenfeld. Was iſt denn los?

Heinrich. Da iſt ein ganzes Regiment Matroſen vor der Thüre, die ſchreien: Wenn wir nicht Recht kriegen, ſchlagen wir dem Burgemeiſter alle Fenſter ein. Einer von ihnen hat mich mit einem Stein in den Rücken geworfen, au, au!

(Der Bürgermeiſter kriecht wieder unter den Tiſch.)

Bremenfeld. Heinrich, bitte die Frau Burgemeiſterin, daß ſie hinausgeht und ſie zur Ruhe bringt, vielleicht haben ſie Reſpect vor dem Frauenzimmer.

Heinrich. Ja, richtig! Da ſeht zu, was Bootsleute für Reſpect vor den Frauenzimmern haben; geht ſie hinaus, ſo wird ſie genothzüchtigt, und dann iſt das Ende ſchlimmer als der Anfang.

Bremenfeld. Ei was, ſie iſt eine alte Frau.

Heinrich. Matroſen ſind nicht ſo delikat, an ſo etwas wagte ich meine Frau nicht. Da pocht es ſchon wieder; ſoll ich aufmachen?

Bremenfeld. Nein, ich fürchte, es ſind die Matroſen. Heinrich, ſpring' an die Thüre und hör', wer es iſt.

Heinrich. Sieh da, ſie kommen meiner Treu geradeswegs herein; es ſind zwei Rathsherren.

Vierte Scene.

Abrahams. Sanderus. Hermann. Heinrich.

Abrahams. Iſt der Bürgermeiſter nicht zu Hauſe?

Heinrich. Ja, gewiß, er ſitzt unterm Tiſch.

Abrahams. Was? Unterm Tiſch ſitzt der Herr Bürgermeiſter!?

Bremenfeld. Ach, Ihr guten Herren, ich habe ja niemals Burgemeiſter werden wollen, warum habt Ihr mich in das Unglück gebracht?

Abrahams. Ja, das hat Er nun einmal angenommen, nun komm' Er nur vor, Herr Bürgermeiſter. Wir ſind hieher gekommen, um Ihm den großen Verſtoß vorzuſtellen, den Er ſich hat gegen den fremden Miniſter zu Schulden kommen laſſen, den Er ſo höhniſch abgewieſen. Darüber kann ja die Stadt in Ungelegenheiten kommen; wir dachten, der Herr Bürgermeiſter verſtänden ſich beſſer aufs jus publicum und Ceremonialien.

Bremenfeld. Ach, Ihr guten Herren, Ihr könnt mich ja abſetzen, ſo bin ich erlöſt von dieſer Bürde, die ich zu ſchwach zu tragen bin, und der fremde Miniſter hat ſeine Satisfaction.

Sanderus. Das ſei ferne, Herr Bürgermeiſter, daß wir Ihn abſetzen ſollten; Er muß uns ſofort aufs Rathhaus folgen, um mit dem Syndico zu überlegen, wie das Verſehen wieder gut gemacht werden ſoll.

Bremenfeld. Ich gehe nicht aufs Rathhaus und wenn man mich bei den Haaren dahin ſchleppt! Ich will nicht mehr Burgemeiſter ſein, ich hab' es auch nie ſein wollen, eher könnt' ich mir das Leben nehmen! Ich bin Kanngießer mit Gott und Ehren und als Kanngießer will ich ſterben!

Sanderus. Wollt Ihr denn den ganzen Rath zum Narren halten? Höre, mon frère, hat er die Bürgermeiſterſtelle nicht angenommen?

Abrahams. Ja gewiß, wir haben ja den Rapport ſchon erſtattet.

Sanderus. Da wollen wir ſchon Rath ſchaffen; auf ſolche Art läßt ſich der ganze Senat nicht protiſtuiren.

(Sie gehen ab.)

Fünfte Scene.

Bremenfeld. Heinrich.

Bremenfeld. Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter!

Bremenfeld. Was meinſt Du wol, was dieſe Rathsherren mit mir anfangen werden?

Heinrich. Ich weiß nicht, Herr, aber ſehr aufgebracht waren ſie, das hab' ich wol geſehen. Mich wundert, daß ſie ſich in des Burgemeiſters Stube unterſtanden, den Mund ſo vorneweg zu haben. Wär' ich Burgemeiſter geweſen, ich hätt' ihnen meiner Treu auf höfliche Manier geſagt: Haltet Eure Schnauzen, Ihr Schubiake! ſteckt die Finger in die Dielen und ſeht zu, in was für einem Hauſe Ihr ſeid.

Bremenfeld. Wenn Du nur Burgemeiſter wärſt, wenn Du nur Burgemeiſter wärſt. Ach! ach! ach!!

Heinrich. Wenn ich mich in des Herrn Geſchäfte miſchen dürfte, ſo wollte ich doch unterthänigſt um Eins gebeten haben, nämlich daß ich mich inskünftige von Heinrich nennen dürfte.

Bremenfeld. Ei Du unverſchämter Bube, iſt das jetzt Zeit, mit ſolchen Narrenspoſſen zu kommen? nun Du ſiehſt, daß ich rings umgeben bin von Unglück und verdrießlichen Geſchäften?

Heinrich. Ich thue das auf Parol nicht aus Ehrgeiz, ſondern blos um mehr Reſpect bei meinen Mitbedienten im Hauſe zu haben, beſonders bei Annecke, welche ....

Bremenfeld. Wenn Du nicht Dein Maul hältſt, tret' ich Dir den Schädel in Stücke. Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter!

Bremenfeld. Kannſt Du mir denn nicht ein bischen zurechthelfen, Du dummer Hund? Sieh her, bring' die Sache in Ordnung, oder Dich ſoll das Donnerwetter!

Heinrich. Das iſt doch wunderlich, daß der Herr das von mir verlangt: er, der ſolch kluger Mann iſt und allein um ſeiner Weisheit willen zu ſolchem hohen Amte berufen ward?

Bremenfeld. Willſt Du mich obenein noch zum Narren halten? (Nimmt einen Stuhl und will ihn ſchlagen. Heinrich ab.)

Sechſte Scene.

Hermann von Bremenfeld allein. Setzt ſich, die Hände unterm Kinn, und denkt lange nach, ſpringt vor Alteration auf und ſagt:

Klopfte das nicht? (Er geht ſachte an die Thür, ſieht aber Niemand, ſetzt ſich wieder nieder, um nachzudenken, bricht in Thränen aus und trocknet ſich die Augen mit den Acten; ſpringt vor Alteration wieder auf, gleichſam in Raſerei und ruft:) Ein ganzes Bündel Acten vom Syndikus! Altmeiſter der Hutmacher! Des Altmeiſters Gegenpart! Klageſchrift in zwanzig Punkten! Aufruhr der Matroſen! Fremder Präſident! Zurechtweiſung vom Magiſtrat! Drohungen! .... Iſt denn da aber kein Strick zur Hand?! Ich weiß doch, da iſt einer hinterm Ofen — (Nimmt den Strick und macht ihn zurecht). Das war mir prophezeit, daß meine politiſchen Studien mich erhöhen ſollten; die Prophezeiung wird bald erfüllt ſein, wenn anders der Strick nicht reißt. Nun laßt den Rath kommen, mit allen ſeinen Drohungen; nun blaſe ich ihnen was, wenn ich todt bin. Aber Einen Wunſch hätte ich doch noch: nämlich daß ich den Autor von dem Politiſchen Stockfiſch neben mir hängen ſähe, mit ſeinen ſechzehn Staatscabinetten und politiſchen Nachtiſchen um den Hals. (Nimmt das Buch vom Tiſch und reißt es in Stücke.) Du Canaille ſollſt keinen ehrlichen Kanngießer mehr verführen! So, das iſt doch ein kleiner Troſt, bevor ich ſterbe. Nun muß ich mich nach einem Nagel umſehen, wo ich mich dran aufhänge. Das wird eine merkwürdige Geſchichte ſein, wenn ſie nach meinem Tode ſagen: Welcher Burgemeiſter von Hamburg war wol ſo wachſam, wie Hermann von Bremenfeld, der, ſo lange er Burgemeiſter war, nicht einen Augenblick geſchlafen hat?!

Siebente Scene.

Antonius. Hermann.

Antonius. He, holla, was Henker ſchafft Ihr da?

Hermann. Ich will eben gar nichts mehr zu ſchaffen haben, und um allen Geſchäften zu entgehen, will ich mich aufhängen. Wollt Ihr Compagnie machen, ſoll es mir ein Vergnügen ſein.

Antonius. Nein, das will ich nicht; aber was bringt Euch zu ſolchem verzweifelten Entſchluß?

Hermann. Hör', Antonius, es nutzt nichts mehr, davon zu reden. Ich hänge mich, iſt es nicht heut, ſo iſt es morgen; ich bitte blos noch, bevor ich ſterbe, daß Ihr der Frau Burgemeiſterin und dem Fräulein Tochter meinen Reſpect vermeldet, und ſie ſollen mir folgende Grabſchrift ſetzen:

Steh ſtill, Wandersmann!
Hier hängt
Burgemeiſter von Bremenfeld,
Der in der ganzen Zeit, daß er Burgemeiſter war,
Nicht eine Minute ſchlief.
Geh Du hin und thue desgleichen.

Aber Ihr wißt vielleicht noch gar nicht, lieber Antonius, daß ich Burgemeiſter geworden bin und ein Amt gekriegt habe, wo ich nicht mehr weiß, was ſchwarz oder was weiß iſt, und zu dem ich mich ganz untüchtig fühle? Denn an den zahlreichen Widerwärtigkeiten, ſo mir begegnet ſind, hab' ich es gemerkt, daß es ein großer Unterſchied iſt, Obrigkeit zu ſein und über die Obrigkeit zu raiſonniren.

Antonius. Ha ha ha ha ha ha!

Hermann. Lacht mich nicht aus, Antonius, Ihr thut eine Sünde damit.

Antonius. Ha ha ha. Nun merke ich, wie das zuſammenhängt. Ich war eben im Wirthshaus, da wollten die Leute berſten vor Lachen über eine Komödie, welche man mit Hermann von Bremen geſpielt hat: nämlich daß einige junge Leute ihm eingebildet haben, er wäre Burgemeiſter geworden, blos um zu

ſehen, wie er ſich wol dabei benehmen würde. Es ärgerte mich in der Seele, wie ich davon hörte, kam deshalb ſofort hieher, um Euch zu warnen.

Hermann. Was? Da bin ich nicht Burgemeiſter?

Antonius. Nein, das iſt pures erdichtetes Zeug, blos um Euch Eure Narrheit abzugewöhnen, daß Ihr über hohe Dinge raiſonnirt, die Ihr nicht verſteht.

Hermann. Ach, und das mit dem fremden Reſidenten iſt auch nicht wahr?

Antonius. Nein, gewiß nicht.

Hermann. Und das mit dem Altmeiſter der Hutmacher auch nicht?

Antonius. Es iſt erdichtet, Alles zuſammen.

Hermann. Und mit den Matroſen auch nicht?

Antonius. Nein, nein!

Hermann. Na, da häng' ſich der Teufel — Geſke! Engelke! Peter! Heinrich! Heraus, alle zuſammen!

Achte Scene.

Hermann. Antonius. Geſke. Engelke. Peter. Heinrich.

Hermann. Mein Herzensweib, geh wieder an die Arbeit; mit unſerer Burgemeiſterei iſt es zu Ende!

Geſke. Zu Ende?

Hermann. Ja ja, es iſt zu Ende; einige Spottvögel haben ſich zuſammengethan, uns zu vexiren —

Geſke. Uns vexiren? ... Na, da ſollen ſie die Schwere-noth kriegen und Du dazu. (Sie giebt ihm Ohrfeigen; Hermann prügelt ſie tüchtig.) Ach, mein Herzensmann, ſchlag' mich nicht mehr! Ach, mein Herzensmann, hör' auf!

Hermann. Du ſollſt wiſſen, Weib, daß ich nicht mehr Politikus bin und daher auch nicht mehr bis zwanzig zähle, wenn ich Ohrfeigen kriege. Von jetzt an will ich ein anderes Leben führen, meine Bücher ins Feuer werfen und allein meines Handwerks wahrnehmen. Auch warne ich Euch hiemit ſämmtlich

ein- für allemal, daß ich Keinen von Euch ſehe, daß er mir in einem politiſchen Buche lieſt oder mir eins ins Haus bringt, das ſoll ihm übel bekommen.

Heinrich. Für meine Perſon, Herr Burgemeiſter, ſag' ich gut: ich kann weder leſen noch ſchreiben.

Hermann. Laß nur die beiden erſten Sylben weg und nenne mich ſchlechtweg Meiſter! Denn Kanngießer bin ich und will als Kanngießer ſterben. Hört, Monſieur Antonius, ich weiß, daß Ihr meiner Tochter gut ſeid; meine früheren Capricen haben Eurer Liebe im Wege geſtanden. Hiemit habt Ihr nun die Einwilligung von Vater und Mutter, ſo daß, wenn Ihr noch deſſelben Sinnes ſeid, alle Hinderniſſe gehoben ſind.

Antonius. Ja, ich bleibe feſt bei meinem Vorſatz und bitte, daß Ihr ſie mir zur Frau gebt.

Hermann. Biſt Du ebenfalls einverſtanden, Geſte?

Heinrich. Ach, das iſt nicht Noth zu fragen, die Frau Burgemeiſterin war von jeher für die Partie —

Geſte. Halt den Mund, Du Narr, ich kann noch ſelbſt antworten. Meine Zuſtimmung, mein Herzensmann, hab' ich ſchon vor drei Jahren gegeben.

Hermann. Dich, Engelke, will ich nicht erſt fragen, ich weiß, Du biſt in ihn verliebt wie eine Ratte in den Käſe; iſt's nicht ſo?

Heinrich. Antwortet doch, Fräulein —

Hermann. Wüßt' ich, daß Du dieſe Titel aus Bosheit giebſt, ſollt' es Dir ſchlecht bekommen.

Heinrich. Nein, wahrhaftig, Meiſter, das thu' ich nicht; man kann blos nicht ſo raſch wieder aus der Gewohnheit kommen.

Hermann. Gebt Euch denn die Hände, Ihr Zwei ... So, nun iſt das gut, morgen wollen wir Hochzeit halten. Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeiſter! .... Um Vergebung — Ja, Meiſter!

Hermann. Du verbrennſt mir ſogleich alle meine poli-

tiſchen Bücher, ich will das nicht mehr vor Augen ſehen, was mich auf ſolche thörichten Gedanken gebracht hat.

Wer die Regierung ſchimpft und ſchmäht,
Kann drum noch nicht regieren;
's iſt Eins, die Karte zu verſtehn,
Ein Andres, Steuer führen.

Zwar aus politiſchen Büchern lernt
Gar leicht man, Lärm zu ſchlagen;
Doch Land und Leuten vorzuſtehn,
Das will noch mehr beſagen.

Drum lerne jeder Handwerksmann
Aus dem, was mir paſſiret:
Wer die Regierung tadelt, iſt
Der Mann nicht, der regieret.

Und wagt ein Kannegießer ſich
An Burgemeiſters Sachen,
Das iſt, als wollte Kannen uns
Ein Burgemeiſter machen.

Jean de France

oder

Hans Franzen.

Komödie in fünf Akten.

Personen:

Jeronimus, ein Bürger.
Franz, sein Nachbar.
Jean, Franzens Sohn.
Elsbeth, Jeronimus' Tochter.
Antonius, ihr Liebhaber.
Espen, ein Diener.
Marthe, eine Magd.
Arv, ein Hausknecht.
Magdelone, Franzens Frau.
Pierre, Jeans Diener.
Ein Spieler.
Ein Knabe.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Jeronimus. Franz.

Jeronimus. Guten Morgen, Nachbar, wo kommt Ihr ſo früh her?

Franz. Ich hatte ein Geſchäft auf dem alten Markt.

Jeronimus. Was gutes Neues da?

Franz. Nichts, als daß man eben Einen in Priſon brachte.

Jeronimus. Das iſt nichts Neues; aber warum brachte man ihn dahin?

Franz. Schulden halber, hört' ich.

Jeronimus. Das iſt erſt recht nichts Neues.

Franz. Der Mann iſt lange im Ausland geweſen und hat viel Geld dabei zugeſetzt.

Jeronimus. Das iſt erſt recht nichts Neues. Hört mal, lieber Nachbar, ſpiegelt Euch an dergleichen Exempeln. Ihr habt einen Sohn .... mehr will ich nicht ſagen, gebe Gott, daß es nicht kommt, wie ich prophezeie! Die Sache geht mich ſo nahe an wie Euch; ich habe ja meine Tochter Elsbeth mit ihm verlobt. Aber Ihr wolltet meinem Rath nicht folgen, er mußte ja ſeinen Willen haben, er wollte reiſen, er mußte reiſen, obwol er erſt ein Kind von neunzehn Jahren iſt.

Franz. Bitt' um Entſchuldigung, Nachbar: vergangenen Januar wurde er zwanzig.

Jeronimus. Ich weiß recht gut, wann er geboren iſt; es war um dieſelbe Zeit, da meine ſelige Brigitte ſtarb. Aber das

iſt nun einerlei; geſetzt auch, er iſt zwanzig Jahre, bleibt das darum nicht doch ein gefährliches Ding, ihn ſo außer Landes reiſen zu laſſen?

Franz. Ich will nicht weiter ſtreiten, ob das gefährlich iſt oder nicht; aber das weiß ich, die Meiſten hier zu Lande reiſen in dem Alter.

Jeronimus. Dafür geht's denn auch den Meiſten, wie dem Kerl, dem Ihr heute auf dem alten Markt begegnet ſeid. In ſo weit, lieber Nachbar, habt Ihr Recht: die Meiſten kommen ſo arm zurück, daß ſie reif ſind zum Hängen, warum ſoll Euer Sohn ſich nicht ſo gut hängen wie ein Anderer?

Franz. Ei das hat keine Noth; noch beim Abſchied hat er mich verſichert, er würde ſich ſchon gut aufführen.

Jeronimus. Das thun ſie alle. Ich weiß nicht, wie ſeine Lebensweiſe in Paris geweſen; aber das kann ich ſagen, ſeine Briefe ſtehen mir gar nicht an; meine Tochter Elsbeth nennt er Iſabelle, ſich ſelber nennt er Jean, und ich heiße Jerome. Sich ſelbſt kann er nennen, wie er Luſt hat, er mag ſich Fairfax oder Sultan ſchreiben, wenn er will: nur ſoll er mir und meiner Tochter unſere ehrlichen chriſtlichen Taufnamen laſſen.

Franz. Ei lieber Nachbar, das iſt nun die Mode; junge Leute thun ſo was, um zu zeigen, daß ſie fremde Sprachen gelernt haben.

Jeronimus. Ob das Mode oder nicht, darüber ſtreite ich nicht, aber iſt das eine vernünftige Mode? Geſetzt, ein Franzoſe käme zu uns und verdrehte ſeinen Namen Jean und ließe ſich Hans nennen; wenn der nun wieder nach Hauſe käme, würden ſeine Landsleute nicht denken, er wäre verrückt geworden? Fremde Sprechen lernen iſt ganz hübſch, aber erſt müſſen wir unſere eigne können. Auch Reiſen außer Landes zu machen, iſt ganz hübſch, wenn man zuvor zu Jahren und Verſtand gekommen iſt, wenn man Vermögen genug hat, von ſeinen Zinſen zu leben, wenn man auf eine Profeſſion reiſt, die man zu Hauſe nicht lernen kann. Hier aber iſt's wie ein Geſetz geworden für arme Bürgersſöhne, mit ſolchen ausländiſchen Reiſen durch die Bank ihre Familien zu ruiniren, um dafür eine Sprache zu lernen,

die sie für ein halb Mandel Thaler, mehr oder weniger, zu Hause beim Sprachmeister hätten auch lernen können. Die Meisten verderben dabei und lernen nichts als thörichte Moden und Wollüste, womit sie nachher das Land anfüllen, und vergessen das Gute, das sie in der Schule gelernt haben. Ich kann Euch da über eine Mandel nette Kerle herzählen, die auf der Schule auf den Pastor studirt und Predigten gemacht haben, die sehr gefallen haben, selbst in unserer Frauen- und Rundkirche, wo doch die gelehrten Gemeinden sind. Dieselben Leute sind dann später der Mode gemäß außer Landes gereist, und da haben sie dann der Mode gemäß ihr ganzes Christenthum vergessen, bis auf den Katechismus, haben ihre Mittel zugesetzt, eine Menge politischer Narrheiten mitgebracht, und nachher sind sie dann mit ihrem Bonjour oder Comment-vous-portez-vous umhergegangen und haben den Teufel im Leibe gehabt, bis sie der Melancholie oder dem Branntwein verfallen und crepirt sind. Und damit haben dann die Eltern ihre Kinder ruinirt und sich selbst im Elend gesehen. Ja, Ihr lacht darüber, lieber Nachbar, und doch ist dies wahrlich so; sähet Ihr nur einmal das viele Geld, das die jungen Leute das Jahr über unnütz im Auslande verthun, in einer Summe auf einem Fleck, Ihr würdet Euch nicht länger darüber wundern, daß wir so arm und mittellos sind Euer Sohn hat nun in Frankreich bereits funfzehnhundert Thaler verzehrt. Ihr sagt, er hat Französisch dafür gelernt; aber Ihr sagt nicht, wie viel Latein er dabei vergessen hat. Narrenspossen und Unsinn, das ist, wie ich merke, das Erste, was er gelernt hat, das kann ich aus jedem Briefe sehen, den er mir schreibt. Was Henker soll ich mit den französischen Briefen, von denen ich kein Wort verstehe? Erst kosten Sie mich das Postgeld und nachher noch eine Flasche Wein an Jean Baptiste, daß er sie mir in ein Deutsch übersetzt, das ich auch noch nicht einmal verstehen kann.

Franz. Das nutzt nun weiter nichts, Nachbar, daß wir darüber sprechen, geschehene Dinge lassen sich nicht ändern. Ich bin nicht Schuld daran, meine Frau wollte das so haben.

Jeronimus. Pfui, pfui, schiebt doch nicht die Schuld auf

Eure Frau! Indem Ihr Eurer Frau die Schuld von so etwas beimeßt, beschuldigt Ihr Euch ja selbst; das ist ja eine Schmach für einen Mann, zu sagen: ich bin ruinirt, aber es ist nicht meine Schuld, meine Frau hat es so haben wollen.

Franz. Mein Herzensnachbar, Ihr seid auch gar zu knurrig, ich bin, Gott Lob, noch nicht ruinirt. Geduldet Euch nur noch ein wenig, mein Sohn kommt jetzt zurück, schon vor vier Wochen ist er von Paris abgereist, und dann ist die Geschichte zu Ende.

Jeronimus. Zu Ende? Ha, ha, zu Ende? Ihr werdet's noch erfahren, Nachbar, Ihr werdet's noch erfahren! Unsere dänische Jugend macht das nicht, wie die Jugend in Holland. Mynheer Kalfs Sohn in Saardam reiste auch vor einigen Jahren außer Landes, hielt sich wie ein Prinz, tractirte die Minister an den Höfen: aber sowie er wieder nach Hause kam, verkaufte er Pferde, Wagen, Kutsche, Lakaien, die ganze Bagage, und zog seinen Saardamschen Bauernkittel wieder an. Aber unsere Cavaliere, unsere Herumtreiber, thun die wol dasselbe? Ja richtig, versucht es nur und gebt Eurem Sohn eine Biersuppe mit Brod zum Frühstück, wie früher, Ihr werdet schon sehen, ob er nicht antworten wird: In Holland habe ich mich an Chocolade gewöhnt. Versucht es nur und setzt ihm eine gute dänische Mehlgrütze oder Gerstenbrei vor und seht, wie er dazu greinen wird, und wird den nächsten Abend beim französischen Koch soupiren. Wollten sie nur wenigstens Eines Volkes Narrheiten mitbringen, so möchte es ja noch angehen. Aber da kommen sie nach Hause, zusammengeflickt aus allen Tollheiten, die sich in England, Deutschland, Frankreich und Italien finden. Ich will nicht aufschneiden, Nachbar, aber das ist so ungefähr die Lebensweise unserer jungen Cavaliere, wenn sie nach Hause kommen: Morgens müssen sie ihren Thee oder ihre Chocolade haben, sie sagen, das wäre so auf Holländisch; Nachmittags ihren Kaffe, das ist so auf Englisch; Abends spielen sie l'hombre bei einer Maitresse, das ist so auf Französisch; haben sie einen Gang in der Stadt, muß ihnen ein Lakai nachtreten, das ist so auf Leipzigisch oder Berlinisch; wollen sie in die Kirche gehen, so fragen sie erst, ob da auch Musik ist, das ist auf Italienisch.

Alles, was ausländiſch iſt, dünkt ihnen ſchön und vornehm, ſelbſt wenn ſie Schulden halber ins Loch geſchmiſſen werden.

Franz. Nun, nun, Nachbar, es wird ſchon beſſer gehen, als Ihr denkt. Aber iſt das ſchon lange her, ſeit Euch mein Sohn geſchrieben?

Jeronimus. Ungefähr vier Wochen.

Franz. Vor vier Wochen iſt er von Paris abgereiſt.

Jeronimus. Das kann ſchon ſein; ſein letzter Brief war datirt, mit Permiſſion zu ſagen, aus Dünnkäcker oder Dünnkacke. Giebt's denn nur in Frankreich eine Stadt, die ſo heißt?

Franz. Das muß Dünkirchen ſein, das ſchreibt der Franzoſe Dünnkacke. Er geht nämlich zu Waſſer.

Jeronimus. Das iſt ein garſtiger Name. Aber da kommt Arv, der Hausknecht, ganz außer Athem; was will denn der?

Zweite Scene.

Arv. Jeronimus. Franz.

Arv. Nun geb' ich noch einen Thaler zu, wenn der Herr zu Hauſe wäre. Hans Franzen iſt nach Hauſe gekommen, und Niemand kann ein Wort verſtehen, was er ſagt. Zuerſt, wie er in die Thür kam, fragte er: Wo iſt Mosjö Mobeer? Ich war ganz erſchrocken über die Frage; denn wer Henker ſoll ihm Moosbeeren verſchaffen im Maimonat? Ich antwortete ihm, das wäre hier zu Lande nicht die Zeit dazu. Darüber verwunderte er ſich nun wieder ſehr, als ob er nie zuvor in einem hieſigen Garten geweſen wäre, und darauf fragte er nach ſeiner trä ſchär Mähr. Ich antwortete ihm darauf, wie es die Wahrheit iſt, die könnte er auf dem Ulfeldſchen Platz und auf dem Holländer-Berg finden, da fände er träge Mähren genug. Mir gab er einen Hundenamen: er nannte mich Garſong und noch was, was ich mich wieder zu ſagen ſchäme.

Franz. Nun Arv, was haſt du Neues?

Arv. Einen ganzen Sack voll.

Franz. Bös oder gut?

Arv. Halb bös, halb gut: Hans Franzen iſt wiedergekommen von Weſtindien, aber ...

Franz. Von Weſtindien?

Arv. Nun, ich denke doch von Weſtindien, weil er ja den Sonnenſtich hat. Entweder iſt er verrückt, oder er iſt guter Hoffnung; denn das Erſte, wonach er verlangte, waren Moosbeeren.

Franz. Wie ſieht er aus? Was hat er an?

Arv. Er ſieht wunderlich aus. Ich weiß nicht, ob der Herr den Treffbuben kennt; juſt ſo ſieht er aus, wahrhaftig! Er trägt einen rothen Schlafrock und hat einen Hut auf, ſechsmal ſo breit, wie der meine; er iſt juſt ſo breit, wie der, den der Hanswurſt hatte, als der Herr neulich beim ſtarken Mann war. Er hätte nicht nöthig, vor der Zeit zu ſpaßen, er kann noch zeitig genug Hahnrei werden. Aber ich muß laufen und den Brief beſtellen, den er mir gegeben hat.

Franz. An wen iſt der Brief?

Arv. Der iſt an einen Mann mit Namen Moons.

Franz. Laß mich den Brief ſehen: „A Mons. Monsieur de Pedersen, Auditeur de la première Classe in Copenhague.“ Das muß an Monſieur Peterſen ſein, Hülfslehrer an der unterſten Klaſſe, mit dem er gut Freund iſt. Da kannſt Du lange laufen und nach Herrn Moons fragen. Wo iſt mein Sohn?

Arv. Er wird gleich kommen, er ſteht in der grünen Stube und wickelt ſich ſeine Perücke vorm Spiegel. Ich muß laufen.

(Ab.)

Dritte Scene.

Jean. Jeronimus. Franz.

Jean. La la la la la! Nun kann ich nicht wieder auf den bougre de pagrad kommen, den ich zuletzt bei Monsieur Blondis gelernt habe. Pardi! das iſt ein grand malheur. Mais voilà mon père et mon Schwieger-père! Bon matin, Messieurs, comment vive ma chère Isabelle?

Jeronimus. Hört, mein guter Hans Franzen! Ich bin in der Christenbernikovſtraße geboren, mein Vater ebenſo. Eine Iſabelle oder Fidelle iſt nie in unſerm Hauſe geweſen; ich heiße Jeronimus Chriſtopherſen und meine Tochter Elsbeth, mit Gott und Ehren.

Jean. Das iſt Alles daſſelbe, mon cher Schwiegerpapa! Elsbeth, Iſabelle oder blos Belle, das Letzte iſt das Vornehmſte.

Jeronimus. Wenn der meine Tochter Belle nennt, ſo kriegt er's mit mir zu thun, denn das iſt ja ein Hundename. Wollt Ihr uns nicht mit unſern chriſtlichen Namen nennen, ſo könnt Ihr Euch nur nach einem andern Schwiegervater umſehen; ich bin ein ehrlicher Bürger von altem Schlag, ich leide ſolche neue Alamoden nicht, und ebenſo wenig verſtehe ich mich auf ſolche hochtrabende Parlirung.

Jean. Pardonnez-moi, mon cher Schwiegerpapa, man ſagt nicht Alamoden; ce n'est pas bon Parisish, c'est bas breton, pardi .... La la la la! Das iſt die neueſte Menuet, composé par le Sieur Blondis, pardi. Das iſt ein habile homme, le plus grand Tanz-Maître en Europe. Heißt nicht Tanz-Maître auf Däniſch auch Tanz-Maître? Ich habe mein Däniſch ganz oubliirt dans Paris.

Jeronimus. Schade, daß Ihr es nicht ganz und gar vergeſſen habt. Denn jetzt verſteht Ihr weder Däniſch, noch Franzöſiſch; wärt Ihr noch vierzehn Tage länger in Paris geblieben, hättet Ihr wol auch noch Euren Namen vergeſſen.

Jean. Non, ma foi, das vergeſſe ich ſo leicht nicht, daß ich heiße Jean de France, non, pardi non!

Franz. Jean de France, nong Paradis nong — heißt das Hans Franzen auf Däniſch? Nachbar, die Sprache muß reicher ſein als unſere.

Jeronimus. Es wäre beſſer, ſtatt mich zu fragen, Ihr gäbt Eurem Sohn ein paar Ohrfeigen gegen ſeinen Hirnſchädel.

Jean. Messieurs, je demande pardon, ich muß gehen; wir Pariſiens können nicht lange auf einem Fleck bleiben ... La la la la! Ich muß hin und mich ein bischen umſehen à la Grève! Adieu si long! (Geht ab.)

Vierte Scene.

Jeronimus. Franz.

Jeronimus. Lebt wohl, Nachbar, ich bitte um Verzeihung, daß ich so dreist gewesen bin, mit Euch zu sprechen; Euer Sohn, wie ich höre, ist ja gräflich geworden, und also sind ich und meine Tochter zu gering, mit Euch umzugehen.

Franz. Ach, mein Herzensnachbar, seid doch nicht so rasch, habt nur vierzehn Tage Geduld, unterdessen, hoff' ich, sollen ihm die Grillen vergehen. Ihr wißt ja, mit Hermann Franzens Sohn war es ebenso, der machte auch mit seinem Parlemefranſö alle Menschen todt, der war ja so eingenommen davon, daß er bei keinem Mädchen mehr liegen wollte, außer auf Französisch; er aß lieber 'ne Suppe, aus 'ner alten Schuhsohle gekocht, wenn sie nur von einem französischen Koch zurecht gemacht war, als die beste Kalbfleischsuppe auf Dänisch. Die höchsten Beamten, mit denen er sprach, redete er mit Mosjö an, blos weil das so sein Parlemefranzösisch war, unbekümmert, daß er sich viele Feinde dadurch machte. Ja, zu guter Letzt wollte er in keine Kirche mehr gehen, sondern hielt sich zur französischen Gemeinde in Aabenraa. Und nachher, wie er ausgerast hatte, wurde derselbe Mann so vernünftig, daß er nun alle französischen Bücher verbrennt bis auf die Bibeln, wo er sie zu packen kriegt, und sich mit den Leuten auf der Straße herumzankt, blos weil sie parlemefranzösische Gesichter haben, obwol es eingeborne Christenmenschen sind. Ich hoffe, mit meinem Sohn wird das in Kürze ebenso gehen; er muß nur was zu thun kriegen. Ich werde ihn beim Rentamt unterbringen, da wird er meiner Treu schon Anderes zu thun kriegen, als zu singen La la la la! und Fiol de Spanie zu tanzen am lichten Tage.

Jeronimus. Nun, nun, Nachbar, damit Ihr nicht sagen sollt, daß ich zu knurrig bin, wolan, so will ich vierzehn Tage Geduld haben. Bessert er sich in der Zeit, so sähe ich am liebsten, er hielte sofort Hochzeit mit meiner Tochter und legte sich auf eine bürgerliche Handtierung; denn ihn so mit den Jungen

vom Rentamt 'rumlaufen zu laſſen, das thut's auch nicht, Nachbar, das thut's auch nicht!

Franz. Wie Ihr es gut findet, ſo ſoll es geſchehen. Lebt wohl ſo lange!

Jeronimus. Lebt wohl! (Ab.)

Fünfte Scene.

Magdelone. Franz.

Magdelone. Ach, mein Herzensmann, haſt Du Hans Franzen geſehen?

Franz. Mehr als mir lieb iſt; Gott beſſer's!

Magdelone. Du haſt immer mit mir gezankt, wir hielten zuviel von dem Sohne.

Franz. Freilich.

Magdelone. Aber, haben wir nun nicht unſere Freude an ihm?

Franz. Ja, das iſt richtig; man kann über ihn lachen, ſo oft man ihn ſieht.

Magdelone. Ach, das iſt ein allerliebſter Junge.

Franz. Ja wol.

Magdelone. Denk nur einmal an, wie er in der franzöſiſchen Sprache zugenommen hat in ſo kurzer Zeit.

Franz. Zum Erſchrecken.

Magdelone. Ich kannte ihn gar nicht wieder, wie ich ihn ſah.

Franz. Ich auch nicht.

Magdelone. So lebendig iſt er geworden.

Franz. Ja wol.

Magdelone. Und ſo zierlich.

Franz. Zum Erſchrecken.

Magdelone. Frankreich erzieht doch Menſchen.

Franz. Teufelsmäßig.

Magdelone. Er nannte mich Mardam.

Franz. That er das?

Magdelone. Ja, er ſagte, Mutter wäre ſo gemein.

Franz. Kann wol ſein.

Magdelone. Aber ſeine Braut nannte er Maitreſſe; das, dächt' ich, war doch wunderlich.

Franz. Warum denn?

Magdelone. Es iſt vielleicht ſo gebräuchlich in Frankreich.

Franz. Vermuthlich.

Magdelone. Gott ſei Lob, daß er doch ſeine alten Eltern noch kannte.

Franz. Ja wol.

Magdelone. Aber, warum weinſt Du, Herzensmann? Gewiß vor Freude. (Leiſe) Der arme Mann hält doch mehr auf ſeine Kinder, als er ſich merken läßt. (Laut) Ich hab' auch geweint vor Freuden.

Franz. Und ich vor Kummer.

Magdelone. Vor Kummer?

Franz. Ja, vor Kummer. Oder ſoll ein ehrlicher Vater nicht weinen, wenn er ſeinen Sohn ſo umgewandelt ſieht zu einem Phantaſten, einem Gecken, einem Narren?!

Magdelone. Was ſprichſt Du da für grobe Worte? Mein Sohn ein Narr?

Franz. Ja, ein wahrer Narrenhauptmann.

Magdelone. Ach, ich armes Weib, da muß ich nun ſolchen Tölpel zum Mann haben, der nichts zu ſchätzen weiß, was gut iſt! Die einzige Freude, die ich in der Welt habe, iſt das liebe Kind, und das kann dieſer ſchlimme Mann nicht leiden. Selbſt die unvernünftigen Beſtien ſieht man ja doch für ihre Kinder Sorge tragen, ja ſelbſt Türken und Heiden ſorgen für ihre Brut; blos Du haſſeſt Deine eigenen Kinder, die fremde Leute wegen ihrer Artigkeit lieben. Ich will nichts rühmen, was mir gehört: aber das glaub' ich doch nicht, daß es im ganzen Lande einen artigeren Menſchen giebt als Hans Franzen; hätteſt Du nur ein bischen gewöhnlichen Menſchenverſtand, ſo müßteſt Du das ja einſehen.

Franz. Worin beſteht denn ſeine Artigkeit?

Magdelone. Nun eben darin, daß er artig iſt.

Franz. Ich ſehe keine Artigkeit darin, in ſo kurzer Zeit funfzehnhundert Thaler zu verbrauchen.

Magdelone. Du ſprichſt nur von dem, was er verbraucht hat, aber nicht von dem, was er gelernt hat.

Franz. Ich ſehe es wol, er hat gelernt ein Fiol de Spang zu tanzen, eine Menge verliebter Lieder zu ſingen und ſeine Mutterſprache zu verderben; ich glaube, er kann jetzt weder Däniſch, noch Franzöſiſch.

Magdelone. Mit ſolchem verdrießlichen Menſchen mag ich gar nicht mehr ſprechen; aber ich ſchwöre Dir, ich komme mein Lebtag nicht mehr zu Dir ins Bett.

Franz. Halt ſtill, Herzensweib, ich will Dir was ſagen ...

Magdelone. Nicht ein Wort mehr.

Franz. Gott bewahre, wie kannſt Du nur gleich ſo böſe werden.

Magdelone. Laß mich gehen, ſag ich.

Franz. Ei, Magdelonchen, ich habe das ja nicht ſo bös gemeint.

Magdelone. Keine Poſſen, ich gehe.

Franz. Warte, mein Hühnchen, Du ſollſt was kriegen, Du weißt ſchon —

Magdelone. Bagatell!

Franz. Mein Zuckerdöschen!

Magdelone. Geſchwätz!

Franz. Mein Snutchen!

Magdelone. Laß mich los!

Franz. Mein Syrupsfäßchen!

Magdelone. Fort!

Franz. Meine Butterblume!

Magdelone. Papperlapap!

Franz. Mein Märzveilchen!

Magdelone. Nichts!

Franz. Meine Herzensfreude!

Magdelone. Hol Dich der Henker!

Franz. Mein Riechfläſchchen!

Magdelone. Geh zum Blocksberg!

Franz. Ach, mein allerliebstes Weib, sei doch nicht böse auf Dein kleines Männchen!

Magdelone. Keine Faxen!

Franz. Auf Deinen lieben kleinen Franz!

Magdelone. Fort, falscher Schlingel!

Franz. Ich will wahrhaftig nie wieder solchen Spaß treiben; denkst Du denn, daß es mein Ernst war?

Magdelone. War es also nicht Dein Ernst?

Franz. Ei was, mein Ernst! Denkst Du denn, ich merke die Liebenswürdigkeit meines Sohnes nicht so gut wie Du? Ich redete nur so, um Dich wie bisher zu necken; es war wahrhaftig blos vor Freude, daß ich weinte. (Leise) Ach Gott schütze den armen Mann, der, um nur Frieden im Hause zu haben, seiner Kinder Wohlfahrt aufopfern muß!

Magdelone. Hast Du das wirklich nur im Scherz gesagt, mein Herzensmann, so ist Alles wieder gut. Aber da kommt er.

Sechste Scene.

Die Vorigen. Jean. Nachher Ard unsichtbar.

Magdelone. Gieb nur einmal Acht auf seine Manieren und sieh, ob wir nicht Ursache haben, solch einen Sohn zu lieben.

Franz. Du hast Recht, Frau.

Magdelone. Mein Herzenssohn, Du mußt Deine Mutter nicht so lange allein lassen, ich kann keinen Augenblick ohne Dich sein.

Jean. Was meint Madame zu dem Contretemps, den ich ganz kürzlich gelernt habe, bevor ich von Paris abreiste? Ich glaube pardi nicht, daß den Einer hier zu Lande schon kann. Ich kann ihn auf zwanzig Façons machen, zum Exempel erst so ... und dann wieder so ...

Magdelone. War das nicht eine prächtige Capriole, Mann?

Jean. Das war keine Capriole, Madame, sondern ein Contretemps.

Magdelone. Ich versteh' das nicht, mein Herzenssohn, Du

mußt mich entſchuldigen; eine ſchlechte und rechte Menuet habe ich vor dieſem allenfalls tanzen können, aber weiter nichts.

Jean. Kann Madame die Tour davon noch?

Magdelone. Ja, vielleicht.

Jean. Wolan, laß uns ein Menuet mit einander tanzen, damit Ihr ſeht, was ich für Pas mache.

Magdelone. Das wird ein wunderlicher Tanz werden, fürcht' ich, ich bin doch wol ein bischen zu alt zum Tanzen.

Jean. Hat nichts zu ſagen. La tour seulement!

Magdelone. Nein, mein allerliebſter Sohn, ich bitte mich zu entſchuldigen.

Jean. Ah pardi, je m'en mocque! La tour seulement!

Franz (leiſe). Das iſt mir ſo lieb, als wenn mir Einer zehn Thaler gäbe; ich wär' es zufrieden, wenn er mit ihr mitten auf dem Schloßplatz tanzte, das wär' ihr ganz recht, weil ſie ihn ſelbſt ſo verdorben hat.

Magdelone. Ach, mein Herzensſohn, thu mir doch nicht den Schimpf an!

Jean. Ei sans façon! Das iſt gar nicht hübſch, ſich ſo lange nöthigen zu laſſen. La tour seulement!

Franz (leiſe). Na, das geht ſchön.

Magdelone. Meine Füße ſind ſchon zu ſteif dazu.

Jean. Pardi! Mardi! Peste! Diantre! Tête-bleu! Nun werd' ich böſe, das Vergnügen könntet Ihr mir doch wol ſacht machen! La tour seulement!

Magdelone. Ehe mein Sohn böſe wird, will ich es ja gerne thun, ſo gut ich kann.

Franz (leiſe). Ha, ha, ha!

Jean. Papa muß uns ein Menuet ſingen!

Franz. Kann ich denn ſingen?

Jean. Aber gebt wol Acht, daß Ihr uns die Meſure haltet beim Singen!

Franz. Sauer genug wird's mir werden, mein Sohn; es iſt wol das Beſte, Ihr ſingt ſelbſt.

Jean. Ei pardi, c'est impossible! Wie kann ich denn ſingen und tanzen dans le même temps?

Magdelone. Kann ich unſerm Sohn den Willen thun und mit ihm tanzen, ſo kannſt Du auch wol mit ihm ſingen.

Franz. Ich hoffe, Frau, das iſt nicht Dein Ernſt; zum Narren mach' ich mich nun einmal nicht, dazu bin ich zu alt.

Jean. Tête-bleu! J'enrage!

Magdelone. Ach, mein Herzensſohn, werde nur nicht böſe, er ſoll ſingen auf mein Wort und wenn er toll wird.

Jean. Ah pardi, chantez donc!

Magdelone. Du biſt doch der verdrießlichſte Mann, den es je auf Erden gegeben hat.

Jean. Diable m'emporte, di .....

Franz (fängt an die Melodie zu ſingen, die die Nachtwächter haben, und weint dazwiſchen. Die beiden Andern fangen an zu tanzen).

Jean. Ei das iſt ja kein Menuet, kann Papa kein Menuet?

Franz. Ich kann blos das.

Magdelone. Na, denn mach' nur zu, es iſt ja einerlei, ob es auch ein bischen altmodiſch iſt.

(Er ſingt, aber ſowie ſie ſich umdrehen, droht er ihnen. Sie tanzen beide ſehr ſchlecht, **Ard** guckt ungeſehen zur Thür hinein. Von Zeit zu Zeit ruft Jean: La cadence, mon père! la cadence! Wenn der Tanz aus iſt, gehen ſie ab.)

Franz (leiſe). Ach, ich elender Mann, daß ich ſolchen Sohn in die Welt geſetzt habe! Da muß ich bei Zeiten Rath ſchaffen, ſonſt wird mein Haus zum Stadtgeſpräch.

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

Antonius. Elsbeth. Marthe. Claus.

Antonius. Ach, meine allerſchönſte Jungfrau, das Herz will mir brechen bei dieſer unglückſeligen Nachricht, daß mein Rival' ſo unvermuthet zurückgekommen.

Elsbeth. Wie meint Ihr denn wol, daß es mir ums Herz iſt, die ich auf ewig an dieſen widerwärtigſten aller Menſchen gefeſſelt werden ſoll? Ich hatte einen Abſcheu vor ſeiner Perſon, ſchon bevor er reiſte: denn ich ſah ja, wie eitel und abgeſchmackt er war, und konnte leicht vorausſehen, daß er, wenn er erſt in fremde Länder käme, den Verſtand vollends verlieren würde.

Antonius. Und an ſolche Perſon, meine allertheuerſte Jungfrau, wollt Ihr Euch binden?

Elsbeth. Gutwillig nicht, mein theurer Antonius. Aber Ihr wißt, daß ich einen Vater habe, hart wie Stein; was er einmal haben will, das muß geſchehen; und wenn es der Untergang ſeines eigenen Hauſes wäre.

Antonius. So lange ich lebe, ſoll es dennoch nicht geſchehen.

Elsbeth. Womit wollt Ihr es hindern?

Antonius. So lange ich lebe, ſag' ich; meine Augen ſollen das nicht ſehen, lieber bring' ich mich ſelbſt um.

Elsbeth. Und das ſag' ich Euch, Ihr unbeſonnener Menſch: nehmt Ihr Euch das Leben, ſo endige ich mit demſelben Schwert auch meine Tage. Hört daher auf mit ſolchen Reden und denkt

lieber auf Mittel, das drohende Unglück abzuwehren, und ſeid verſichert, daß weder der Wille der Eltern, noch ſonſt irgend etwas in der Welt das Band zerreißen kann, das unſere Herzen verbunden hält.

Antonius. Ach, nun bin ich zufrieden!

Marthe. Hört doch, Ihr verliebten Thoren: ſtatt ſolch ein unnützes Aufheben zu machen, wäre es beſſer, Ihr bätet mich und Espen, ein bischen die Köpfe zuſammenzuſtecken. Ihr wißt ja, wenn wir zwei unſern Witz gebrauchen wollen, ſo iſt uns kein Ding unmöglich; gebt uns nur Zeit, ein bischen herumzuſpeculiren, und geht ſo lange bei Seite. (Sie gehen hinein).

Zweite Scene.

Marthe. Espen.

Marthe. Espen, Du biſt ein alter Schelm, nun laß ſehen, wozu Du gut biſt?

Espen. Dich abgerechnet, glaub' ich nicht, daß ich meinen Meiſter habe.

Marthe. Spintiſire nur etwas aus, es thut nichts, wenn Du auch dafür gehängt wirſt. Denn wenn Du nicht dafür gehängt wirſt, wirſt Du doch gewiß für was anders gehängt, und zwar nächſtens.

Espen. Nein wahrhaftig, ſo raſch geht's mit dem Gehängtwerden nicht, wenn anders das wahr iſt, was die Wahrſagerfrau mir vorgeſtern aus der Hand las.

Marthe. Und was prophezeite ſie Dir?

Espen. Sie prophezeite mir, daß ich nicht eher gehängt würde, als bis Du ausgepeitſcht wärſt und drei Jahre im Spinnhaus geſeſſen hätteſt.

Marthe. Ei, Redensarten! die alten Propheten ſind todt, und die neuen taugen nichts.

Espen. Nein meiner Treu, das Weib war alt genug, ſie hatte keinen Zahn mehr im Munde und konnte nicht mehr ſprechen vor Alter.

Marthe. Wie konnte ſie denn ſagen, ich ſollte ins Spinnhaus kommen? Wer lügen will, muß ein gutes Gedächtniß haben.

Espen. Sie erklärte mir Alles durch Geberden.

Marthe. Was das für dummes Zeug iſt! Friſch an die Arbeit, ſo lang wir allein ſind, die edle Zeit vergeht.

Espen. Ich bin jetzt wahrhaftig nicht in der Laune, die Cour zu machen, Mamſell.

Marthe. Ei pfui, Du Schlingel, da kannſt Du lange warten, bis ich mich in Dich verliebe. Wollt' ich auf den Weg, ſo ging' ich wol zu andern Leuten, als Du biſt; zehn Kutſchwagen kann ich kriegen, wenn ich zu ſo etwas Luſt hätte, mit vornehmen Bedienten hinten drauf ſo viel ich will. Die Arbeit, die ich jetzt meinte, war, eine Intrigue herauszuſpeculiren.

Espen. Ja, nun verſtehe ich erſt Deine Meinung.

(Sie gehen, Jedes für ſich, auf und ab.)

Marthe. Nu Espen, biſt Du mit Deiner Lection bald fertig?

Espen. Ja, ich habe da eine Invention, wie wir den alten Jeronimus um einen Haufen Geld prellen können.

Marthe. Ei Du Dummkopf, das iſt aus der Mode, das haſt Du aus einer alten Komödie geſtohlen. Nein, ich hab' ein anderes Mittel, das beſſer iſt, laß uns unſere verliebten Leutchen hereinrufen und ihre Meinung darüber hören. He, kommt wieder herein, Paris und Helena, und hört das Urtheil.

Dritte Scene.

Elsbeth. Marthe. Espen. Antonius.

Elsbeth. Hier ſind wir, laß uns denn hören, was Ihr Euch ausgedacht habt.

Marthe. Wir Rathsherrn haben mit Stimmenmehrheit für gut befunden, daß, ſintemalen es eine große Sünde, ſich dem Willen ſeiner Eltern zu widerſetzen, es das Beſte iſt, daß Jungfer Elsbeth ſich dieſe zweite Liebſchaft aus dem Sinne ſchlägt und ſich mit dem verbindet, dem ihr Vater ſie verſprochen hat

Elsbeth. Ach, Du treibst nur Deinen Scherz mit mir!

Marthe. Gewiß ist es nur Scherz; in solchen Sachen darf man sich meiner Ansicht nach keineswegs nach den Capricen der Eltern richten. Die haben dabei blos das Interesse, sich mit gewissen Leuten zu verschwägern, von denen sie Nutzen zu ziehen hoffen, und diesem Interesse opfern sie dann nicht selten ihrer Kinder Wohlfahrt. Junge Leute dagegen denken an so etwas weniger, vielmehr wählen sie sich solche Personen zur Ehe, mit denen sie glücklich zu werden hoffen, und lieben nur, um zu lieben. Ist das nicht auch Seine Meinung, Herr Collega?

Espen. Vollständig.

Marthe. Wär' ich Assessor in einem Collegium mit Dir, so würd' es mir gehen wie den gescheidten Richtern, die einen Dummkopf zur Seite haben; ich hätte immer über zwei Stimmen zu verfügen.

Espen. Verstehst Du Latein, Marthe?

Marthe. Gerade so viel wie Du.

Espen. Weißt Du, was das heißt: mulier taceat in ecclesia?

Marthe. Nein, das weiß ich nicht.

Espen. Das heißt auf Dänisch so viel, daß eine solche Sau, wie Du bist, Rocken und Spule wahrnehmen und nicht daran denken soll, sich in Sachen zu mengen, zu denen die Natur mich und andere Mannspersonen geschaffen hat.

Marthe. So was solltest Du nicht sagen, Espen, die Zeit wird noch kommen, wo man mehr auf den Verstand als auf das Geschlecht, mehr auf das Talent als auf den Namen sieht. Wenn unser Beider Verstand auf die Wagschaale gelegt wird, und ich dann zum Oberrichter ernannt werde, so kannst Du es nicht höher bringen als zum Apfelhöcker.

Antonius. Ach bitte, laßt uns zur Sache kommen und nicht die Zeit mit solchem Geschwätz versäumen.

Marthe. Laß doch nur den Espen reden, der hat ja einen herrlichen Anschlag ausgeheckt.

Espen. Ei Marthe, quäle uns doch nicht so lange, sondern sag', was für ein Mittel Du aufgefunden hast, diesen lieben Kindern zu helfen.

Marthe. Willſt Du auch bekennen, daß Du ein Dummkopf biſt?

Espen. Ein Schelm, der das thut.

Elsbeth. Ach Herzens-Espen, kannſt Du denn nicht um meinetwillen ſacht ſagen, daß Du ein Dummkopf biſt?

Espen. Ja, ich bin ein Dummkopf; iſt's ſo recht?

Marthe. Ob Du's glaubſt oder nicht, wahr iſt es doch. Da ging er und ſpeculirte eine halbe Stunde, wie auf eine Predigt, und endlich kam er mit einer alten verſchimmelten Intrigue, von der ſchon alle Komödien voll ſind. Meine Invention dagegen beſteht in Folgendem. Wie Ihr gehört habt, iſt Hans Franzen ſo eingenommen von allem, was Franzöſiſch heißt, daß, wenn es gut Pariſiſch wäre, bei lichtem Tage auf der Straße ohne Hoſen zu gehen, ſo thät' er das auch. Nun wißt Ihr, daß ich drei Jahre bei einem franzöſiſchen Koch in der Weidenſtraße gedient und in der Zeit ſo viel Franzöſiſch gelernt habe, wie mir zum täglichen Gebrauch vonnöthen. Ich will mich für eine franzöſiſche Dame ausgeben, die ſoeben von Paris gekommen und in Hans Franzen verliebt iſt. Wie ſich die Sache weiter entwickelt, wird die Zeit lehren; laßt mich nur machen. Espen ſoll mein Kammerdiener ſein.

Elsbeth. So müſſen wir eilen, Euch auszurüſten.

Antonius. Ihr, meine theuerſte Jungfer, gebt Marthen Kleider, ich werde Espen verſehen.

Espen. Espen müßt Ihr nun nicht mehr ſagen, ſondern Herr Kammerdiener.

Antonius. Nun ſo packt Euch, Herr Kammerdiener.

(Espen und Marthe ab.)

Vierte Scene.

Arv. Antonius. Elsbeth.

Arv. Ha ha ha! Hi hi hi!

Antonius. Iſt das nicht Franz Hanſens Hausknecht?

Arv. Ha ha ha! Hol der Teufel die Narrheit!

Antonius. Worüber lachſt Du denn ſo herzlich, Arv?

Arv. Ah ſeid Ihr's, Monſieur Antonius? Ich bin im Begriff vor Lachen zu platzen!

Antonius. Wo biſt Du geweſen, daß Du ſo lachſt?

Arv. Ich komme von einem Aſſemblix, da hättet Ihr einen artigen Tanz mit anſehen können.

Antonius. Von wem denn?

Arv. Unſere Madame tanzte Schottiſch mit Hans Franzen, und der Herr ſang dazu.

Antonius. Ei Poſſen!

Arv. Nein wahrhaftig, es iſt ſo. Die Madame ſollte ſich ſchämen, ich hätte nicht gedacht, daß ſie ſo ſchön tanzen könnte; ſeht, ſo ging ſie und wackelte mit dem Hintern. Hätte ich nur einen Rothſtift, ſo wollte ich Euch das ganze Aſſemblix abmalen, ich habe zeichnen gelernt; und jedesmal, wenn er tanzte, ſchrie er ſeinen Vater an: Kater Hanſen! Kater Hanſen! Was das bedeuten ſollte, mag der Henker wiſſen. Aus freien Stücken, das ſah ich wol, ſang der arme Mann nicht; denn er ſang, weinte und drohte, Alles auf einmal.

Antonius. Aber wenn er nicht ſingen wollte, wer konnte ihn zwingen?

Arv. Alles im Hauſe muß nach Hans Franzens Pfeife tanzen; er regiert die Madame, und die Madame regiert den Herrn.

Antonius. Der Kerl muß ja rein toll ſein.

Arv. Ich glaub' in der That, er hat in Frankreich Schaden im Kopf genommen; mir giebt er einen Hundenamen, er nennt mich Garſong. Wenn er mich noch einmal Garſong ruft, antwort' ich ihm meiner Seel: ja Sultan. Denn ich bin Arv Anderſen getauft; das kann ich aus dem Kirchenbuch beweiſen. Aber freilich, was will ich machen, wenn ſeine Mutter leidet, daß er ſie Mähre nennt, und das thut er wirklich. Wenn Jeronimus erfährt, wie er ſeine Tochter nennt, ich glaube, er bläut ihm den Rücken durch.

Antonius. Wie nennt er ſie denn?

Arv. Ich fürchte nur, Ihr ſagt es weiter.

Antonius. Nein, ganz gewiß nicht.

Arv. Er nennt ſie eine Matratze. Nun iſt das zwar richtig, daß die Frauen gewiſſermaßen Unterbetten ſind; aber ſie ſein Unterbett oder Matratze zu nennen, das iſt doch gar zu verächtlich, und überdies ſind ſie ja noch gar nicht verheirathet. Aber ich muß laufen. (Ab.)

Fünfte Scene.

Elsbeth. Antonius.

Elsbeth. Das iſt doch was Schreckliches mit Eltern, die ſich von thörichten Kindern regieren laſſen.

Antonius. Meine allertheuerſte Jungfer, je verrückter er wird, deſto beſſer für uns; ſeine Beſſerung wäre die unglücklichſte Zeitung, die ich kriegen könnte.

Elsbeth. Ach, mein liebſter Antonius, unſer ganzes Glück liegt nun in Espens und Marthens Händen. Das iſt eine Art übertriebener Ehrenhaftigkeit bei meinem Vater: denn obwol er mein Unglück vor Augen ſieht, will er doch nicht ſein Wort brechen. Er ſagt, es ſei nicht der Perſon, ſondern der Familie wegen.

Antonius. Wenn nun aber Marthens und Espens Anſchlag nicht glückt, und Jeronimus läßt ſich nicht bewegen, von ſeinem Vorſatz abzuſtehen, was wird die Jungfer dann thun?

Elsbeth. Ei, liebſter Antonius, plag' mich doch nicht mit ſolchen Fragen, ich habe mich ja ein- für allemal dahin erklärt, daß ich lieber . . . Aber da kommt mein Vater; fort, ſo raſch Ihr könnt! (Antonius ab.)

Sechſte Scene.

Jeronimus. Elsbeth.

Jeronimus. Ei ſo Pimpernille, haſt Du nichts Andres zu thun, als vor der Thüre zu ſtehen und zu gucken und nach den jungen Kerlen zu ſehen, die vorbeiſpazieren? Ich heiße Jero-

nimus, ich, und nicht Franz Hansen. Denk' nicht etwa, daß Du dieselbe Freiheit hast wie dessen Kinder; hätt' ich solchen Sohn wie Hans Franzen, ich drehte ihm auf der Stelle den Hals um.

Elsbeth. Aber mein Herzensvater, wenn er so nichtsnutzig ist, warum wollt Ihr mich denn da an ihn fesseln?

Jeronimus. Willst Du auch noch raisonniren? Willst Du auch fragen, warum ich das thue und jenes nicht? Ich will es: das muß Dir genug sein. Wir kommen dadurch wenigstens in eine hübsche Familie, es ist eine Verwandtschaft, die nicht zu verachten; Franz Hansen ist nicht allein ein ehrlicher, sondern auch ein wohlhabender Mann. Obenein aber hab' ich ihm mein Wort gegeben, und das mag ich nicht brechen.

Elsbeth. Mein Herzenspapa —

Jeronimus. Papa, Papa! ..... Willst Du auch französisch sprechen? Kommst Du mir noch einmal mit Deinem Papa, so soll Dir das Mangelholz was vermelden ..... Uebrigens was hast Du sonst noch zu sagen?

Elsbeth. Ich wollte nur dies sagen, daß Franz Hansen allerdings ein vortrefflicher Mann ist, aber ich soll nicht mit ihm verheirathet werden, sondern mit seinem Sohn, welcher durchaus kein vortrefflicher Mann ist und von dem ich, seit er zurück ist, schon eine ganze Menge toller Geschichten gehört habe.'

Jeronimus. Nun seh' Einer, nun legt sie sich auch schon auf Neuigkeiten. Fort, an Deinen Stickrahmen, das ist besser. Ich habe schon eine ganze Menge Geschichten gehört — sieh mal an, sollst Du Dich schon damit abgeben, Geschichten zu wissen? Ich lasse Dich hiemit wissen, Elsbeth, daß Du kommende Woche Hochzeit haben wirst; ich bin noch der Mann dazu, Euch Beide im Zaum zu halten, sowol Dich, wie Hans Franzen. Willst Du gleich hinein!

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Jean. Pierre.

Jean. Pierre!

Pierre. Que voulez-vous?

Jean. Fripon! Maraud! Coquin! Bougre!. Badaut! Fainéant! Que la peste t'étouffe, que le diable t'emporte, t'enlève, t'abime! Que le diantre ....

Pierre. Warum verflucht Monſieur mich denn ſo ſehr?

Jean. Biſt Du nicht funfzehn Monate mit mir dans Paris geweſen und haſt nicht gelernt, comment Du Deinem Herrn antworten ſollſt, wenn er Dich ruft? Du ſollſt ſagen: Monsieur, mais non pas: que voulez-vous?

Pierre. Das iſt doch nur ein kleines Verſehen und nicht werth, daß man deshalb ſo verflucht wird.

Jean. Die Wahrheit zu ſagen, iſt es auch nicht ſowol, um Dich zu verfluchen, als mich im Franzöſiſchen zu üben; ich habe letzten Monat von meinem maitre de langue eine Liſte gekriegt von vierzig der modernſten Flüche, die ich ja an Niemand exerciren kann, als an Dir.

Pierre. Monſieur kann ſie an ſich ſelbſt exerciren, er braucht nur ſtatt te zu ſagen me, ſo übt er ſich in der Sprache und Niemand hat ein Wort dagegen einzuwenden.

Jean. Ach, Pierre, daß wir doch wieder in Paris wären! Dieu donne, que nous étions dans Paris wieder; na, nu hab' ich vergeſſen, was „wieder" auf Franzöſiſch heißt.

Pierre. Das heißt aussi.

Jean. Richtig, aussi; wenn Du mich einen Fehler machen hörſt, mußt Du mich nur dreiſt corrigiren. Aber wünſcheſt Du nicht ebenfalls, daß wir aussi in Paris wären?

Pierre. Ei, gewiß, wer brav hungern, durſten und frieren kann, für den iſt Paris ein ganz guter Aufenthalt.

Jean. Ei, bougre! crasseux! gourmand! Du ſprichſt, als ob Du geboren wärſt à la place Maubert, oder à la pont neuf, comme un crocheteur, un décroteur des souliers, un porteur d'eau.

Pierre. Und Monſieur ſpricht wie un fou, un bête, un Narr, un sot, un boufon, als ob er dans un Tollhaus geboren wäre oder à la un théâtre.

Jean. Was ſagſt Du, bourreau?

Pierre. Monſieur muß mir das nicht übel nehmen, ich thue das blos, um mich im Franzöſiſchen zu exerciren.

Jean. Ja ſo. Ecoutez, Pierre.

Pierre. Monſieur.

Jean. Ich kann die däniſchen Geſichter für den Tod nicht ausſtehen.

Pierre. Mademoiſelle Iſabelle hat doch ein recht ſchönes Geſicht.

Jean. Ja, ſchön iſt es wol, aber es iſt doch ſo däniſch, c'est un visage à la Danois, à la Bankbohrſtraße, pardi! Inzwiſchen an ihr Geſicht wollt' ich mich noch gewöhnen, wenn ſie nur nicht Däniſch ſpräche.

Pierre. Hat Monſieur mit ihr geſprochen, ſeit er wieder da iſt?

Jean. O vis pardi, si fait: aber, weißt Du, was ſie ſagte?

Pierre. Non pardi, non fait.

Jean. Sie ſagte: Willkommen zu Hauſe, Hans. Ach, wenn ich daran denke, dreht ſich mir der ganze Magen um! Wäre das nun eine franzöſiſche Dame geweſen, die hätte geſagt: Je suis ravi de voir mon chère mami Jean de France.

Pierre. O vis pardi, si fait. In ſo etwas ſind die Franzoſen außerordentlich artige Leute, auch wenn ſie nichts damit meinen.

Jean. Madame Isabelle parle comme un Iduchinneuse dans Paris.

Pierre. Ovis pardi si fait.

Jean. Comme un frippière.

Pierre. Ovis pardi si fait.

Jean. Comme un femme, qui clame: renet! renet! dans les rues.

Pierre. Ovis pardi si faif.

Jean. Comme un femme, qui va avec un âne dans la rue, et clame: lait! lait!

Pierre. Ovis pardi si fait.

Jean. Auf die Art wollen wir uns im Franzöſiſchen üben und wollen kein Wort däniſch mit einander ſprechen.

Pierre. Ovis pardi si fait. Was wir nicht zu ſagen wiſſen, da zeigen wir mit den Fingern oder ſchneiden Geſichter, da werden wir auf einmal geborene Franzoſen.

Jean. Pierre!

Pierre. Monſieur!

Jean. Ich will heut Mittag bei Peche ſpeiſen.

Pierre. Will Monſieur nicht lieber bei Meiſter Jacob ſpeiſen? Da kriegt man beſſeres Eſſen für billiges Geld.

Jean. Ei was, Meiſter Jacob, ſchon an dem Namen hört man ja, daß das ein ſchlechter Koch iſt; wäre hier kein franzöſiſcher Koch in der Stadt, ſo müßt' ich verhungern.

Pierre. Das iſt gewiß. Beim Franzoſen ſchmeckt das Eſſen immer, weil man nämlich ſo wenig kriegt; nichts reizt den Appetit mehr, als wenn man nur wenig in der Schüſſel hat.

Jean. Weißt Du nicht noch einen franzöſiſchen Koch hier?

Pierre. Ovis Monsieur! si fait pardi, hier iſt noch einer, der heißt Cabo.

Jean. Welcher von ihnen ſpricht das beſte Franzöſiſch?

Pierre. Sie ſprechen Beide gleich; es iſt ein Plaiſir, ſie zu hören. Denn wenn ſie es recht gut machen wollen, ſo miſchen ſie ſpaniſche Wörter dazwiſchen, und das klingt dann wunderbar ſchön. Aber hier iſt ein fremder Bedienter, was mag er wollen?

Zweite Scene.

Espen. Jean. Pierre.

Espen. Hier ſoll er doch wohnen, hat man mir geſagt; da ſeh' ich ja zwei Leute, die ich fragen kann. Avec permission, kennt Ihr Niemand hier in der Straße?

Jean. Ja, ich kenne mich ſelbſt, moi même.

Espen. Das iſt viel, wenn Ihr Euch ſelbſt kennt; nicht vier Menſchen in der ganzen Stadt, glaub' ich, können das von ſich ſagen. Aber wohnt hier nicht in der Straße ein däniſcher Monſieur, der Jean de France heißt?

Jean. Je m'appelle Jean de France, à votre très humble service.

Pierre. Das heißt ins Däniſche verdolmetſcht: ich heiße Hans Franzen zu Dienſten. Ich muß meines Herrn Dolmetſcher machen; denn wenn er auch wol Däniſch verſteht, ſo kann er ſich doch nicht beſonders explicuren, er iſt volle funfzehn Wochen in Paris geweſen, wo er denn in der ganzen Zeit kein Wort däniſch hat ſprechen hören.

Espen. Ja, ja, funfzehn Wochen, meiner Treu, das hat ſchon was auf ſich. Ich bin bei Madame La Fleche blos zwei Tage in Dienſt geweſen, und ſchon jetzt, wenn ich däniſch ſprechen will, kommen mir lauter franzöſiſche Wörter in den Mund. Aber wenn Monſieur Jean de France heißt, ſo iſt er ja eben der, den ich ſuche. Monſieur, iſt Er nicht derſelbe, der eben von Paris gekommen iſt?

Jean. Ovis Monsieur.

Espen. Der ſich funfzehn Wochen daſelbſt aufgehalten hat?

Jean. Ovis Monsieur.

Espen. Der in dem Stadtviertel logirte ... Na wie heißt es denn, nun liegt es mir auf der Zunge ....

Jean. Fauxbourg St. Germain.

Espen. Richtig, das meint' ich, und in einer Straße, die ſo krumm 'rumgeht?

Jean. Nein, die Straße iſt ganz gerade.

Espen. Ja, gerade iſt die Straße wol; aber wo ſie zu Ende geht, da muß man ſich ja doch drehen, um in eine andere zu kommen, wenigſtens dächt' ich, hätte die Madame mir ſo geſagt, und der Name von der Straße war ....

Jean. La rue de Seine.

Espen. Ja richtig, das ſtimmt ganz genau. Monſieur ſoll auch einen Bedienten haben, eine gute brave Haut, mit Namen Pierre.

Pierre. A votre très humble service.

Espen. Na, ſo hör' ich denn ja, daß ich auf dem rechten Wege bin. Ich habe ein gehorſames Compliment zu beſtellen von Madame La Fleche.

Jean. Ach, iſt es möglich? Wie befindet ſich die charmante Dame?

Espen. Sie hat, wie ſie ſagt, die Ehre gehabt, Euch in Paris zu kennen, und iſt nach Dänemark hauptſächlich um Euretwillen gekommen.

Jean. Ah, la charmante Dame! In Paris hab' ich manche vergnügte Stunde mit ihr zugebracht.

Pierre **Espen.** Monſieur, Ihr habt das Frauenzimmer ja nie geſehen.

Jean. Taisez-vous, bougre! Weißt Du nicht, daß es à la Française iſt, ſo zu antworten? Hätt' ich geſagt, ich kennte ſie nicht, ſo würde man mich ja für einen däniſchen Ofenhocker gehalten haben; Du wirſt doch niemals Politur kriegen. — Ich muß geſtehen, daß Madame La Fleche diejenige Dame iſt, vor der ich den allermeiſten Aeſtim habe. Pardi, est il possible, daß Madame La Fleche um meinetwillen nach Dänemark gekommen iſt? Ich wollte ma foi nach Indien, ja, was noch mehr iſt, nach Afrika wollt' ich reiſen, blos um ihr die ſchönen Hände zu küſſen. Aber wie lange iſt es her, ſeit ſie Paris verlaſſen?

Espen. Zwölf Tage.

Jean. Ei, est il possible? Nur zwölf Tage? Ach, könnt' ich doch den bonheur genießen, ihr die Hände zu küſſen, und die Ehre, mit ihr zu ſprechen.

Espen. Sie ſelbſt wünſcht nichts ſehnlicher, es iſt accurat mein Auftrag.

Jean. Ach Monſieur, gönnt mir die Freude und verſchmäht nicht ein paar Ducaten, die ich Euch als Freundſchaftszeichen verehre.

Espen. Meine Herrſchaft, Madame La Fleche, iſt eine der reichſten Damen in Frankreich, und ſollt' ich daher keine Geſchenke annehmen; um jedoch nicht den Schein zu haben, als ob ich es aus Hochmuth refüſirte, will ich es nehmen, verhoffe dagegen, daß auch Monſieur ſich nicht weigern wird, ein kleines Präſent von meiner Madame zu nehmen, nämlich dieſes Portrait, welches von Monſieur Reinkohlgehackt gemalt iſt, dem größten Miniaturmaler in Frankreich. Und da es eben, bevor ſie abreiſte, die allerneueſte Mode in Paris war, daß die Cavaliers dergleichen um den Hals tragen, um ihr Aeſtim für die Damen zu zeigen, die ihnen ſolche Präſente machen, ſo hoffe ich, daß Monſieur es ihr zu Ehren ebenfalls um den Hals tragen wird.

Jean. Wolan, ich werde es mir ſofort dans votre présence um den Hals binden. Aber dürft' ich mir die hardiesse nehmen und ſo impudent ſein, mir die liberté zu erlauben, zu fragen, auf welche Art Madame La Fleche mit Monſieur ſprechen kann, wenn Er kein Franzöſiſch verſteht?

Espen. Madame La Fleche läßt ſich mit der ganzen Welt ein; außer pariſiſch, welches ihre Mama- oder Mutterſprache iſt, ſpricht ſie deutſch, italieniſch, holländiſch, polländiſch, preußiſch und auch einen großen Haufen däniſch, was ſie unterwegs gelernt hat.

Jean. Das iſt eine große Complaiſance, daß ſolche vornehme Dame ſich die Unbequemlichkeit macht, dieſe gemeine Sprache zu lernen. So ſpricht ſie denn däniſch mit Monſieur, weil Er hier im Lande geboren iſt?

Espen. Nein, Monſieur, ich bin hier nicht zu Lande geboren, das ſind nur meine Feinde, die mir das nachſagen. Ich bin geboren über zehn Meilen ſüdlich von Randers, wo wir als Glieder des heiligen römiſchen Reichs betrachtet werden, ſo daß

ich viel mehr romäniſch als däniſch bin; will auch gehorſamſt gebeten haben, daß Monſieur das allen ſeinen Bekannten mittheilt.

Jean. Es wäre eine Sünde, wollt' ich das nicht thun; auch kann man ja hinlänglich an Monſieurs manières ſehen und an ſeiner Sprache hören, daß er kein Däne iſt. Aber wo hat man das Glück, Madame La Fleche zu treffen?

Espen. Wo es Monſieur beliebt. Uebrigens geht ſie um drei Uhr hier vorbei.

Jean. Da werd' ich mich présentement einfinden, um ihr zu küſſen die belles mains.

Espen. Das wird ihr lieb ſein.

Jean. Je me recommande.

(Espen ab.)

Dritte Scene.

Jean. Pierre.

Jean. Pierre!

Pierre. Monſieur!

Jean. Was meinſt Du zu dem Portrait?

Pierre. Wer kein Kenner von Miniaturen iſt, ſollte denken, es wäre ein Kopf, der aus einem gedruckten Buche geſchnitten und auf ein Stück Holz geklebt wäre.

Jean. C'est pourtant fait par le Sieur Reinkohlgehackt, le plus grand Maler en Europe.

Pierre. Ja woher weiß Monſieur denn das?

Jean. Haſt Du es nicht aus Monſieurs eigenem Munde gehört? Denkſt Du, daß der kein Kenner iſt? Ja ja, das ſind ma foi keine Narren, die da im römiſchen Reich geboren werden. Aber da ſeh' ich ja dieſe beiden alten Spießbürger wieder kommen; ich wollt', ich wäre fort, mit denen kann man keinen honneten und galanten Diskurs führen, die ſprechen von nichts als vom Wetter und von der Wirthſchaft.

(Jean und Pierre gehen ein wenig auf die Seite.)

Vierte Scene.

Jeronimus. Franz. Die Vorigen.

Jeronimus. Ja gewiß ſollte man das, Nachbar. Allein was in Thee, Kaffe und Tabak verzehrt wird, beläuft ſich, glaub' ich, auf einige Tonnen Goldes im Jahr; das Geld wurde nun erſtlich in alten Zeiten geſpart.

Franz. Ach Herr je, dazu gehört ſchon was, einige Tonnen Goldes.

Jeronimus. Sagt das nicht, Nachbar, in anſtändigen Häuſern reicht man nicht mit hundert Thalern jährlich dafür. Und das iſt erſt ein Poſten; wollten wir nun die andern auch rechnen, ſo würde man leicht ſehen, daß ich Recht habe. Denkt nur, neulich wollt' ich auch mal ein bischen alamodiſch ſein und ging in ein Kaffehaus, da mußt' ich für ein paar Taſſen Kaffe ein ganzes Kopfſtück geben. Aber da können ſie auch warten, bis Jeronimus ſo bald wieder hinkommt.

Franz. Das war ein bischen theuer; indeſſen ſieht man doch die Preiſe ſchon merklich fallen.

Jeronimus. Nun, meiner Six, nicht in den Conditoreien. Denn das hab' ich hier in Kopenhagen überhaupt gemerkt, iſt der Preis einmal in die Höhe gegangen, bleibt er es auch für ewige Zeiten, und ob man die Waare auch für die Hälfte kriegen kann.

Franz. Ja, inſoweit habt Ihr ſchon recht, Nachbar. Aber der Menſch muß doch auch etwas für den Wohlgeſchmack haben, was nützt Einem das Geld, wenn man ſich nicht mal eine Güte dafür thun will?

Jeronimus. Aber Waſſer und gebrannte Bohnen, können die wol wirklich gut ſchmecken? Verſucht's einmal und gebt einem Kinde bloßen Kaffe ohne Zucker, und ſeht zu, ob es ihn nicht wieder ausſpuckt. Vielleicht ſagt Ihr, daß doch Euer Sohn Hans Franzen und Andere der Art einen himmliſchen Geſchmack darin entdecken. Ich entgegne: Euer Sohn Hans und andere Hansnarren haben ſich Anfangs ihrer Natur zum Trotz dazu

gezwungen, blos weil das vornehm, weil das ausländiſch war, und nachher bilden ſie ſich aus Gewohnheit ein, es ſchmeckt gut.

Franz. Sieh, da kommt mein Sohn.

Jeronimus. Ja, das mag er, ich getraue mich, ihm das ſelbſt zu ſagen, unter die Augen ſag' ich's ihm. Aber was Henker iſt das für eine Bommelage, die er da um den Hals trägt?

Franz. Das wird wol in Frankreich ſo Mode ſein.

Jeronimus. Mode vorn, Mode hinten, ſo iſt der doch ein Narr, der ſich anders trägt, als alle Andern im Lande.

Franz. Hör', mein Sohn, was iſt das für ein Heiliger, den Du da um den Hals trägſt? Die Leute müſſen ja denken, Du biſt katholiſch im Kopf geworden.

Jean. Pierre!

Pierre. Monſieur!

Jean. Pierre! expliquez cela pour ce vieux homme, je vas, vous me trouverez après de Monsieur Peche! (Ab.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen ohne Jean.

Franz. Peter, weshalb ging denn mein Sohn ſo raſch wieder fort?

Pierre. Er hatte nur etwas zu beſorgen und bat mich, ihn zu excuſiren.

Franz. Aber was iſt denn das für ein Ritterorden, den er um den Hals trägt?

Pierre. Das iſt ein Portrait, das er aus Frankreich mitgebracht hat.

Franz. Iſt denn das in Frankreich Mode, ſo etwas zu tragen?

Pierre. Ei verſteht ſich, wer das in Frankreich nicht trägt, wird für eine Canaille gehalten und darf nie zu Hofe kommen.

Franz. Aber das ſchien mir recht ein liederliches Stück Arbeit, ich wollte das meiner Treu weit beſſer machen.

Pierre. Monſieur ſehe ſich vor, was er ſagt, es könnte ihm übel bekommen. Denn dies Portrait iſt von Monſieur Reinkohlgehackt, dem größten Maler in der ganzen Facultät zu Paris.

Jeronimus. Ei ſo möcht' ich doch drauf ſterben, daß das in einer alten Chronik zu finden iſt, die ich zu Hauſe habe; ich ſah ja auf dem Fleck, daß das ein aus einem Buch geſchnittener Kupferſtich war. Hört, Nachbar, Euer Sohn iſt ein Narr, und Ihr ſeid nicht viel beſſer; ich bedanke mich für Eure Verwandtſchaft, auf die Art verkaufe ich meine einzige Tochter nicht. Und Du, Schelm, wenn Du uns nicht Augenblicks ſagſt, wer ihn zu ſolchem Unſinn verführt hat, ſo kommſt Du nicht geſund von der Stelle.

Pierre. Ich weiß wahrhaftig nicht, wo er dies Stück her hat, aber einen Eid kann ich darauf ablegen, daß ich unter dem Portrait dieſe Worte geſehen habe: Monſieur Reinkohlgehackt fecit.

Franz. Pfui, ſchämſt Du Dich nicht, Peter? Wie kannſt Du ſolche unanſtändige Reden führen.

Jeronimus. Holla, leiht mir mal Euren Stock, Nachbar! Wenn Dein Herr fragt, wer Dich geprügelt hat, ſo ſage nur auch: Jeronimus fecit. (Peter weinend ab.)

Sechſte Scene.

Jeronimus. Franz.

Jeronimus. Hört, Nachbar, ich hoffe, wir bleiben die alten guten Freunde, auch wenn das eingegangene Verlöbniß zwiſchen meiner Tochter und Eurem Sohn aufgehoben iſt.

Franz. Ach, mein Herzensnachbar, Ihr habt mir ja verſprochen, vierzehn Tage Geduld zu haben und zu ſehen, wie mein Sohn ſich aufführt. Brecht Ihr die Sache nun ſo raſch ab, ſo giebt das ſolch Gerede in der Stadt; um der alten Freundſchaft willen, die jederzeit zwiſchen uns beſtanden, thut das nicht, ſondern habt noch Geduld ſo lange.

Jeronimus. Gut, gut, vierzehn Tage vergehen ſchnell. Doch bin ich überzeugt, daß er in der Zeit ſchlimmer werden wird, als beſſer.

Franz. Ich verlange nichts weiter, als daß Ihr blos die vierzehn Tage noch wartet.

Jeronimus. Gut, ſo lange will ich warten.

Franz. Lebt wohl, ich muß nach Hauſe zum Eſſen, meine Frau wartet auf mich.

Jeronimus. Proſit Mahlzeit!

Vierter Akt.

Erſte Scene.

Antonius. Elsbeth. Marthe. Espen.

Antonius. Nun, wie geht's, meine gute Marthe?

Marthe. Das geht ſeinen guten Gang. Aber Ihr kommt mir ein wenig ungelegen, ich habe Franzen hieher beſtellt; wiewol er mich nicht geſehen hat, iſt er doch verliebt, wie eine Ratte. Ihr könnt denken, was für ein Narr er iſt: ich hab' ihm einen alten Kupferſtich gegeben, den ich aus des Herrn alten Büchern geſchnitten und auf ein Stück Holz geklebt habe, und den trägt er um den Hals.

Elsbeth. Aber wie es möglich, daß er ſo närriſch ſein kann?

Marthe. Seit ich ihn überredet habe, als wär' ich eine franzöſiſche Dame und ſoeben von Paris gekommen, iſt Alles möglich.

Antonius. Aber was haſt Du davon, daß Du ihn ſo proſtituirſt?

Marthe. Davon hab' ich dies, daß ſein künftiger Schwiegervater ſeine Tochter eher einem Schornſteinfeger giebt als ſo Einem; wie es dabei mit Euch ablaufen wird, weiß ich noch nicht. Es geht mir wie den Komödienſchreibern; während die ihre Komödien ſchreiben, fällt ihnen erſt ein, wie ſie dieſelben durchführen und endigen ſollen. Aber da ſeh' ich ihn ja kommen; raſch bei Seite!

Zweite Scene.

Jean. Marite als Madame La Fleche. Espen als d'Espang verkleidet.

Madame La Fleche. A cette heure il doit venir; war das nicht um drei, Monsieur d'Espang, daß er zu kommen versprach?

Jean (kniet vor ihr nieder, embrassirt sie und sagt:) Ah! charmante Madame! souffrez, que j'adore vous, que je baise votres beaux mains.

Madame La Fleche. Levez-vous Monsieur! c'est trop de humblesse pour un gentilhomme comme vous.

Jean. Ah! Madame, est il possible, que j'ai l'honneur, le plaisir, contentement et joie de vous revoir dans cette terre!

Madame La Fleche. J'ai venu pour vous voir, mais je croyais pas, que vous étiez si changé. Vous-êtes à cette heure habillé comme un antique bourgeois. Ha, ha, ha.

Jean. Pourquoi riez-vous, charmante Princesse?

Madame La Fleche. Rien! Monsieur de France, rien! je rie de la joie de vous voir, c'est toujours un plaisir de vous voir.

Jean. Je vous rends grace, Madame! mais comment trouvez-vous cette terre?

Madame La Fleche. Fort bon, Monsieur! les Danois êtes des fort bonnes gens. Il manque à eux seulement de s'informer dans les manières parisiens.

Jean. Ovis pardi si fait, Madame, vous avez grand raison dans cela. Dieu donne, que j'étois dans Paris wieder . . . et pardonnez, ma belle Madame, je voulois dire aussi. Mais Madame, avez vous amené avec vous quelques nouvelles chansons de Paris?

Madame La Fleche. Ovis Monsieur! celle-ci est la plus nouvelle.

(Sie ſingt ein Lied.)

Jean (auf den Knieen). Ah! Madame! je n'ai jamais écouté une plus belle chanson. Ah! Paris, Paris!

Madame La Fleche. Pourquoi pleurez Monseigneur?

Jean. Ah Madame! on veut me marier dans cette pays.

Madame La Fleche. Marier?

Jean. Ovis Madame!

Madame La Fleche. Marier?

Jean. Ovis c'est véritable, et avec une fille, qui s'appelle par malheur Elsebet.

Madame La Fleche. Quel diable de nom est cela? Parlez-vous tout bien de bon, Monsieur? ah, est il possible!

(Sie ſtellt ſich, als ob ihr übel wird; Espen reicht ihr etwas zu riechen.)

Espen. Da kann Er nun ſehen, Monſieur, wie Madame ihn liebt; ihr iſt ſchlimm geworden aus lauter Alteration, da ſie hörte, Monſieur wollte ſich hier im Lande verheirathen.

Jean. Ach, wenn ſie ſtirbt, ſo bringe ich mich auf dem Fleck ſelber um! Ach, ſagt ihr, Monſieur Valet de Chambre, daß ich lieber mein Leben laſſen, als mich hier verheirathen will! (Auf den Knieen) Ah belle Princesse! êtes vous malade?

Madame La Fleche. C'est un Uebergang, Monsieur! Levez-vous. (Espen flüſtert ihr etwas ins Ohr, worüber ſie ſich ſehr vergnügt ſtellt.)

Dritte Scene.

Arv. Jean. Madame La Fleche.

Arv tritt ein, ſetzt ſich auf den Boden mit einem großen Stück Kreide und malt den Tanz ab, den er geſehen hat.

Arv. So ging der Tanz, ſo krumm wie 'ne Salzprätzel. Das hier ſoll Hans Franzen ſein und das iſt die Madam. Nein, die muß ich noch mal machen, ihr Hinterſter iſt nicht breit genug. Hier muß der Herr ſtehen und weinen — (er ſpringt auf und betrachtet ſeine Zeichnung; inzwiſchen ſtehen die Andern, ſprechen leiſe mit einander und weiſen mit Fingern auf ihn). Ha ha ha, das iſt, meiner Six, ſo natürlich geworden und ſo gut iſt das Aſſamblix getroffen, es fehlt nichts, als daß ſie blos noch reden könnten. Aber Element, da ſeh' ich Leute? Iſt das nicht Jeronimuſens Marthe, die ſich eine Adrienne umgebunden hat, und ſteht und ſchwatzt mit Hans Franzen? Marthe, wo zum Henker haſt Du die Adrienne her? Das iſt ja die Zeit noch nicht, die Hundstage haben noch nicht angefangen.

Jean. Ei Du elementſcher Schlingel, wie kannſt Du Dich

unterſtehen, einer vornehmen franzöſiſchen adeligen Dame ſo in die Augen zu ſehen?

Arv. Um Verzeihung, Monſieur Hans, ich dachte meiner Seel, es wäre Jeronimuſens Marthe.

Madame La Fleche. Ah Monsieur, faites le sortir, j'ai peur pour les gens, qui sont fous.

Jean. Hinaus mit Dir, Du Schlingel, oder ich ſchlage Dir den Schädel entzwei! (Madame La Fleche ſteht und beſieht Jeans Anzug; ſie ſagt Espen was ins Ohr und lacht: Ha, ha, ha! beſieht ſeine Beine, ſagt Espen wieder was ins Ohr und lacht: Ha, ha, ha!)

Jean. Pourquoi riez-vous, belle Madame?

Madame La Fleche. Je me retire un peu, Monsieur d'Espang, mon valet de chambre vous dira pourquoi. Excusez! Adieu! (Ab.)

Vierte Scene.

Jean. d'Espang.

Jean. Monsieur le valet de chambre! Monsieur d'Espang! Wie geht das zu, daß Eure Herrſchaft mich ſo verächtlich tractirt? Was war das, was ſie Euch ins Ohr ſagte?

Espen. Tauſend Thaler hätt' ich drum geben wollen, hätte ich das vorher gewußt; denn dann würde ich Monſieur bei Zeiten gewarnt haben. Indeſſen, das läßt ſich leicht redreſſiren; ſie ſagte mir ins Ohr, ſo ſehr ſie Monſieurs Perſon äſtimire, ſo ſehr verachte ſie ſeinen Anzug.

Jean. Sind denn andere Moden in Paris aufgekommen, ſeit ich weg bin? Denn freilich hielt ich mich auf der Rückreiſe drei Wochen in Dünkirchen auf.

Espen. Ja ja, Monſieur, da kommt das Unglück her. Wie Madame La Fleche ſagt, knöpft ſich ſeit ſechs Wochen in Paris kein Cavalier mehr den Rock vorne zu, ſondern blos hinten. So lange man das nicht gewohnt iſt, ſcheint es allerdings ein wenig incommode; indeſſen vornehme Leute haben ja jederzeit ihren Kammerdiener, was man da zu Lande valet de chambre nennt, der knöpft ſie auf und zu.

Jean. Ah! Malheureux, que je suis.

Espen. Das läßt ſich noch in Ordnung bringen, wenn ich behülflich ſein darf.

Jean. Vous me faites un grand plaisir, pardi!

Espen. So, nun wird der Monſieur gleich anders ausſehen.

Jean. Giebt es ſonſt noch neue Moden?

Espen. Ja, aber da läßt ſich ſchon abhelfen: alle vornehmen Leute, ſagt ſie, ſchmieren ſich jetzt den Mund mit Schnupftabak.

Jean. Dem wollen wir gleich abhelfen, ich habe meine Tabatieren-Doſe bei mir. Wo es ſich um neue Moden handelt, da bin ich ma foi nie der Letzte geweſen. Ich hörte allerdings noch von einer Menge neuer Moden in Paris, die eben in der Mache waren, wie ich abreiſte; aber Papa's Importunität erlaubte mir nicht ſie abzuwarten. Je vous prie, Monsieur le valet de chambre, mich bei Madame La Fleche zu excuſiren; als ich von Paris abreiſte, war die Mode dans ma foi noch nicht in Gebrauch, non pardi, non! Denn vor der Pariſiſchen Galanterie hab' ich viel zu großen Reſpect, um ſo etwas zu negligiren.

Espen. Paris iſt eine artige Stadt, das muß alle Welt zugeſtehen. Auch richtet ſich alle Welt nach den Pariſiſchen Moden; kämen ſie in Paris auf den Einfall, auf den Straßen ohne Hoſen zu gehen, ſo folgten ihnen alle Andern darin nach.

Jean. Ich thäte das ma foi gleich. Alle Welt würde Anfangs über mich lachen; aber bevor das Jahr zu Ende, wäre die Mode überall, das hab' ich oft obſervirt. Allein, Monsieur valet de chambre, hat ſich da auch ſonſt noch was verändert mit Perücke, Hut, Schuhen oder Strümpfen?

Espen. Nein, Euer Hut und Perücke, ſagt Madame, können allenfalls noch paſſiren, aber die Zipfel von Monſieurs Halstuch müſſen hübſch hinten heraushängen.

Jean. So ſo, ei das iſt ja eine recht artige Mode. Dies Paris, das denkt doch in einer Woche mehr Galanterien aus als die ganze Welt in einem Jahre; ich werde das ma foi gleich

ebenſo machen. Aber warum wollte Madame La Fleche mir das nicht ſelber ſagen?

Espen. Ach, Monſieur kennen ja die franzöſiſchen Damen, die ſind viel zu höflich, einen guten Freund auf ſeine Fehler aufmerkſam zu machen, ſie lachen blos darüber und laſſen den Andern blos rathen, was ſie meinen. Aber nun iſt Alles in Ordnung, nun wird es ihr ein Vergnügen ſein, Monſieur binnen hier und einer Stunde in ihrem Hauſe wiederzuſehen. Ich ſelbſt werde die Ehre haben, ihn zu begleiten, wenn ich nur erſt meine Geſchäfte beſorgt habe.

Jean. Je me recommande, Monsieur d'Espang.

Espen. Votre serviteur! Aber à propos, eine Kleinigkeit hab' ich noch vergeſſen, Monſieur in Madame's Auftrag zu ſagen: nämlich, wenn Monſieur mit Permiſſion zu ſagen gähnt, ſo muß er ſich ja nicht die Hand vor den Mund halten, das iſt nun ganz aus der Mode und geſchieht in Paris von keinem anſtändigen Menſchen mehr.

Jean. Ovis da.

Espen. Serviteur. (Ab.)

Fünfte Scene.

Jean. Pierre.

Jean (tanzt und ſingt): La la la la la la .... (Beſieht das Portrait.) La la la la la la .... Alles Neue erſcheint zuerſt ſeltſam. Aber nun find' ich ſchon, daß das eine reizende Mode iſt, fort commode et fort dégagé. La la la la la! — .... Mon Père und mon Schwieger-père ſollen ma foi ebenſo gehen, ſie mögen wollen oder nicht, ich will keine altmodiſche Familie haben. Mein Papa wird ſich wol noch im Guten dazu bringen laſſen, ſeine alte Spießbürgertracht abzulegen; aber mein Schwiegerpapa, der es noch für einen Glaubensartikel hält, gerade ſo angezogen zu gehen wie ſein Großvater, den muß ich sans façon dazu zwingen. Daß ich ſelbſt zu leben weiß und galant bin, das

genügt mir nicht; auch meine Familie ſoll mir keine Schande machen. Mais voilà Pierre, qui vient?

Pierre. Ach, ach, Monſieur, Ihr müßt mich mainteniren oder ich kann nicht länger in Monſieurs Dienſte bleiben.

Jean. Qu' as tu? dis moi, Pierre!

Pierre. Ach, Monſieur Jeronimus hat mich ſo geſchlagen, daß ich kaum gehen kann.

Jean. Pourquoi donc?

Pierre. Weil Monſieur ein Gemälde vor der Bruſt trägt.

Jean. Pardi, ich werd' ihn lehren, was das heißt, einen gentil-homme's-laquai zu prügeln! Est il possible, daß er gewagt hat Dich zu ſchlagen?!

Pierre. Ovis, Monsieur! Aber Monſieur geht gewiß in Liebesgedanken, er hat ſich den Rock verkehrt zugeknöpft; reste un moment, damit ich es wieder in Ordnung bringe.

Jean. Ei, du sot! badaud! bouffon! maraud! Weißt Du nicht, daß das die neueſte Pariſer Mode und daß Madame La Fleche mich ausgelacht hat, weil ich meinen Rock noch nach der hieſigen Art zuknöpfte?

Pierre. Die Mode hab' ich doch in Paris nicht geſehen?

Jean. Sie iſt aufgekommen, während wir in Dünkirchen waren.

Pierre. Ovis da! Ja, da muß ich mich nur auch ſo knöpfen.

Jean. Non pardi, non; das iſt blos für gens de qualité.

Pierre. Aha, die vornehme Welt ſoll allein verrückt ſein. Aber wenn Monſieurs Schwiegervater das zu ſehen kriegt, dann wird er toll.

Jean. Nicht blos ſehen ſoll er das, ſondern es iſt auch mein Wille, daß er die Mode mitmachen ſoll.

Pierre. Das thut er nimmermehr.

Jean. Er muß!

Pierre. Comment donc?

Jean. Ich zwinge ihn mit Gewalt, denn wenn Madame La Fleche über das ganze Land lacht, ſo ſoll ſie doch nicht über meine Familie lachen.

Pierre. Hat Monſieur ſich dazu einmal reſolvirt, ſo will

ich Ihm helfen als ein ehrlicher Kerl; ich wollte nur, wir hätten ihn gleich hier, ſo lange ich noch die Prügel fühle, die ich von ihm gekriegt habe. Aber da kommt er und allein, ma foi, fort à propos!

Sechſte Scene.

Jeronimus. Die Vorigen.

Jeronimus. Vierzehn Tage gehen ja wol zu Ende, das hat nichts zu ſagen, ich will gern die Zeit aushalten, damit man mir nicht ſagen kann, ich hätte mein Wort gebrochen. Aber es wird nicht anders, ich will darauf ſterben. — Aber da ſteht er ja; ich muß doch mal verſuchen, ihn allein in die Beichte zu nehmen, wenn ſein barmherziger Vater nicht dabei iſt. Hört, Hans Franzen, laßt uns mal ein bischen ernſthaft mit einander reden... Aber was Henker ſeh' ich da? Seid Ihr bang, die Leute merken nicht ohnedies ſchon, wie verkehrt Ihr im Kopfe ſeid, daß Ihr auch noch Eure Tracht verkehrt? Wie iſt wol je ein Menſch auf die Tollheit gekommen, ſich den Rock hinten zuzuknöpfen? Das heißt ja den Rücken zum Bauch machen! Na ſo beklag' ich doch den alten braven Mann, der einen ſo verrückten Sohn hat.

(Jean und Pierre lachen zugleich: Ha ha ha!)

Jeronimus. Ja Du magſt auch lachen, jetzt und ſpäter, ſo oft Du daran denkſt, was für ein Narr, ein Geck, ein Gaukler Du biſt.

(Jean und Pierre: Ha ha ha!)

Jean. A propos, mon cher Schwiegerpapa, der Rock, den Ihr da tragt, wurde der nicht zum letzten Jubeljahre gemacht? Ha ha ha ha ha!

Jeronimus. Ei du Hanswurſt, Du Narr, iſt Dein nach hinten gekehrter Rock nicht auf Faſtnachtsabend gemacht oder auf den erſten April? Ha ha ha ha ha!

Jean. Mon cher Schwiegerpapa, verzeiht, daß ich über Seine wunderliche altmodiſche Tracht gelacht habe. Es läßt ſich aber leicht ändern; wenn der Rock nur hinten zugeknöpft

wird, ſo kann er immer noch paſſiren; wie ich hier gehe, ſo gehen alle honneten Leute in Paris.

Jeronimus. Es iſt doch thöricht von mir, noch dazuſtehen und mit ſolchen Gecken zu ſprechen.

Jean. Attendez, mon cher Schwieger-père, Ihr kommt nicht vom Fleck, ma foi, bis Ihr Euren Rock umgedreht habt wie ich den meinen. Das iſt pardi die vornehmſte Mode in Paris; Madame La Fleche, die eben erſt von Paris kommt, berichtet....

Jeronimus. Holla, Ihr Schlingel, wollt Ihr Hand an einen ehrlichen Bürgersmann legen?! Hier iſt das für Madame La Fleiſch und das für Madame La Kraut und das iſt für Madame La Bratwurſt und das iſt für Madame La Speck! (Theilt Ohrfeigen aus.)

Jean. Pierre, ici, tenez! Halt den alten eigenſinnigen Knaſter feſt! Ich will, ma foi, keinen Pedanten in der Familie haben — zieh' aus!

Pierre. Vitement, Monsieur!

Jeronimus. He, Gewalt! Gewalt!

Jean. Wenn alte Leute kindiſch werden, muß man ſie zwingen wie Kinder.

Jeronimus. He, he, Gewalt!

Pierre. He, he, Geſchwätz! Es iſt ja zu Eurem eigenen Beſten; wenn es nur erſt gethan iſt, nachher werdet Ihr uns noch danken, gerade wie ein Patient ſich auch erſt gegen den Feldſcheer zur Wehre ſetzt, der ihm einen Zahn ausziehen will; aber wenn es überſtanden iſt, ſo küßt er ihm nachträglich die Hand und bedankt ſich.

Jeronimus. O weh, o weh!

Jean. Nur ſtill, mon cher Schwiegerpapa! Nun ſeht Ihr pardi aus wie ein Ambaſſadeur. Die ganze Familie muß umgearbeitet werden; ich werde meine Schwiegermama und Mademoiſelle Iſabelle zu Madame La Fleche führen, damit ſie lernen, was jetzt die feinſte Damenmode in Paris iſt.

Pierre. Monſieur, ſoll ich Eurem Schwiegervater nicht auch das Halstuch anders binden?

Jean. Ovis pardi si fait. (Während der Andere ihn hält, bindet Pierre ihm das Halstuch um.)

Jeronimus. Ah ah ah ....

Siebente Scene.

Die Vorigen. Antonius.

Antonius (mit dem Degen in der Hand). Holla, Ihr Straßenräuber, ich will Euch lehren, einen alten vornehmen braven Herrn zu überfallen! Ach, mein theurer Herr Jeronimus, was ſchmerzt mich das, Sie ſo übel behandelt zu ſehen! Sieh, wie die Schelme den vornehmen wackern Herrn zugerichtet und proſtituirt haben.... Gebt Euch zufrieden, Herr Jeronimus, den Schimpf räche ich und wenn es mich das Leben koſten ſoll!

(Jean und Pierre laufen fort.)

Jeronimus. Ach, mein theurer Monſieur, Ihr habt mein Leben, meine Ehre gerettet! Denn lieber wollt' ich ſterben, als daß mich Einer ſo zugerichtet geſehen. Es würde mir eine große Freude ſein, wenn ich Ihm in irgend etwas wieder dienen könnte; möcht' Er doch meiner Hülfe bedürfen und möchte es Ihm nur belieben, mich auf die Probe zu ſtellen.

Antonius. Ach, mein Herr Jeronimus, ich ſehe, der Himmel ſelbſt favoriſirt meine Abſicht und bahnt mir den Weg, Euch dasjenige vorzuſtellen, wovon ich bisher noch nie die Dreiſtigkeit hatte, mit Euch zu ſprechen. Ihr habt ja wol eine Tochter, mein Herr?

Jeronimus. Ja, aber was gehört das hieher?

Antonius. Ach, mehr darf ich nicht ſagen, Ihr müßt ſelbſt errathen, was ich meine —

Jeronimus. Ich errathe es, ja wol. Vermuthlich iſt Er in meine Tochter verliebt: aber darauf kann ich Ihm keine Antwort ertheilen, weil ich den Herrn ja gar nicht kenne. Dürft' ich fragen, wer Seine Eltern ſind?

Antonius. Ich bin Jeſper Lorenzens Sohn in der kurzen

Straße; mein Vater iſt bekannt bei allen anſtändigen Leuten in Kopenhagen.

Jeronimus. Ja freilich iſt er bekannt. Iſt Er Jeſper Lorenzens Sohn, ſo hat Er einen braven Mann zum Vater und einen von den anſtändigſten Bürgern der Stadt; wir ſind ehedem zuſammen gereiſt, auf den Kieler Umſchlag und den Schnapsmarkt in Wiborg. Es wird mir eine Freude und eine Ehre ſein, mit ihm verwandt zu werden; ſpreche Er nur ſelbſt mit meiner Tochter.

Antonius. Wenn weiter kein Hinderniß iſt, ſo bin ich ſchon ſo gut wie Euer Schwiegerſohn. Die Sache iſt dieſe: Schon ſeit einigen Jahren hab' ich nicht nur Eure Tochter Elsbeth geliebt, ſondern auch ihr Herz habe ich gewonnen. Allein keines von uns unterſtand ſich davon zu ſprechen, aus Rückſicht auf die anderweite Verlobung, die zwiſchen ihr und Eures Nachbars Sohn geſchloſſen war. Deſſen Zurückkunft hat mich tief betrübt, nicht minder Eure Tochter, und uns faſt in Verzweiflung gebracht.

Jeronimus. Steht da ſonſt nichts im Wege, ſo iſt der Knoten gelöſt; ſeht her, da hat Er meine Hand drauf, daß Niemand anders meine Tochter kriegen ſoll. Aber da kommt ja meine Tochter ſelbſt, recht zur gelegenen Stunde.

Achte Scene.

Die Vorigen. Elsbeth.

Jeronimus. Hör', Elsbeth, kennſt Du dieſen Herrn?

Elsbeth. Nein, in der That, ich kenne ihn nicht, Papa —

Jeronimus. Ja, Du kennſt ihn meiner Six ... Sieh, wie roth die wird! Nun, nun, gieb Dich zufrieden, weine nicht, mein Kind, ich kenne die ganze Sache; komm her, gieb ihm Deine Hand, Du ſollſt ſeine Braut werden.

Elsbeth. Ach, mein Herzensvater, warum treibt Ihr ſolchen Scherz mit mir? Ihr habt mich ja doch einmal, wenn auch gegen meinen Willen, mit Hans Franzen verlobt.

Jerönimus. Ja das war früher; jetzt aber habe ich gelobt, Hans Franzen freies Quartier auf dem Rathhause zu verschaffen, und dazu soll Dein künftiger Eheliebster, der es mit angesehen hat, welchen Schimpf er mir angethan, behülflich sein. Geh' hin und reich ihm die Hand. Nu guck, wie schüchtern sie thut, als ob sie ihn noch nie gesehen hätte! Kommt, laßt uns mit einander nach Hause gehen, ich muß Rache an Hans Franzen haben, bevor die Sonne untergeht. —

Fünfter Akt.

Erste Scene.

Jean. Pierre.

Jean. Par di, est il possible? Quelle brutalité!

Pierre. Monsieur, wenn wir uns nicht retiriren, so geht es uns an den Hals; Jeronimus sucht uns überall und Euer Vater, hör' ich, ist nicht minder aufgebracht als er.

Jean. Ist das nicht ein Elend, Pierre, in einem Lande zu wohnen, wo die Leute so wenig Einsicht haben! Ich hatte gedacht, Monsieur mon Papa und mein Schwiegerpapa sollten vor Freude über meinen Anblick in Ohnmacht fallen.

Pierre. Ich meiner Seel' ebenso.

Jean. Fremde wissen das besser zu schätzen als meine eigenen Eltern.

Pierre. Ja, es geht, Monsieur, wie es im Sprüchwort heißt: der Poet gilt nichts im Vaterlande.

Jean. Ich will von meinen artigen Manieren nichts weiter sagen, es genügt, daß eine der liebenswürdigsten Damen dans la France hiehergekommen ist lediglich um meinetwillen.

Pierre. Ja, und was das Merkwürdigste ist, Monsieur, just von Paris. Denn wäre es noch eine hottentottische, kosakische, calekutische, husarische, malabarische Dame gewesen, oder eine aus Thye, Bogöe, Island oder Grönland, so hätte man denken können, die Dame hätte in dem Lande, wo sie herkommt, noch nicht viel galante Leute gesehen, darum fände sie so viel Geschmack an Euch. Aber, Monsieur, sie kommt direct von

Paris, wo alle Welt die feinſten Manieren hat, wo gemeine Weiber im Friesrock Journale leſen, Menuet tanzen und perfect franzöſiſch ſprechen. Und das ſind ja doch die drei Dinge, die einen vollkommenen Menſchen ausmachen. Angenommen ſelbſt, Monſieur hätte keine artigen Manieren, ſo muß Ihm doch alle Welt die Meriten zugeſtehen, in wenigen Monaten funfzehnhundert Thaler in der galanteſten Stadt von Europa verzehrt zu haben, und das iſt ſchon allein ein Grund, weshalb alle redlichen Menſchen Monſieur äſtimiren müſſen.

Jean. O vis, par di si fait.

Pierre. Denn ſchon dieſe Depenſen geben zu erkennen, daß Monſieur in Paris als ein vornehmer Mann gelebt hat.

Jean. Si fait.

Pierre. Nicht wie ein Knicker.

Jean. Vous avez raison.

Pierre. Nicht wie ein Schlingel.

Jean. Si fait.

Pierre. Nicht wie ein Schwein.

Jean. Cela s'entend.

Pierre. Nicht wie ein Küchenjunge.

Jean. Non, par di, non.

Pierre. Nicht wie ein fauler Eſel.

Jean. Non, si fait, non.

Pierre. Nicht wie ein ordinärer Hund.

Jean. Peste! Halt' einmal auf mit dieſen Titeln, ich verſtehe ſchon ſo, was Du meinſt.

Pierre. Ich wollte nur dies ſagen, Monſieur, daß jeder redliche Mann, der blos dies Eine hört, wie viel Geld Ihr in wenigen Monaten in Paris verbraucht habt, ſogleich folgendes Raiſonnement anſtellen wird: an dem Monſieur muß doch was ſein, für ſo viel Geld muß er doch was gelernt haben, und darum wird er ſich nicht weigern, Monſieur ſeine Tochter zu geben.

Jean. Und doch ſiehſt Du, wie wenig meine Eltern es zu ſchätzen wiſſen.

Pierre. Wie können ſolche Dummköpfe, als hier im Lande ſind, Monſieur zu ſchätzen wiſſen? Weit entfernt, Seine Quali-

täten zu würdigen, legen ſie Ihm alle Nichtsnutzigkeiten bei, die es nur giebt.

Jean. Was ſagen ſie denn von mir?

Pierre. Ich ſchäme mich, davon zu ſprechen, es wäre mir neulich beinahe ſchlecht gegangen Seinetwegen.

Jean. Ah, dites hardiessement! Du weißt ja, daß wir Pariſer uns ſo etwas nicht zu Herzen nehmen.

Pierre. Einige nennen Monſieur Hans Bäſemängs, weil er umhergeht und allen Frauenzimmern die Hände küßt.

Jean. Par di, quels sots! Das iſt juſt eine von den artigſten Qualitäten, die ein Galanthomme beſitzen kann.

Pierre. Einige ſind gröber und nennen Monſieur Hans Narr, Hans Affe, Hans Gaukler, Hans Topfgucker, Hans Marktſchreier, Hans Drehdenhintern, Hans Stelzengänger, Hans Capriolenſchneider, Hans ....

Jean. Nun nun, genug, genug, ich mag nichts mehr davon hören.

Pierre. Hans Petit-Maitre, Hans Tänzer, Hans Sprachverderber, Hans ....

Jean. Halt' auf, ſag' ich, Maraud!

Pierre. Hans Spieler, Hans Pflaſtertreter, Hans Harlekin ....

Jean. Wenn Du nicht aufhörſt, ſchlag' ich Dir den Schädel ein, je t'ecraserai ton tête!

Pierre. Monſieur hat mich ja ſelbſt drum gebeten. Aber dá kommt Arv wieder.

Zweite Scene.

Arv. Jean. Pierre. Nachher ein **Spieler** hinter der Scene.

Arv. Ich möchte jetzt meiner Seel' nicht an Hans Franzens Stelle ſein und wenn mir Einer zwei Mark gäbe. Jeronimus hat darauf geſchworen, er will nicht zu Bette gehen, bevor er ihn nicht ins Spinnhaus gebracht hat oder was man ſo nennt in Priſon. Es war aber auch unverſchämt, ſo mit einem alten

Manne umzugehen, der seine bürgerlichen Steuern und Abgaben so manches Jahr richtig bezahlt hat. Nehmt nur mal an, Ihr guten Leute, wie er ihn behandelt hat. Als zum Exempel: ich ziehe meine Jacke aus und kehr' sie um (kehrt die Jacke um) — seh' ich nun nicht aus wie ein Narr? Ha ha ha ha ha ha, genau so sah Jeronimus aus. Ich möchte so nicht auf die Straße unter die Leute gehen und wenn mir Einer zwei Schillinge gäbe; die Bettelvögte könnten denken, ich wäre verrückt, und schleppten mich in den Narrenthurm. (Er dreht seine Jacke wieder ordentlich.) Die Madame sitzt zu Hause und weint, als hätte sie Prügel gekriegt. Aber das ist ihr schon recht; denn wenn der Herr ihm kein Geld schicken wollte, wie er da in Westindien oder Frankreich war, wie das nun heißt, da verkaufte sie Rock und Schürze, blos um es ihm zuzuwenden.

Jean. Arv, wie steht's zu Hause?

Arv (sich im Kopfe kratzend). Ganz gut, Monsör.

Jean. Na, da Du Dich so im Kopfe kratzest, so kann das nicht weit her sein; sag' mir nur, wie es steht.

Arv. Ganz gut, Morsör, ich danke für gütige Nachfrage, aber .... lebt wohl, Monsör, ich muß gehen.

Jean. Was willst Du sagen mit diesem Aber? Rasch, sprich, wie steht es? Du kriegst sonst ma foi Prügel.

Arv. Es steht Alles wohl, meiner Seel'. Aber Einiges steht auch verflucht übel.

Jean. Sprich nur dreist, Arv, ich schenke Dir auch einen Livre.

Arv. Nein, Monsör, Leber ess' ich nicht, die geb' ich jedesmal dem Hunde, so oft ich sie kriege. Aber will Monsör mir vielleicht was zu einer Kanne Bier schenken?

Jean. Sieh her, da sind zwei Mark, das war dasselbe, was ich vorhin meinte.

Arv. Gramarci, Monsör.

Jean (zu Pierre). Was für ein dummes Vieh der Kerl doch ist, der wußte nicht einmal, was ein Livre de France ist.

Arv. Na da will ich Monsören nur warnen, daß Er sich bei Zeiten auf die Socken macht; Jeronimus hat schon nach den Nachtwächtern und Bettelvögten geschickt, um Ihn in Arrest

ſchmeißen zu laſſen. Unſer Herr hat ebenfalls ſeine Hand von Ihm gezogen und ſchwört darauf, daß Er ins Loch geſperrt werden ſoll, ein ganzes Jahr.

Pierre. Soll ich auch eingeſperrt werden?

Arv. Nein, das hat keine Noth, Peter, Du ſollſt blos unterm Schandpfahl durchgehauen werden, und nachher kannſt Du laufen, wohin Du willſt.

Jean. Aber was iſt da draußen für ein Lärm?

Ein Spieler (draußen). Ich will den Kerl lehren, ſich aus dem Staube machen, ohne zu bezahlen!

Jean. Peste, was iſt da zu machen?! Da kommt mir Einer auf den Hals, an den ich neulich hundert Thaler verſpielt habe; ſowie er den Rücken wandte, lief ich fort, denn ich konnte ihn nicht bezahlen.

Der Spieler (draußen). Entweder muß er ſich mit mir ſchlagen, oder er muß mir mein Geld geben.

Pierre. Ach Herr, ich muß einen Augenblick fort, mir thut was noth; ich komme gleich wieder ....

Jean. Willſt Du bleiben, Marand? Iſt das jetzt Zeit fortzulaufen, da Du ſiehſt, daß ich angefallen werde?

Pierre. Ach mein Bauch! mein Bauch! Ich habe zu raſch auf den Kohl getrunken, das war mein Unglück.

(Läuft in einen Winkel und verkriecht ſich.)

Der Spieler (draußen). Ich will ihn lehren, was das heißt, mit anſtändigen Leuten zu ſpielen!

Jean. Ach lieber Arv, kannſt Du mir nicht helfen, mich zu verſtecken? Ich will Dich belohnen als ein honnête homme.

Arv. Ich habe hier einen Sack bei der Hand, wenn Monſör ſich dahineinſtecken laſſen will?

Jean. Es iſt alles gleichviel, Arv, wenn ich mich nur verſtecken kann.

(Arv ſteckt ihn in den Sack und ſetzt ſich darauf, wie auf ein Packet.)

Dritte Scene.

Der Spieler. Arv. Jean. Pierre im Verſteck.

Der Spieler. Ich will meiner Seel' heut Abend nicht zu Bette gehen, bis ich ihn gepackt habe! Es iſt mir weniger um das Geld, als um das böſe Exempel, das Andere ſich daran nehmen können, aus dem Spiel zu laufen, ohne zu bezahlen!

(Jean in dem Sack fängt an zu zittern.)

Arv (ſchlägt ihn und ſagt). Lieg' ſtill oder ich holt die Schwerenoth.

Der Spieler. Mit wem ſprichſt Du, Kamerad?

Arv. Ich ſpreche mit meinem Sack.

Der Spieler. Mit Deinem Sack? Was haſt Du denn in Deinem Sack?

Arv (wird ängſtlich und ſtammelt). Ich habe meiner Seel' nichts drin als Butter.

Der Spieler. Butter in dem Sack, auf dem Du ſitzeſt? Das iſt nicht möglich.

Arv. Nein, es iſt wahr, es ſind Lichter.

Der Spieler. Lichter? Das iſt ja noch toller.

Arv. Nein, es iſt wahr, ich verſprach mich, es ſind ſeine Spitzen.

Der Spieler. Das muß ja ein verwünſchter Haufen Spitzen ſein; das hängt nicht richtig zuſammen, das ſind gewiß geſtohlene Sachen.

Arv. Nein, es iſt wahr, es ſind Erbſen.

Der Spieler. Du biſt ein Dieb, ganz gewiß, ich merk' es ſchon. Fort, laß mich ſehen, was Du da haſt?

Arv. Es iſt gewiß nicht Hans Franzen, Monſör, ich will Euch einen Eid darauf leiſten; wie ſollte Hans Franzen dazu kommen, in einem Sack zu ſtecken?

Der Spieler. Ha ha, nun ſollt Ihr noch ſehen, nun komme ich doch noch zu meinem Gelde .... Sieh da, Monſieur Franzen, ſeid Ihr hier? Das iſt mir ja recht angenehm. Hier habt Ihr nun die Wahl zwiſchen zwei Dingen: entweder Ihr bezahlt mir ſofort mein Geld, oder Ihr ſchlagt Euch.

Jean. Monsieur! je n'ai point d'argent.

Der Spieler. Monsieur, Franzöſiſch verſtehe ich nicht, wir wollen uns auf Däniſch ſchlagen. Raſch: zieh! oder Geld!

Jean. Ich will Ihm eine Verſchreibung geben, Monſieur.

Der Spieler. Keine Redensarten: Geld her oder ſich ſchlagen!

Arv. Schuft, wer länger hier bleibt! (Läuft fort.)

Jean. Ach Monſieur, habt doch Geduld mit mir, Ihr ſollt ja das Geld gewiß noch kriegen.

Der Spieler. Ich verlange nichts, als daß Ihr zieht!

Jean. Monſieur, hier habt Ihr meine Uhr.

Der Spieler. Die iſt gut, die nehm' ich für vierzig Thaler; nun gebt noch Rock, Weſte und Hut her, ſo will ich mich als bezahlt anſehen.

Jean. Ihr werdet doch, hoff' ich, nicht haben wollen, daß ich nackt gehen ſoll?

Der Spieler (zieht ſeinen Degen). Allons! Rock, Weſte und Hut her, oder ſich ſchlagen! (Jean zieht Rock und Weſte aus und giebt dem Spieler mit dem Hut auch zugleich die Perücke.) Monsieur! votre très humble serviteur! Quittire dankend. (Ab.)

Pierre (kommt aus dem Verſteck). Ach Monſieur, nun ſeid Ihr ja ſo nackt, als ob Ihr aus Mutterleibe kämt? Was für ein Unglück doch das Spiel anrichtet!

Jean. Ei nun, bitte ſehr, mit Hoſen, Schuhen und Strümpfen kommt man doch, ſo viel ich weiß, nicht zur Welt. Aber Du Poltron, wollt' ich Dir thun, wie Dir gebührt, ſo müßt' ich Dir den Kopf ſpalten; iſt das nicht unverantwortlich, ſo Deinen Herrn zu verlaſſen?

Pierre. Es iſt wahr, ich wollte ſelbſt, daß ich hätte können da bleiben und ſo tapfer fechten wie Monſieur. Allein ich riskire jedesmal eine Ohnmacht, ſowie ich einen bloßen Degen ſehe.

Jean. Allons, retirons nous à la Madame la Fleche, die wird uns wol in Protection nehmen; Du weißt ja, wo ſie wohnt?

Pierre. Ich? Woher ſollt' ich das wiſſen?

Jean. Ach, was ſind das doch für grobe und unpolirte Leute, unter denen wir wohnen! Ach Paris, Paris! Wären

wir nur erſt wieder in Paris, Pierre! Mais voilà, Madame la Fleche's valet de chambre, Monsieur d'Espang!

Vierte Scene.

Espen. Jean. Pierre.

Espen. Ich ſuche Monsieur Jean de France, aber er iſt nirgends zu finden; ich habe nach ihm gefragt in ſeines Vaters Haus, ich habe nach ihm gefragt bei ..... Aber da iſt er ja ſammt ſeinem Bedienten. Monſieur, Madame La Fleche läßt ihren gehorſamen Reſpect vermelden und hat mir dieſen Brief übergeben, bevor ſie abreiſte.

Jean. Iſt Madame La Fleche abgereiſt?

Espen. Ja, vor einer halben Stunde.

Jean. Warum reiſtet Ihr denn nicht mit?

Espen. Weil ſie mich nicht mehr vonnöthen hatte.

Jean. Iſt ſie denn allein gereiſt?

Espen. Ja richtig, ſolche Damen allein reiſen! Sie hatte nicht weniger als vier Lakaien mit ſich, ich war blos ſo einſtweilen der Sprache halber angenommen worden. Hier iſt ein Brief, den ſie mir für Monſieur übergab.

Jean (lieſt den Brief). Pierre!

Pierre. Monſieur!

Jean. Wir ſind oben drauf, hoch in den Lüften.

Pierre. Sollen wir denn gehängt werden?

Jean. Wie Madame La Fleche ſchreibt, hat ſie von meinem Verdruß gehört und mag deshalb nicht länger hier bleiben. Aber ich ſoll ſie in Hamburg bei Monſieur Gobere treffen, ſie will mich mit ſich nach Paris nehmen und mich in die glänzendſte Lage verſetzen. Wir müſſen reiſen, wie wir gehen und ſtehen; allons! dépêchons! Ich bin fertig, beſtelle nur immer den Wagen; denn ich will nur einen Abſchiedsbrief an meinen Papa ſchreiben. Adieu mon cher Monsieur d'Espang! Je vous rends mille graces pour votre civilité! (Jean und Pierre ab.)

Fünfte Scene.

Espen. Marthe.

Espen. Marthe, komm her, der Narr iſt fort!

Marthe. Ging das nicht herrlich? Mußt Du nicht einräumen, Espen, daß ich eine habile Perſon bin?

Espen. Ja, kleines Mamſellchen, wenn Glück bei Verſtand iſt, laſſen ſich große Dinge mit geringer Kunſt ausführen. Eure Intrigue war meiner Treu' keine Hexerei, Eure Abſicht war nur, Hans Franzen noch franzöſiſcher und närriſcher zu machen, als er ſchon war. Die wahre Urſache zu Antonins' Glück ſeid eigentlich nicht Ihr, ſondern eine Prügelei. Es geſchieht wol öfters, daß Einer etwas weislich überlegt, ein Anderer dagegen fängt ſeine Sache ganz unbeſonnen und thöricht an: aber wenn Glück und Unglück dazwiſchen kommen, ſo kann es ſo ausfallen, daß der Erſtere für einen Dummkopf gehalten wird und der Andere für einen weiſen Mann. Denn die Welt urtheilt nicht nach der Abſicht, ſondern allein nach dem Erfolg.

Marthe. Das bleibt ſich gleich, da geht es mir wie manchen großen Generalen: wenn die eine Schlacht gewinnen, ſo werden ſie auch dargeſtellt als große und einſichtsvolle Männer: und doch, wenn man alle Umſtände näher prüft, ſo verdanken ſie ihren Sieg und ihre Ehre nicht ſelten reinen Zufälligkeiten, an die ſie ſelbſt nicht im Mindeſten gedacht haben. Die Welt wird nun einmal vom Glück regiert und das Glück iſt eine Schlumpe.

Espen. Marthe, Du ſprichſt wie ein Engel, Du biſt ſo gelehrt, daß Du Bücher ſchreiben könnteſt; ließe man Dich ſtudiren, Du würdeſt noch die zweite Brigitte Tott.

Marthe. Ja, ja, ich leſe mitunter im Senecus.

Espen. Ja, das merk' ich ſchon ſeit einiger Zeit.

Marthe. Wie ſo denn?

Espen. Ja weil unſere Grütze, die wir zu Abend kriegen, entweder nicht gar oder angebrannt iſt. Ich ſchätze gelehrte Frauenzimmer ſehr, aber zur Frau oder zur Haushälterin mag ich ſie nicht haben.

Marthe. Ei Poſſen! Aber da kommen die beiden Alten.

Sechſte Scene.

Jeronimus. Franz. Marthe. Espen. Ein Knabe.

Jeronimus. Nein, die Sache laſſ' ich nicht ſtecken, Nachbar! Ihr thut nicht recht, einen ſolchen verlorenen Sohn noch zu vertheidigen.

Franz. Ich vertheidige meinen Sohn nicht mehr, ich will ihn nie wieder vor Augen ſehen, ich ſpreche nur für mich ſelbſt; denn wenn Ihr ihn beſchimpft, beſchimpft Ihr die ganze Familie. Weg da, Junge, was haſt Du hier zu thun?

Der Knabe. Da war Einer, der gab mir einen Brief auf der Straße, ihn dem Herrn zu beſtellen. (Ab.)

Franz (lieſt). „Madame La Fleche, eine vornehme franzöſiſche Dame, hat mich zu gut für dieſes Land gefunden und mich deshalb mit ſich nach Frankreich genommen. Ich habe mich im Auslande an Artigkeit und Galanterie gewöhnt und kann es daher unmöglich bei ſolch gemeinem und grobem Volke aushalten, wie meine Familie iſt. Ich komme nicht wieder; wollt Ihr mir ſchreiben, ſo könnt Ihr den Brief adreſſiren: à la Madame la Fleche, Dame très célèbre et très renommée dans la France. Der Brief muß franzöſiſch geſchrieben ſein, denn in wenigen Monaten habe ich mir vorgeſetzt, kein Wort däniſch mehr zu verſtehen. Die Aufſchrift auf dem Briefe aber muß ſo lauten: A Monsieur Monsr. Jean de France, gentil-homme et grand favorit de la Madame la Fleche, Courtisane très renommée, dans la Cour de France. Briefe ohne dieſe Aufſchrift ſchicke ich unerbrochen zurück. Je suis le Votre: Jean de France, gentilhomme Parisien. Copenh. d. 18. Majus . . ."

Jeronimus. Wollt Ihr ihn noch für Euern Sohn anerkennen? Hab' ich nun nicht die Freiheit, meine Tochter zu geben wem ich will?

Franz. Ja gewiß.

Jeronimus. Ich habe ſie mit Jeſper Lorenzens Sohn verſprochen.

Franz. Das iſt ein wackerer junger Menſch; ich gratulire.

Jeronimus. Lasse der Nachbar sich überreden, zur Hochzeit zu kommen und guter Dinge zu sein.

Franz. Ganz gewiß; meinen Sohn hab' ich mir schon aus dem Sinn geschlagen.

Jeronimus. Daran thut Ihr Recht.

Franz. Was mich am meisten ärgert, das ist auseinanderzukommen mit solchem guten wackern Manne, wie Ihr, dem ich mich durch Verwandtschaft zu verbinden hoffte.

Jeronimus. Ei Nachbar, Eure Tochter Lisbeth ist ja erwachsen?

Franz. Ja das ist sie.

Jeronimus. Mein Sohn Jochen ebenfalls, kann das nicht eine neue Verwandtschaft geben?

Franz. Ja, wenn Ihr meint, so kann das schon gehen.

Jeronimus. Da habt Ihr meine Hand darauf, daß er ihr Mann werden soll; er hat sie meiner Seel' schon auf dem Korne, das hab' ich schon gemerkt.

Nun, Nachbar, für ein ander Mal
Scheint mir's doch mehr zu passen,
Man giebt den Söhnen rasch ein Weib,
Als sie erst reisen lassen.

Es zeigt sich ja die Lehre klar
An Eures Sohns Geschicke:
Was nützt es, fremde Länder sehn,
Kehrt man als Narr zurücke?

Seht andre Nationen an:
Da wird zu Haus geblieben,
Und nur von Dänemarks Söhnen wird
Das Narrenspiel getrieben,

Daß sie verlernen dänisch Wort,
Verlernen unsre Sitten,
Und kommen wie die Affen dann
Neumodisch heimgeschritten.

Und kommt man ohne Reiſen denn
Durchaus nicht zu Verſtande,
So reiſt bis an die Elbe nur,
So bleibt das Geld im Lande.

Was nützt es, große Sprünge bis
In fremde Länder machen?
Am ſchönſten wird dem Dänen doch
Stets Dänemarks Sonne lachen.

Jeppe vom Berge

oder

Der verwandelte Bauer.

Komödie in fünf Akten.

Perſonen.

Jeppe vom Berge.
Nille, ſeine Frau.
Jacob, Schuſter.
Baron Nilus.
Der **Sekretär.**
Der **Kammerdiener.**
Erich, Lakai.
Ein **zweiter Lakai.**
Erſter Doctor.
Zweiter Doctor.
Der **Verwalter.**
Des **Verwalters Frau.**
Drei bewaffnete Männer.
Erſter Advocat, als Ankläger.
Zweiter Advocat.
Der **Richter.**
Ein **Bedienter.**
Magnus.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Nille (allein).

Nille. Solchen faulen Schlingel giebt es doch, glaub' ich, im ganzen Kirchſpiel nicht, wie meinen Mann; ziehe ich den nicht bei den Haaren aus dem Bette, ſo iſt er nicht wach zu kriegen. Heute weiß der Schlingel nun, daß Markttag iſt, und doch liegt er und ſchläft, wer weiß wie lange. Herr Paul ſagte neulich zu mir: Nille, Du biſt zu hart gegen Deinen Mann, er iſt doch und ſoll doch Herr im Hauſe ſein. Ich aber antwortete ihm: Nein, mein guter Herr Paul, wollt' ich meinem Manne das Regiment im Hauſe nur ein Jahr laſſen, ſo kriegte weder die Herrſchaft ihre Grundſteuer, noch der Paſtor ſeinen Zehnten: denn er vertränke in der Zeit alles, was im Hauſe wäre. Sollt' ich einen Mann im Hauſe ſchalten und walten laſſen, der im Stande wäre, Wirthſchaft, Frau und Kinder, ja ſich ſelbſt für Branntwein zu verkaufen? Worauf Herr Paul ganz ſtille ſchwieg und ſich den Bart ſtrich. Der Verwalter giebt mir Recht und ſagt: Mütterchen, kehre Dich nicht daran, was der Paſtor ſagt, im Katechismus ſteht freilich: Du ſollſt Deinem Mann gehorſam und folgſam ſein; dagegen aber in Deinem Pachtbriefe, der jünger iſt als der Katechismus, ſteht: Du ſollſt Deinen Hof in gutem Stande halten und Deine Steuern richtig bezahlen, und das kannſt Du unmöglich thun, wenn Du Deinen Mann nicht Tag für Tag bei den Haaren ziehſt und ihn zur Arbeit prügelſt. Nun hab' ich ihn eben aus dem Bett gezogen und bin in

die Scheune gegangen, um zu sehen, wie es mit der Arbeit steht; wie ich wieder hereinkomme, sitzt er auf dem Stuhle und schläft, die Hosen, mit Respect zu sagen, an einem Bein. Da mußte denn sofort die Karbatsche vom Nagel, und mein guter Jeppe wurde durchgeschmiert, bis er vollständig aufgewacht war. Denn das ist das Einzige, wovor er noch Angst hat, der Meister Erich; so nenn' ich nämlich die Karbatsche. He, Jeppe, bist Du Hundevieh noch nicht angezogen? Soll Meister Erich noch einmal mit Dir reden? He, Jeppe, hieher!

Zweite Scene.

Jeppe. Rille.

Jeppe. Ich muß ja doch Zeit haben, mich anzuziehen, Rille, ich kann ja doch nicht in die Stadt gehen, wie ein Schwein, ohne Hose und Jacke.

Rille. Hast Du Lumpenkerl nicht zehn Paar Hosen anziehen können, seit ich Dich vorhin weckte?

Jeppe. Hast Du Meister Erich fortgelegt, Rille?

Rille. Ja, fortgelegt hab' ich ihn, aber ich weiß auch den Fleck, wo ich ihn wiederfinde, wenn Du Dich nicht sputest. Hieher! Sieh, wie er kriecht! Hieher! Du sollst in die Stadt und sollst mir zwei Pfund grüne Seife kaufen; sieh her, hier hast Du das Geld dazu. Aber höre: wenn Du nicht in vier Stunden wieder hier zur Stelle bist, so soll Meister Erich auf Deinem Rücken polnisch tanzen.

Jeppe. Wie kann ich vier Meilen in vier Stunden gehen, Rille?

Rille. Wer sagt denn auch, daß Du gehen sollst, Du Hahnrei? Laufen sollst Du! Dein Urtheil ist Dir nun gesprochen, nun thu' wozu Du Lust hast. — (Ab.)

Dritte Scene.

Jeppe (allein).

Jeppe. Nun geht die Sau hinein und ißt Frühstück und ich armer Kerl ſoll vier Meilen gehen und kriege weder Naß, noch Trocken. Ob wol irgend ein Mann ſolch ein verfluchtes Weib hat wie ich! Ich glaube wirklich, ſie iſt Geſchwiſterkind mit dem Satan. Da ſagen ſie nun im Dorf, Jeppe trinkt; aber ſie ſagen nicht, warum Jeppe trinkt. So viel Prügel hab' ich nicht gekriegt die ganzen zehn Jahre, die ich unter der Malicie war, wie jetzt in einem Tage von dem abſcheulichen Weibe; ſie ſchlägt mich, der Verwalter treibt mich zur Arbeit wie ein Vieh, und der Küſter macht mich zum Hahnrei. Muß ich da nicht brav trinken, muß ich nicht die Mittel gebrauchen, welche die Natur uns darbietet, die Sorgen zu vertreiben? Wär' ich ein Schwachkopf, da würde mir das nicht ſo zu Herzen gehen, da tränke ich lieber nicht. So aber iſt das eine ausgemachte Sache, daß ich ein ſcharfſinniger Mann bin; darum fühl' ich das mehr als Andere, darum muß ich auch trinken. Mein Nachbar Moons Chriſtoffersen, als welcher mein Freund iſt, ſagt öfters zu mir: Schlag' der Teufel in Deinen dicken Bauch, Jeppe, Du mußt um Dich hauen, ſo wird die Frau ſich ſchon beſſern. Aber ich kann nicht um mich hauen, aus dreierlei Gründen. Erſtlich, weil ich keine Courage habe; zweitens wegen dem verwünſchten Meiſter Erich, der hinter dem Bette hängt und an den mein Rücken nicht denken kann, ohne zu weinen; zum Dritten, weil ich, ohne mich zu rühmen, ein grundgutes Gemüthe bin und ein guter Chriſt. Darum ſuche ich mich auch niemals zu rächen, ſelbſt nicht einmal an dem Küſter, der mir doch ein Horn nach dem andern ſetzt. Im Gegentheil, er kriegt ſein Opfer regelmäßig an allen hohen Feſten, während er nicht einmal ſo viel Ehre im Leibe hat, mir einen Krug Bier vorzuſetzen das ganze Jahr. Aber nichts iſt mir mehr zu Herzen gegangen als die ſpitzigen Worte, die er mir voriges Jahr zu hören gab. Nämlich als ich erzählte, daß ein

wilder Stier, der ſonſt keinen Menſchen fürchtete, plötzlich vor mir die Flucht ergriffen, da ſagte er zu mir: Jeppe, kannſt Du das nicht begreifen? Der Stier ſah, daß Deine Hörner noch viel größer als ſeine, und darum hielt er es nicht für rathſam, ſich mit einem zu ſtoßen, der ſtärker war als er. Nun rufe ich Euch zu Zeugen, lieben Leute, ob nicht ſolche Reden einem ehrlichen Mann durch Mark und Bein dringen müſſen. Ich bin doch ſo anſtändig, daß ich meiner Frau noch niemals den Tod gewünſcht habe, umgekehrt, als ſie verwichenes Jahr an der Gelbſucht krank lag, da wünſcht' ich, ſie möchte leben bleiben. Denn da die Hölle ſchon ohnedies voll böſer Weiber iſt, ſo hätte Lucifer ſie am Ende wol gar wieder zurückgeſchickt, und da wäre ſie noch ſchlimmer geweſen wie zuvor. Aber wenn der Küſter ſtürbe, da wollt' ich mich freuen, ſowol um meinetwegen, als wegen der Andern. Denn mir macht er nichts als Verdruß, und der Menſchheit iſt er nichts nütze. Es iſt ein unſtudirter Teufel; nicht den kleinſten Ton kann er aushalten, noch kann er ein anſtändiges Wachslicht gießen. Nein, da war ſein Vorgänger, der Chriſtoffer, ein anderer Kerl, der ſchrie ſeinen Glauben, daß man ihn aus zwölf Küſtern heraus hören konnte, ſolche Stimme hatte der. Einmal, als der Küſter mich wieder Hahnrei geſchimpft hatte, nahm ich mir doch vor, mich zur Wehr zu ſetzen, und zwar ſo, daß Nille es hören könnte; ich ſagte: Der Teufel ſoll Dein Hahnrei ſein, Matzküſter. Aber was geſchah? Gleich mußte Meiſter Erich herbei und den Streit entſcheiden, ſo daß ich den Küſter noch um Verzeihung bitten und mich bei ihm bedanken mußte, daß er als ein ſtudirter Mann meinem Hauſe die Ehre anthäte. Seitdem hab' ich alle Gedanken an Widerſtand aufgegeben. Ja ja, Moons Chriſtoffersen, Du und die andern Bauern, Ihr habt gut zu reden, Eure Frauen haben keinen Meiſter Erich hinter dem Bette hängen. Hätt' ich einen Wunſch in der Welt frei, ſo wäre es dieſer, daß entweder meine Frau keine Arme hätte, oder ich keinen Rücken; den Mund könnte ſie gebrauchen, ſo viel ſie wollte. Aber weil ich gerade auf dem Wege bin, muß ich doch mal zu Jacob Schuſter herangehen, er wird mir ja wol für einen Schilling

Branntwein auf Kredit geben. Denn etwas muß ich doch haben, mich zu ſtärken. Heda, Jacob Schuſter, biſt Du ſchon auf? Mach' auf, Jacob!

Vierte Scene.

Jacob Schuſter (in Hemdärmeln). Jeppe.

Jacob. Wer Henker will ſo zeitig herein?

Jeppe. Guten Morgen, Jacob Schuſter.

Jacob. Schön Dank, Jeppe, Du biſt ja heute ſehr zeitig im Gange.

Jeppe. Gieb mir doch mal für 'nen Schilling Branntwein, Jacob.

Jacob. Ganz gern, gieb Du mir nur den Schilling.

Jeppe. Du ſollſt ihn morgen kriegen, wenn ich wiederkomme.

Jacob. Bei Jacob Schuſter wird nicht geborgt, ein oder zwei Schillinge wirſt Du ja doch noch ſachte haben zum Bezahlen.

Jeppe. Schuſt, wenn ich was habe, ausgenommen ein paar Schillinge, die meine Frau mir gegeben hat, um in der Stadt was einzukaufen.

Jacob. Na, da kannſt Du doch zwei Schillinge abhandeln von dem, was Du kaufen ſollſt; was iſt denn Deine Handelſchaft?

Jeppe. Ich ſoll zwei Pfund grüne Seife kaufen.

Jacob. Ei, da kannſt Du ſagen, Du haſt für das Pfund ein oder zwei Schillinge mehr gegeben, als Du giebſt?

Jeppe. Ich bin nur bange, meine Frau kriegt es zu erfahren, und dann geht's mir ſchlecht.

Jacob. Redensarten! Wie ſoll die das zu wiſſen kriegen? Kannſt Du nicht ſchwören, Du hätteſt alles Geld ausgegeben? Du biſt doch dumm wie ein Vieh.

Jeppe. Das iſt auch wahr, Jacob, das kann ich wirklich thun.

Jacob. Na, gieb Deinen Schilling her.

Jeppe. Sieh her! Aber Du mußt mir einen Schilling zurückgeben.

Jacob (kommt mit dem Glaſe, trinkt ihm zu). Geſundheit, Jeppe.

Jeppe. Du haſt getrunken wie ein Schelm.

Jacob. Ei, nicht doch, es iſt ja doch eine alte gute Sitte, daß der Wirth den Gäſten zutrinkt.

Jeppe. Weiß wol, aber Schande dem, der die gute Sitte zuerſt aufgebracht hat. Dein Wohl, Jacob.

Jacob. Dank, Jeppe. Nun, nimm nur gleich für den andern Schilling auch, den kannſt Du doch nicht zurückbringen, Du müßteſt ihn etwa für ein Glas Branntwein zu gute behalten wollen, bis Du wiederkommſt; denn ich habe meiner Treu' keinen einzelnen Schilling.

Jeppe. Ein Hundsſott, wer das thut; ſoll der verzehrt werden, ſo ſoll es gleich geſchehen, damit ich doch merke, daß ich was im Magen habe. Wenn Du aber wieder mittrinkſt, bezahl' ich nichts.

Jacob. Geſundheit.

Jacob. Gott erhalte unſere Freunde und der Teufel hole alle unſere Feinde. Das thut dem Magen gut; ah, ah!

Jacob. Glück auf die Reiſe, Jeppe.

Jeppe. Schön Dank, Jacob Schuſter.

Fünfte Scene.

Jeppe allein. Wird luſtig und fängt an zu ſingen.

Ein weißes Huhn und ein buntes Huhn
Die wollten den Hahn bekämpfen.

Ach dürſt' ich doch nur noch für einen Schilling trinken! Ach dürſt' ich doch nur noch für einen Schilling trinken! Ich glaube, ich thu's. Nein, es gäb' ein Unglück. Wäre mir nur erſt das Wirthshaus aus den Augen, ſo hätt' es keine Noth damit; aber es iſt, als ob mich Einer hier feſthielte. Ich muß wieder hinein! Aber — was willſt du thun, Jeppe? Iſt es mir doch, als ſähe

ich Nille ſchon am Wege ſtehen mit Meiſter Erich in der Hand. Ich muß wieder umkehren. — Ach dürſt' ich doch nur noch für einen Schilling trinken! Mein Magen ſagt: trink', mein Rücken ſagt: trink' nicht. Wem ſoll ich nun folgen? Iſt mein Magen mehr als mein Rücken? Ich dächte, ja. Soll ich anklopfen? Heda, Jacob Schuſter heraus! — Aber da ſteht mir das verfluchte Weib ſchon wieder vor Augen. Schlüge ſie nur ſo, daß die Knochen im Rücken keinen Schaden nähmen, da wollt' ich den Teufel danach fragen; aber ſie ſchlägt wie... Ach Gott helfe mir armem Mann, was ſoll ich thun? Zwing Deine Natur, Jeppe! Wär' es denn nicht eine Schande, wenn Du Dich ins Unglück ſtürzen wollteſt um ein lumpiges Glas Branntwein? Nein, für diesmal ſoll das nicht geſchehen, ich muß fort. — Ach dürſt' ich nur noch für einen Schilling trinken! Das iſt mein Unglück, daß ich gekoſtet habe, nun kann ich nicht wieder davon los kommen. Fort, Beine! Der Teufel ſoll euch holen, wenn ihr nicht geht! — .... Nein, die Canaillen wollen meiner Six nicht. Sie wollen wieder zum Wirthshaus, meine Glieder führen Krieg mit einander: Magen und Beine wollen ins Wirthshaus und der Rücken in die Stadt. Wollt ihr gehen, ihr Hunde, ihr Beſtien, ihr Hundsfötter! Nein, der Henker ſoll den holen, der wieder ins Wirthshaus geht; ich habe mehr Mühe, meine Beine vom Wirthshaus wegzukriegen, als meinen Schecken aus dem Stall. — Ach dürſt' ich doch nur noch für einen einzigen Schilling trinken! Vielleicht borgt Jacob Schuſter mir für einen Schilling oder zwei, wenn ich ihn recht darum bitte. Heda, Jacob! Noch ein Glas Branntwein für zwei Schillinge!

Sechſte Scene.

Jacob. Jeppe.

Jacob. Sieh da, Jeppe, biſt Du ſchon wieder da? Ich dacht' es mir wol, daß Du zu wenig hätteſt; für einen Stüber Branntwein, was will das ſagen, das kommt kaum bis in die Kehle.

Jeppe. So ist es, Jacob, und nun gieb mir noch für einen Stüber. (Bei Seite) Wenn ich nur erst getrunken habe, so muß er mir schon borgen, er mag wollen oder nicht.

Jacob. Hier ist für einen Stüber Branntwein, Jeppe: aber erst das Geld.

Jeppe. Nun, so lang' ich trinke, kannst Du mir doch borgen, wie's im Sprüchwort heißt.

Jacob. Bei uns gelten keine Sprüchwörter, Jeppe; zahlst Du nicht voraus, kriegst Du keinen Tropfen, wir haben verschworen zu borgen, selbst nicht dem Verwalter.

Jeppe (weinend). Kannst Du mir denn nicht borgen? Ich bin ja doch ein ehrlicher Mann.

Jacob. Nix borgen.

Jeppe. Na, da hast Du einen Stüber, Du Pracher! Nun ist's geschehen, nun trinke, Jeppe. — Ah, das thut gut!

Jacob. Ja das kann einen Schelm inwendig braten.

Jeppe. Das Allerbeste beim Branntwein ist, daß man solche Courage danach kriegt. Nun denk' ich weder an meine Frau mehr, noch an Meister Erich, so hat das letzte Glas mich verwandelt. Kennst Du die Melodie, Jacob?

Klein Käthchen und Herr Peter, die saßen an einem Ort;
Pateheia!
Die sagten und sprachen manch ein fideles Wort; Polemeia!
Im Sommer da singen die Vögel so schön; Pateheia!
Die Nille, das Mensch, kann zum Teufel gehn; Polemeia!
Ich ging in den Wald hinaus zur Stund'; Pateheia!
Der Küster das ist ein Schweinehund; Polemeia!
Und wie ich auf meinem Schimmel saß; Pateheia!
Der Küster das ist ein rechtes Aas; Polemeia!
Und wollt Ihr wissen, wie heißt meine Frau; Pateheia!
Sie heißt: der Satan hole die Sau; Polemeia!

Die Melodie hab' ich selbst gemacht, Jacob.

Jacob. Du magst den Teufel!

Jeppe. Jeppe ist nicht so dumm, wie Du denkst, ich hab' auch ein Lied auf die Schuster gemacht, das geht so:

Der Schuſter mit der Fiedel und dem Baß,
Philepom Philepom!

Jacob. Ei Du Narr, das iſt ja auf einen Muſicus gemacht.

Jeppe. Richtig, ſo iſt es. Höre, Jacob, gieb mir noch für einen Stüber Branntwein.

Jacob. Bravo, nun ſeh' ich doch, daß Du ein wackerer Mann biſt, der meinem Hauſe einen Schilling zu verdienen giebt.

Jeppe. He Jacob, gieb mir noch für vier Schillinge.

Jacob. Mit Vergnügen.

Jeppe (ſingt wieder).

Die Erde trinkt Waſſer,
Das Meer trinkt die Sonne,
Die Sonne trinkt das Meer,
Alles trinkt, was iſt;
Warum ſollte denn ich
Nicht ebenfalls trinken?!

Jacob. Geſundheit, Jeppe.

Jeppe. Nur zu!

Jacob. Proſit, Halbpart.

Jeppe. Ich tank ju, Jacob! Drik man, dat dig de Dyvel haal, dat dig de Dyvel haal! Das iſt ſchlacht.

Jacob. Ich höre, Du kannſt deutſch ſprechen, Jeppe.

Jeppe. Verſteht ſich, das iſt was Altes; ich ſprech' es aber nicht gern, außer wenn ich beſoffen bin.

Jacob. Na, ſo ſprichſt Du es doch wenigſtens alle Tage einmal.

Jeppe. Ich bin zehn Jahre unter der Malicie geweſen und ſollte nicht deutſch verſtehen?

Jacob. Ja ja, ich weiß, Jeppe, wir haben ja zwei Cumpanen mit einander gemacht.

Jeppe. So iſt es, nun erinnere ich mich, Du wurdeſt ja einmal gehängt, als Du bei Wismar weglieſſt.

Jacob. Ich ſollte gehängt werden, aber ich kriegte Pardon. Nah dran vorbei, iſt ein gutes Ding.

Jeppe. Schade, daß ſie Dich nicht gehängt haben. Aber

warſt Du nicht mit bei der Auction, da auf der Heide, Du weißt ſchon wo?

Jacob. Ei, wo wäre ich nicht mit bei geweſen!

Jeppe. Ich vergeſſe nie die erſte Salbe, die der Schwede uns gab; da fielen, glaub' ich, auf einmal dreitauſend, um nicht zu ſagen viertauſend Mann. Das gung verdeibelt zu, Jacob; Du kannſt Dich das vorſtellen, ich kann nich ſagen wie, ich war etwas ängſtlich in der Schlacht.

Jacob. Ja ja, das Sterben kommt Einem hart an; man iſt ganz fromm, wenn man gegen den Feind geht.

Jeppe. Ja, ſo iſt es. Ich weiß auch, woher das kam: ich lag die ganze Nacht, bevor die Auction vorging, und las in Davids Pſalmen.

Jacob. Ich wundere mich nur, daß Du, der Du doch früher Soldat geweſen biſt, Dich ſo von einer Frau cujoniren läßt.

Jeppe. Ich? Na wenn ich ſie nur hier hätte, Du ſollteſt ſchon ſehen, wie ich ſie durchwamſen wollte. Noch ein Glas, Jacob; ich habe noch acht Schillinge, ſind die vertrunken, ſo trink' ich auf Borg. Gieb mir auch einen Krug Bier!

In Leipzig war ein Mann,
In Leipzig war ein Mann,
In Leipzig war ein lederner Mann,
In Leipzig war ein lederner Mann,
In Leipzig war ein Mann.
Der Mann der nahm 'ne Frau ꝛc.

Jacob. Proſit, Jeppe.

Jeppe. Ho! ho! halloh! Deine Geſundheit und meine Geſundheit und aller guten Freunde Geſundheit! Hei, ho!

Jacob. Willſt Du nicht dem Verwalter ſeine Geſundheit trinken?

Jeppe. Meinetwegen, gieb mir nur noch für einen Schilling. Der Verwalter iſt ein anſtändiger Mann; wenn wir ihm einen Thaler in die Hand drücken, ſchwört er der Herrſchaft bei ſeiner Seelen Seligkeit, daß wir nicht im Stande ſind, die Steuer zu bezahlen. — Na nu aber ein Schelm, der noch Geld hat; Du borgſt mir wol noch für einen Stüber oder zwei?

Jacob. Nein, Jeppe, nun kannſt Du nicht mehr vertragen. Ich bin nicht der Mann, der da haben will, daß die Gäſte ſich in ſeinem Hauſe überladen und mehr trinken, als ihnen zuträglich iſt, lieber will ich meine ganze Nahrung einbüßen.

Jeppe. Hei, noch für einen Stüber!

Jacob. Nein, Jeppe, nun geb' ich Dir nichts mehr; bedenke, daß Du einen langen Weg vor Dir haſt.

Jeppe. Hundsſott! Carnallie! Beſtie! Schlingel! Hei! he! hoh!

Jacob. Leb' wohl, Jeppe, Glück auf die Reiſe. (Ab.)

Siebente Scene.

Jeppe (allein).

Ach Jeppe, Du biſt beſoffen wie ein Vieh, meine Beine wollen mich nicht mehr tragen. Wollt ihr wol ſtehen, ihr Canaillen? Ja ſo, was iſt die Glocke? Heda, Jacob Hundsſott Schuſter! Heda, noch für einen Stüber! Wollt ihr ſtehen, ihr Hunde? Nein, der Teufel ſoll mich holen, wenn die ſtehen. Schön Dank, Jacob Schuſter, noch einen vom friſchen Faß! Hört, Kamerad, wo geht hier der Weg in die Stadt? Steht, ſag' ich! Seht, das Vieh iſt beſoffen. Du haſt getrunken wie ein Schelm. Jacob, iſt das für einen Stüber Branntwein? ... Du führſt ein Maß wie ein Türke.

(Während er ſo ſpricht, fällt er hin und bleibt liegen.)

Achte Scene.

Baron Nilas. Der Sekretär. Ein Kammerdiener. Zwei Lakaien.

Der Baron. Das Jahr läßt ſich gut an, wir werden eine ſchöne Ernte haben; ſieh einmal, wie dicht die Gerſte ſteht.

Der Sekretär. Allerdings, Euer Gnaden: aber das bedeutet, daß die Tonne Gerſte diesmal nicht höher kommen wird als fünf Mark.

Der Baron. Das thut nichts, die Bauern ſtehen ſich doch in guten Jahren alle beſſer.

Der Sekretär. Ich weiß nicht, woran das liegt, Euer Gnaden: aber die Bauern klagen immer und wollen Korn zur Ausſaat haben, mag das Jahr nun gut geweſen ſein oder nicht. Je mehr ſie haben, je mehr ſie trinken. Hier wohnt ein Wirth in der Nachbarſchaft, der trägt viel dazu bei, die Bauern arm zu machen; man ſagt, er thät' Salz in ſein Bier, damit ſie immer durſtiger werden, je mehr ſie trinken.

Der Baron. Den Kerl müſſen wir abſchaffen. Aber was liegt hier im Wege? Das iſt ja ein todter Menſch. Es paſſirt doch nichts als Unglück; ſpring' mal Einer hin und ſehe, wer es iſt.

Ein Lakai. Es iſt Jeppe vom Berge, der das böſe Weib hat. Heda, ſteh auf, Jeppe! Nein, man kann ihn ſchlagen und bei den Haaren ziehen, er wacht nicht auf.

Der Baron. Laßt ihn nur ſchlafen, ich habe eben Luſt eine Komödie mit ihm zu ſpielen. Ihr pflegt ja reich an Einfällen zu ſein; fällt Euch jetzt nichts ein, womit ich mir einen Spaß machen könnte?

Der Sekretär. Ich dächte, es müßte recht hübſch ſein, wenn man ihm einen Papierkragen um den Hals bände und ſchnitte ihm die Haare ab.

Der Kammerdiener. Noch hübſcher wäre es, dächt' ich, man beſchmierte ihm das Geſicht mit Tinte und zöge ihn nackt aus, um zu ſehen, was ſeine Frau mit ihm anfinge, wenn er in der Poſitur nach Hauſe käme.

Der Baron. Das iſt ganz hübſch. Aber was gilt's, Erich denkt auf etwas, das noch artiger iſt; ſag' nur Deine Meinung, Erich.

Erich (einer von den Lakaien). Ich meine, man ſollte ihm die Kleider ausziehen und ihn in des Herrn beſtes Bett legen, und morgen früh, wenn er aufwacht, ſtellen wir uns alle an, als ob er unſer gnädiger Herr wäre, ſo daß er nicht wiſſen ſoll, ob er verrathen oder verkauft iſt. Und wenn wir ihn auf die Art dazu gebracht haben, daß er ſich für den Baron hält, ſo wollen wir

ihn wieder ſo betrunken machen, wie er jetzt iſt, und ihn in ſeinen alten Kleidern auf dieſen ſelben Miſthaufen legen; wird das geſchickt ausgeführt, ſo wird es eine merkwürdige Wirkung haben und er wird ſich einbilden, entweder, daß ſein Glück ein bloßer Traum oder daß er in der That im Paradies geweſen.

Der Baron. Erich, Du biſt ein großer Mann, darum haſt Du auch immer nichts als große Entwürfe. Aber wenn er nun mitten drin aufwacht?

Erich. Dafür, Euer Gnaden, bin ich gut, daß er das nicht thut, denn dieſer ſelbige Jeppe vom Berge iſt der ſtärkſte Säufer im ganzen Kirchſpiel. Voriges Jahr machte man den Verſuch, ihm eine Rakete in den Nacken zu binden; aber die Rakete ging los, ohne daß er davon aufwachte.

Der Baron. So wollen wir es denn ſo machen. Tragt ihn raſch fort, zieht ihm ein feines Hemde an und legt ihn in mein beſtes Bett.

(Alle ab.)

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Jeppe liegt im Bett des Barons; ein goldgestickter Schlafrock liegt vor ihm auf dem Stuhl. Er wacht auf und reibt sich die Augen, sieht sich um und fährt erschrocken zusammen; reibt sich die Augen wieder, faßt sich an den Kopf und bekommt dabei eine goldgestickte Nachtmütze zu fassen. Er wischt sich die Augen mit Spuk und reibt sie wieder, wendet die Mütze nach allen Seiten und besieht sie, bemerkt dann sein feines Hemde, den Schlafrock und die übrige Umgebung, wobei er seltsame Geberden macht. Unterdessen spielt eine leise Musik; Jeppe faltet die Hände dazu und weint. Wenn die Musik zu Ende ist, fängt er an zu sprechen:

Nun, was ist denn das? Was ist das für eine Herrlichkeit und wie komm' ich hieher? Träume ich oder wach' ich? Nein, ich bin völlig wach. Wo ist meine Frau, wo sind meine Kinder, wo ist mein Haus und wo ist Jeppe? Alles ist verändert und ich selbst mit. Ei was ist doch das? Was ist doch das? (Ruft mit leiser und furchtsamer Stimme:) Nille! Nille! Nille! Ich bin in den Himmel gekommen, glaub' ich, Nille, und zwar ganz unversehens. Aber bin ich es denn auch wirklich? Es ist mir wie ja, aber es ist mir auch wie nein. Fühl' ich meinen Rücken, der mir noch wehthut von den Prügeln, die ich gekriegt habe, hör' ich mich sprechen, rühre ich an meine hohlen Zähne, so dünkt mich, ich bin es. Seh' ich dagegen meine Mütze, mein Hemde und alle die übrige Herrlichkeit, die ich hier vor Augen habe, und hör' die liebliche Musik dazu, so soll der Teufel mich holen, wenn es mir zu Kopfe will, daß ich es bin. Nein, ich bin es nicht; ich will tausendmal eine Canaille sein, wenn ich es bin. Aber vielleicht träum' ich? Nein, ich glaube nicht. Ich will einen Versuch machen und mich in den Arm kneifen; thut mir das weh,

ſo träum' ich, thut es mir nicht weh, ſo träum' ich nicht. — Ja, ich hab' es gefühlt, ich wache, ich wache wahrhaftig, das kann mir Keiner abdisputiren! Denn wenn ich nicht wachte, ſo könnt' ich ja nicht .... Aber wenn ich alles recht bedenke, wie kann ich denn wachen? Es iſt ja klar, daß ich Jeppe vom Berge bin; ich weiß ja, daß ich ein armer Bauer bin, ein Lümmel, ein Schlingel, ein Hahnrei, eine hungrige Laus, eine Made, eine Canaille; wie käm' ich denn dazu, Kaiſer zu ſein und Herr eines Schloſſes? Nein, das iſt doch nur ein Traum! Darum iſt es das Beſte, ich gedulde mich, bis ich aufwache. (Die Muſik beginnt aufs neue und Jeppe fängt wieder an zu weinen.) Ach, kann man nur ſo etwas im Schlafe hören, das iſt ja nicht möglich! Aber wenn es ein Traum iſt, ſo wollt' ich, ich wachte nie wieder auf, und bin ich verrückt geworden, ſo wünſch' ich nie wieder vernünftig zu werden; den Doctor, der mich curiren wollte, den würde ich verklagen, und würde verfluchen, wer mich wecken wollte. — Aber ich träume weder, noch bin ich toll, ich kann mich auf alles beſinnen, was mir begegnet iſt. Ich weiß, daß mein ſeliger Vater Niels vom Berge war, mein Großvater war Jeppe vom Berge; meine Frau heißt Nille, ihre Karbatſche Meiſter Erich, meine Söhne Hans, Chriſtoph und Niels. Aber ſieh da, nun geht mir ein Licht auf; das iſt das ewige Leben, es iſt das Paradies, es iſt das Himmelreich! Vermuthlich hab' ich bei Jacob Schuſter wieder zu viel getrunken, bin geſtorben und bin geraden Wegs in den Himmel gekommen. Das Sterben muß doch nicht ſo ſchwer ſein, als man ſich denkt; ich wenigſtens habe nichts davon gefühlt. Vermuthlich ſteht jetzt eben der Herr Paſtor auf der Kanzel und hält mir die Leichenrede und ſagt: Solch ein Ende nahm Jeppe vom Berge; er lebte als Soldat und ſtarb als Soldat. Man kann darüber ſtreiten, ob ich zu Lande oder zu Waſſer geſtorben bin: denn ich war ziemlich naß, als ich aus der Welt ging. Aha Jeppe, das iſt was Anderes, als vier Meilen in die Stadt laufen und Seife kaufen und auf der Streu liegen und Prügel kriegen von der Frau und Hörner vom Küſter. Ach, in welche Glückſeligkeit hat ſich nicht Dein Leben voll Mühſal und Bitterkeit verwandelt! Ach, ich muß

weinen vor Freude, zumal wenn ich bedenke, daß mir das ſo unverdient widerfährt! Nur Eins ſteckt mir noch im Kopfe: ich bin ſo durſtig, daß mir die Lippen an einander kleben; ſollte ich mich ins Leben zurückwünſchen, ſo wär' es nur, um mich an einem Kruge Bier zu erquicken. Denn was nützt mir alle die Herrlichkeit vor Augen und Ohren, wenn ich doch wieder Durſt leiden ſoll? Ich erinnere mich, daß der Paſtor oft geſagt hat: im Himmel iſt weder Hunger noch Durſt, und auch alle ſeine todten Freunde ſoll man da wiederfinden. Aber ich verſchmachte vor Durſt; auch bin ich ganz allein, ich ſehe keinen Menſchen. Zum wenigſten dacht' ich doch meinen Großvater hier zu finden, das war ein ſehr anſtändiger Mann, der bei der Herrſchaft niemals auch nur mit einem Schilling in Reſt blieb. Auch weiß ich ja, daß andere Leute ebenſo honnet gelebt haben wie ich; warum ſollte denn ich allein in den Himmel kommen? Das kann alſo nicht der Himmel ſein. Aber was kann es denn ſein? Ich träume nicht, ich wache nicht, ich bin nicht todt, ich bin nicht lebendig, ich bin nicht närriſch, ich bin nicht klug, ich bin Jeppe vom Berge, ich bin nicht Jeppe vom Berge, ich bin arm, ich bin reich, ich bin ein elender Bauer, ich bin Kaiſer — ah .... ah .... ah .... Hülfe! Hülfe! Hülfe!

(Auf ſein lautes Geſchrei kommen verſchiedene Leute herein, um zu ſehen, wie er ſich anſtellt.)

Zweite Scene.

Der Kammerdiener. Ein Lakai. Jeppe.

Der Kammerdiener. Ich wünſche Euer Gnaden einen ſchönen guten Morgen; hier iſt der Schlafrock, falls Euer Gnaden aufſtehen wollen. Schnell, Erich, hole das Handtuch und das Waſchbecken.

Jeppe. Ach, wohlgeborner Herr Kammerdiener, ich will ja gern aufſtehen; ich bitte nur, daß Ihr mir kein Leid anthun wollt.

Der Kammerdiener. Gott bewahre uns, daß wir dem gnädigen Herrn ein Leid anthun!

Jeppe. Ach, bevor Ihr mich todtſchlagt, wollt Ihr mir nicht die Gefälligkeit erweiſen und mir ſagen, wer ich bin?

Der Kammerdiener. Weiß der Herr nicht, wer er iſt?

Jeppe. Geſtern war ich Jeppe vom Berge, aber heut .... Ach, ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll!

Der Kammerdiener. Es freut uns, daß der Herr heut bei ſo guter Laune iſt, daß er zu ſcherzen beliebt. Aber Gott bewahre uns, weshalb weinen Euer Gnaden?

Jeppe. Ich bin nicht Euer Gnaden, bei meiner Seelen Seligkeit ſchwör' ich, daß ich es nicht bin! Denn ſoweit ich mich erinnern kann, bin ich Jeppe Nielſen vom Berge; wollt Ihr meine Frau holen laſſen, wird ſie Euch daſſelbe ſagen. Aber leidet nicht, daß ſie den Meiſter Erich mitbringt.

Der Lakai. Das iſt ſeltſam, was bedeutet das? Der Herr muß noch nicht völlig wach ſein; denn ſonſt pflegt er niemals ſo zu ſcherzen.

Jeppe. Ob ich wach bin oder nicht, kann ich nicht ſagen; aber das weiß ich und das kann ich ſagen, daß ich einer von des Barons Bauern bin, mit Namen Jeppe vom Berge, und nie in meinem Leben bin ich Baron oder Graf geweſen.

Der Kammerdiener. Erich, was kann dies ſein? Ich fürchte, der Herr fällt in eine Krankheit.

Erich. Ich denke mir, er wird wol ein Nachtwandler geworden ſein; es geſchieht öfters, daß Leute aufſtehen, ſich ankleiden, reden, eſſen und trinken, alles im Schlaf.

Der Kammerdiener. Nein, Erich, jetzt merk' ich es: der Herr phantaſirt vor Krankheit. Hol' ſchnell ein paar Doctoren ... Ach, Euer Gnaden, ſchlagt Euch doch ſolche Gedanken aus dem Kopfe, Euer Gnaden verſetzen damit das ganze Haus in Schrecken. Kennt Euer Gnaden mich nicht?

Jeppe. Ich kenne mich ſelbſt nicht, wie ſoll ich Euch kennen?

Der Kammerdiener. Ach, iſt es möglich, daß ich ſo etwas von meinem gnädigen Herrn hören und ihn in ſolchem Zuſtand ſehen muß! Ach, unſer unglückliches Haus, daß es von ſolchem Jammer heimgeſucht wird! Kann der Herr ſich nicht erinnern, was er geſtern that, als er auf die Jagd ritt?

Jeppe. Ich bin nie weder Jäger noch Wilddieb gewesen; denn ich weiß, daß darauf Zuchthaus steht. Keine Menschenseele soll mir beweisen, daß ich auch nur einen Hasen auf des Herrn Gütern gejagt habe.

Der Kammerdiener. Ah, ich bin ja erst gestern selbst mit dem gnädigen Herrn auf der Jagd gewesen.

Jeppe. Gestern war ich bei Jacob Schuster und trank für zwölf Schillinge Branntwein, wie konnt' ich da auf der Jagd sein?

Der Kammerdiener. Ach, auf meinen nackten Knieen beschwör' ich den gnädigen Herrn, solche Reden zu unterlassen. Erich, ist nach den Doctoren geschickt?

Erich. Ja, sie werden gleich kommen.

Der Kammerdiener. So wollen wir dem gnädigen Herrn den Schlafrock anziehen, vielleicht, wenn er an die Luft kommt, wird es besser mit ihm. Ist dem Herrn gefällig, seinen Schlafrock anzuziehen?

Jeppe. Herzlich gern, Ihr könnt mit mir machen, was Euch beliebt, wenn Ihr mich blos nicht todtschlagen wollt; denn ich bin so unschuldig wie das Kind im Mutterleibe.

Dritte Scene.

Zwei Doctoren. Jeppe. Der Kammerdiener. Erich.

Erster Doctor. Zu unserm größten Leidwesen hören wir, daß der gnädige Herr unwohl sind.

Der Kammerdiener. Ach ja, Herr Doctor, er ist in einem traurigen Zustand.

Zweiter Doctor. Wie geht es denn, gnädiger Herr?

Jeppe. Ganz gut, ich bin blos noch durstig von dem Branntwein, den ich gestern bei Jacob Schuster getrunken habe. Wollt Ihr mir nur einen Krug Bier geben und mich laufen lassen, so mag man Euch Doctoren meinetwegen hängen: denn ich brauche keine Arzenei.

Erster Doctor. Das heißt mal phantasiren, Herr Collega?

Zweiter Doctor. Je ſtärker es iſt, je raſcher wird es ſich austoben; wir wollen dem Herrn an den Puls fühlen. Quid tibi videtur, domine frater?

Erſter Doctor. Ich meine, er muß Augenblicks zu Ader gelaſſen werden.

Zweiter Doctor. Das meine ich nicht, ſolche Krankheiten müſſen auf andere Art curirt werden. Der Herr hat einen ſchlimmen und ſeltſamen Traum gehabt, der ihm das Blut in Aufruhr gebracht und das Hirn dergeſtalt in Verwirrung geſetzt hat, daß er ſich einbildet, er wäre ein Bauer. Wir müſſen den Herrn zu zerſtreuen ſuchen mit den Dingen, an denen er ſonſt das meiſte Behagen findet; wir müſſen ihm den Wein und die Speiſe geben, die ihm am beſten ſchmecken, und ihm die Stücke vorſpielen, die er am liebſten hört.

(Eine luſtige Muſik beginnt.)

Der Kammerdiener. Das war ja des Herrn Leibſtück.

Jeppe. Kann ſchon ſein. Geht es immer ſo luſtig zu auf dem Schloſſe?

Der Kammerdiener. So oft es dem Herrn behagt; giebt er doch uns allen Koſt und Lohn.

Jeppe. Aber es iſt doch ſeltſam, daß ich mich nicht beſinnen kann, was ich früher gethan?

Erſter Doctor. Das bringt dieſe Krankheit mit ſich, Euer Gnaden, daß man alles vergißt, was man früher gethan hat.

Zweiter Doctor. Ich erinnere mich, daß vor etlichen Jahren einer meiner Nachbarn von zu vielem Trinken dermaßen verwirrt wurde, daß er dachte, er hätte keinen Kopf.

Jeppe. Ich wollte, dem Dorfrichter Chriſtoffer ginge es ebenſo, der hat vermuthlich gerade die entgegengeſetzte Krankheit; er hält ſich nämlich für einen großen Kopf, an ſeinen Urtheilsſprüchen aber merkt man, daß er gar keinen hat.

(Alle lachen darüber: Ha ha ha!)

Zweiter Doctor. Es iſt eine Luſt, den Herrn ſo ſcherzen zu hören. Aber um wieder auf die Geſchichte zu kommen, ſo ging derſelbige Mann durch die ganze Stadt und fragte alle Leute,

ob niemand den Kopf gefunden, den er verloren. Nachher aber kam er wieder zu ſich und iſt jetzt Küſter in Jütland.

Jeppe. Das hätte er auch werden können, wenn er ſeinen Kopf auch nicht wiedergefunden hätte.

(Sie lachen abermals: Ha ha ha!)

Erſter Doctor. Erinnert der Herr Collega ſich der Geſchichte, die vor zehn Jahren mit dem Manne paſſirte, der ſich einbildete, er hätte den ganzen Kopf voll Fliegen, und konnte von dieſer Grille nicht abgebracht werden, bis ein verſtändiger Doctor ihn auf folgende Art curirte? Er legte ihm über den ganzen Kopf ein Pflaſter, welches mit todten Fliegen beſtreut war; nach einiger Zeit nahm er es ab und zeigte die Fliegen dem Kranken, der ſich einbildete, ſie wären aus ſeinem Kopf gekommen, und ſo wurde er wieder geſund. Aehnlicher Weiſe habe ich von einem andern Manne gehört, der nach einem langwierigen Fieber auf den Einfall gerieth, wenn er ſein Waſſer abſchlüge, müßte das ganze Land durch eine Ueberſchwemmung zu Grunde gehn. Niemand konnte ihn von dem Gedanken abbringen; er wolle, ſagte er, lieber für das gemeine Beſte ſterben. Dieſer wurde auf folgende Art curirt. Es wurde ihm die Kunde gebracht, wie von dem Commandanten, er möchte doch, weil der Stadt eine Belagerung drohe und in den Gräben kein Waſſer ſei, dieſelben ausfüllen, um dem Feinde den Zugang zur Stadt zu verſperren. Der Kranke war erfreut, daß er ſeinem Vaterlande und zugleich ſich ſelbſt einen Dienſt erweiſen könne, und wurde auf dieſe Art beides los, ſein Waſſer und ſeine Krankheit.

Zweiter Doctor. Ich kann noch eine andere Hiſtorie anführen, welche in Deutſchland paſſirt iſt. Ein Edelmann kam einmal in ein Wirthshaus, und nachdem er daſelbſt geſpeiſt hatte, und zu Bette gehen wollte, hing er ſeine goldene Kette, die er um den Hals zu tragen pflegte, an die Wand in der Herberge. Der Wirth gab genau Acht, begleitete ihn zu Bette und wünſchte ihm eine gute Nacht. Wie er aber hörte, daß der Edelmann ſchlief, ſchlich er ſich in die Kammer, nahm ſechzig Glieder von der Kette ab und hing ſie ſo wieder an die Wand. Am andern Morgen ſteht der Fremde auf, läßt ſein Pferd ſatteln

und zieht ſich an. Wie er jedoch die Kette um den Hals binden wollte, bemerkte er, daß ſie nur noch halb ſo lang war wie früher, weshalb er ein Geſchrei erhob, er wäre beſtohlen. Der Wirth, welcher draußen vor der Thüre ſtand und lauſchte, läuft augenblicklich hinein und indem er ſich ganz erſchreckt ſtellt, ruft er: Ach welche ſchreckliche Veränderung! Da der Fremde ihn fragte, worüber er ſich denn ſo entſetze, antwortete er: Ach, mein Herr, Euer Kopf iſt noch einmal ſo groß wie geſtern. Und damit hielt er ihm einen falſchen Spiegel vor, in welchem die Gegenſtände noch einmal ſo groß ausſahen, als ſie waren. Da nun der Edelmann ſeinen Kopf im Spiegel ſo groß ſah, brach er in Thränen aus und ſagte: Ach, nun verſtehe ich auch, weshalb mir meine Kette zu kurz geworden iſt! Darauf ſetzte er ſich aufs Pferd und verhüllte den Kopf in den Mantel, damit ihn niemand unterwegs ſehen ſollte. Man erzählt, daß er ſich auch noch lange Zeit hinterdrein zu Hauſe gehalten und ſeine Grille nicht aufgegeben, ſondern geglaubt hat, nicht die Kette wäre zu kurz, ſondern der Kopf zu groß.

Erſter Doctor. Von ſolchen Einbildungen giebt es unzählige Exempel. So erinnere ich mich von Einem gehört zu haben, der ſich einbildete, ſeine Naſe wäre zehn Fuß lang, und deshalb alle Leute warnte, ſie möchten ihm nicht zu nahe kommen.

Zweiter Doctor. Domine Frater hat wol die Geſchichte gehört von dem Manne, der ſich einbildete, er wäre todt? Ein junger Menſch gerieth auf den Einfall, er wäre todt, legte ſich in den Sarg und wollte weder eſſen, noch trinken. Seine Freunde ſtellten ihm vor, welche Thorheit das ſei, und gebrauchten alle Künſte, um ihn zum Eſſen zu bringen. Aber vergeblich; er wies ſie mit Lachen zurück, indem er vorgab, Eſſen und Trinken wäre bei den Todten durchaus nicht üblich. Endlich unternahm ein erfahrener Arzt es, ihn auf eine ſeltſame Art zu curiren. Nämlich er veranlaßte einen Bedienten, ſich ebenfalls für todt auszugeben und ſich mit Gepränge hinaus führen zu laſſen an eben den Ort, wo der Kranke lag. Zuerſt lagen die zwei Kranken lange ſchweigend und ſahen einander an. Endlich fing der Kranke an, den Andern zu fragen, warum er hieher

gekommen wäre. Der antwortete, weil er todt wäre. Darauf fingen sie an, einander nach der Art und Weise zu fragen, wie sie gestorben, was denn Jeder weitläufig berichtete. Darauf kommen Leute, welche dazu angestiftet waren, und bringen dem zweiten sein Abendbrot, worauf er sich im Sarg in die Höhe richtete und eine gute Mahlzeit hielt, indem er den Andern fragte: Willst du nicht auch ein bischen essen? Der Kranke verwunderte sich darüber und fragte, ob es sich denn wirklich für einen Todten schicke zu essen. Ei, erwiderte der Andere, wer nicht ißt, kann nicht lange todt sein. So ließ er sich überreden, zuerst mit dem Andern zu essen, dann zu schlafen, aufzustehen, sich anzukleiden; kurz er ahmte dem Andern in allen Stücken nach, bis er zuletzt auch wieder lebendig wurde und so geschcidt wie Jener. Von solchen Einbildungen könnte ich noch unzählige Geschichten erzählen. Und so ist das auch diesmal mit dem gnädigen Herrn; er bildet sich ein, ein armer Bauer zu sein. Aber der Herr muß sich diese Gedanken aus dem Sinne schlagen, so wird er gleich wieder gesund.

Jeppe. Aber sollte das wol möglich sein, daß das nur von Einbildung ist?

Die Doctoren. Ganz gewiß, der Herr hat ja aus diesen Erzählungen gehört, was die Einbildung thun kann.

Jeppe. Ich bin also nicht Jeppe vom Berge?

Doctor. Ganz gewiß nicht.

Jeppe. Da ist auch die böse Nille nicht meine Frau?

Doctor. Keineswegs; der Herr ist ja Wittwer.

Jeppe. Und das ist auch bloße Einbildung, daß es eine Karbatsche giebt, mit Namen Meister Erich?

Doctor. Bloße Einbildung.

Jeppe. Ist es auch nicht wahr, daß ich gestern in die Stadt sollte, um Seife zu kaufen?

Doctor. Nein!

Jeppe. Auch nicht, daß ich das Geld bei Jacob Schuster vertrunken habe?

Der Kammerdiener. Ei, der Herr war ja gestern mit uns den ganzen Tag auf der Jagd.

Jeppe. Auch nicht, daß ich ein Hahnrei?

Der Kammerdiener. Ei, die Frau iſt ja ſchon ſeit langen Jahren todt.

Jeppe. Ach, jetzt fang' ich erſt an, meine Thorheit einzuſehen; ich will nicht mehr an den Bauer denken. Ich ſehe ſchon, ein Traum hat mich in den Irrthum verſetzt; es iſt doch ſeltſam, auf was für Grillen der Menſch gerathen kann.

Der Kammerdiener. Beliebt dem Herrn, ein wenig im Garten zu ſpazieren, bis wir das Frühſtück angerichtet haben?

Jeppe. Schon gut, es muß aber bald geſchehen: denn ich habe beides, Hunger und Durſt.

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Jeppe. Der Kammerdiener. Der Sekretär.

Jeppe (kommt aus dem Garten mit ſeiner Suite, ein kleiner Tiſch iſt gedeckt) Haha, ich ſehe, der Tiſch iſt ſchon gedeckt.

Der Kammerdiener. Ja, es iſt alles fertig, wenn Euer Gnaden beliebt, Platz zu nehmen.

(Jeppe nimmt Platz. Die Uebrigen ſtehen hinter ſeinem Stuhl und lachen über ſeine Ungeſchicktheit, wenn er mit allen fünf Fingern in die Schüſſel greift, über Tiſche rülpſt, ſich in die Finger ſchneidet und die Kleider beſchmiert.)

Der Kammerdiener. Will der Herr befehlen, welcher Wein ihm gefällig iſt?

Jeppe. Ihr wißt ja ſelbſt, welchen Wein ich des Morgens zu trinken pflege.

Der Kammerdiener. Am liebſten pflegt der Herr Rheinwein zu trinken; aber wenn er dem Herrn nicht ſchmeckt, kann er Augenblicks andern haben.

Jeppe (koſtet). Na, der iſt etwas ſauer. Ihr müßt etwas Honig daran thun, dann wird er gut; denn ich bin ſehr fürs Süße.

Der Kammerdiener. Hier iſt Canarienſect, wenn der Herr davon koſten will.

Jeppe. Das iſt ein guter Wein. Geſundheit für Alle! (Jedesmal, wenn er trinkt, wird ein Tuſch geblaſen.) Heda, aufgepaßt, Kerl, noch ein Glas Wein von dem Kanalienſect, verſteht Ihr mich? Wo haſt Du den Ring her, den Du am Finger trägſt?

Der Sekretär. Den hat mir der Herr ſelbſt gegeben.

Jeppe. Daran kann ich mich nicht erinnern; gieb ihn mir

wieder, ich muß es in der Betrunkenheit gethan haben, ſolche Ringe giebt man nicht ſo fort. Nachher will ich mal nachſehen, was Ihr ſonſt noch habt. Dienſtboten müſſen nicht mehr haben als Koſt und Lohn. Ich kann darauf ſchwören, daß ich mich nicht erinnere, Euch jemals etwas apart geſchenkt zu haben. Und wozu ſollte ich das auch thun? Der Ring iſt ja über zehn Reichsthaler werth; nein, nein, Ihr guten Kerle, ſo nicht, ſo nicht! Ihr müßt Euch Eurer Herrſchaft Gebrechlichkeit und Trunkenheit nicht zu nutze machen. Wenn ich betrunken bin, ſo bin ich im Stande, meine Hoſen wegzuſchenken; aber wenn ich meinen Rauſch ausgeſchlafen habe, ſo nehm' ich meine Geſchenke wieder. Es würde mir übrigens ſchlecht gehen bei meiner Frau Nille... Aber was red' ich; nun falle ich ſchon wieder in die vorigen dummen Gedanken, und weiß nicht mehr, wer ich bin. Gieb mir noch ein Glas Kanalienſect! Nochmals, Alle ſollen leben! (Die Trompeten blaſen wieder.) Gebt Acht, was ich ſage, Kerle, das kann Euch künftig zur Richtſchnur dienen: wenn ich Abends etwas in der Trunkenheit fortgebe, ſo müßt Ihr es mir des Morgens wiederbringen. Wenn das Geſinde mehr kriegt, als es aufeſſen kann, wird es hochmüthig und verachtet die Herrſchaft. Wie viel Lohn haſt Du?

Der Sekretär. Der Herr hat mir ſtets zweihundert Reichsthaler des Jahrs gegeben.

Jeppe. Den Teufel ſollſt Du in Zukunft haben, aber nicht zweihundert Reichsthaler! Was thuſt Du denn für zweihundert Reichsthaler? Ich ſelbſt muß ſchleppen wie ein Vieh und in der Scheune ſtehen vom Morgen bis Abend und kann nicht einmal .... Sieh, da kommen wieder die verfluchten Bauergedanken; gieb mir noch ein Glas Wein. (Er trinkt und die Trompeter blaſen.) Zweihundert Reichsthaler! Das heißt ja ſeiner Herrſchaft das Fell über die Ohren ziehen. Hört, wißt Ihr was, Ihr guten Kerle? Wenn ich fertig bin mit Eſſen, ſo hab' ich Luſt, Euch alle zuſammen im Hofe aufzuhängen; in Geldſachen, müßt Ihr wiſſen, verſtehe ich keinen Spaß.

Der Kammerdiener. Wir wollen alles zurückgeben, was wir von Euer Gnaden empfangen haben?

Jeppe. Ja ja, Euer Gnaden, Euer Gnaden! Complimente und Baſelemängs ſind heutzutage billig. Mit Euer Gnaden wollt Ihr mir den Mund ſchmieren, bis Ihr mein ganzes Geld forthabt, und dann ſeid Ihr wieder meine Euer Gnaden; der Mund freilich ſagt Euer Gnaden, das Herz aber Euer Narr. Ihr ſprecht anders, als Ihr es meint, Ihr Kerle! Ihr Dienſtboten ſeid wie Abner, der kam auch zu Roland und umarmte ihn und ſagte: Heil Dir, mein Bruder, und damit ſtach er ihm den Dolch ins Herz. Jeppe iſt kein Narr, auf mein Wort!

(Sie fallen ſämmtlich auf die Kniee und bitten um Gnade.)

Jeppe. Steht nur wieder auf, bis ich gegeſſen habe; nachher will ich ſehen, wie ſich das verhält, und welche aufgehängt werden müſſen und welche nicht. Jetzt aber will ich luſtig ſein.

Zweite Scene.

Jeppe. Der Kammerdiener. Der Verwalter. Der Secretär.

Jeppe. Wo iſt mein Verwalter?

Der Kammerdiener. Er iſt draußen.

Jeppe. Laß ihn mal gleich 'reinkommen.

Der Verwalter (kommt in einem Rock mit ſilbernen Knöpfen, mit einem Säbel umgeſchnallt). Haben Euer Gnaden etwas zu befehlen?

Jeppe. Nichts, als daß Du hängen ſollſt.

Der Verwalter. Ich habe ja doch nichts verbrochen, Euer Gnaden, warum ſoll ich denn hängen?

Jeppe. Biſt Du nicht Verwalter?

Der Verwalter. Das bin ich, Euer Gnaden.

Jeppe. Und Du fragſt noch, weshalb Du hängen ſollſt?

Der Verwalter. Ich habe Euer Gnaden doch ſo treu und redlich gedient und bin ſo eifrig in meinem Amt geweſen, daß Euer Gnaden mich allezeit vor den übrigen Dienern ausgezeichnet haben?

Jeppe. Ja gewiß biſt Du eifrig in Deinem Amt geweſen, das kann man an Deinen ſilbernen Knöpfen ſehen. Wie viel Gehalt haſt Du?

Der Verwalter. Funfzig Thaler jährlich.

Jeppe (auf- und abgehend). Funfzig Thaler .... ja, da mußt Du gleich hängen.

Der Verwalter. Es kann ja doch nicht weniger sein, gnädiger Herr, für ein ganzes Jahr der beschwerlichsten Dienste.

Jeppe. Just darum sollst Du hängen, weil Du nur funfzig Thaler hast! Du hast Geld zu einem Rock mit silbernen Knöpfen, mit Manschetten an den Händen, mit einem seidenen Haarbeutel im Nacken und hast blos funfzig Thaler des Jahrs: mußt Du da nicht zum Diebe werden an mir armen Manne? Oder wo sollte es sonst herkommen?

Der Verwalter (auf den Knieen). Ach, gnädiger Herr, schont doch meines armen Lebens, um meiner armen Frau und meiner unmündigen Kinder willen?

Jeppe. Hast Du viele Kinder?

Der Verwalter. Ich habe sieben lebende Kinder, Euer Gnaden.

Jeppe. Ha ha, sieben lebende Kinder .... Fort! hängt ihn, Seckeltär!

Der Sekretär. Ei, gnädiger Herr, ich bin ja doch kein Scharfrichter.

Jeppe. Was Du nicht bist, kannst Du noch werden, Du siehst nach allerhand aus. Wenn Du ihn nicht hängst, häng' ich Dich nachher selbst.

Der Verwalter. Ach, gnädiger Herr, ist denn kein Pardon?

Jeppe (spaziert auf und ab, setzt sich und trinkt und steht wieder auf). Funfzig Thaler, Frau und sieben Kinder .... Will Dich niemand anders hängen, so thu' ich es selbst. Ich weiß recht gut, was Ihr für Kerle seid, Ihr Verwalter; ich weiß, wie Ihr es gemacht habt mit mir und andern armen Bauern .... Sieh, da kommen mir wieder die verwünschten Bauergrillen in den Kopf. Ich wollte sagen: ich kenne Eure Art, zu hantiren, so an den Fingern, daß ich, wenn es Noth thäte, wol selbst Verwalter sein könnte. Ihr bekommt von der Milch den Rahm, und die Herrschaft bekommt einen Dreck, mit Respect zu sagen. Wenn die Welt noch' lange steht, glaub' ich, so werden die Verwalter

Junker und die Junker Verwalter. Wenn der Bauer Euch oder Euren Frauen was in die Hand gedrückt hat, ſo heißt das, wenn Ihr zur Herrſchaft kommt: der arme Mann iſt willig und fleißig, aber ihm ſind verſchiedene Unglücksfälle zugeſtoßen, ſo daß er nicht bezahlen kann; ſein Boden taugt nichts, ſein Vieh hat die Räude gekriegt, und dergleichen Redensarten mehr, mit denen die Herrſchaft ſich muß abſpeiſen laſſen. Glaubt mir, guter Kerl, ich laſſe mich nicht ſo an der Naſe führen, ich bin ſelbſt Bauer und eines Bauern Sohn. ... Sieh, da kommen die verwünſchten Faxen ſchon wieder! Ich ſage, ich bin eines Bauern Sohn, nämlich, weil Abraham und Eva, unſere erſten Eltern, Bauern waren.

Der Sekretär (fällt gleichfalls auf die Kniee). Ach, gnädiger Herr! habt noch Erbarmen mit ihm, um ſeiner armen Frau willen; wovon ſoll er denn nachher leben und Frau und Kinder ernähren?

Jeppe. Wer ſagt, daß ſie leben ſollen? Man kann ſie ja mit ihm aufhängen!

Der Sekretär. Ach Herr, das iſt ſolche hübſche, ſchmucke Frau —

Jeppe. So? Du biſt wol verliebt in ſie, daß Du Dich ihrer ſo annimmſt? Laß ſie mal 'reinkommen.

Dritte Scene.

Die Frau des Verwalters. Jeppe. Die Uebrigen.

Jeppe (die Frau kommt herein und küßt ihm die Hand). Biſt Du die Frau des Verwalters?

Die Frau. Ja, gnädiger Herr, das bin ich.

Jeppe (greift ihr nach dem Buſen). Du biſt hübſch; willſt Du heut Nacht bei mir ſchlafen?

Die Frau. Der Herr hat in allen Stücken zu befehlen, denn ich ſtehe in ſeinen Dienſten.

Jeppe (zum Verwalter). Biſt Du einverſtanden, daß ich heut Nacht bei Deiner Frau ſchlafe?

Der Verwalter. Ich danke dem Herrn, daß er meinem geringen Hauſe die Ehre erweiſen will.

Jeppe. Sieh her, ſetz' ihr einen Stuhl her, ſie ſoll mit mir ſpeiſen. (Er ſetzt ſich an den Tiſch, ißt und trinkt mit ihr; er wird eiferſüchtig auf den Sekretär und ſagt:) Du ſollſt die Schwerenoth kriegen, wenn Du ſie anſiehſt!

(So oft er den Sekretär anſieht, wendet derſelbe ſogleich die Augen von ihr und ſieht zu Boden. Er ſingt ein altmodiſches Liebeslied, während er mit ihr zu Tiſche ſitzt. Dann befiehlt er einen polniſchen Tanz und tanzt mit ihr, fällt aber in der Trunkenheit dreimal; endlich das vierte Mal bleibt er liegen und ſchläft ein.)

Vierte Scene.

Der Baron. Die Uebrigen. Jeppe (ſchlafend).

Der Baron (der ſo lange den Sekretär geſpielt hat). Er ſchläft ganz feſt, nun haben wir gewonnen Spiel. Aber beinahe wäre es uns am ſchlechteſten ergangen; er war Willens, uns hart zu behandeln, ſo daß wir das Spiel entweder hätten aufgeben müſſen, oder uns mißhandeln laſſen von dieſem groben Bauer, aus deſſen Betragen man lernen kann, wie tyranniſch und hochmüthig geringe Leute werden, die aus dem Schmutz plötzlich zu großer Ehre und Würde gelangen. Die Rolle des Sekretärs hätte für mich ſchlecht ausfallen können; denn wenn er mich hätte prügeln laſſen, ſo wäre daraus eine dumme Geſchichte geworden, die mich bei den Leuten nicht weniger blamirt hätte als den Bauer. Das Beſte iſt, wir laſſen ihn nun ein wenig ſchlafen, bevor wir ihm ſeine ſchmutzigen Bauernkleider wieder anziehen.

Erich. Ach Herr, der ſchläft wie ein Todter; ſeht her, ich kann ihn ſchlagen, er fühlt es nicht.

Der Baron. Schafft ihn denn hinaus und macht der Komödie ein Ende.

Vierter Akt.

Erſte Scene.

Jeppe (liegt wieder auf einem Miſthaufen, in ſeinen alten Bauerkleidern, wacht auf und ruft):

Heda, Seckeltär! Kammerdiener! Lakaien! Noch ein Glas Kanalienſect! (Sieht ſich um, reibt ſich die Augen, wie das erſte Mal, faßt ſich an den Kopf und kriegt ſeinen alten breitkrämpigen Hut in die Hände; er reibt ſich die Augen nochmals, wendet ſeinen Hut nach allen Seiten, beſieht ſeine Kleider, erkennt ſich ſelbſt wieder und fängt an zu ſprechen:) Wie lange war Abraham im Paradieſe? Jetzt erkenn' ich leider Alles wieder: mein Bett, meine Jacke, meinen alten Hahnreihut, mich ſelbſt. Das thut anders, Jeppe, als Kanalienſect aus vergoldeten Gläſern trinken und zu Tiſch ſitzen mit Lakaien und Seckeltären hinterm Stuhl. Das Gute währt leider niemals lange. Ach, ach, daß ich, der ich eben noch ſolch ein gnädiger Herr war, mich nun wieder in dieſem elenden Zuſtande ſehen muß! Mein prächtiges Bett verwandelt in einen Miſthaufen, mein goldgeſtickter Hut in einen Hahnreihut, meine Lakaien in Schweine und ich ſelbſt aus einem großen gnädigen Herrn zurückverwandelt in einen armſeligen Bauer! Wenn ich aufwachte, dacht' ich, würd' ich meine Finger mit goldenen Ringen beſetzt finden; aber die ſind, mit Reſpect zu ſagen, mit was Anderm beſchmiert. Meine Dienſtleute wollt' ich zur Rechenſchaft fordern, und nun muß mein eigener Rücken ſich parat halten, wenn ich nach Hauſe komme und ſoll Rechenſchaft geben über mein Betragen. Wie ich aufwachte, dacht' ich, ich griffe nach einem Glas Kanalienſect, aber mit Verlaub zu ſagen, es war eine Laus. Ach, ach, Jeppe, der Aufenthalt

im Paradieſe war nur kurz, und es nahm ein raſches Ende mit Deiner Freude! — Aber wer weiß, ob mir daſſelbe nicht noch einmal paſſirt, wenn ich mich hinlege und nochmals ſchlafe? Ach, ach, daß es doch ſo wäre! Daß ich doch wieder dahin käme! (Legt ſich hin und ſchläft abermals.)

Zweite Scene.

Jeppe. Nille.

Nille. Sollte ihm wol ein Unglück begegnet ſein? Was das nur ſein mag? Entweder hat der Teufel ihn geholt oder (und das fürcht' ich am meiſten) er ſitzt im Wirthshaus und vertrinkt das Geld. Es war auch recht einfältig von mir, dem Trunkenbold zwölf Schillinge auf einmal anzuvertrauen. Aber was ſeh' ich? Liegt er da nicht im Miſt und ſchnarcht? Ach, ich elendes Menſch! Solch ein Vieh zum Manne zu haben! Na, Dein Rücken ſoll das theuer bezahlen!

(Schleicht ſich ſachte hin und giebt ihm einen Schlag mit dem Meiſter Erich über den Hintern.)

Jeppe. Au weh! au weh! Hülfe! Hülfe! Was iſt das? Wo bin ich? Wer ſchlägt mich? Warum ſchlägt man mich? Au weh!

Nille. Ich werde Dich bald lehren, was das iſt.

(Schlägt ihn aufs neue und zieht ihn bei den Haaren.)

Jeppe. Ach, meine Herzens-Nille, ſchlag' mich nicht mehr, Du haſt ja keine Ahnung, was mir paſſirt iſt!

Nille. Wo hat der verſoffene Hund ſo lange geſteckt? Wo iſt die Seife, die Du haſt kaufen ſollen?

Jeppe. Ich konnte nicht zur Stadt kommen, Nille.

Nille. Warum konnteſt Du nicht zur Stadt kommen?

Jeppe. Ich ward unterwegs aufgenommen ins Paradies —

Nille. Ins Paradies? (Prügelt ihn.) Ins Paradies? (Schlägt ihn wieder.) Ins Paradies? (Prügelt ihn nochmals.) Willſt Du mich obendrein noch zum Narren machen?

Jeppe. Au! au! au! So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, es iſt ja doch die reine Wahrheit!

Rille. Was iſt die Wahrheit?

Jeppe. Daß ich im Paradies geweſen bin.

(Rille wiederholt: Im Paradies? und ſchlägt ihn wieder.)

Jeppe. Ach, meine Herzens-Rille, ſchlag' mich doch nicht mehr!

Rille. Fort! Bekenne, wo Du geweſen biſt, oder ich bringe Dich um!

Jeppe. Ach, ich will ja gern bekennen, wo ich geweſen bin, wenn Du mich nur nicht mehr ſchlagen willſt!

Rille. Bekenne!

Jeppe. Schwöre mir, daß Du mich nicht mehr ſchlagen willſt.

Rille. Nein.

Jeppe. So wahr ich ein ehrlicher Mann bin und heiße Jeppe vom Berge, ſo wahr bin ich auch im Paradieſe geweſen und habe Dinge geſehen, über die Du Dich wundern ſollſt, wenn Du ſie hörſt.

(Rille prügelt ihn wieder und zieht ihn bei den Haaren ins Haus.)

Dritte Scene.

Rille (allein).

So, Du verſoffner Hund, nun ſchlaf' erſt Deinen Rauſch aus, nachher wollen wir weiter mit einander reden. Solch ein Schwein, wie Du biſt, kommt nicht ins Paradies. Denk' mal an, wie das Vieh ſich um ſeinen Verſtand getrunken hat! Aber hat er es auf meine Koſten gethan, ſo ſoll er gehörig dafür büßen, zwei Tage lang ſoll er nichts Naſſes noch Trockenes kriegen; in der Zeit werden ihm wol die Grillen vom Paradies vergehen.

Vierte Scene.

Rille. Drei bewaffnete Männer.

Die drei Männer. Wohnt hier nicht ein Mann mit Namen Jeppe?

Rille. Ja der wohnt hier.

Die drei Männer. Biſt Du ſeine Frau?

Rille. Ja, Gott beßre es, leider.

Die drei Männer. Wir müſſen mit ihm ſprechen.

Rille. Er iſt ganz betrunken.

Die drei Männer. Hat nichts zu ſagen; marſch fort, ſchaff' ihn heraus oder Dein ganzes Haus iſt verloren.

(Rille geht hinein und ſtößt den Jeppe heraus, mit ſolcher Gewalt, daß er einen von den drei Männern mit ſich auf die Erde reißt.)

Fünfte Scene.

Die drei Männer. Jeppe.

Jeppe. Ach, ach, Ihr guten Männer, nun ſeht Ihr, mit was für einer Frau ich zu thun habe.

Die drei Männer. Du verdienſt keine andere Behandlung, denn Du biſt ein Miſſethäter.

(Sie ergreifen Jeppe.)

Jeppe. Was hab' ich denn Böſes gethan?

Die drei Männer. Das wirſt Du gleich erfahren, es wird gleich Gericht gehalten werden.

Sechſte Scene.

Zwei Advocaten. Der Richter. Jeppe.

(Der Richter kommt mit ſeinem Schreiber und ſetzt ſich auf ſeinen Stuhl; Jeppe, die Hände auf dem Rücken gebunden, wird vor den Richterſtuhl gebracht. Einer tritt vor und klagt ihn folgendermaßen an:)

Erſter Advocat. Hier iſt ein Mann, Herr Richter, von dem wir beweiſen können, daß er ſich in das Haus des Barons geſchlichen, ſich für den Herrn ausgegeben, ſeine Kleider angezogen, ſeine Diener gewaltthätig behandelt hat. Das iſt eine unerhörte Dreiſtigkeit und tragen wir deshalb im Namen unſeres Herrn darauf an, daß er tüchtig beſtraft werde, andern Böſewichtern zu Beiſpiel und Warnung.

Der Richter. Iſt das wahr, weſſen Du beſchuldigt wirſt? Laß hören, was Du zu erwidern haſt; denn ungehört wollen wir niemand verdammen.

Jeppe. Ach, ich armer Menſch, was ſoll ich ſagen? Ich bekenne, daß ich die Strafe verdient habe, aber blos wegen des Geldes, für das ich Seife kaufen ſollte und das ich vertrunken habe. Ich bekenne auch, daß ich kürzlich im Schloſſe war, aber wie ich dahin gekommen und wie wieder weg, das weiß ich nicht.

Erſter Advocat. Da hört der Richter aus ſeinem eigenen Geſtändniß, daß er betrunken geweſen iſt und in der Trunkenheit ſo unerhörte Miſſethat begangen hat. Es handelt ſich alſo nur blos noch darum, ob es einem ſo groben Miſſethäter geſtattet ſein kann, ſein Verbrechen mit Trunkenheit zu entſchuldigen, und das läugne ich. Denn auf die Art könnte weder Ehebruch, noch Mord beſtraft werden; jeder würde ſolche Ausflüchte ſuchen und ſagen, er hätte es in der Trunkenheit gethan. Ja ſelbſt wenn er den Beweis führen kann, daß er wirklich betrunken geweſen iſt, ſo wird ſeine Sache dadurch nicht beſſer. Denn es heißt: was Einer in der Trunkenheit ſündigt, das ſoll er büßen, wenn er nüchtern iſt. Man weiß ja, wie ſolche Miſſethat erſt kürzlich beſtraft wurde. Obſchon der Miſſethäter ſich nur aus Dummheit hatte verführen laſſen, ſich für einen großen Herrn auszugeben, ſo war ſeine Dummheit und Unwiſſenheit nicht im Stande, ihn vom Tode zu retten. Der Zweck der Strafe iſt allein, Andere abzuſchrecken. Ich könnte die Geſchichte erzählen, wenn ich nicht fürchtete, das Gericht damit aufzuhalten.

Zweiter Advocat. Gewogener Herr Richter! Dieſer Handel kommt mir ſo ſeltſam vor, daß mir die Geſchichte nicht zu Kopfe will, auch wenn noch mehr Zeugen da wären. Ein einfältiger Bauer ſollte ſich auf das Schloß des Herrn einſchleichen und ſich für den Herrn ſelbſt ausgeben, ohne doch zugleich ſein Anſehen und ſeine Manieren nachahmen zu können? Wie konnte er in des Herrn Schlafzimmer kommen? Wie konnte er des Herrn Kleider anziehen, ohne daß man es hätte merken ſollen? Nein, Herr Richter, das iſt offenbar nur von den Feinden des armen

Mannes so angestiftet und hoffe ich daher, daß er wird freigesprochen werden.

Jeppe (weinend). Ach, Gott segne Deinen Mund! Ich habe ein Stüa Tabak in meiner Hosentasche, verschmäht es nicht, es ist so gut, als ein ehrlicher Mann es kauen mag.

Zweiter Advocat. Behalte nur Deinen Tabak, Jeppe; daß ich für Dich spreche, geschieht nicht um des Gewinnstes willen, sondern lediglich aus christlichem Mitleid.

Jeppe. Da bitt' ich um Entschuldigung, Herr Procurator, ich hätte nicht gedacht, daß Eurer Art Leute so ehrlich wären.

Erster Advocat. Was mein Collega zur Vertheidigung dieses Missethäters anführt, gründet sich allein auf Vermuthungen. Hier fragt es sich aber nicht, ob es wahrscheinlich ist, daß so etwas geschehen oder nicht, sondern hier ist bewiesen, daß es geschehen ist, sowol durch Zeugen, als durch sein eigenes Geständniß.

Zweiter Advocat. Ein Geständniß, das Jemand aus Angst und Furcht ablegt, hat keine Gültigkeit. Mir scheint es daher am besten, diesem einfältigen Manne Zeit zur Ueberlegung zu lassen, und ihn nochmals zu befragen. Höre, Jeppe, überleg' Dir, was Du sagst; gestehst Du das zu, dessen Du angeklagt bist?

Jeppe. Nein, meinen höchsten Eid will ich darauf ablegen, daß es Lügen sind, worauf ich vorhin geschworen habe; ich bin ganzer drei Tage nicht aus dem Hause gekommen.

Erster Advocat. Herr Richter, nach meiner unvorgreiflichen Meinung darf niemand zum Eide zugelassen werden, der erstlich durch Zeugen überführt ist und dann auch seine Missethat zugestanden hat.

Zweiter Advocat. Ich meine doch.

Erster Advocat. Ich meine nein.

Zweiter Advocat. Wenn der Handel von so seltsamer Beschaffenheit ist?

Erster Advocat. Gegen Zeugen und Geständniß können keine Umstände aufkommen.

Jeppe (bei sich selbst). Ach, daß sie einander doch nur bei den

Haaren kriegten, so wollt' ich mir unterdessen den Richter langen und ihn so durchprügeln, daß er Gesetz und Verordnungen vergessen sollte!'

Zweiter Advocat. Aber hört, Herr Collega, gesetzt auch, die That ist zugestanden, so hat der Mann doch keine Strafe verdient; denn er hat ja auf dem Schlosse nichts Böses begangen, weder Mord, noch Diebstahl.

Erster Advocat. Das will nichts sagen: intentio furandi und furtum sind dasselbe.

Jeppe. Sprich däniſch, Du schwarzer Hund, so wollen wir uns schon noch verantworten.

Erster Advocat. Denn entweder wird Einer ergriffen, wie er stehlen will oder wenn er gestohlen hat, in beiden Fällen ist er ein Dieb.

Jeppe. Ach, gnädiger Richter, ich will mich ja gerne hängen lassen, wenn nur dieser Procurator mir zur Seite hängen muß.

Zweiter Advocat. Halt' ein mit solchen Reden, Jeppe, Du machst Deine Sache nur schlimmer.

Jeppe. Warum antwortet Ihr denn nicht? (Leise) Steht da wie ein dummes Vieh.

Zweiter Advocat. Aber womit wird das propositum furandi bewiesen?

Erster Advocat. Quicunque in aedes alienas noctu irrumpit, tanquam fur aut nocturnus grassator existimandus est; atqui reus hic ita: ergo —

Zweiter Advocat. Nego majorem, quod scilicet irruperit.

Erster Advocat. Res manifesta est, tot legitimis testibus existantibus ac confitente reo.

Zweiter Advocat. Quicunque vi vel metu coactus fuerit confiteri ....

Erster Advocat. Pah, wo ist die vis, wo ist die metus? Das sind nur Finten.

Zweiter Advocat. Nein, Ihr braucht Finten.

Erster Advocat. Wer mir das sagt, ist kein ehrlicher Mann.

(Sie kriegen einander bei der Brust; Jeppe springt dazwischen und reißt dem ersten Advocaten die Perücke ab.)

Der Richter. Respect dem Gericht! Nicht weiter; ich habe schon genug gehört! (Liest das Urtheil ab:) „Sintemal Jeppe vom Berge, Sohn Niels' vom Berge, Enkel Jeppe's ebendaselbst, überführt ist, sowol durch gültige Zeugen, als durch eigenes Geständniß, daß er sich auf das Schloß des Barons eingeschlichen, seine Kleider angezogen und seine Diener mißhandelt hat, so wird er verurtheilt, durch Gift vom Leben zum Tode gebracht zu werden, und sobald er todt, soll sein Leichnam am Galgen aufgehängt werden."

Jeppe. Ach, ach, gnädiger Richter, ist da kein Pardon?

Der Richter. Nein, durchaus nicht, das Urtheil soll sogleich in meinem Beisein vollzogen werden.

Jeppe. Ach, kann ich denn nicht vorher ein Glas Branntwein kriegen, bevor ich das Gift trinke, damit ich mit mehr Courage sterbe?

Der Richter. Ja, das ist erlaubt.

Jeppe (trinkt drei Gläser Branntwein, fällt wieder in die Kniee und fragt): Ist da kein Pardon?

Der Richter. Nein, Jeppe, nun ist es zu spät.

Jeppe. Ach, es ist noch nicht zu spät, der Richter kann ja das Urtheil noch verändern und sagen, er hat das erste Mal falsch gerichtet. So etwas geschieht ja öfters, denn wir sind ja alle Menschen.

Der Richter. Nein, in wenigen Minuten wirst Du selbst fühlen, daß es zu spät ist, denn mit dem Branntwein hast Du das Gift bereits erhalten.

Jeppe. Ach, ich armer Mann, hab' ich das Gift schon erhalten?! Ach, lebe wohl, Nille! Aber nein, Du Canaille, Du hast nicht verdient, daß ich von Dir Abschied nehme! Fahrt wohl, Hans, Niels und Christoph! Fahre wohl, meine Tochter Martha! fahr' wohl, mein Augapfel! Von Dir weiß ich, daß ich wirklich Dein Vater bin, Du wurdest gemacht, bevor der Küster ins Haus kam; Du hast auch Deines Vaters Angesicht, wir gleichen uns wie ein Tropfen Wasser dem andern. Fahr' wohl, mein Schatz, und habe Dank für jedes Mal, daß ich Dich gerittet habe; nächst meinen eigenen Kindern habe ich kein Vieh so

geliebt wie Dich. Fahr' wohl, Fairfax, mein treuer Hund und Thürhüter; fahre wohl, Hinze, mein ſchwarzer Kater; fahrt wohl, meine Ochſen, meine Schafe, meine Schweine! Habt Dank für gute Geſellſchaft und für jeden Tag, den wir zuſammen zugebracht haben! Fahr' wohl .... Ach, nun kann ich nicht mehr, nun wird mir ſo ſchwer und ohnmächtig — (er fällt um und wird ohnmächtig).

Der Richter. Das geht gut, der Schlaftrunk hat bereits ſeine Wirkung gethan, nun ſchläft er wie ein Todter. Hängt ihn nun auf; aber gebt wohl Acht, daß er keinen Schaden dabei nimmt und daß ihm der Strick blos unter die Arme kommt. Nun wollen wir ſehen, wie er ſich dabei geberdet, wenn er aufwacht und findet ſich am Galgen.

Fünfter Akt.

Erſte Scene.

Nille. Jeppe. Der Richter.

Jeppe am Galgen hängend.

Nille (rauft ſich die Haare aus, ſchlägt ſich vor die Bruſt und ruft): Ach, ach, iſt das möglich, daß ich meinen braven Mann ſo ſchmählich am Galgen hängen ſehe! Ach, mein allerliebſter Mann, verzeih' mir, wo ich Dir etwas zu Leide gethan habe! Ach, ach, nun wacht mein Gewiſſen auf! Nun reut mich, aber zu ſpät, die Härte, mit der ich Dich behandelt habe! Nun vermiſſ' ich Dich erſt, nun komme ich erſt dahinter, welchen braven Mann ich verloren habe! Ach, könnt' ich Dich wieder lebendig machen mit meinem eigenen Herzblut!

(Sie trocknet ſich die Augen und weint bitterlich. Inzwiſchen hat der Schlaftrunk zu wirken aufgehört.)

Jeppe (wacht auf, ſieht ſich am Galgen hängen mit gebundenen Händen, hört ſeine Frau klagen und ſagt zu ihr): Gieb Dich zufrieden, mein Herzensweib, den Weg müſſen wir alle. Geh heim, nimm Dein Haus wahr und ſorge für meine Kinder! Meine rothe Jacke kannſt Du für den kleinen Chriſtoph zurecht machen laſſen; was davon übrig bleibt, davon kann Martha eine Mütze kriegen. Vor allem ſorge, daß mein Schecke gut gepflegt wird; ich habe das Vieh geliebt, als ob es mein leiblicher Bruder wäre. Wär' ich übrigens nicht todt, wollt' ich Dir noch verſchiedenes Anderes ſagen —

Nille. Ah ... ah ... ah ... Was iſt das? Was hör' ich? Kann ein Todter ſprechen?

Jeppe. Sei nicht bange, Nille, ich thu' Dir nichts.

Nille. Ach, mein allerliebſter Mann, wie kannſt Du doch ſprechen, wenn Du todt biſt?

Jeppe. Wie das zugeht, weiß ich ſelbſt nicht. Aber höre, mein Herzensweib, ſpring mal fort, wie 'n Lauffeuer, und bring' mir für acht Schillinge Branntwein; denn ich durſte jetzt mehr als bei Lebzeiten.

Nille. Pfui, Du Vieh, Du Unflath, Du giftiger Trunkenbold! Haſt Du nicht Branntwein genug getrunken bei Lebzeiten? Durſteſt Du Hundevieh noch, wenn Du todt biſt? Das nenn' ich doch ein Schwein durch und durch!

Jeppe. Halt' den Mund, Du Unflath, und bring' mir gleich den Branntwein her. Thuſt Du das nicht, ſo will ich, hol' mich der Satan, jede Nacht in Deinem Hauſe ſpuken; Du ſollſt wiſſen, daß ich den Meiſter Erich jetzt nicht mehr fürchte, ich fühle jetzt keinen Schlag mehr. (Nille ſpringt hinein nach dem Meiſter Erich, kommt wieder und prügelt ihn am Galgen.) Au, au, au! Halt' auf, Nille! Halt' auf, Du ſchlägſt mich noch einmal todt! Au, au, au!

Der Richter. Höre, Weib, Du mußt ihn nicht mehr ſchlagen, gieb Dich zufrieden; um Deinetwillen wollen wir Deinem Mann ſeine Miſſethat vergeben und ihn wieder zum Leben verurtheilen.

Nille. Ach nein, geſtrenger Herr, laßt ihn nur hängen, er iſt nicht werth, daß Ihr ihn leben laßt.

Der Richter. Pfui, Du biſt ein garſtiges Weib, pack' Dich fort, oder wir laſſen Dich ihm zur Seite hängen.

(Nille läuft fort.)

Zweite Scene.

Jeppe. Der Richter.

Jeppe wird vom Galgen abgenommen.

Jeppe. Ach, geſtrenger Herr Richter, iſt das gewiß, daß ich nun auch wieder ganz lebendig bin? Oder bin ich blos ein Geſpenſt?

Der Richter. Du biſt ganz lebendig; das Gericht, welches das Leben abſpricht, kann auch ebenſo das Leben wieder zuſprechen. Kannſt Du das nicht begreifen?

Jeppe. Nein, ich kann es meiner Treu' nicht begreifen, ich glaube, daß ich ein Geſpenſt bin und ſpuke.

Der Richter. Ei Du Narr, das iſt leicht zu begreifen: wer Dir etwas nimmt, kann es Dir doch auch wiedergeben?

Jeppe. So möcht' ich wol den Richter Spaßes halber aufhängen und ſehen, ob ich ihn dann auch wieder zum Leben verurtheilen kann.

Der Richter. Nein, das geht nicht an, Du biſt kein Richter.

Jeppe. Aber ſo bin ich wirklich wieder lebendig?

Der Richter. Ja, das biſt Du.

Jeppe. So daß ich nicht ſpuke?

Der Richter. Gewiß nicht.

Jeppe. Auch nicht umgehe?

Der Richter. Nein.

Jeppe. So daß ich derſelbe Jeppe vom Berge bin wie zuvor?

Der Richter. Ja.

Jeppe. Und kein Geiſt?

Der Richter. Nein, gewiß nicht.

Jeppe. Wollt Ihr mir ſchwören, daß das wahr iſt?

Der Richter. Ja, ich ſchwöre Dir, daß Du lebendig biſt.

Jeppe. Ruft den Teufel an, daß er Euch hole, wenn es nicht wahr iſt!

Der Richter. Ei, glaube unſern Worten und danke uns, daß wir ſo gnädig geweſen ſind, Dich wieder zum Leben zu verurtheilen.

Jeppe. Dafür, daß Ihr mich losgeſchnitten habt, wollt' ich Euch gerne danken, wenn Ihr mich nur nicht auch ſelbſt aufgehängt hättet.

Der Richter. Gieb Dich zufrieden, Jeppe, und ſag' uns, wenn Deine Frau Dich wieder ſchlägt; ſo werden wir ſchon Rath dafür finden. Sieh, da haſt Du vier Thaler, davon kannſt Du Dir ſchon einige vergnügte Tage machen, und vergiß

nicht auf unſere Geſundheit zu trinken. (Jeppe küßt ihm die Hand und bedankt ſich, der Richter geht.)

Dritte Scene.

Jeppe (allein).

Nun bin ich funfzig Jahre alt, aber in all der Zeit hab' ich nicht ſo viel erlebt wie in dieſen zwei Tagen. Wenn ich das ſo recht bedenke, ſind es doch verfluchte Geſchichten: jetzt ein betrunkener Bauer, nun ein Baron, nun wieder ein Bauer; nun todt, nun lebendig am Galgen — und das iſt das Wunderlichſte. Aber wer weiß, vielleicht, wenn man die Leute lebendig hängt, ſo ſterben ſie; hängt man ſie aber todt, ſo werden ſie wieder lebendig. Ein Glas Branntwein, dächt' ich, müßte herrlich darauf ſchmecken; heda, Jacob Schuſter, heraus!

Vierte Scene.

Jacob Schuſter. Jeppe.

Jacob. Willkommen zurück aus der Stadt! Nun, haſt Du Seife gekriegt für Deine Frau?

Jeppe. Pah, Du Schlingel, weißt Du auch, mit wem Du ſprichſt? Hut ab! Du biſt eine bloße Canaille gegen mich!

Jacob. Von einem Andern ließe ich mir das nicht gefallen, Jeppe. Indeſſen Du läßt mich täglich meinen Schilling verdienen, da nehm' ich das nicht ſo genau.

Jeppe. Hut ab, ſag' ich, Du Schuſter!

Jacob. Was iſt Dir nur unterwegs paſſirt, Du kommſt mir ja ganz ſpaniſch vor?

Jeppe. Du mußt wiſſen, ſeit wir uns zuletzt geſehen, bin ich gehängt worden.

Jacob. Nun, ſo ſehr was Vornehmes iſt das doch eben nicht, das Glück gönn' ich Dir. Aber höre, Jeppe, wo Du Dein Bier getrunken, mußt Du auch Deine Hefe vergießen; Du

betrinkſt Dich an fremden Orten und dann kommſt Du zu mir und machſt Spectakel.

Jeppe. Marſch, Hut ab, Schlingel! Hörſt Du nicht, wie das in meiner Taſche klimpert?

Jacob (mit dem Hute unter dem Arm). Element, wo haſt Du das Geld her?

Jeppe. Von meiner Baronſchaft, Jacob. Ich will Dir erzählen, was mir begegnet iſt; aber erſt gieb mir ein Glas Meth, denn däniſchen Branntwein zu trinken, bin ich zu vornehm.

Jacob. Proſit, Jeppe.

Jeppe. Nun will ich Dir erzählen, was mir begegnet iſt. Erſt wie ich von Dir ging, ſchlief ich ein; da ich wieder aufwachte, war ich Baron und trank mich voll und toll in Canallienſect; wie ich betrunken war von Canallienſect, erwacht' ich wieder auf dem Miſt; wie ich auf dem Miſt wieder aufwachte, legt' ich mich hin, um noch mal zu ſchlafen, in der Hoffnung, mir wieder eine Baronſchaft anzuſchlafen. Allein ich überzeugte mich, daß das nicht ſo allemal geht; denn meine Frau weckte mich mit dem Meiſter Erich und zog mich bei den Haaren, ohne den geringſten Reſpect vor einem Manne, wie ich geweſen war. Wie ich in die Stube kam, wurde ich, den Kopf voran, gleich wieder hinausgeſtoßen und ſah mich umringt von verſchiedenen Vogel Greifs, die mich zum Tode verurtheilten und vergifteten. Wie ich todt war, wurd' ich gehängt, und wie ich gehängt war, wurd' ich wieder lebendig und kriegte vier Thaler. — So, das iſt nun die Geſchichte; aber nun überleg' Dir mal, wie das möglich geweſen iſt?

Jacob. Ha ha ha, das iſt ein Traum, Jeppe.

Jeppe. Hätt' ich nicht dieſe vier Thaler, würd' ich ebenfalls denken, es war ein Traum. Gieb mir noch einen, Jacob, ich will an die verrückte Geſchichte nicht weiter denken, ſondern mir einen ehrlichen Rauſch trinken.

Jacob. Proſit, Herr Baron, ha, ha, ha!

Jeppe. Du kannſt das vielleicht nicht begreifen, Jacob?

Jacob. Nein und wenn ich mich auf den Kopf ſtellte.

Jeppe. Darum kann das doch wahr ſein, Jacob; denn

Du biſt ein Dummkopf und begreifſt oft Sachen nicht, die weit leichter ſind.

Fünfte Scene.

Magnus. Jeppe. Jacob.

Magnus. Ha ha ha! Ich will Euch eine verwünſchte Geſchichte erzählen, die einem Manne begegnet iſt, mit Namen Jeppe vom Berge. Den hat man gefunden, betrunken und ſchlafend auf dem Felde, hat ihm andere Kleider angezogen, hat ihn in das beſte Bett auf dem herrſchaftlichen Schloſſe gelegt und hat ihm eingebildet, er wäre der Herr. Wie er aufwacht, betrinkt er ſich wieder, man zieht ihm ſeine alten zerriſſenen Kleider an und legt ihn wieder auf den Miſt; darauf, wie er erwacht, bildet er ſich ein, er wäre im Paradies geweſen. Ich habe mich halb todt gelacht, wie die Leute des Verwalters mir die Geſchichte erzählten. Ich gäbe meiner Six einen Thaler darum, kriegt' ich den Narren zu ſehen; ha ha ha!

Jeppe. Was hab' ich zu bezahlen, Jacob?

Jacob. Zwölf Schillinge.

(Jeppe wiſcht ſich den Mund und geht beſchämt davon.)

Magnus. Warum ging der Mann ſo ſchnell weg?

Jacob. Das iſt juſt derſelbe Mann, dem ſie den Streich geſpielt haben.

Magnus. Iſt es möglich? Da muß ich ihm nachlaufen. Höre, Jeppe, ein Wort: wie ſieht's denn aus in der andern Welt?

Jeppe. Laß mich in Ruh'!

Magnus. Warum biſt Du denn ſo raſch wiedergekommen?

Jeppe. Was kümmert's Dich?

Magnus. Ei, erzähle uns doch noch was von der Reiſe.

Jeppe. Laß mich in Frieden, ſag' ich, oder es geht Dir ſchlecht.

Magnus. Ei Jeppe, ich bin ſo begierig noch etwas davon zu hören.

Jeppe. Hans Schuſter, zu Hülfe! Leideſt Du, daß man mich in Deinem Hauſe ſo mißhandelt?

Magnus. Ich mißhandle Dich ja nicht, Jeppe, ich frage Dich nur, wie's in der andern Welt aussieht?

Jeppe. Heda, Hülfe! Hülfe!

Magnus. Haſt Du niemand von meinen Vorfahren geſehen?

Jeppe. Nun, Deine Vorfahren werden wol wo anders ſein, wohin hoffentlich Du und andere Canaillen nach dem Tode ebenfalls kommen. (Reißt ſich los und läuft fort.)

Sechſte Scene.

Der Baron. Sein Sekretär. Sein Kammerdiener. Zwei Lakaien.

Der Baron. Ha ha ha, die Hiſtorie war Geld werth, ſolche gute Wirkung hatte ich mir nicht davon erwartet. Kannſt Du mich öfters ſo gut unterhalten, Erich, ſo wirſt Du bei mir gut angeſchrieben ſein.

Erich. Nein, gnädiger Herr, ſolche Komödie öfters zu ſpielen, wage ich nicht; denn wenn er den Herrn geſchlagen hätte, wie er drohte, ſo wäre das eine häßliche Tragödie geworden.

Der Baron. In der That, das iſt richtig, ich hatte deshalb Angſt genug. Aber ich war ſo verliebt in die Geſchichte, daß ich mich lieber hätte ſchlagen laſſen, ja ich glaube, ich hätte mich lieber hängen laſſen von ihm, Erich, als daß ich ſie ihm verrathen hätte. Du dachteſt vermuthlich ebenſo?

Erich. Nein, Euer Gnaden, ſich blos zum Spaß hängen zu laſſen, kam mir doch ein wenig ernſthaft vor; der Spaß wäre zu theuer gekommen.

Der Baron. Ei Erich, das paſſirt ja alle Tage, wie Viele, iſt es nicht auf dieſe Art, ſo iſt es auf eine andere, nehmen ſich nicht das Leben blos Spaßes halber. So zum Beiſpiel: Einer von ſchwachem Körper, der vorausſieht, daß vieles Trinken ihm Leben und Geſundheit verderben wird, ſtürmt doch auf ſeinen Körper los und opfert Leben und Geſundheit für die Luſtbarkeit eines Abends. Oder auf eine andere Art: die Großvezire in der Türkei werden meiſtentheils ſtrangulirt, oder mit einem

Strick erdroſſelt, einige an demſelben Tage, wo ſie Bezire werden, andere wenige Tage hernach, und doch reißen ſich alle darum, blos um mit einem hohen Titel gehenkt zu werden. Noch auf eine andre Art: die Offiziere opfern einander gern Leib und Seele, um den Ruf der Tapferkeit zu haben, und duelliren ſich um ein Nichts, ſelbſt mit Leuten, die ihnen überlegen ſind, von denen ſie zum Voraus wiſſen, daß die ſie ſpediren. Auch glaub' ich, man würde viel hundert verliebte Leute finden, die für die Wonne einer Nacht ſich gern am Morgen todtſchlagen ließen. So ſieht man auch bei Belagerungen, daß Soldaten haufenweis deſertiren und in die belagerten Städte laufen, von denen ſie doch vorausſehen, daß ſie ſich nächſtens ergeben werden, und um einen Tag luſtig zu leben, laſſen ſie ſich am nächſten hängen. Das Eine iſt nicht verſtändiger als das Andere. Selbſt Philoſophen hat man in alten Tagen ſich ins Unglück ſtürzen ſehen, blos um nach ihrem Tode berühmt zu werden. Darum bin ich auch feſt überzeugt, Erich, daß Du Dich würdeſt lieber haben hängen laſſen als dieſe allerliebſte Geſchichte verderben.

Aus dieſem Abenteu'r merkt Euch, Ihr lieben Kinder,
Daß für gemeines Volk gefährlich iſt nicht minder
Ein allzu ſchnelles Glück, als es der Tugend iſt,
Herab gedrückt zu ſein durch Neid und Hinterliſt.

Wo Bauern, Handwerksleut' der Herrſchaft Scepter führen,
Da wird am Regiment man bald die Folgen ſpüren;
Tyrannen giebt es da, anſtatt der Obrigkeit,
Und bald ein Nero macht in jedem Dorf ſich breit.

Ob Cajus, Phalaris, der Vorwelt Schreck' und Schauer,
Wol ärger handelten als dieſer winz'ge Bauer?
Mit Galgen und mit Rad, wie hat er uns gedroht,
Da er doch kaum befreit von der gewohnten Noth!

Drum nicht beim Pfluge mehr woll'n wir nach Herrſchern fragen,
Kein Bauer werde Fürſt, wie einſt in alten Tagen.
Das war wol ehedem; doch ſollt' es jetzt ſo ſein,
Es bräche Miſſethat und Tyrannei herein.

Anmerkungen.

Der politische Kannegießer.

„Der politische Kannegießer" war das erste Stück, mit welchem Holberg seine Laufbahn als Lustspieldichter eröffnete (Herbst 1722); es ist auch sein Meisterwerk geblieben, das an Ruhm und Verbreitung von keinem zweiten erreicht, geschweige denn übertroffen ward. Das eigentliche Motiv zu demselben gab dem Dichter die Liebhaberei für politische Klatschereien und Luftschlösser, die eben damals bei seinen Landsleuten in Blüte stand. Als äußere Anknüpfung dienten ihm dabei die bürgerlichen Unruhen und Zwistigkeiten, deren Schauplatz Hamburg das ganze 17. Jahrhundert hindurch gewesen war und die namentlich in den ersten Jahren des 18. ihren Gipfel erreichten. In Folge derselben ward 1708 eine kaiserliche Commission nach Hamburg geschickt, durch deren Bemühungen der berühmte Hauptreceß von 1712 zu Stande kam, der bekanntlich bis auf die jüngsten Reformen die Grundlage der Hamburgischen Verfassung gebildet hat. In diese Zeit, und zwar, wie sich aus einzelnen Anspielungen ergiebt, zunächst nach dem Jahre 1712, hat der Dichter die Handlung seines Stücks verlegt, also unmittelbar nach Abschluß jenes berühmten Hauptrecesses, durch den die Ordnung zwar äußerlich wiederhergestellt war, der aber die aufgeregten Gemüther noch keineswegs zu beruhigen vermocht hatte. — In der Hauptsache gehört die Erfindung Holberg eigenthümlich, nur Einzelnes ist fremden Quellen, namentlich dem Théâtre Italien entlehnt. Das Stück war bei den Zeitgenossen außerordentlich beliebt und hat sich diese Beliebtheit bis auf die Gegenwart erhalten; noch von 1750 bis 1843, also in einer Zeit, wo der Reiz der Neuheit längst abgestreift war, ist es nicht weniger als 90mal über die Kopenhagener Bühne gegangen. Auch in Deutschland gehörte es lange Zeit zu den

am häufigsten gegebenen Stücken, Hermann von Bremen und Heinrich waren Glanzrollen eines Eckhof, Borchers, Schröder, Unzelmann, noch zu Anfang des Jahrhunderts wurde es (in Treitschke'scher Verballhornung) in Berlin und Weimar gegeben, ja selbst in allerneuester Zeit sind noch vereinzelte Versuche damit angestellt worden.

Seite 20. Erster Akt, zweite Scene: „Daß Hercules eine Postille wäre." Gemeint ist der berühmte Staatsroman von A. H. Buchholz, Professor in Rinteln, gestorben als Superintendent in Braunschweig 1671, der, zuerst 1659 zu Braunschweig unter dem Titel „Des christlichen deutschen Großfürsten Hercules und des böhmischen königlichen Fräulein Valiska Wundergeschichte ꝛc." in einem dicken Quartanten erschienen, als ein Lieblingsbuch der Zeit, noch 1744 eine neue Auflage, die siebente oder achte, erlebte.

Seite 21. Ebendaselbst. „Eine Adrienne tragen." Ein damals sehr beliebtes Stück der Damengarderobe; aus Frankreich, der Heimat der Moden, stammend, führte es seinen Namen nach den Einen von der berühmten Adrienne Lecourreur, nach Andern von einem Kleidungsstück, das die nicht minder berühmte Dancourt im Jahre 1703 bei Aufführung von Barons L'Adrienne, einer Nachahmung der Andria des Terenz, zum ersten Mal getragen haben soll. Die gleich darauf vorkommende Schoßjacke (dänisch „Flasketröe"), eine Jacke mit langen ausgezackten, herniederhängenden Flügeln oder Schößen, galt, wie auch der Zusammenhang lehrt, schon zu Holbergs Zeiten als eine veraltete Tracht.

Seite 22. Ebendaselbst: vierte Scene: „Den Europäischen Herold." War der Titel eines berühmten Werkes, das Friedrich Leuthoff von Frankenberg (oder, wie er eigentlich hieß, Bernhard von Zach, geboren 1649 zu Weimar, gestorben zu Dresden 1720) im Jahre 1688 herausgab. Der gleich darauf erwähnte „Politische Nachtisch" erschien 1695 in zweiter Auflage unter dem Titel „Neuvermehrter politischer Nachtisch, zugleich vorstellend alle florirende Reiche und Republiken dieser Zeit ꝛc." „Herculiscus" ist ebenfalls ein politischer Roman, und zwar von demselben Buchholz, der den „Hercules" verfaßte; er erschien zuerst 1659.

Seite 29. Zweiter Akt, erste Scene: „Daukwarths Landkarte." Eine Landkarte dieses Namens hat es nie gegeben, wol aber ein sehr bekanntes und verbreitetes geographisches Buch von

Caſpar Dankwerth (nicht Dankwarth), eine „Landesbeſchreibung der Herzogthümer Schleswig und Holſtein“, mit einer für ihre Zeit vortrefflichen Karte von Joh. Mayer, zuerſt erſchienen 1652.

Seite 32. Ebendaſelbſt, zweite Scene: „Qui nescit simulare, nescit regnare.“ Wahlſpruch König Jacobs I. von England; auch Ludwig XI. von Frankreich und Friedrich II. von Dänemark (1559—1588) ſollen ihn häufig im Munde geführt haben. — Der gleich darauf erwähnte Agrippa iſt natürlich kein anderer als Cornelius Heinrich Agrippa von Nettesheim, der berühmte Polyhiſtor, Arzt und Schwarzkünſtler, geboren 1486 zu Köln, geſtorben zu Grenoble 1535. Albertus Magnus iſt der berühmte Philoſoph und Naturforſcher, der Vater der mittelalterlichen Botanik, auch als Schwarzkünſtler der Held zahlreicher Sagen und Wundergeſchichten, geboren 1205 (oder 1193?), geſtorben 1280.

Seite 32. Ebendaſelbſt: „Der politiſche Stockfiſch.“ Erſchien zu Merſeburg 1681 und war nicht ſowol ein politiſches Buch, als vielmehr ein galanter Roman im Geſchmack der Weiſe Menantes ꝛc.; als Verfaſſer wird ein Johann Riemer genannt, der 1714 als Prediger in Hamburg ſtarb.

Seite 35. Ebendaſelbſt, dritte Scene: „Conſiſtorium oder Ehegericht.“ Ein geiſtliches Gericht, das in allen Eheſtreitigkeiten entſchied und bis 1771 beſtand; im Däniſchen hieß es „Tamperret“, von den ſogenannten Quatembern, indem es den letzten Mittwoch jeden Vierteljahrs gehalten ward.

Seite 37. Ebendaſelbſt. „Duc de Vendôme.“ Er meint den Herzog Ludwig Joſeph von Vendôme, geboren 1654, geſtorben 1712, den Sieger in der Schlacht bei Villa Viciosa (December 1710), durch welche ganz Spanien für Philipp V. erobert ward. Dagegen hatte er einige Jahre früher (1708) die berühmte Schlacht von Oudenarde gegen Marlborough verloren.

Seite 43. Dritter Akt, vierte Scene: „Du kannſt noch mit der Zeit Reutendiener werden.“ So hießen die bekannten Hamburgiſchen Magiſtratsdiener, die mit ihren langen ſchwarzen Mänteln und ihren runden geſteiften Kragen bis vor ganz Kurzem noch das Vergnügen der Hamburger Gaſſenjugend, ſowie das Erſtaunen der Fremden bildeten.

Seite 45. Ebendaſelbſt: „Wollt Ihr eine Dame ſein, müßt Ihr auch Damenmanieren haben.“ Ein däniſches Sprüchwort, das vollſtändig lautet: „Damen müſſen Damenmanieren

haben, ſagte Annemarie, und damit ſchleppte ſie ihr Kleid in den Rinnſtein."

Seite 52. Vierter Akt, zweite Scene: „Und iſt mit dem Fräuleinstitel begnadigt worden." Der Titel Fräulein gehörte bis auf Chriſtian IV. ausſchließlich den däniſchen Königstöchtern; erſt unter Friedrich III., nach 1660, nach Erlaß des Königsgeſetzes, wurde er auch den Töchtern der Adeligen beigelegt, die bis dahin einfach „Jungfern" oder „adelige Jungfern" geheißen hatten. Daß aber auch Töchter des höheren Beamtenſtandes, auch wenn ſie bürgerlicher Abkunft waren, ſich denſelben Titel beilegten, das kam erſt zu Holbergs Zeiten auf und wird als eine thörichte Neuerung von ihm vielfach verſpottet.

Seite 67. Fünfter Akt, zweite Scene: „Hugo Grotius." Der allbekannte holländiſche Gelehrte und Staatsmann, geboren 1583, geſtorben 1645, einer der berühmteſten Männer ſeiner Zeit, der Mitbegründer des modernen Staatsrechts. Bei Gelegenheit des Oldenbarneveldtſchen Prozeſſes ſollte er als Arminianer und Staatsverräther enthauptet werden (1619), wurde auch wirklich zu ewigem Gefängniß abgeführt, jedoch durch den aufopfernden Muth ſeiner Gattin glücklich befreit; daher die „Armenier" (ſtatt Arminianer) Hermanns von Bremen.

Seite 76. Ebendaſelbſt, fünfte Scene: „Steckt den Finger in die Dielen und ſeht zu, in was für einem Haus Ihr ſeid." Das däniſche Sprüchwort, das Heinrich hier auf ſpaßhafte Weiſe verdreht, lautet: „Den Finger in die Erde ſtecken, um zu ſehen, in was für einem Lande man iſt."

Seite 77. Ebendaſelbſt, ſechſte Scene: „Mit ſeinen ſechzehn Staatscabinetten." Unter dem Titel von „Staatscabinetten", „Eröffnetes Staatscabinet", „Neueröffnetes Staatscabinet" und dergleichen mehr erſchienen damals zahlreiche politiſche Flug- und Streitſchriften, in denen beſonders die wirklichen und angeblichen Geheimniſſe der Diplomatie enthüllt werden ſollten.

Seite 77. Ebendaſelbſt: „Der, ſo lange er Burgemeiſter war." Ein bekanntes Witzwort Cicero's auf C. Caninius Rutilus, der am letzten Tage des Jahres 46 v. Chr. zu Mittag Conſul wurde und alſo, da das Conſulat ſtets zu Neujahr wechſelte, am Abend deſſelben Tages wieder aufhörte es zu ſein.

Jean de France oder Hans Franzen.

Dieſes Stück iſt der Zeit nach das dritte, das Holberg ſchrieb. Auch rückſichtlich der Verbreitung, die es gefunden, und des Beifalls, der ihm zu Theil geworden, ſteht es dem „Politiſchen Kannegießer“ am nächſten; namentlich in Deutſchland, wo es den Titel „Der Deutſchfranzoſe“ führte, war es außerordentlich beliebt. Die Erfindung betreffend, iſt der Hauptcharakter des Jean Holbergs ausſchließliches Eigenthum, als ein ſchönes Zeugniß ſeines Patriotismus und ſeines kernhaften, ächt bürgerlichen Sinnes; im Einzelnen dagegen, ſowol was die Intrigue des Stücks, als was einzelne Einfälle und Wendungen angeht, iſt Gherards Théâtre Italien, nach der Gewohnheit des Autors, vielfach benutzt worden. — Im Uebrigen ſcheint mit der Thorheit, die es geißelte, auch das Stück ſelbſt beim däniſchen Publikum in Abnahme gekommen zu ſein; von 1748 bis 1796 wurde es nur noch zwölfmal aufgeführt, und auch ein ſpäterer Verſuch, es nach zwanzigjähriger Pauſe wieder auf die Bühne zu bringen (im Winter von 1814 auf 1815), mißglückte.

Seite 85. Erſter Akt, erſte Scene: „Auf dem alten Markt.“ „Gammel Torv“, ein Platz in der Nähe des Weſterntors in Kopenhagen, der noch jetzt dieſen Namen führt.

Seite 86. Ebendaſelbſt: „Fairfax.“ Damals ein ſehr beliebter Hundename in Dänemark; er ſtammt ohne Zweifel aus Cromwells Zeiten, wo Thomas Fairfax (geb. 1611, geſt. 1671) als General der Parlamentstruppen und nächſter Vorgänger Cromwells im Oberbefehl (1650) eine auch auswärts ſehr bekannte Perſönlichkeit war.

Seite 87. Ebendaſelbſt: „In unſerer Frauen- und Rundkirche, wo doch die gelehrten Gemeinden ſind.“ Die Kopenhagener Frauenkirche iſt noch jetzt eines der bekannteſten Gebäude der Stadt, die Metropolitan- und Krönungskirche des Reichs. Doch iſt das jetzige Gebäude, dem die darin befindlichen Marmorwerke Thorwaldſens einen Weltruf verſchafft haben, nicht mehr das alte, von dem Holberg hier ſpricht, vielmehr wurde dieſes bei der engliſchen Belagerung im Jahre 1807 in Trümmer geſchoſſen. Die „Rundkirche“ heißt eigentlich Trinitatiskirche; den

erstern Namen führt sie von dem dabei befindlichen sogenannten runden Thurm. Derselbe dient gegenwärtig als Sternwarte und wird wegen des schönen Panorama's, das er auf Kopenhagen und die Umgegend bietet, von Einheimischen und Fremden häufig besucht; auch schon zu Holbergs Zeiten stand der Zutritt gegen ein geringes Trinkgeld jederzeit offen. Beide, sowol die Frauen- als die Trinitatis- oder Rundkirche, gehörten damals zur Universität, es waren die eigentlichen Universitätskirchen, darum nennt der Dichter auch die dazu gehörigen Gemeinden die „gelehrten Gemeinden", nach derselben scherzhaften Logik, mit der er die Bauern auf den der Universität gehörigen Gütern „gelehrte Bauern" nennt; vergl. die Anmerkung zu Erasmus Montanus in Bd. IV. unserer Auswahl.

Seite 87. Ebendaselbst: „Eine Flasche Wein an Jean Baptiste." Dieser Jean Baptiste soll ein damals lebender Kopenhagener Sprachmeister gewesen sein, der aber vom Dänischen herzlich wenig verstand; darum läßt sich Jeronimus den Brief seines Sohnes auch ins Deutsche übertragen, weil Jean Baptiste zwar Deutsch nur schlecht, aber Dänisch gar nicht versteht.

Seite 88. Ebendaselbst: „Mynheer Kalfs Sohn in Saardam." Dieselbe Geschichte mit demselben Manne hat auch Voltaire in seiner bekannten „Histoire de Pierre le Grand", T. II. ch. 7. Doch erschien das Voltaire'sche Werk erst 1759, nach Holbergs Tod, so daß also von einem Plagiat von Seiten des letzteren keine Rede sein kann. Ebenso wenig indessen hat Voltaire die Holbergsche Stelle gekannt; es war eben ein damals im Publikum verbreiteter Schwank, der gleichmäßig von Holberg wie von Voltaire benutzt ward.

Seite 90. Ebendaselbst, zweite Scene: „Beim starken Mann." Man braucht nicht gerade an den unter dem Namen des starken Mannes berühmten Herrn von Eckenberg zu denken, der allerdings um dieselbe Zeit in Kopenhagen war und hier als Komödiant, Seiltänzer, Lustspringer, Puppenspieler König Friedrich IV. dermaßen entzückte, daß er ihn, den ehemaligen Bernburger Sattlergesellen, in den Adelstand erhob; vielmehr führten diesen Namen des starken Mannes damals alle derartigen Künstler, ja in manchen Gegenden Deutschlands ist ihnen derselbe bekanntlich bis auf diese Stunde geblieben.

Seite 90. Ebendaselbst: „Er kann noch zeitig genug Hahnrei werden." Mit niedergeschlagenen Krämpen oder auch nur mit breitkrämpigem Hut zu gehen, galt zu Holbergs Zeit als

das ſichere Merkmal eines Ehemannes, der „Hörner“ zu verſtecken hatte; vgl. namentlich „Die Wochenſtube“ in Bd. II. dieſer Sammlung.

Seite 90. Ebendaſelbſt, dritte Scene: „Bei Monſieur Blondis.“ Blondis war der berühmteſte Tänzer der Pariſer Oper zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Der „bougre de pagrad“ iſt vermuthlich verdorben aus pas grave, einer Erfindung des damaligen franzöſiſchen Balletmeiſters Marcell, durch den auch die Menuet in Aufnahme kam. Die gleich darauf erwähnte Chriſtenbernikovſtraße iſt in Kopenhagen noch jetzt unter dieſem Namen bekannt.

Seite 92. Ebendaſelbſt, vierte Scene: „Redete er mit Mosjö an.“ Dieſe Anrede war zwar in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Dänemark allgemein üblich, in Geſprächen wie in Briefen, wurde aber doch immer nur zwiſchen Gleichſtehenden, nie gegen Höherſtehende angewendet.

Seite 92. Ebendaſelbſt: „Ich werde ihn beim Rentamt unterbringen.“ Eine unter Friedrich IV. neuorganiſirte Behörde, die aber in Wahrheit ſo wenig zu thun hatte, daß die meiſt jungen Beamten auf allerhand Thorheiten und lockere Streiche verfielen, was im Jahre 1728 ſogar eine eigene Verordnung zur Folge hatte.

Seite 95. Ebendaſelbſt, fünfte Scene: „Fiol de Spang.“ Soll heißen Folie d'Espagne, ein damals ſehr beliebter künſtlicher Tanz.

Seite 108. Dritter Akt, erſte Scene: „A la Bankbohrſtraße.“ Bimmelskaſt; noch jetzt eine der lebhafteſten Straßen im weſtlichen Theile der Hauptſtadt, mit zahlreichen Kaufläden und Magazinen.

Seite 109. Ebendaſelbſt: „Bei Peche ſpeiſen.“ Pechè (nicht Peche) hieß damals ein berühmter franzöſiſcher Koch in Kopenhagen. Ueber den gleich darauf erwähnten Meiſter Jacob (ohne Zweifel ebenfalls eine hiſtoriſche Perſönlichkeit) iſt nichts Näheres bekannt.

Seite 112. Ebendaſelbſt, zweite Scene: „Südlich von Randers.“ Die Hauptſtadt des gleichnamigen Amtes im Stifte Aarhus in Jütland.

Seite 115. Ebendaſelbſt, vierte Scene: „Du biſt katholiſch im Kopf geworden.“ Eine noch jetzt in Norddeutſchland, namentlich in Pommern, Mecklenburg, Preußen ꝛc. vielge-

brauchte Redensart; statt: „das ist zum Verrücktwerden", sagt man: „das ist zum Katholischwerden."

Seite 128. Vierter Akt, siebente Scene: „Auf dem Kieler Umschlag und dem Schnapsmarkt in Wiborg." Der Kieler Umschlag (Kieler Messe) ist noch jetzt berühmt, während wir vom Wiborger Schnapsmarkt (es ist natürlich nicht das bekanntere Wiborg in Finnland, sondern ein gleichnamiges Städtchen in Jütland gemeint) nichts weiter zu sagen wissen.

Seite 130. Fünfter Akt, erste Scene: „Thye, Vogöe." Zwei kleine jütische Städtchen; in Thye war der Historiker Gram, Holbergs gelehrter Nebenbuhler, geboren.

Seite 138. Ebendaselbst, fünfte Scene: „Brigitte Tott." Ein berühmter dänischer Blaustrumpf, besonders bekannt durch eine Uebersetzung des Seneca (oder, wie Marthe sagt, „Senecus"), die 1658 in prachtvoller Ausstattung zu Soröe erschien.

Jeppe vom Berge.

Dieses Stück schließt sich der Zeit seiner Entstehung nach unmittelbar an „Jean de France". Zuerst 1722 auf die Bühne gebracht, gehörte es von jeher zu den Lieblingsstücken des dänischen Publikums; in den 21 Jahren von 1748—1769 wurde es 32mal aufgeführt, eine Zahl, die außerdem unter allen Holbergschen Stücken nur noch von der „Maskerade", dem „Plutus" und dem „Mann, der keine Zeit hat" (Den Stundesløse) erreicht ward, und auch in den nächstfolgenden 70 Jahren (von 1769—1838) ging es noch 66mal über die Bretter. Den Stoff — es ist in der Hauptsache derselbe, der uns schon in dem Märchen vom erwachten Schläfer in 1001 Nacht begegnet und der dann in neuester Zeit dem Münchener Lustspieldichter J. von Plötz seinen allbeliebten „Verwunschenen Prinzen" lieferte — entnahm der Dichter, wie er selbst angiebt, der „Utopia" des Jesuiten Jacob Bidermann (geb. zu Ehingen in Schwaben 1579, gest. in Rom 1639), einer beliebten Anekdotensammlung des 17. Jahrhunderts, die auch zu Holbergs Zeit noch vielfach gelesen ward. Denselben Stoff hat bekanntlich auch Shakespeare in der Einleitung zu seiner „Zähmung der Widerspänstigen" benutzt; doch hat Holberg Shakespeare und somit auch die „Zähmung der

Widerspänstigen" gewiß nicht gekannt. Auch Christian Weise's (des sogenannten Schulmeisters von Zittau) Lustspiel „Von dem träumenden Bauern am Hofe Philippi Boni in Burgundien", welches ebenfalls denselben Stoff behandelt, war ihm ohne Zweifel unbekannt. Jedenfalls ist dasjenige, was dem Stücke seinen eigentlichen und unschätzbaren Werth verleiht, nämlich die Charakteristik des Jeppe, des nichtsnutzigen, faulen, versoffenen und dabei doch so grundehrlichen, gutmüthigen, treuherzigen seeländischen Bauern, Holbergs alleiniges und unbestrittenes Eigenthum. — Auf der deutschen Bühne des vorigen Jahrhunderts wurde das Stück als „Der betrunkene Kesselflicker" gegeben, bis dann zu Anfang des gegenwärtigen (im „Almanach dramatischer Spiele für 1805") Kotzebue den Versuch machte, es unter dem Titel „Der Trunkenbold" für den veränderten Geschmack der Zeit umzuarbeiten; doch ist die Bearbeitung vollständig mißlungen, hat auch, so viel uns bekannt, niemals das Licht der Lampen erblickt.

Seite 145. Erster Akt, erste Scene: „Herr Paul." Es war eine aus dem Mittelalter ererbte Sitte in Dänemark, die Prediger blos beim Vornamen, mit vorgesetztem „Herr" zu nennen, eine Auszeichnung, die ursprünglich nur dem Adel zukam.

Seite 145. Ebendaselbst: „Für Branntwein." Der Gebrauch des Branntweins war in Dänemark zuerst unter Friedrich III. (1648—1670) aufgekommen, angeblich durch die brandenburgischen und polnischen Hülfstruppen, verbreitete sich jedoch so rasch, daß schon 1689 königliche Verbote gegen das Branntweinbrennen auf dem Lande erlassen wurden, aber freilich auch vergeblich.

Seite 147. Ebendaselbst, dritte Scene: „Unter der Malicie." Die Landmiliz, die Jeppe hier meint, hatte laut königlicher Verordnung von 1701 eine Dienstzeit von sechs Jahren; wenn Jeppe also zehn Jahre diente, so waren daran entweder die kriegerischen Zeiten schuld, oder er hatte sich nach Ablauf seiner Dienstzeit auf weitere vier Jahre anwerben lassen. Im Uebrigen ist diese „Malicie" der ächte ursprüngliche „tappere Landsoldat", der neuerdings so viel von sich hat sprechen machen.

Seite 148. Ebendaselbst: „Ein anständiges Wachslicht gießen." Die Lichter für den Kirchendienst zu gießen, gehörte mit zu den Verrichtungen der damaligen Küster, eines Standes, dem Holberg, wegen der halben, oberflächlichen Bildung, die darin

herrſchte, nicht beſonders gewogen war und den er deshalb mit Vorliebe zur Zielſcheibe ſeiner Neckereien machte.

Seite 150. Ebendaſelbſt, fünfte Scene: „Ein weißes Huhn und ein buntes Huhn.“ Dieſer ſowie den folgenden Stellen liegen Anklänge an wirkliche alte Volkslieder zu Grunde; daß mitten darunter auch Anakreons klaſſiſches ἡ γῆ μέλαινα πίνει erſcheint, iſt ein ebenſo wunderlicher wie charakteriſtiſcher Einfall. — Wenn übrigens Jeppe bei zunehmender Trunkenheit anfängt deutſch zu radebrechen, ſo erklärt ſich das ſelbſt für den jütiſchen Bauern hinlänglich aus dem Umſtande, daß er ja zehn Jahre bei der „Malicie“ geſtanden, bei der, wie bei der ganzen däniſchen Armee, das Commando damals deutſch war; der Ueberſetzer hat ſich durch Plattdeutſch und ſonſtiges verdorbenes Deutſch zu helfen geſucht.

Seite 152. Ebendaſelbſt, ſechſte Scene: „Solang' ich trinke, kannſt Du mir doch borgen.“ Das zu Grunde liegende däniſche Sprüchwort heißt: „So lange einer am Glaſe Bier trinkt, kann man es ihm ſchon borgen.“

Seite 153. Ebendaſelbſt: „Als Du bei Wismar wegliefſt.“ Er meint ohne Zweifel die Eroberung Wismars durch die Dänen im Jahre 1716. Die kurz zuvor erwähnte Schlacht ſoll allem Vermuthen nach die Schlacht bei Gadebuſch 1712 (im Kriege zwiſchen Dänemark und Schweden) ſein.

Seite 169. Dritter Akt, erſte Scene: „So müßt Ihr es mir des Morgens wiederbringen.“ Aehnliche Abmachungen, ſo wunderlich ſie ſich jetzt anhören, waren doch bei der maßloſen Trunkſucht, die damals in Dänemark, ähnlich wie in Deutſchland, Polen und Rußland herrſchte, ſelbſt in den vornehmſten Kreiſen, gar nichts Seltenes; auch große Herren, wenn ſie inter pocula ſaßen, bedangen ſich vorher aus, daß, was ſie etwa im Rauſch verſchenken oder weggeben würden, in der Nüchternheit nicht gelten ſolle, und es wurde als ein nicht eben rühmlicher Zug notirt, als im Jahre 1648, alſo noch in Holbergs Jugend, der Generalmajor Jochem Schack auf Sneum ſeinen Gaſt, den Rector G. N. Seerup von Ribe, unter dem Trinken beredete, auf gewiſſe Abgaben zu verzichten, welche das Gut Sneum der Schule zu Ribe zu leiſten hatte, und dieſe Verzichtleiſtung auch ſpäterhin, da des Rectors Rauſch verflogen war, wirklich aufrecht erhielt.

Seite 170. Ebendaſelbſt: „Wie Abner, der kam auch zu Roland.“ Eine Vermiſchung bibliſcher Erinnerungen mit den

Reminiscenzen des Volksbuchs; in ähnlicher Art bezeichnet Jeppe späterhin Abraham und Eva als das erste Menschenpaar.

Seite 178. Vierter Akt, sechste Scene: „Obschon der Missethäter.“ Der Dichter spielt hier auf ein Ereigniß an, das sich kurz zuvor in Kopenhagen zugetragen und großes und nicht eben günstiges Aufsehen erregt hatte.

Seite 187. Fünfter Akt, vierte Scene: „Von verschiedenen Vogel Greifs.“ Holberg hat hier einen vortrefflichen, vielleicht dem Rabelais nachgebildeten Ausdruck, der noch jetzt in Dänemark für untergeordnete Polizei- und Gerichtsdiener oder überhaupt für unbekannte, zweideutige Menschen in Gebrauch ist: Gripomaenus. Der Ursprung vom französischen griper, gripper ist unverkennbar; der Ausdruck bei Rabelais heißt Grippeminaud.

Seite 190. Ebendaselbst, siebente Scene: „Cajus, Phalarius.“ Cajus ist der durch seine an Aberwitz streifende Grausamkeit bekannte Kaiser Caligula; Phalaris und sein angeblich glühender Stier sind noch jetzt auch bei uns in Deutschland sprüchwörtlich.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	5
Der politische Kannegießer	17
Jean de France oder Hans Franzen	83
Jeppe vom Berge oder Der verwandelte Bauer	143
Anmerkungen	191

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Bibliothek

ausländiſcher Klaſſiker

in

deutſcher Uebertragung.

Holberg's ausgewählte Komödien.

Zweiter Theil.

Hildburghauſen.

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts.

1868.

Ludwig Holberg's

ausgewählte Komödien.

Aus dem Däniſchen übertragen

von

Robert Prutz.

Zweiter Theil.

Hildburghauſen.

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts.

1868.

Der elfte Juni.

Komödie in fünf Akten.

Perſonen:

Ochſendorf, ein jütländiſcher Pächtersſohn.
Schuldenborg, ſein Schuldner.
Heinrich, Schuldenborgs Diener.
Jacob, Wirth.
Lucretia.
Niels Chriſtenſen, Ochſendorfs Vetter.
Drei Gutsbeſitzer.
Zwei Fremde.
Ein dritter Fremder.
Ein Kaufmann.
Ein Jude.
Ein zweiter Kaufmann.
Jens Trockenholz.
Ein Knabe.
Ein Mädchen.
Zwei Zeugen.
Zwei Gerichtsdiener.
Knud, Procurator.
Ein zweites Mädchen.
Ein Kerl.
Ein Wächter.
Ein zweiter Wächter.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Drei Gutsbeſitzer treten auf, einer nach dem andern, mit ihren Peitſchen klatſchend.

Erſter Gutsbeſitzer. Na, da ſollt Ihr ſchön Dank haben, Herr Viſitator, daß Ihr mir nicht auch noch in die Hoſentaſchen gefühlt habt! Das ſind ja eigene Kerle hier, die gehen ja mit den Menſchen um wie mit dem Vieh. Wär' ich in die Stadt gekommen, um mich zu verheirathen, ſo möchte es noch angehen, da könnt' ich denken, ſie hätten ſich verſehen und mich für ein Thier mit Hörnern gehalten. Sieh da, da kommen meine Reiſekameraden.

Der zweite Gutsbeſitzer. Element, wie hat mich die verdammte Kutſche zugerichtet, die da vorbeifuhr! Man ſollte denken, hier wohnten nichts als reiche Leute in der Stadt. Denn gehſt Du auf die Straße, ſo kannſt Du kaum fortkommen vor Pferden, Wagen und buntſcheckigen Lakaien; kommſt Du auf die Börſe, ſo iſt es ebenſo. Willſt Du aber Deine Zinſen haben, da heißt es: Mosjö, Er muß Geduld haben, das Geld iſt nie ſo knapp geweſen wie dieſes Jahr. Damit ruft und pfeift man nach Lakaien oder Läufern, ſie ſollen ſchnell da und da hinſpringen und Geld holen. Die Lakaien thun, als ob ſie darnach gingen, in Wahrheit aber bleiben ſie in der Küche (denn ſo ſind ſie abgerichtet), und kommen dann nachher herein mit dem Beſcheid, morgen oder übermorgen könne der Herr ſo viel Geld kriegen, als er Luſt habe, und übrigens laſſe der Wechsler ſich dem Herrn und der Madame beſtens empfehlen. Vor dieſem hieß der größte Kaufmann

ſchlechtweg Hans Janſen, Peter Peterſen und ſeine Frau Anne Peters oder Elſe Chriſtophers; aber da bekam man auch ſeine Zinſen richtig ausgezahlt, den zwölften oder dreizehnten Juni. Seit ſie aber große Herrſchaften geworden ſind und in Kutſchen fahren und ſich Zunamen gemacht haben mit einem Von vorne dran und haben einen ganzen Haufen Kohlraupen hinter ſich oder geſtreifte Lakaien und Haarbeutel an den Perücken, ſeitdem iſt der vierundzwanzigſte Juni noch ein guter Zahltag. Ja, wenn das ſo zunimmt, ſo iſt in zehn Jahren der vierundzwanzigſte Juli ein guter Zahltag, nachher der vierundzwanzigſte Auguſt, und zuletzt wird es dahin kommen, daß wir mit leeren Händen wieder fortreiſen und es für eine prompte Bezahlung rechnen, wenn ſie verſprechen, den elften Juni nächſten Jahres zu bezahlen. Wenn es hier ſo viel Geldbeutel gäbe wie Haarbeutel, ſo wäre das eine reichere Stadt als Amſterdam oder London. Aber das iſt das Unglück: ſie haben die Beutel hinten hängen und nichts darin.

Erſter Gutsbeſitzer. Das iſt ganz ſo, wie Du ſagſt, Brüderchen. Dieſe Leute ſind wie ein Schaum, der ſieht auch aus, als wäre er was, aber faßt man das Ding genauer an, da wird es zu nichts.

Dritter Gutsbeſitzer. Ich bin nun dreimal auf der Börſe geweſen, jedesmal in der Hoffnung, Geld zu kriegen; aber ich habe nichts gekriegt, als zerriſſene Strümpfe, ſo haben ſie mit ihren Degen und Lichtſpießen mich in die Beine geſtochen. Ein andermal werde ich mich vorſehen und Stiefel anziehen, wiewol das ſchlecht ausſieht im Junimonat. Ich glaube wahrhaftig, ich mache noch einen Vorſchlag: nämlich alle die unnützen Degen in die Münze zu ſchicken und Federmeſſer daraus zu ſchlagen. Das iſt ja wahrhaftig keine Börſe mehr, ſondern ein Aſſemblix oder Fechtboden. Die Kaufleute in England oder Holland ſollten ſich einmal ſo aufführen und mit dem Degen an der Seite auf die Börſe kommen, ei ja! Ihr kennt doch den Adrian van Enkhuyſen, der alle Jahre ſelbſt kommt und Ochſen bei mir einkauft, das iſt ein Mann von etlichen Tonnen Goldes und geht doch gekleidet, nicht anders, als ein gemeiner Schiffer.

Erſter Gutsbeſitzer. Apropos, Brüderchen, habt Ihr einen guten Handel gemacht mit Euren Ochſen?

Zweiter Gutsbeſitzer. Gott beßre es mit dem Handel, den wir machen. Der Teufel iſt in den Holländer gefahren, er fängt an, ſich die Ochſen auszuſuchen; alle Tage wird er klüger. Ich glaube wirklich, der Adrian van Enkhuyſen iſt einer von den gelehrteſten Ochſenhändlern in ganz Holland; kein Ambaſſadeur kann größere Intriguen anwenden bei einem Friedenstractat, als er gebraucht, um einen Ochſencontract zu ſchließen. Wenn er bei mir aufs Gut kommt, um Ochſen zu kaufen, ſtellt er ſich, als wollte er eigentlich ganz wo anders hinreiſen und käme nur blos ſo ein bischen mit vor bei mir. Wenn ich ihn dann frage: Sullen vü niet koepſlagen mit malkander, Mynheer Adrian? ſo antwortet er: iden veet dat niet, dat is geen Kans langer hier to vaeren, Mynherr Proprietaris, dat is geen Stuyver meer op die Oſſenhandel to verdienen: ſo daß ich ihm erſt ein Paar Krüge Doppelbier in den Leib pumpen muß, ehe ich ihn dazu kriegen kann, ſich zu äußern. Aber ein Jahr hab' ich ihn doch brav barbirt: ich goß ihm Branntwein ins Bier, da wurde er ſo weichherzig wie ein Kätzchen und ſagte: het ſall op an Daeler of tien niet aenkommen, Vader! Aber dafür hat er letztes Jahr mich wieder barbirt, da wies er mir einen falſchen Brief wie vom Pächter Niels, der ſollte ihm Ochſen angeboten haben für billiges Geld, ſo daß ich mich beeilte, mit ihm abzuſchließen, und dabei ſchwor er auf ſeine Holländerſeligkeit, daß er mir mehr gäbe, als er jedem Andern geben würde. Ein andermal indeß werde ich mich hüten, ihm wieder zu glauben, wenn er noch ſo viel ſchwört. Denn dem Paſtor ſein Sohn, der in der Fremde geweſen iſt, der hat mir erzählt, daß es in Holland Leute giebt, die ſchwören darauf, der Satan ſolle ſie holen, daß es keinen Teufel giebt.

Zweite Scene.

Schuldenborg in gallonirten Kleidern. **Heinrich** in ſtattlicher Livree. **Die drei Gutsbeſitzer.**

Schuldenborg. Serviteur, Messieurs. Ich bedaure vielmals, daß Ihr glücklich in der Stadt angekommen ſeid; die angenehmſte Zeitung, die ich hören kann, iſt, wenn ſo um den elften Juni herum Leute auf dem Wege von Kallundborg nach Aarhus ertrinken.

Erſter Gutsbeſitzer. Was? Iſt das chriſtlich geſprochen? Aber mit Erlaubniß, wer Spaß ausgiebt, muß Spaß einnehmen: Mosjö iſt gewiß kein beſonders accurater Zahler, daß Ihm ſo bange iſt vor dem elften Juni?

Die Uebrigen (lachend). Ha, ha, ha! Kommſt Du mir ſo, komm' ich Dir ſo!

Schuldenborg. Das iſt ganz ſo, wie Ihr ſagt: ich weiß wirklich nicht, wie ich mich retten ſoll vor dieſem elften Juni.

Zweiter Gutsbeſitzer. Das iſt eine ſchlimme Geſchichte, da wird Mosjö in dieſer Zeit wol wenig ruhige Nächte haben?

Schuldenborg. Ei warum nicht gar, ganz ruhige; ich habe ja auf nichts zu denken, ich habe beſchloſſen, nichts zu bezahlen, nämlich, weil ich nichts habe. Wie dagegen meine Creditoren ſchlafen können aus Angſt wegen der Bezahlung, das weiß ich freilich nicht. Uebrigens wie ſteht es denn heuer mit dem Ochſenhandel in Jütland? Aber apropos, da wir doch von Ochſen ſprechen, iſt's richtig, daß Henning Nielſen diesmal hier erwartet wird? Ihr kennt ihn doch?

Erſter Gutsbeſitzer. Nu, ob wir ihn kennen, das iſt ein reicher Pächter, er wohnt gar nicht weit von uns. Aber ſelbſt kommt er dies Jahr nicht, ſondern er ſchickt ſeinen älteſten Sohn nach Kopenhagen, Niels Ochſendorf, das iſt noch ein junger Menſch, aber juſt ſo gerieben wie der Alte; er ſpart gräulich viel Geld zuſammen, ich glaube, er wird noch mal ein zweiter Midas.

Schuldenborg. Das glaub' ich auch, wenigſtens die Ohren, hör' ich, hat er ſchon. Aber ſollten bei dem Sturm, den wir

geſtern hatten, keine Fahrzeuge von Aarhus zu Schaden gekommen ſein?

Zweiter Gutsbeſitzer. Nein, auf dieſem Waſſer hört man nicht viel von Schaden.

Schuldenborg. Das iſt eben das Unglück; warum fahrt Ihr aber auch nicht lieber gleich zu Waſſer um die Schabe herum, durchs Cattegat, ſo ſpartet Ihr ja eine Menge Geld dabei?

Der Gutsbeſitzer. Freilich wol, aber wir könnten auch verunglücken auf dem Wege.

Schuldenborg. Was will das ſagen, einmal müßt Ihr ja doch ſterben.

Der Gutsbeſitzer. Nein, auf dem Waſſer umkommen, das paßt uns nicht; Mosjö kann ſolche Reiſen beſſer machen als wir, für ihn iſt das nicht ſo gefährlich.

Schuldenborg. Wie ſo?

Der Gutsbeſitzer. Ei nun, weil es im Sprüchwort heißt: Was hängen ſoll, ertrinkt nicht.

(Die Andern lachen wieder.)

Schuldenborg. Aber, Meſſieurs, vom Spaße auf den Ernſt zu kommen: iſt das gewiß, daß Niels Ochſendorf ſo bald kommt?

Der Gutsbeſitzer. Ja, er kommt, glaub' ich, heute oder morgen.

Schuldenborg. Aber iſt er ſo gerieben, wie Ihr ſagt?

Der Gutsbeſitzer. Ja gewiß, ſonſt hätt' ihn ſein Vater nicht allein hergeſchickt, zumal er noch nie in Kopenhagen geweſen iſt.

Schuldenborg. Ich will den Meſſieurs ein gutes Logement recommandiren.

Der Gutsbeſitzer. Nein, wir danken Ihnen, mein Herr, wir haben unſer Quartier ein- für allemal in der Weinkanne, da geben wir zwei Schillinge die Nacht.

Schuldenborg. Pfui, ſchickt ſich das für ſo reiche Leute, für zwei Schillinge täglich zu logiren?

Der Gutsbeſitzer. Ebendeswegen haben wir auch was, gutes Herrchen. Angenommen übrigens, wir liegen einen ganzen Monat in der Stadt, ſo beläuft ſich doch ſchon das Logement allein auf einen Thaler. Adieu! (Ab.)

Dritte Scene.

Schuldenborg. Heinrich.

Schuldenborg. Das waren ja verteufelte Kerle, ich glaube, die verzehren in einem ganzen Jahr nicht so viel, als ich in einem Tage. Ich hätte große Luſt, einige von dieſer Sorte hinter's Licht zu führen.

Heinrich. Ja, da muß der Herr ſich nur anders anſtellen, nicht ſeinen Geldmangel merken laſſen und ſie nicht ſo zum Narren halten. Aber da kommen zwei Andere, die ſehen aus, als ob ſie heute zum erſten Mal in die Stadt kommen.

Vierte Scene.

Zwei Fremde. Schuldenborg. Heinrich.

Schuldenborg. Serviteur, Messieurs, willkommen in Kopenhagen!

Fremder. Schön Dank, Muſſör.

Schuldenborg. Ihr ſeid, wie ich ſehe, gute ehrliche Leute, die man lieben und achten muß. Aber Ihr ſeid hier wol noch nicht bekannt in der Stadt?

Fremder. Ei verſteht ſich, das ſind wir, liebes Herrchen, da iſt keine große Straße, die wir nicht kennen, als z. B. der Holländerberg, die Weſterſtraße, die Kalleböſtraße, die Kaufmacherſtraße, der Ochſenplatz u. ſ. w.; ich für meinen Theil mache mich anheiſchig, von den drei Hirſchen geradenwegs zum Zollhaus zu gehen, mutterſeelenallein.

Schuldenborg. Nein, derart Bekanntſchaft iſt es nicht, die ich meine; ich wollte ſagen, Ihr habt wol keine Gönner hier in der Stadt oder keine Adreſſen an vornehme Häuſer?

Fremder. Nein freilich, die haben wir nicht.

Schuldenborg. Da will ich, meiner Treu', Wohldieſelben bekannt machen, falls es Ihnen beliebt. Denn fremden Leuten zu dienen, iſt mein größtes Vergnügen, inſonderheit für die Jüt-

länder hab' ich eine wahre Paſſion. Ja ich kann darauf ſchwören, als ich zuerſt die Ehre hatte, Wohldieſelben zu erblicken, pochte mir das Herz im Leibe, ſo rührte mich der Anblick. Wohl denn, Meſſieurs, verlaßt Euch auf mich als einen honnête-homme, ich will Dieſelben in acht Tagen an mehr als dreißig vornehmen Orten bekannt machen, damit Ihr doch auch ſagen könnt, Ihr ſeid in Kopenhagen geweſen.

Fremder. Wir danken gehorſamſt, wohlgeborner Herr, für Seine Gewogenheit: aber wenn wir ſo in die Stadt kommen, da haben wir immer eine Menge anderer Dinge zu beſorgen.

Schuldenborg. Da haben wir's, Ihr Jütländer ſeid pardi ſehr honnet, aber avec votre permission, Ihr wißt nicht zu leben. Meint Ihr denn wirklich, daß es der Mühe werth, ſo weit herzureiſen, blos um ein bischen lumpiges Geld auszuthun und darüber die Bekanntſchaft vornehmer Leute zu verſäumen, die in Zukunft Euch und Eure Kinder protegiren können? Was gilt's, Ihr geht nicht einmal in die däniſche Komödie? Nein, Ihr ſeid wirklich zu wenig neugierig, übrigens gute, ehrliche Leute. — Hört, Meſſieurs, ich denke eben nach, wie ich Euch Eure Geſchäfte erleichtern und Euch der Mühe überheben will, alle Tage auf die Börſe zu laufen. Wolan, wollt Ihr ſo ein halb Mandel Tauſender bei mir unterbringen, ſo will ich Euch acht Procent dafür geben. Nicht, daß ich das Geld brauchte, ich kann Euch Wechſel und Obligationen zeigen auf ſechzigtauſend Thaler, die ich beſitze, ſondern blos um Deroſelben einen Dienſt zu leiſten. Iſt's nicht ſo, Heinrich?

Heinrich. Ja wol.

Fremder. Ja, wenn mein Herr uns hinlängliches Unterpfand geben will, da kann er ſchon Geld bei uns kriegen.

Schuldenborg. Ha, ha, das iſt ma foi das erſte Mal, daß Einer Pfand und Sicherheit von mir verlangt. Gerhard von Schuldenborg ſollte man nicht trauen auf ſein eigenes Wort? Ha, ha, Gerhard von Schuldenborgs Parole ſollte nicht ſo ſicher ſein wie die beſte Obligation? Ha, ha, ha, ich pardonnire den Meſſieurs, ſintemal ſie Gerhard von Schuldenborg nicht kennen. Ha, ha, Gerhard von Schuldenborg ſoll Pfand geben?

Fragt nur meinen Bedienten — Heinrich, hat je ein Menſch Pfand von mir verlangt?

Heinrich. Niemals, ſo lange ich in des Herrn Dienſten bin.

Fremder. Aber der Herr muß das nicht ungnädig aufnehmen, daß wir Sicherheit verlangen, da wir ja doch nicht die Ehre haben, Ihn zu kennen.

Schuldenborg. Ei, tête bleue, Ihr könnt das ja wol an meinen Kleidern und Equipage ſehen, daß ich ein honnête-homme und ſicherer Mann bin?

Fremder. Da zweifeln wir gar nicht dran, mein Herr: allein ſicherheitshalber kann es doch nichts ſchaden, wenn man ein Pfand hat.

Schuldenborg. Er ſoll ein Pfand kriegen, Er ſoll Schrift und Siegel von mir kriegen auf Stempelpapier.

Fremder. Das heißt bei uns nicht Pfand.

Schuldenborg. Borgt mir auf meine Ehre!

Fremder. Herzlich gern, wenn ein Pfand dabei iſt.

Schuldenborg. Auf meine Cavaliers-Parole!

Fremder. Wie ich ſage, Monſieur.

Schuldenborg. Ich pardonnire Ihm, Monſieur, weil Er mich nicht kennt: denn kennte Er mich, ſo würde Er mir gern ſein ganzes Hab und Gut anvertrauen. Ich bin pardi der honneteſte Cavalier in der ganzen Stadt; iſt das nicht ſo, Heinrich?

Heinrich. Ich kann Monſieur verſichern, daß Er ſein Geld ohne Gefahr bei meinem Herrn unterbringen kann und daß mein Herr es Ihm ſchuldig bleiben wird, als ein honnête-homme.

Schuldenborg. Hört, Monſieur, da Ihr doch ſo mißtrauiſch ſeid, wollt Ihr mir wol fünftauſend Thaler borgen? Nämlich die Wahrheit zu ſagen: ich bin beauftragt, morgen für einen guten Freund zwanzigtauſend Thaler auszulegen, und habe, was mir noch nie paſſirt iſt, nicht ſo viel Geld in der Kaſſe. Heinrich, wie viel Geld iſt in der Kaſſe?

Heinrich. Da ſind blos funfzehntauſend Thaler.

Fremder. Mein Herr, habe Er ſo viel oder ſo wenig Geld in der Kaſſe, als Er will: aber ohne Sicherheit kann ich Ihm nichts leihen.

Schuldenborg. Ah tête bleue, wenn das ein Anderer wäre, der mir ſo begegnete, der ſollte das nicht umſonſt gethan haben!

Heinrich. Ei, das iſt ja nicht der Mühe werth, ſich darüber zu ereifern, wenn der Wechsler heut Abend nach Hauſe kommt, kriegt ja der Herr unzweifelhaft ſo viel Geld, als er haben will.

Schuldenborg. Aber, Heinrich, Du weißt ja, daß ich den Vorſchuß noch heute machen ſoll; will Monſieur mir da nicht fünftauſend Thaler leihen? Ich ſchäme mich ma foi ſolche geringe Summe in den Mund zu nehmen. Iſt's nicht ſo, Heinrich?

Heinrich. Ja wol.

Fremder. Mein Herr, ich leihe nicht einen Schilling, adieu.

(Die Fremden ab.)

Fünfte Scene.

Schuldenborg. Heinrich. Ein anderer Fremder.

Heinrich. Nein, das Geld ſitzt doch bei dieſen Kerlen verflucht feſt. Aber da ſeh' ich einen Andern vom Wagen ſteigen, wir müſſen verſuchen, was mit dem zu machen iſt.

Schuldenborg. Serviteur très humble, Monsieur, willkommen in der Stadt! Hat Er nicht gehört, ob ſich eine Perſon mit Namen Niels Ochſendorf auf dem Wege hieher befindet?

Der Fremde. Ja, mein Herr, wir waren zuſammen in der Röskilder Schenke, wo er ſich etwas verweilte, ſonſt wäre er mit mir zuſammen gekommen.

Schuldenborg. Element, iſt das möglich?!

Der Fremde. Sollte es etwa meines Herrn Gläubiger ſein, ſo thut es mir leid, der Erſte geweſen zu ſein, der ihm dieſe Nachricht gebracht hat.

Schuldenborg. Ha ha ha, Gläubiger! Nein umgekehrt, ich ſoll ſechstauſend Thaler von ihm haben; iſt's nicht ſo, Heinrich?

Heinrich. Ja wol.

Der Fremde. So, nun der iſt der Mann dafür, zu be-

zahlen, und wenn es zwanzigtauſend wären. Das ſind Leute, die ſcharren Geld zuſammen wie Miſt, mit Wucher und unbilligen Zinſen; der Sohn tritt nicht blos in des Vaters Fußtapfen, ſondern wird noch ſchlimmer als er.

Schuldenborg. Kennt Monſieur ihn?

Der Fremde. Ja freilich.

Schuldenborg. Will Monſieur mir da wol einen Gefallen thun? Ich ſoll in der Eile ſechstauſend Thaler auszahlen; ich will Monſieur eine Anweiſung auf Monſieur Ochſendorf geben, wenn Er mir etwa die Summe vorſtrecken will. Ihm kann das ja einerlei ſein; iſt's nicht ſo, Heinrich?

Heinrich. Ja wol.

Der Fremde. Nein bei Leibe, gutes Herrchen, das thu' ich nicht.

Schuldenborg. Wie Ihm beliebt; ich dachte nur dem Ochſendorf, ſowie Euch einen Dienſt zu erweiſen. Aber hört, Monſieur, ich ſehe, Er iſt ein ſtattlicher junger Mann, Er kommt zum erſten Male in die Stadt, die ſehr verführeriſch iſt, und ſich eine wahre Ehre daraus macht, die Fremden anzuführen. Laßt Euch mit Niemandem in ein Spiel ein, den Ihr nicht kennt, beſonders kein Würfelſpiel. Ich habe Fremde geſehen, die dabei um Hab und Gut gekommen ſind. Monſieur, ſeht die Bleſſur, die ich hier an der Hand habe, die kriegte ich vergangenen elften Juni um eines Fremden willen, den ich gegen einen Spieler in Schutz nahm, welcher ihm eine große Summe Geldes mit falſchen Würfeln abgenommen hatte. Iſt's nicht ſo, Heinrich?

Heinrich. Ja wol.

Der Fremde. Mein Herr hat da ein chriſtliches Werk gethan; ich wollte, die Stadt wäre voll lauter ſolcher ehrlicher Leute.

Schuldenborg. Ich bin ſelbſt ein Liebhaber vom Spiel, allein ich will wiſſen, mit was für Würfeln ich ſpiele; darum trag' ich meine eigenen Würfel bei mir, da ſteht der Name des Mannes darauf, der ſie gemacht hat, und das iſt der ehrlichſte Drechsler in der Stadt. Iſt's nicht ſo, Heinrich?

Heinrich. Ja wol.

Schuldenborg. Seht her, Monſieur: an dieſer Marke in der Ecke hier ſind Drechsler Jeſpern ſeine Würfel zu kennen und da kann man ungenirt mit ſpielen. Ich will auch Monſieur das Haus dort in der Nähe recommandiren, wenn Er ſich unterweilen divertiren will; da kann Er ſicher hingehen, es ſind gute ehrliche Leute, die gute Waaren haben. Wollen wir da mal ein bischen hingehen, uns die Zeit mit Karten oder Würfeln zu vertreiben? Meiſtens verlier' ich im Spiel, aber es macht mir beinahe noch mehr Spaß zu verlieren als zu gewinnen. Denn wiewol ich nur zum Zeitvertreib ſpiele, nicht um Geld zu gewinnen, ſo mache ich mir doch ein Gewiſſen daraus, fremden Leuten das Geld abzunehmen; daher, wenn ich Einen betrübt darüber ſehe, ſo geb' ich ihm ſein Geld meiſtens wieder zurück. Iſt's nicht ſo, Heinrich?

Heinrich. Ja meiner Seele, ſo iſt es.

Schuldenborg. Wollen wir gleich einmal hineingehen und zum Zeitvertreib ein bischen cinque et neuf ſpielen?

Der Fremde. Nein, mein Herr, ich ſpiele niemals.

Schuldenborg. Na, dann wollen wir hineingehen und ein Glas Wein zuſammen trinken.

Der Fremde. Nein, ich trinke keinen Wein.

Schuldenborg. Nun, das hat nichts zu ſagen, dann wollen wir die Zeitungen leſen.

Der Fremde. Ich mache mir auch nichts aus den Zeitungen; ich recommandire mich, adieu!

Schuldenborg. Na denn lauf', Du Schlingel!

Sechſte Scene.

Schuldenborg. Heinrich.

Schuldenborg. Heinrich!

Heinrich. Herr!

Schuldenborg. Willſt Du Compagnie mit mir machen?

Heinrich. Ei gern, wo gehen wir hin?

Schuldenborg. Ich will mich aufhängen.

Heinrich. Nein, Herr, dazu bin ich zu gering, mich mit Ihm zu hängen, lad' Er einen von Seinen Kameraden ein, der auch so in Schulden ſteckt, der wird ſich ein Vergnügen daraus machen, dem Herrn Geſellſchaft zu leiſten.

Schuldenborg. Das iſt eine Canaille geweſen, Heinrich, die es zuerſt erfunden hat, daß man ſeine Schulden bezahlen ſoll; ich ſehe darin keine Billigkeit.

Heinrich. Das iſt ſicher.

Schuldenborg. Ausgenommen, es ſei, daß man bezahlen kann.

Heinrich. Das verſteht ſich.

Schuldenborg. Wenn ich mir nun etwas wünſchen dürfte, weißt Du, was das wäre? Ich würde wünſchen, daß kein Mond am Himmel wäre.

Heinrich. Wie ſo?

Schuldenborg. Ei, wenn es keinen Mond gäbe, ſo gäbe es auch keinen elften Juni, und gäb' es keinen elften Juni, ſo kümmerte ich mich den Teufel um Niels Ochſendorf. Da ich nun aber nichts zu wünſchen habe, und auch keinen Ausweg für mich ſehe, ſo iſt es das Beſte, ich hänge mich auf — außer wenn Du durch Deine Geſchicklichkeit, Heinrich, mich retten kannſt.

Heinrich. Hoffentlich, Herr, wenn wir Beide unſern Verſtand zuſammenlegen, ſo kann ſich die Sache noch machen; ich denke ſchon über etwas nach, Herr. Hier iſt ein Student in der Stadt, mit Namen Niels Chriſtenſen, der iſt mit Niels Ochſendorf Geſchwiſterkind; der alte Ochſendorf hat großes Zutrauen zu ihm, und ohne Zweifel hat er auch ſeinen Sohn an ihn recommandirt.

Schuldenborg. Ja, aber was will das ſagen?

Heinrich. Ich will mich für dieſen Studenten ausgeben, ihm, wenn er ins Thor kommt, auflauern und ihn in ein Logement führen, wo wir bekannt ſind und ihn mit Bequemlichkeit ausziehen können. Aber da ſeh' ich den Paradieswirth kommen, recht apropos, nun kann eine vollſtändige Komödie geſpielt werden, zu der ein verſchuldeter Herr gehört, ein ſchalk-

haſter Diener, ein Fremder, der geprellt wird, und ein Wirth mit ſolchen Meriten.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Jacob.

Heinrich. Sieh da, Jacob, bin ich doch beinahe vor Schrecken geſtorben.

Jacob. Wie ſo?

Heinrich. Ich wußte nicht, ob Du es wärſt oder Dein Geiſt; denn geſtern hieß es in der Stadt, der Teufel hätte Dich den Tag zuvor geholt.

Jacob. Ich denke doch, ich bin's.

Heinrich. Da wundre ich mich, daß es nicht längſt geſchehen iſt. Aber ich kann mir ſchon denken, der Teufel eilt ſich nicht mehr, weil er Dich allzeit gewiß hat.

Jacob. Ich glaube vielmehr, Heinrich, er hat ſich durch die Fürbitte eines ſo ehrenwerthen Mannes abhalten laſſen, wie Du biſt.

Heinrich. Nun, was haſt Du gegen mich einzuwenden? Stehe ich nicht gegen Dich da als ein wahrer Heiliger?

Jacob. Gewiß, Heinrich, wenn ich Dir einen Paß ausſtellen ſollte, ſo könnte ich ihn Dir mit gutem Gewiſſen nicht anders geben als ſo: Dem günſtigen Leſer unſern Gruß zuvor! Dieſer junge Menſch mit Namen Heinrich Larſen iſt von unehelichen Eltern ehrlich geboren. Sein Vater war einer der beſten Schnapphähne im letzten ſchwediſchen Kriege, ingleichen einer der berühmteſten Spieler; denn er ſtarb in ſeinem Beruf, mit Kreuzbuben in der Hand. Seine Mutter war ein braves Frauenzimmer, das anſtändigen Leuten, die in Leibesnöthen waren, nie mehr abnahm als vier Schillinge. Er ſelbſt hurt, trinkt, doppelt, flucht, betrügt, hat jedoch im Uebrigen einige vorzügliche Eigenſchaften und paſſirt für einen der geſchickteſten Bedienten in Kopenhagen.

Heinrich. Haſt Du dieſen Paß mit gutem Gewiſſen ausgeſtellt?

Jacob. Das hab' ich.

Heinrich. Aber wie biſt Du zu dem guten Gewiſſen gekommen? Noch in meinem Leben hab' ich nicht gehört, daß ein Paradieswirth ein gutes Gewiſſen gehabt hat. Ja ſolch ein Wirth mit gutem Gewiſſen iſt ſo rar wie ein reicher Soldat, ein verſchwiegener Barbier, ein ehrlicher Müller und ein friedfertiger Advocat.

Jacob. Die Lakaiengewiſſen, bild' ich mir ein, ſind auch nicht weit her.

Heinrich. Nun Spaß bei Seite, Jacob: ich habe Dir einen Vorſchlag zu machen, der ſowol Dir als meinem Herrn von Nutzen ſein wird. In Zeit einer Stunde erwarten wir einen jungen Menſchen vom Lande, den wir in Deinem Hauſe einquartieren wollen; das wird einen fetten Braten geben, er hat Geld wie Heu.

Jacob. Das Geld ſoll ich ihm wol ſtehlen und mich dann hängen laſſen für Euch?

Heinrich. Ich werd' ihm das Geld ſchon mit Liſt wegpracticiren und Du ſollſt Deinen Theil davon haben, laß mich nur machen. Du haſt verſchiedentliche honnete Frauenzimmer in Deinem Hauſe — bitt' um Entſchuldigung, ich wollte ſagen, hübſche: davon muß die Schönſte ſich in ihn verliebt ſtellen und ihm einbilden, als wäre ſie Deine Frau; Du ſelbſt mußt Dich eiferſüchtig ſtellen und ihn nicht aus den Augen laſſen, um ihn deſto mehr in ſeinem Glauben zu beſtärken.

Jacob. Aber wenn er nun nicht verliebter Complexion iſt, was ſoll das dann helfen?

Heinrich. Ei was, ein junger Menſch von zwei und zwanzig Jahren ſollte nicht verliebter Complexion ſein, das wäre eine ſchöne Geſchichte, zumal wenn ein liſtiges Frauenzimmer ihm entgegenkommt. Da bin ich Mann dafür, daß er verliebt wird, ja, ich will ihn ſelbſt noch darin beſtärken, ſobald er nur erſt Vertrauen zu mir hat. Wenn wir ihn nur erſt ſo weit haben, das Uebrige findet ſich hernach, ſobald ich Zeit habe, nachzu-

denken. Laß ihn uns nur erſt im Hauſe haben, ſo will ich die Sache ſchon weiter mit Dir überlegen.

Schuldenborg. Heinrich, jetzt fängt es mir ſchon an, leichter ums Herz zu werden.

Heinrich. Laßt uns jetzt nur raſch nach Hauſe gehen, ich muß mir einen ſchwarzen Rock beſorgen, ſintemal ich einen Studenten agiren ſoll.

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

Ochſendorf. Heinrich. Ochſendorf, in einem altmodiſchen Rocke mit ſilbernen Knöpfen daran, eine Peitſche in der Hand, kommt in die Stadt. Die Studenten rufen „Fuchs" hinter ihm drein.

Ochſendorf. Ei, ſo ruft, Ihr Canaillen, daß Ihr verrückt werdet!

(Hinter der Scene: „Fuchs, Fuchs, Fuchs, Fuchs!")

Hol' mich der Teufel, wenn ich deponirt habe oder Zeit meines Lebens deponiren werde; ich bin ein Pächtersſohn aus Jütland, und komme, Geld einzukaſſiren.

(Wie oben: „Fuchs, Fuchs, Fuchs, Fuchs!")

Ei, haltet die Mäuler, Ihr Racker, der Satan ſoll mich holen, ich bin kein Fuchs, wißt Ihr's nun?

(Wie oben: „Fuchs, Fuchs, Fuchs, Fuchs!")

Nein, nun hör' mal Einer die Kuchenjungen, wie die rufen!

(Wie oben: „Fuchs!" . . . .)

Kommt mal an, Ihr Hunde, Einer nach dem Andern, ich will Euch, hol' mich der Satan, ſchon weiſen, mit wem Ihr zu thun habt!

(Wie oben: „Fuchs, Fuchs, Fuchs, Fuchs!")

Ja, ruft nur, daß Euch die Kaldaunen zum Halſe 'raus kommen! Ihr habt wol auch 'ne rechte Ehre davon, fremden Leuten nachzurufen, Ihr, die Ihr ſelbſt mal geiſtliche Herren werden wollt!

(Wie oben: „Fuchs!" . . . .)

Hört Ihr denn nicht, Ihr verfluchten Kerle, Ihr ſeht ja

doch wol, daß ich kein Student bin, noch denk' ich daran, je einer zu werden?!

(Wie oben: „Fuchs, Fuchs!")

Element, könnt' ich nur einen Stein finden, Euch ſollte das Donnerwetter! Hört, Kerle, nehmt Euch in Acht, wen ich packe, dem ſchlag' ich den Kopf von einander, daß ihm die eine Hälfte auf der einen Schulter baumeln ſoll und die andere auf der andern. Hört Ihr wol? Das war nun auf gut Jütländiſch!

Heinrich (leiſe). Element, da iſt er, nun geht die Komödie ſogleich los, nun heiß' ich nicht mehr Heinrich, ſondern Niels Chriſtenſen. (Laut) Ei, Ihr unverſchämten Menſchen, ſo dazuſtehen und einer fremden Perſon nachzurufen! Das iſt ja ein Schimpf und eine Schande für die ganze Stadt, wenn die Fremden nach Hauſe kommen und erzählen, wie man ihnen hier begegnet iſt. Ihr könnt doch wol ſehen, daß das kein Fuchs iſt? Und geſetzt, es wäre ein Fuchs, müßt Ihr ihn darum ſo verfolgen? Ich merke ſchon, es iſt ein artiger, vornehmer Herr, der hieher gekommen iſt, Geld einzufordern und auszuleihen, nicht um ſich Salz und Wein auf den Kopf ſchütten zu laſſen. Pfui, ſchämt Euch, es ſchneidet mir in das Herz, ſo etwas von Euch, meinen Ordensbrüdern, zu hören!

Ochſendorf. Monſieur, ich danke gehorſamſt für die Güte, die Er mir erweiſt; ich wünſchte von Herzen, ich könnte Ihm wieder dienen, weiß aber nicht, woher dieſe Güte gegen mich rührt, da ich Ihm ja doch ganz unbekannt bin.

Heinrich. Monſieur, mir blutet das Herz im Leibe, wenn ich ſehe, daß man fremden Leuten Unrecht thut.

Ochſendorf. Ich merke ſchon, Monſieur iſt ein vortrefflicher Mann und ein rechtſchaffener Chriſt.

Heinrich. Ich werde wirklich noch krank davon werden, ſo ärgre ich mich.

Ochſendorf. Das nenn' ich ein redliches Gemüth.

Heinrich. Wartet nur, Ihr Lauſekerls, ich werde Euch gleich weiſen, was das heißt einen armen Fremden zu verfolgen!

Ochſendorf. Der arme Kerl nimmt ſich die Sache mehr zu Herzen, als ich ſelbſt.

Heinrich. Solchen braven anſtändigen Herrn!

Ochſendorf. Es ſollte mir leid thun, wenn Monſieur ſich ereiferte und Schaden nähme um meinetwillen.

Heinrich. Der Euch nie was zu Leide gethan hat!

Ochſendorf. Gebt Euch zufrieden, gutes Herrchen, ich hab' es ſchon vergeſſen.

Heinrich. Hätt' ich Euch nur, ich wollte Euch ſchön durchſchmieren!

Ochſendorf. Ei, Monſieur muß ihnen nicht nachlaufen, er könnte ein Unglück dabei haben.

Heinrich. So wollt' ich ſie tractiren! (Packt Ochſendorf bei den Haaren und wirft ihn zur Erde.)

Ochſendorf. Element, die chriſtliche Liebe geht doch zu weit!

Heinrich. Verzeihung, Monſieur, ich bin ſo zu ſagen außer mir vor lauter Eifer.

Ochſendorf. Wo findet man noch ſolche Leute? Aber darf ich fragen, wie mein Herr heißt, damit ich Ihn dafür rühmen kann?

Heinrich. Monſieur, ich verlange keinen Ruhm, das iſt nichts, als was ich und Jedermann verpflichtet ſind, zu thun. Uebrigens aber heiße ich Niels Chriſtenſen, zu dienen.

Ochſendorf. Niels Chriſtenſen? Den Namen kenn' ich, meiner Six.

Heinrich. Je nun, mein Herr, hier in Kopenhagen giebt es über hundert Niels Chriſtenſen; ſowie einer, der Chriſten heißt, auf den Einfall kommt, ſeinen Sohn Niels zu nennen, ſo iſt der Niels Chriſtenſen fertig.

Ochſendorf. So hieß alſo meines Herrn Vater Chriſten?

Heinrich. Ich hoffe doch, ſintemal man mich Niels Chriſtenſen nennt. Beſchwören freilich kann ich es nicht, das wird meine Mutter am beſten wiſſen.

Ochſendorf. War denn ſein lieber Vater verheirathet?

Heinrich. So viel ich weiß.

Ochſendorf. Mit einer Frau?

Heinrich. Das iſt eine närriſche Art zu fragen, ich dächte doch, mit Kühen verheirathet man ſich nicht.

Ochſendorf. Apropos, da wir doch von Kühen ſprechen — ja, wie war das doch, was wollt' ich doch ſagen — wie hieß denn Seine liebe Mutter?

Heinrich (leiſe). Wäre der Bengel nicht ſo dumm, man ſollte denken, er thäte es aus Bosheit. (Laut) Meine Mutter heißt Eliſabeth Hanſen.

Ochſendorf. Lisbeth Hanſen? Ich kenne eine Frau, Namens Lisbeth Hanſen, die mit mir verwandt iſt.

Heinrich. Das kann ſchon ſein, Monſieur, ich kenne eine Menge Frauenzimmer dieſes Namens, es giebt, glaub' ich, keine Straße in Kopenhagen, wo man nicht ein Stücker ſechzehn Lisbeths finden kann.

Ochſendorf. Iſt mein Herr nicht in Jütland geboren?

Heinrich. Nein, aber mein ſeliger Vater hat da lange gewohnt und meine Mutter wohnt noch da und ich habe Verwandte daſelbſt.

Ochſendorf. Wohnt Sein ſeliger Vater denn gegenwärtig in Kopenhagen?

Heinrich. Nein, Monſieur, ſeit er todt iſt, nicht mehr.

Ochſendorf. Herr Gott, iſt der ſelige Mann todt?

Heinrich. Ja, ſonſt könnt' er wol nicht gut ſelig ſein.

Ochſendorf. Das iſt auch wahr, meiner Six, ich ſtehe hier nur ſo und ſchwatze in Gedanken ſo hin.

Heinrich. Hat nichts zu ſagen, Monſieur, man kann ſich ja wol mal verſprechen. Uebrigens war das noch immer beſſer, daß Er fragte, ob der ſelige Mann todt, als wenn Er gefragt hätte, ob der todte Mann ſelig. Es war übrigens noch ein ganz junger Mann, da er ſtarb.

Ochſendorf. Da condolire ich meinem Herrn, es thut mir von Herzen leid, daß ſein guter Vater ſo zeitig in den Himmel gekommen iſt.

Heinrich. Ich danke gehorſamſt, Monſieur, und wünſche, daß Seine guten Eltern nicht ſo raſch dahin kommen.

Ochſendorf. Serviteur. Aber da mein Herr doch Freunde in Jütland hat, kennt Er nicht einen Mann, mit Namen Henning Ochſendorf?

Heinrich. Iſt das nicht der Pächter Henning Nielſen?

Ochſendorf. Ja, früher hieß er Henning Nielſen, ſeit er aber das Gut geerbt hat, von dem Ihr vielleicht gehört habt, heißt er Pächter Henning Ochſendorf. Meine Mutter wollte eigentlich, er ſollte ſich Henning von Ochſendorf nennen, aber er wollte abſolut nicht, ſolch ein ehrlicher, altfränkiſcher Mann iſt er.

Heinrich. Wie ſollt' ich denn nicht meiner eigenen Mutter Bruder kennen?

Ochſendorf. Ach, iſt es möglich?! So ſeid Ihr ja der richtige Niels Chriſtenſen, den ich ſuche, an den ich einen Brief habe?! (Sie umarmen einander und weinen.)

Heinrich. Das iſt doch wirklich, wie es im Sprüchwort heißt: das Blut mag ſo dünn ſein, wie es will, es iſt doch immer dicker als Waſſer. (Sie weinen wieder.)

Ochſendorf. Hier iſt der Brief, den mein Vater an Monfrere geſchrieben hat: a Monsieur Monsieur Niels de Christensen, Sacrosanctae Philosophiae Studiosus, abzugeben im Hungershof in Kopenhagen. (Heinrich lieſt den Brief.)

Ach mein Herzensmonfrere, alle dieſe Complimente waren nicht nöthig, ich bin ja obligirt, Ihm mit allem zu dienen, was mir möglich iſt.

Ochſendorf. Gehorſamſter Diener, mein allerliebſter Monfrere und Couſin! Will Er mir nun aber erſtlich den Dienſt erzeigen und mich nach meinem Logement in den drei Hirſchen weiſen?

Heinrich. Pfui, da darf Er wahrhaftig nicht logiren, da iſt es zu unruhig, ich werde Ihn zu meinem Schwager bringen.

Ochſendorf. Ich möchte doch lieber im Wirthshaus wohnen, Monfrere, denn vielleicht, wenn der Mann aus Rückſicht auf die Schwägerſchaft kein Geld nehmen wollte, ſo würde mich das nur geniren.

Heinrich. Er hält ebenfalls ein Wirthshaus, Monfrere, und läßt ſich bezahlen, obſchon er nicht ſo theuer iſt wie die Andern.

Ochſendorf. Na, dann iſt's gut, dann will ich Monfrere

auf dem Flecke folgen. (Sie gehen auf die andere Seite des Theaters und klopfen an; der Wirth vom Paradies kommt heraus.)

Zweite Scene.

Ochſendorf. Heinrich. Jacob.

Heinrich. Guten Tag, Schwager. Dieſer gute Mann, den Ihr hier ſeht, iſt mein Vetter und eben von Jütland gekommen; ich recommandire ihn dem Schwager, als wäre ich es ſelbſt. Er wollte in den drei Hirſchen einkehren, aber beim Schwager, denk' ich mir, iſt er beſſer aufgehoben.

Jacob. Das würde mir leid gethan haben, wenn Er wo anders eingekehrt wäre. Ich gratulire Ihm zur Ankunft in der Stadt.

Ochſendorf. Das iſt mir lieb, daß ich gleich einen Schwager gefunden habe, bei dem ich logiren kann; wenn Er mich bei ſich logiren will, ſoll mich's freuen. Wüßt' ich aber, daß Er kein Geld nehmen will, ſo möcht' ich Ihn nicht incommodiren, ſondern lieber in den drei Hirſchen einkehren.

Jacob. Ei ja doch, wir werden ſchon zurecht kommen.

Ochſendorf. Mein Herr Schwager muß mir erſt verſprechen, daß Er ſich auch hübſch will bezahlen laſſen.

Jacob. Ei, mache der Herr Schwager ſich doch darum keine Gedanken, das hat gute Wege.

Ochſendorf. Nein, auf meinen Eid, Schwager, ich kehre nicht eher bei Ihm ein, als bis Er mir verſpricht, daß Er ſich will von mir bezahlen laſſen wie von jedem andern Fremden.

Heinrich. Hör', Schwager, anders thut's mein Vetter nun einmal nicht.

Jacob. Nun ja, ja, ſo ſoll Er denn bezahlen wie ein Anderer, ich wollte nur, ich könnte Ihm einige Unterhaltung verſchaffen; ich ſelbſt, wie der Herr Schwager ſieht, bin ein einfältiger, ſchlichter Mann, und meine Liebſte iſt ebenſo.

Heinrich (zu Ochſendorf gewendet). Das Letztere muß Monfrere nun nicht glauben; ſeine Frau iſt eine der artigſten Frauen in

der Stadt. Aber er ſelbſt iſt etwas zu eiferſüchtig, obwol ich mich darauf zu ſchwören getraue, daß er keine Urſache dazu hat. Denn Alle, die ſie kennen, halten ſie für eine tugendhafte und ehrſame Dame. Aber Monfrere weiß wol ſelbſt, wie das geht, wenn ein alter Mann ſich eine junge hübſche Frau nimmt.

Ochſendorf. Da fürcht' ich ja, wir gerathen einander in die Haare; ich habe gar zu gern mein kleines Späßchen mit den Frauenzimmern.

Heinrich. Ei, das hat nichts auf ſich, er iſt im Uebrigen eine gute ehrliche Haut.

Ochſendorf. Aber doch ein bischen eiferſüchtig. Ha ha ha!

Jacob. Worüber lacht der Schwager ſo von Herzen?

Ochſendorf. O bitte, Schwager, über nichts, es war nur wegen einer närriſchen Geſchichte, die mein Vater in dem Briefe an meinen Monfrere Niels Chriſtenſen geſchrieben hat.

Jacob. Will der Herr Schwager nicht ſo gut ſein und hineinſpazieren?

Ochſendorf. Ich muß wol erſt zu meinem Wagen, er ſteht hier gleich an der Ecke. Will der Herr Schwager nicht mitkommen?

Heinrich. Ich muß Dieſelben auf eine halbe Stunde verlaſſen, werde aber die Ehre haben, Dieſelben ſogleich im Hauſe wieder zu ſehen.

Ochſendorf. Adieu denn ſo lange.

(Ochſendorf und Jacob ab.)

Dritte Scene.

Heinrich allein.

Heinrich. Die Sache macht ſich, die Sache macht ſich wirklich; nie hätt' ich einen paſſenderen Kerl finden können, meine Künſte an ihm zu üben. Was ſollte dem wol abgehen, der in ſolche gute Hände fällt, der mich zum Vetter und den Paradieswirth zum Schwager hat? Aber da kommt mein Herr.

Vierte Scene.

Schuldenborg. Heinrich.

Schuldenborg. Nun, wohlgelahrter Heinrich Gaudieb, wie geht's?

Heinrich. Wie geſchmiert; er küßt mich und nennt mich ſeinen Vetter und den Paradiesjacob ſeinen Schwager. Was meint der Herr, iſt der Anfang nicht gut?

Schuldenborg. Ha, ha! Wie nun weiter?

Heinrich. Laßt mich nur machen, ich habe ſchon den ganzen Kopf voll Tollheiten; ich werde Jacob weitere Anweiſung geben, was er zu thun hat.

Schuldenborg. Aber wenn Jacob ihm nun all ſein Geld ſtiehlt und fortläuft, ſo iſt unſere Sache ja erſt recht verdorben?

Heinrich. Um ihn daran zu verhindern, will ich in demſelben Hauſe logiren.

Schuldenborg. Ja, ſo geht's.

Heinrich. Aber um das Project auszuführen, das ich im Kopfe habe, müſſen wir noch einige Mitſpieler haben.

Schuldenborg. Ich werde ein paar gute Freunde ſchaffen, die ſich ſchon dazu bequemen.

Heinrich. Sieh, da kommt er zurück; nun geht nur fort.

(Schuldenborg ab; Heinrich in den Hintergrund.)

Fünfte Scene.

Ochſendorf. Jacob. Später Heinrich.

Ochſendorf. War das nicht ein verfluchter Kerl, der unterſtand ſich, zwei Schillinge zu fordern, blos für den Koffer hinaufzutragen.

Jacob. Ja, Herr Schwager, das ſind unverſchämte Leute, die ſehen ſich um zwei Schillinge noch nicht mal um.

Ochſendorf. Als ob zwei Schillinge nicht Geld wären!

Jacob. Wol wahr, man ſoll lange ſuchen, bis man zwei Schillinge auf der Straße findet.

Ochſendorf. Sowie die einen Fremden ſehen, ſo denken ſie auch, es giebt was zu fiſchen. Aber von mir, da verlaßt Euch drauf, ſollen ſie nicht fett werden; die Ochſendorfs, das ſind die Leute nicht, die ſich an der Naſe führen laſſen, die wiſſen beſſer, wozu das Geld nütze iſt.

Jacob. Nein, nein, ſoweit ich den Herrn Schwager kenne, wird Ihn Keiner ſo leicht hinter's Licht führen.

Ochſendorf. Den wollt' ich ſehen, dem das gelingen ſollte, und wenn es Alexander Magnus ſelbſt wäre. Uebrigens wie klug der Kerl war, ſo hab' ich ihn doch angeführt: ich gab ihm einen halben Schilling, der war mit Queckſilber beſtrichen, ſo daß er ausſah wie ein Achtſchillingſtück, und ſo hab' ich ſechs Schilling zurückgekriegt.

Jacob. Aber ich fürchte, wenn er das merkt, ſo kommt er wieder?

Ochſendorf. So leiſte ich einen Eid darauf, daß er ihn nicht von mir gekriegt hat; ſo einige kleine Eide nämlich hab' ich immer in Reſerve, mit denen ich mich frei ſchwören kann, ohne doch falſch zu ſchwören. So zum Beiſpiel: ich ſchwöre darauf, daß ich ihm kein Geld verſprochen habe, ſo verſteh' ich darunter zum Geſchenk; hab' ich ihm nun gar nichts bezahlt, ſo ſchwöre ich doch darauf, daß ich bezahlt habe, nämlich nicht ihn, ſondern einen Andern für andere Arbeit.

Jacob. Der Herr Schwager ſchlägt ſeinen lieben Eltern nach, die paſſiren allgemein als die ſchlauſten Leute weit und breit; ein guter Baum giebt gute Frucht.

Ochſendorf. Das iſt mein Hauptvergnügen, ſolche Leute anzuführen. Ich habe eine ganze Menge falſches Geld, das will ich den Leuten in Kopenhagen anſchmieren, ſo kommt mir die Reiſe nicht ſo theuer; auf ſo etwas verſtehen ſich die Ochſendorfs und darum hab' ich auch was im Sack. Ich halte das auch für keine Sünde; ſteht ja doch geſchrieben, daß Kaufleute klug ſein ſollen wie die Schlangen. Wie denkt der Herr Schwager darüber?

Jacob. Ei was Sünde, ein Dieb, der ſich nährt, iſt auch ein ehrlicher Kerl.

Ochſendorf. Da heißt es: thu' die Augen auf oder den Beutel.

Jacob. Ja, ſo ſteht's im Sprüchwort.

Ochſendorf. Das müſſen doch herrliche Leute geweſen ſein, die das Sprüchwort gemacht haben; die ſind Gold werth, wahrhaftig.

Heinrich (kommt). Sieh da, willkommen zurück!

Ochſendorf. Schön Dank, mein Herzensvetter, könnt' ich Euch nur allezeit bei mir haben!

Heinrich. Wißt Ihr was? Ich werde hier im Hauſe logiren, ſo lange der Herr Vetter in Kopenhagen iſt, das kommt für mich auf Eins heraus.

Ochſendorf. Ach, das wäre prächtig! Ich muß bekennen, Vetterchen, Ihr ſeid ganz ſo, wie man Euch mir beſchrieben hat; wir können zuſammen in einer Kammer und einem Bett logiren.

Heinrich. Ganz wohl, ſo bezahle ich die halbe Miethe.

Ochſendorf. So ſparen wir beide einen Thaler Geld dabei. Aber hört, mein Herzensvetter, Ihr müßt mich zu einem Manne bringen hier in der Stadt, mit Namen Schuldenborg. Wenn der Kerl mich nicht bezahlt bis auf den letzten Heller, ſo ſoll ihn der Teufel holen; ich will ihm zeigen, daß ich Niels Henningſen Ochſendorf heiße. Wie ſteht's mit dem Manne? Geht's hinterwärts mit ihm?

Heinrich. Ei nein, er hat, wie ich weiß, auf einer Stelle allein viertauſend Thaler ſtehen. Könnte Monfrere eine Anweiſung auf dieſen Mann bekommen, oder wollte ſelbiger Mann erlauben, daß das Geld auf ihn übertragen würde, und gäbe er Monfrere dafür eine Hypothek auf eins von ſeinen großen Häuſern, da ſtünde das Geld ſchon ſicher.

Ochſendorf. Wie heißt der Mann?

Heinrich. Er heißt Lars Anderſen, einer der beſten und zahlungsfähigſten Männer in der Stadt.

Ochſendorf. Ich habe von dem Manne gehört; wenn er mir nur für mein Geld gutſtehen wollte.

Heinrich. Mache der Herr Vetter ſich darum nur keine Sorgen, das wird alles in Richtigkeit gebracht werden. Nun laßt uns hineingehen.

(Sie gehen ab.)

Dritter Akt.

Erste Scene.

Die Börse. Nach und nach kommen verschiedene Kaufleute. Ein Kaufmann und ein Jude mit einem Barte.

Der Kaufmann. Es ist noch Niemand da, wie ich sehe, ich wollte mir Kronen umwechseln, aber der Teufel gebe ihnen elf und ein Viertel Procent. Ich bitte lieber um Prolongation bis morgen oder übermorgen: denn der Cours wird ja hoffentlich fallen. Aber da sehe ich einen Juden, ich muß doch mal hören, was er haben will. Serviteur, Monsieur, hat Er keine Kronen zu wechseln?

Der Jude. Nein, Monsieur, ick globe nit, daß ick welche hob; ist's viel, wos der Härr will hoben?

Der Kaufmann. Viertausend Thaler.

Der Jude. Ick hob itzund selber kane, Monsieur, aber vielleicht kann ick Ihne welche schaffen von ein guten Fraind for zwelftehalb Procent.

Der Kaufmann. Zwölftehalb Procent? Das ist ja jüdisch.

Der Jude. Nein, ick bin auch ein Jüd. Ick will Ihm sogen, Monsieur, der Cours ist elf und en Vertelchen, nu muß ick doch hoben zum mindesten fer meine Mih e Vertelchen?

Zweite Scene.

Der Kaufmann. Ein zweiter Kaufmann. Der Jude.

Erſter Kaufmann. Nein, da bedanken wir uns, ſo lange noch Chriſten im Lande ſind, handeln wir nicht mit Juden. Aber ſieh, da ſehe ich ja einen braven ehrlichen chriſtlichen Kaufmann. Hört, mein Herr, hat Er keine Kronen zu verwechſeln?

Zweiter Kaufmann. Ja, zu dienen.

Erſter Kaufmann. Wie viel Procent nimmt Er?

Zweiter Kaufmann. Zwölf Procent.

Erſter Kaufmann. Da kann ich ſie ja bei dem andern Juden für elf kriegen?

Zweiter Kaufmann. Kann wol ſein.

Erſter Kaufmann. Ich ſehe ſchon, die chriſtlichen Juden ſind noch ſchlimmer, ich muß nur wieder zu dem Vorigen. Hör' Schmuel, dann gieb mir was von Deinen Kronen.

Der Jude. Mein Name iſt Mauſes, mein Herr, ich bin kein Schmuel, ſondern an Jüd aus Portugal; will der Herr mit mir kümmen nach Hauſe, kann Er welche kriegen, aber billiger nicht.

Erſter Kaufmann. So wollen wir nur gehen.

Der zweite Kaufmann (bleibt zurück). Ehe ich meine Kronen unter zwölf Procent verwechſele, ſollen ſie lieber geradezu liegen bleiben. Ich denke aber, ich werde wol noch mehr herausdrücken, wenn das oſtindiſche Schiff weggehen ſoll.

Dritte Scene.

Schuldenborg. Der Kaufmann.

Schuldenborg. Serviteur, Monsieur. Ich brauche da ſchnell etwas Geld, ich bin gern bereit, doppelte Zinſen zu geben, wenn Monſieur mir ſo ein tauſend Thaler leihen will.

Der Kaufmann. Will mein Herr mir zwölf Procent geben, ſo kann Er es ſchon kriegen.

Schuldenborg. Von Herzen gern und wenn es vierzehn wären; nicht als ob ich es so nöthig brauchte, sondern weil ich in aller Eile ein höchst vortheilhaftes Geschäft damit machen kann.

Der Kaufmann. Ja, wenn Monsieur mir ein Pfand, Caution oder Endossement verschafft, so kann Er es gern kriegen, und wenn es zweitausend wären.

Schuldenborg. Monsieur, ich werde Ihm einen Wechsel von mir geben. Er kennt mich ja hinlänglich und weiß, daß ich ein honnête homme bin.

Der Kaufmann. Nein, Monsieur, ich muß mein Wort zurücknehmen, mir fällt eben ein, daß ich kein Geld habe.

Schuldenborg. Monsieur, ich will Ihm sechzehn Procent geben.

Der Kaufmann. Nein, wirklich, im Ernst, mein Herr, ich habe keins.

Schuldenborg. Wolan, ich will Ihm zwanzig geben und Ihm das Agio vorauszahlen.

Der Kaufmann. Auf mein Wort, ich habe kein Geld; adieu. (Ab.)

Vierte Scene.

Schuldenborg allein.

Schuldenborg. Na, so wünsch' ich Dir, daß Du auch nie was kriegst! Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich mich vor diesem elften Juni retten soll, es müßte denn sein, daß Heinrichs Anschlag gelingt. Aber ich zweifle daran, der Anschlag ist gar zu verwegen. Und doch muß ich ihm freie Hand lassen: denn wenn ich ihm etwas einwende, so wird er böse. Der Anschlag ist nämlich dieser, daß mein College Jens Trockenholz sich ausgeben soll für Lars Andersen, einen der reichsten Männer der Stadt; er soll vorgeben, als ob er mir eben so viel Geld schuldet, wie ich dem Ochsendorf, soll das Geld auf sich überschreiben lassen und ihm dafür eine erste Hypothek aufs Rathhaus geben. Wie ich den Anschlag zuerst hörte, fragte ich ihn, ob er den Verstand verloren; denn das ist ja so dreist, das kann kein Komödien-

ſchreiber gebrauchen. Er aber erwiderte: Bedenken Sie, Herr, nur zwei Dinge, erſtlich die Dummheit des Menſchen, zweitens das Vertrauen, das er zu mir als ſeinem Vetter und beſten Freunde trägt, ſo hat die Sache gar nichts Unmögliches. Jetzt iſt er hin, um das Rathhaus zu beſehen, das er für Lars Anderſens Haus hält; ich warte mit Schmerzen auf meinen Collegen, er verſprach mir ..... Aber da kommt er ja.

Fünfte Scene.

Schuldenborg. Trockenholz.

Schuldenborg. Wo bleibt Ihr denn ſo lange, Monfrere?

Trockenholz. Es ſchlug eben erſt halb Zwölf. Aber wo iſt der Dummkopf denn?

Schuldenborg. Er iſt mit Heinrich hin, das Haus zu beſehen, das Ihr ihm verpfänden wollt.

Trockenholz. Was für ein Haus iſt denn das?

Schuldenborg. Das Rathhaus.

Trockenholz. Ha, ha, ha!

Schuldenborg. Stelle Dich nur höchſt ehrbar und laß Heinrich machen. Da kommen ſie zurück.

Sechſte Scene.

Die Vorigen auf- und abſpazierend. Ochſendorf und Heinrich treten ein.

Ochſendorf (ſich nach allen Seiten umſehend). Element, was iſt dieſe Börſe für ein Haus?

Heinrich. Das iſt ein ſchönes Gebäude und in den Buden da draußen kann Monſieur alles bekommen, was er verlangt.

Ochſendorf. Wenn ich ein gutes ſpaniſches Rohr kriegen könnte, ſo möcht' ich wol ſo ein oder zwei Mark daran ſpendiren oder auch allenfalls drei.

Heinrich. Ei ja, ein gutes ſpaniſches Rohr kann Monfrere unter ſechs Thalern nicht kriegen.

Ochſendorf. Gott ſteh' meinen ſechs Thalern bei! Nein, da ſchlag' ich mir den Firlefanz lieber aus dem Sinne; Geld, das iſt heutzutage ein Ding, womit man nicht ſpaßen darf.

Heinrich. Belieben der Vetter nicht ſonſt was Hübſches zu kaufen?

Ochſendorf. Ich möchte wol ſo einen kleinen hölzernen Vogel, mit 'ner Pfeife im Hintern, für meinen jüngſten Bruder Chriſtian, wenn ich nach Hauſe komme, aber er muß nicht zu theuer ſein. Aber wem gehören dieſe Gemälde, die hier herumhängen?

Heinrich. Wenn Monſrere Liebhaber iſt, die kann er ſich kaufen. (Leiſe) Element, wenn ich den dazu bringen könnte, die Gemälde hier zu kaufen, die der Börſe gehören, das wäre eine nette Geſchichte.

Ochſendorf. Nein, Vetter, die ſehen gar zu altfränkiſch aus.

Heinrich (leiſe). Hol' ihn der Teufel, er beißt nicht an.

Ein Knabe (kommt mit Büchern unter'm Arm). Kauft ſchöne neue Bücher, Monſieur! Kauft: „Zufriedenheit iſt mein Vergnügen! Zufriedenheit iſt kein Vergnügen!"

Ochſendorf. Haſt Du nicht Peter Paarſen ſeine Chronik? Von Chroniken, Vetter, bin ich ein großer Liebhaber; vordem hatte ich dem Saxo ſeine Grammatik und die Hvidtfeldtſche Chronik, aber Peter Paarſen ſeine Chronik gefällt mir beſſer, denn in der andern ſind keine Kupferſtiche.

Der Knabe. Ja, hier iſt ein Peter Paars.

Ochſendorf. Was ſoll er denn koſten?

Der Knabe. Vier Mark.

Ochſendorf. Hol' Dich der Henker mit Deinen vier Mark; willſt Du acht Schillinge haben?

(Der Knabe geht weiter und bietet ſeine Bücher den Uebrigen an, die auf- und abgehen.)

Ochſendorf. Der Kerl thut noch ganz vornehm zu meinen acht Schillingen und doch iſt das wahrhaftig alles, was das Buch werth iſt; es iſt nicht mal alles wahr, was drin ſteht. Uebrigens hör' ich, daß Peter Paars ein anſtändiger Kerl geweſen ſein ſoll; Schande genug, daß ſie dem armen Kerl nicht

einmal die Ruh' im Grabe gönnen. Aber was giebt's, Vetter? Seid Ihr nicht wohl, der Schweiß ſteht Euch ja auf der Stirn?

Heinrich. Seid ſtill von dem Buch, Vetter, mir wird's ſchlimm, ſowie ich davon höre; kein Türke hätte den Baccalaurussen und Magiſtern ſo zu Leibe gehen können als der Verfaſſer dieſes Buchs. Aber was meint der Herr Vetter denn zu Lars Anderſens Haus am Markt?

Ochſendorf. Das Haus iſt ſoweit ganz ſchön, aber nur ein bischen ſeltſam gebaut.

Heinrich. Das Haus, kann ich Monfrere verſichern, wird nicht unter zwanzigtauſend Thaler verkauft; er hat es ſelbſt gebaut, aber ich möchte ſchwören, nicht mit dreißigtauſend Thalern.

Ochſendorf. Das iſt ein närriſcher Einfall, ſo viel Geld in ein Haus zu ſtecken.

Heinrich. Ei ja doch, was denkt Ihr? Lars Anderſen achtet dreißigtauſend Thaler nicht mehr als Monfrere zehn Thaler.

Ochſendorf. Ja, bei uns in Jütland kennt man Lars Anderſen auch; will der ein Kapital von mir haben, ſo kann er das auf ſeine bloße Handſchrift kriegen.

Heinrich. Das iſt ſchon wahr, Monfrere, aber der ſicherſte Weg iſt doch immer der beſte. Aus der Stadt hier dürfte ſich Keiner unterſtehen, ein Unterpfand von ihm zu verlangen: aber Monfrere muß nur ſagen, daß er hier fremd iſt, da wird es ſich ſchon machen. Ich für mein Theil kann Monfrere mit nichts dienen als blos mit meinem Rathe, denn meine Lage iſt nicht von der Art, daß ich die Güte, die Seine Eltern für mich gehabt haben, jemals vergelten kann.

Ochſendorf. Ei, mein allerliebſter Vetter, guter Rath iſt ja beſſer als Geld.

Heinrich. Dann kann ich Monfrere auch nicht zugeben, daß Er ſich mit ſeiner bloßen Unterſchrift begnügt, ſondern er muß Ihm Hypothek geben auf das große Haus am Markt. Denn Seine Eltern wollen doch, daß das Geld auf Hypothek gegeben werden ſoll?

Ochſendorf. Gut, Monſrere ſoll Seinen Willen haben. Aber da fällt mir eben was ein: nämlich warum wir, da wir doch Vettern ſind, noch Ihr zu einander ſagen.

Heinrich. Das iſt auch wahr; von jetzt ab wollen wir uns, wie es Brüdern geziemt, Du nennen.

Ochſendorf. Iſt's nicht ſo?

(Sie küſſen einander.)

Heinrich. Aber wahrhaftig, da ſeh' ich ja den Lars Anderſen; ſchau, wie er umhergeht und nachdenkt.

Ochſendorf. Das will ich Dir erklären, Monſrere: ſolcher Mann hat Tauſenderlei im Kopf, beſonders ſo um den elften Juni herum. Ich weiß aber nicht, ob es ſich für mich wol paßt, ihn anzureden; will Monſrere nicht ſo gut ſein, und es ſtatt meiner thun?

Heinrich. Gehorſamſter Diener, mein Herr Anderſen, ich möchte gern wiſſen, ob Monſieur Schuldenborg nicht etwas Geld bei Ihm ſtehen hat?

Trockenholz. Ich glaube ja; aber was geht das Euch an?

Heinrich. O ja, mein Herr, daran liegt uns ſehr viel.

Trockenholz. Ich habe jetzt keine Zeit, mich damit zu befaſſen, Ihr könnt ein andermal wieder kommen.

Heinrich. Ach, mein Herr, da ich einmal das Glück habe, Ihn ſo zeitig auf der Börſe zu treffen, bevor noch Andere da ſind, möchte ich Ihn doch gehorſamſt bitten, mich anzuhören. Dieſer junge Mann, den mein Herr da ſieht, hat dreitauſend Thaler bei Schuldenborg zu fordern. Schuldenborg hat aber ſchon ſeit mehren Jahren die Zinſen nicht pünktlich bezahlt und darum will er ihm das Geld kündigen und es anderwärts ſicher unterbringen. Wenn mein Herr Anderſen ſo gut wäre, das Kapital zu übernehmen, ſo ſtände das Geld freilich ſicher.

Trockenholz. Ei was, damit gebe ich mich nicht ab, ich zahle Monſieur Schuldenborg ſein Geld und dann ſind wir auseinander. Wie heißt der junge Menſch denn?

Ochſendorf. Ich heiße Ochſendorf und bin Henning Nielſens Sohn.

Trockenholz. Ei, ſeid Ihr Henning Nielſens Sohn? Euer

Vater ist ein hübscher Mann, seinetwegen will ich thun, was ich kann.

Ochsendorf. Ergebenster Diener, meine Eltern werden es sich angelegen sein lassen, Eure Güte zu erwidern.

Trockenholz. Ei, Bagatell. Hätten wir nur Monsieur Schuldenborg hier, so könnten wir die Sache bald ins Reine bringen. Ich glaube, da geht er; ja das ist er! Hört, Monsieur Schuldenborg, auf ein Wort! Dieser junge Mann hat erfahren, daß Ihr ein Kapital bei mir stehen habt, und da er eine Summe Geldes von Euch zu fordern hat, die er gern anders unterbringen will, so hab' ich ihm versprochen, daß die bei mir untergebracht werden kann, so daß ich sein Schuldner werde. Ja, Monsieur, da hilft nun kein Augenwinken, ich bin ein ehrlicher Mann, der sich auf kein Hocuspocus versteht. Und obenein hab' ich diesem jungen Manne meine Dienste zugesagt um seiner braven Eltern willen.

Schuldenborg. Wer sagt, daß ich mit den Augen winke? Hätte mein Herr das wo anders gesagt, so .....

Trockenholz. Nun, was wäre dann? Denkt Ihr, ich lasse mich verblüffen von charmanten Kleidern? Ihr scheint Lars Andersen noch nicht recht zu kennen.

Schuldenborg. Nun ja, ich weiß, daß Er ein reicher Mann ist, im Uebrigen jedoch...

Trockenholz. Was wollt Ihr sagen mit dem „im Uebrigen jedoch?"

Heinrich (tritt dazwischen). Ach, mein Herr Andersen! ereifere Er sich doch nicht, bedenk' Er doch, wir sind auf der Börse!

Trockenholz. Ihr habt Recht. Hört, Monsieur Ochsendorf, Ihr sollt Euer Kapital von mir bekommen.

Schuldenborg. Aber ich bin doch der Mann, ihn selbst zu bezahlen?

Heinrich. Nein, das wünscht er eben nicht, seine Eltern wollten das Geld lieber bei Monsieur Lars Andersen stehen haben. Wenn Monsieur überhaupt bezahlen will, so kann Ihm das ja einerlei sein.

Schuldenborg. Das iſt wol wahr, aber ich kann es nicht vertragen, wenn man an meiner Ehrlichkeit zweifelt.

Ochſendorf. Ich zweifle ja nicht an Seiner Ehrlichkeit, meine Eltern wollen es ja blos ſo haben.

Schuldenborg. Wolan denn, ich bin es zufrieden; wenn die Börſe vorbei iſt, wollen wir nach Hauſe gehen und die Sache ins Reine bringen.

Heinrich. Aber ich möchte gern noch ein Wort mit Monſieur Anderſen reden, wenn Er es nicht ungütig nehmen will. Daß Monſieur Ochſendorf ſein Geld in keinen beſſern Händen haben kann als bei Ihm, davon iſt er überzeugt, allein ſeine Eltern haben ihm einmal befohlen, es nicht wegzugeben, es ſei denn als Hypothek auf ein Haus.

Trockenholz. Ja, mir iſt's recht; dann kann Er eine Hypothek auf mein großes Haus am Markt kriegen.

Ochſendorf. Das iſt charmant, ich habe das Haus geſehen, das wird wol auch einen Thaler acht Groſchen zu bauen gekoſtet haben.

Trockenholz. Jetzt muß ich die guten Herren verlaſſen, bis die Börſe vorbei iſt. Adieu.

Siebente Scene.

Die eigentliche Börſenzeit wird vorgeſtellt. Es treten ſo viele Perſonen auf, wie der Raum nur irgend faſſen will. Einige laſſen die Köpfe hängen, Andere drohen einander, Andere zanken ſich, Andere ſind vergnügt, Andere ſind traurig und ringen die Hände. Ein Jeder kann ſprechen was er will, da man doch nichts davon verſteht. Verſchiedene Knaben treten auf mit Plakaten und neuen Liedern, welche ſie feil bieten. Endlich verliert ſich Einer nach dem Andern, nachdem der Lärm eine Viertelſtunde gewährt hat, bis die vorigen Perſonen allein ſind, und zuletzt gehen dieſelben ebenfalls fort. —

Vierter Akt.

Erſte Scene.

Ochſendorf allein.

Ochſendorf. Ha ha ha, das dacht' ich wol, daß das ſo kommen würde; mein Schwager iſt ganz eiferſüchtig. Und allerdings, wär' er nicht mein Schwager, ich macht' ihn zum Hahnrei. Es iſt eins der niedlichſten und angenehmſten Weiber, die ich je geſehen habe. Auch merk' ich ſchon, ſie iſt zahm genug, ſo daß es mich nicht viel Mühe koſten würde. Sie läßt mich nicht aus den Augen, und wie ſie mich zum erſten Mal ſah, ſeufzte ſie, als ob ihr die Seele aus dem Leibe führe. Ich bin auch kein Klotz und habe meine Empfindungen wie die Andern, ja ich muß ſagen, wenn ..... Aber da iſt mein Vetter Niels Chriſtenſen, ich muß doch hören, ob er noch nichts von der Geſchichte gemerkt hat.

Zweite Scene.

Ochſendorf. Heinrich.

Ochſendorf. Serviteur, mon frère, wo kommſt Du her?

Heinrich. Ich komme von unſerer Schwägerin; Du haſt Glück, Monſrere.

Ochſendorf. Wie ſo?

Heinrich. Du haſt Glück.

Ochſendorf. Worin beſteht das Glück?

Heinrich. Die Madame iſt ganz verliebt in Dich.

Ochſendorf. Haſt Du es auch gemerkt?

Heinrich. Nicht nur gemerkt hab' ich's, ſondern auch gehört, und zwar aus ihrem eigenen Munde.

Ochſendorf. Du magſt den Teufel?!

Heinrich. Es fiel mir gleich Anfangs auf, wie ſie ſich benahm; ich konnte doch unmöglich denken, daß ſolch ehrbares Weib ſich verlieben könne. Als ich aber vorhin an ihrer Kammer vorbeiging, hört' ich ein Seufzen und Heulen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Ich ging etwas näher und da hört' ich denn, daß es meine Schwägerin war, und daß ſie Monfrere's Namen wiederholte wol mehr als zehnmal. Ach mein allertheuerſter Ochſendorf, ſagte ſie, daß doch dein Herz ſich zu mir neigte, wie meins zu dir! Ach unſelige Stunde, da ich dich zum erſten Mal erblickte! Und ſo in der Art weiter! Ich war ganz beſtürzt darüber: denn ich kann Monfrere zuſchwören, ich kenne ſie nun in die acht Jahre und habe nie bemerkt, daß ſie in die geringſte Anfechtung verfallen wäre, obſchon ſie viele Anbeter gehabt hat. Aber Monfrere hat nun mal ſolchen glücklichen Stern, und ich ſelbſt muß ſagen, wär' ich ein Frauenzimmer, verliebte ich mich ebenfalls in Dich bis über die Ohren. Denn Du haſt nicht nur ein ſchönes Aeußere, ſondern auch ausgezeichnete angenehme Manieren, ſo daß es ſchwer hält, einem ſolchen Manne zu widerſtehen.

Ochſendorf. Ich kann das nicht leugnen, Monfrere, daß ich ſchon manches Frauenzimmer in Verſuchung geführt habe... Aber was will das Mädchen hier?

Ein Mädchen. Hier iſt ein Brief von Jemand, den ſoll ich an Monſieur beſtellen und ſoll auf Antwort warten. (Giebt ihm heimlich einen Brief.)

Ochſendorf (lieſt den Brief laut). „Monſieur! Nie hätte ich mir eingebildet, daß ein Menſch in der Welt im Stande wäre, mein Herz dermaßen in Unruhe zu verſetzen, daß ich die Modeſtie verletzen ſollte, welche bis dahin meine Haupttugend geweſen, und meine Liebe einem fremden Manne anbieten. Aber ach, trotze Niemand auf ſeine Tugend! Ich glaubte bisher auch voll-

kommner zu ſein als andere Menſchen; aber Monſieurs Geſtalt und angenehme Manieren haben meine Ehrbarkeit erſchüttert und ein ſolches Feuer in meinem Herzen entzündet, daß daſſelbe in kurzer Zeit verzehrt ſein wird, wenn Monſieur nicht mit einer geneigten Antwort beruhigt, die ich verbleibe ꝛc. Abelone Jacob Peterſens. Poſtſcript. Ich bitte den Brief doch ja gleich zu zerreißen."

Heinrich. Element, iſt's alſo richtig, wie ich ſagte? Was willſt Du nun antworten?

Ochſendorf. Ich kann nicht antworten, Monſrere, ich zittere an allen Gliedern.

Heinrich. Ja ſo, biſt Du ſchon ſo angeſchoſſen?

Ochſendorf. Will Monſrere nicht ſtatt meiner antworten? Ich ſchreibe zwar einen Brief ſo gut wie Einer, in dieſem Augenblick aber kocht mir das Blut dermaßen, daß ich nicht im Stande bin zu antworten. Schreib' ihr, mein Herzensmonſrere, daß ich noch zehnmal verliebter in ſie bin .... Aber wahrhaftig, da kommt der Herr Schwager in Perſon, laß uns auf unſere Kammer hinaufgehen und den Brief ſchreiben.

(Reißt den Brief in Stücke.)

Dritte Scene.

Jacob allein.

Jacob. Alles geht wie beſtellt. Eine von den Mamſellen iſt meine Frau und ſpielt ihre Rolle, daß es eine Luſt iſt zu ſehen. Er iſt verliebt und will mich zum Hahnrei machen, während ich doch gar nicht verheirathet bin, und ich bin eiferſüchtig auf meine Frau, obſchon ich gar keine habe. Heinrich läßt ſich vortrefflich an, recht wie ein alter durchtriebener Schelm. Kurz, hier wird eine Komödie geſpielt, die, wenn uns Niemand ſtört, ganz allerliebſt werden kann. Da iſt Heinrich.

Vierte Scene.

Jacob. Heinrich.

Heinrich. Nun, wie geht's, Schwager? Iſt's wahr, biſt Du wirklich ſo eiferſüchtig?

Jacob. Krieg' Du den Teufel mit Deiner Schwägerſchaft und Vetterſchaft! Aber, Heinrich, ich fürchte, wenn die Hiſtorie einmal herauskommt, ſo geht's uns ſchlecht.

Heinrich. Die kann gar nicht herauskommen, außer wir verrathen uns ſelbſt. Uebrigens wenn ſie auch herauskommt, was hat es zu ſagen? Ich bringe mich wol durch, und Dir kann doch auch nicht mehr paſſiren, als daß Du gehängt wirſt. Na, und das iſt wol ein rechtes Unglück, als ob es Dir nicht einerlei wäre, Du wirſt heut gehängt oder morgen.

Jacob. Wenn es einerlei iſt, ob man heut gehängt wird oder morgen, ſo hoff' ich, Du wirſt aus alter Freundſchaft Dich ſtatt meiner hängen laſſen.

Heinrich. Nein, Jacob, ich möchte Dich gern überleben, um Dir die Grabſchrift zu ſetzen, und die ſollte ſo lauten: Hier hängt Jacob Chriſtopherſen, weiland wohlverdienter Wirth im Paradieſe, ſeines Alters vierzig Jahre. Fragſt Du, wie es zugeht, daß er nicht ſchon vor zwanzig Jahren gehängt iſt, ſo wiſſe, daß der Teufel ſeinen Leuten Zeit läßt. Dieſes hat dem Verſtorbenen zu Ehren errichtet ſein tiefbetrübter nachgelaſſener Freund Heinrich Larſen, fecit.

Jacob. Nun, nun, Heinrich, nur nicht gar zu grob.

Heinrich. Ei, Jacob, ich weiß ja, daß Du Spaß verſtehſt.

Jacob. Alles mit Maßen.

Heinrich. Wärſt Du nicht mein guter Freund, ſo würd' ich nicht ſo mit Dir ſpaßen.

Jacob. Spaß verſteh' ich ſchon, aber meinem ehrlichen Namen und Ruf muß Keiner zu nahe treten.

Heinrich. Freilich wol, die Wirthe im Paradies waren

von jeher vortreffliche Leute. Aber weißt Du auch, Jacob, was der Dummkopf jetzt treibt?

Jacob. Nein.

Heinrich. Er ſchreibt eine höchſt bewegliche Antwort auf der Mamſell ihren verliebten Brief.

Jacob. Ha ha ha, da kommt ſie ſelbſt.

Fünfte Scene.

Lucretia. Heinrich. Jacob.

Lucretia. Eben hab' ich einen Brief gekriegt, der iſt Gold werth; nun iſt das Spiel gewonnen.

Jacob. Was antwortet er?

Lucretia. Ei, das ſind nichts als Engel vorn und hinten.

Jacob. Nu, ſpiele Deine Rolle nur brav weiter.

Lucretia. Poſſen, als ob ich nicht vom Handwerk wäre. Aber ſieh, da kommt er.

Sechſte Scene.

Ochſendorf. Heinrich. Jacob. Lucretia.

Ochſendorf. Serviteur, Schwager. Nun bin ich ſeelenvergnügt, ich habe mein Kapital einem unzuverläſſigen Manne aus den Händen genommen und bei einem Andern untergebracht, bei dem mir meine Zinſen auf Tag und Stunde ſicher ſind.

Jacob. Wer iſt der Mann, Schwager?

Ochſendorf. Das iſt Lars Anderſen.

Jacob. Ja, der iſt freilich gut, ich wollte nur, ich hätte eine Tonne Goldes bei ihm ſtehen.

Ochſendorf. Er hat mir eine Hypothek dafür gegeben auf ſein großes Haus am Markt, und das alles dank' ich meinem Vetter Niels Chriſtenſen; ſolchen Vetter giebt's nicht wieder.

Heinrich (den Wirth bei Seite ziehend). Hört, Schwager, Ihr

könnt Euch nicht vorstellen, was dem Ochsendorf seine Eltern für brave Leute sind. Und was für einen Namen sie sich gemacht haben. Das sind jetzt zwanzig Jahre her, da hatten sie nichts zu beißen noch zu brechen und waren verachtet bei allen Nachbarn, jetzt dagegen haben sie es durch ihren Fleiß und ihre Schlauheit so weit gebracht, daß ihre Nachbarn sammt und sonders Bettler sind und daß sie alles Geld allein haben. (Während sie mit einander sprechen, steht Ochsendorf und flüstert mit der Mamsell; Jacob sieht sich um und stellt sich bös darüber. Heinrich dreht ihm den Kopf wieder zu sich hin und fährt in seiner Erzählung fort:) Wie Henning Ochsendorf zuerst in die Höhe kam, Schwager, das war so: er kaufte sich von Zeit zu Zeit eine Menge Processe und wie er den ersten gewonnen hatte, da hatte er Geld in Händen, um die andern ebenfalls zu gewinnen. (Ochsendorf küßt der Mamsell die Hände; Jacob sieht sich um, wird bös und stampft vor Zorn auf die Erde. Heinrich dreht ihn wieder um.) Ich sage das nicht aus Parteilichkeit, Schwager; denn das Zeugniß müßt' ich ihnen geben und wenn sie gar nicht mit mir verwandt wären. Summa Summarum: er gewinnt einen Proceß nach dem andern, so unsicher sie waren, und davon bekamen die Leute vor ihm solchen Respect und solche Hochachtung, daß sie, wenn ihre Sache auch noch so gut war, ihre Ansprüche doch lieber gegen eine Kleinigkeit fallen ließen, ehe sie mit Ochsendorf vor Gericht gingen. Was dünkt Euch, Schwager, ist das nicht alles Mögliche von einem unstudirten Manne? (Jacob läuft hin und stellt sich, als ob er die Mamsell heimlich auszankte; Heinrich zieht ihn wieder zurück.) Summa Summarum, Schwager: wie er ein Mann von zehntausend Thalern geworden war, legte er sich auf die Handlung. Aber denkt Ihr, daß er sich darauf einließ, Schiffsparte zu kaufen, oder fremde Waaren kommen zu lassen, um sie wieder umzusetzen, oder Wechselhandel zu treiben oder irgend etwas Anderes, wobei ein Risico ist? Ja richtig, dazu war Henning Ochsendorf zu klug. (Jacob stellt sich, als ob er wieder hin will; Heinrich hält ihn zurück.) Summa Summarum: er ging den sichern Weg, Schwager, er ließ sich nur auf solche Geschäfte ein, wobei Gewinn war und kein Risico. Keinen Schilling lieh er aus ohne Unterpfand und auch das noch mit der Bedingung, daß,

wenn das Pfand nicht pünktlich zum Termin eingelöst wurde, so war es ihm verfallen. So wurde sein Haus angesehen und wird noch heutigen Tags angesehen als eine Bank für arme Leute, welche in Noth sind und kein Geld kriegen können außer gegen Pfand. (Jacob wird wieder unruhig und Ochsendorf lacht, daß er sich den Bauch hält.) Summa Summarum, allerwertheſter Schwager: er hielt jährlich einmal Auction über dieſe Pfänder und das Allerergötzlichſte dabei war, daß mitunter dieſelben Leute, denen das Pfand gehörte, es um das Doppelte zurückkauften, wofür ſie es verſetzt hatten.

Jacob. Iſt der Schnack noch nicht bald zu Ende?

Heinrich. Summa Summarum: es wäre zu wünſchen, daß Andere Ochſendorfs Beiſpiel nachfolgten und eben ſolchen vorſichtigen Handel trieben, ſo würde es mit manchem beſſer ſtehen, als es thut.

(Lucretia geht ab, indem ſie Ochſendorf zuwinkt.)

Siebente Scene.

Jacob. Ochſendorf. Heinrich.

Jacob. Was war denn das für ein Geflüſter, Schwager, mit meiner Frau?

Ochſendorf. Ei nichts, ſie fragte mich blos nach meinen Eltern; der Herr Schwager wird mir doch nicht zutrauen, ich könnte was anders mit ihr reden, als was Jeder hören kann?

Jacob. Nein doch, ich denke in der That zu gut von meiner Frau, als daß ich ſie im Verdacht hätte.

Heinrich. Und für meinen Vetter Ochſendorf ſag' ich gut.

Ochſendorf. Ich will mich nicht ſelbſt rühmen, aber beſondere Springhengſte ſind die Ochſendorfs nie geweſen.

Heinrich. Nein gewiß, das kann Jeder hören, Monſrere. Ich habe nie ſolche Leute gekannt wie in Deiner Familie, die gehen alle, ſo viel ich ihrer kenne, mit den Frauenzimmern ebenſo um wie mit den Mannsleuten. Ich weiß aber noch nicht, ob das juſt eine Tugend iſt, ſo ſehr kaltſinnig zu ſein.

Jacob. Ei gewiß, Schwager, iſt das eine Tugend, und zwar eine von den größten Tugenden; Ihr dürft jungen Leuten ja nichts Anderes vorpredigen.

Heinrich. Ihr habt Recht, Schwager, vor jungen Leuten darf man nicht anders reden, aber immer ausgenommen Monſrere Ochſendorf. Denn wenn man dem auch ein ganzes Jahr vorpredigen wollte, man brächt' ihn doch nicht dazu, verliebt zu werden; wären alle junge Menſchen von Natur ſo, da brauchte kein ehrlicher Mann ſich um ſeine Frau zu ängſtigen. Wo ein Menſch mal von Natur gut iſt, Schwager, da iſt er auch durch nichts zu verführen, und ebenſo, wo die Natur ſchlecht iſt, da hilft auch keine Ermahnung zum Guten.

Ochſendorf. Es gilt darüber ein gewiſſes lateiniſches Sprüchwort, das kannſt Du uns ſagen, Monſrere, da Du ja ſtudirt haſt? Ich hab' es wol zehnmal gehört, es iſt ein ganz bekannter Spruch.

Heinrich. Das heißt auf Latein, Monſrere: Gaudeamus igitur, post molestam nimus.

Ochſendorf. Nein, ſo, dächt' ich, hieße es nicht.

Heinrich. Ja, Monſrere, das Latein iſt eine außerordentlich reiche Sprache, man kann darin ein und dieſelbe Sache auf vielerlei Manieren ſagen: ſo kann man das auch auf eine andere Manier geben, zum Beiſpiel: parva scintilulla habet contemtula nos habebit humus.

Ochſendorf. Entſchuldigt mich, ich muß auf meine Kammer und einen Brief mit der Poſt ſchreiben. (Ab.)

Achte Scene.

Heinrich. Jacob.

Heinrich. Hol' Dich der Henker mit Deinem Latein, das war eine ſchöne Angſt, die er mir damit gemacht hat!

Jacob. Ha ha ha! Aber wozu brauchen wir denn alle dieſe Umſchweife?

Heinrich. Die ſind ſehr nöthig, Jacob: denn je eiferſüchtiger Du Dich ſtellſt, je verliebter wird er. Weißt Du, was Du nun zu thun haſt? Sobald Du ſie auf Ochſendorfs Kammer huſten hörſt, ſo iſt dies das Signal, daß Du mit zwei Zeugen hereinbrichſt, und da wollen wir ihn dann in eine Angſt verſetzen, wie er ſie noch in ſeinem Leben nicht gehabt haben ſoll. Laß uns nur raſch gehen.

Fünfter Akt.

Erſte Scene.

Jacob. Zwei Zeugen.

Jacob (geht an die Thüre und lauſcht). Hört Ihr wol, Ihr lieben Leute? So wie ich Euch einen Wink gebe, ſtürzt Ihr gleich mit mir hinein. (Er winkt ihnen, ſie ſtürzen mit ihm hinein und bringen Ochſendorf herausgeſchleppt.) Ei, Du undankbarer Bube, iſt das der Dank für die Höflichkeit, mit der ich Dich in mein Haus aufgenommen und Dir alles Gute erwieſen habe?! Sieh her (indem er ſeinen Degen zieht), ich werde Dich lehren, was das zu bedeuten hat, eine anſtändige Dame zu beſchimpfen!

Zweite Scene.

Heinrich. Die Vorigen.

Heinrich. Holla, was iſt hier los? Was macht Ihr, Schwager? Wollt Ihr in Eurem eigenen Hauſe zum Mörder werden an eines braven Mannes Sohn und Eurem eigenen Verwandten?!

Jacob. Laß mich los, Schwager, oder das Donnerwetter holt Euch alle zuſammen!

Heinrich. Ach, mein allerliebſter Schwager, bedenkt doch, was Ihr thut?!

Jacob. Bedenken hin, bedenken her, er muß geopfert werden, und iſt meine Frau ſchuldig, ſo muß ſie mit ihm ſterben. Laß mich los, ſag' ich!

Heinrich. Was ist denn geschehen, mein allerliebster Schwager?!

Jacob. Er hat wollen mein Ehebett beflecken — laß mich los, he Du! (Heinrich balgt sich so lange mit ihm, bis er ihm den Degen aus der Hand windet.) Hei Gewalt! Gewalt! Ihr guten Männer sollt mir bezeugen, was hier passirt ist! Kann ich mich nicht selbst rächen, so sollen Gesetz und Recht mich rächen!

Dritte Scene.

Lucretia. Die Vorigen.

Lucretia (mit fliegenden Haaren). Wo ist der Schelm? Ich will ihn packen! Ist das eine Art mit einer anständigen Dame umzugehen? (Ochsendorf verkriecht sich hinter Heinrich.). Sein Herzblut muß ich sehen; denkt er, ich bin eine Hure? Wo ist er geblieben? Ach, ich sterbe, wenn ich nicht auf dem Fleck Rache bekomme! Holla, bist Du da?! (Sie faßt ihn bei den Haaren und schüttelt ihn tüchtig. Heinrich springt dazwischen und wehrt sie ab. Die beiden Männer halten Jacob.) Ei, laßt mich doch Rache nehmen an ihm!

Heinrich. Ei, meine Herzensschwägerin, wir sind alle Menschen, Ihr müßt Nachsicht haben mit einem jungen Menschen.

Lucretia. Die Augen will ich ihm ausreißen!

Heinrich. Ei, Schwägerin, er hat sich vergangen und bekennt seinen Fehler.

Lucretia. Bekennt seinen Fehler? Ist das genug? Nein, nicht lebendig soll er von der Stelle kommen!

Jacob. So ist's recht, Frau, reiß' dem Hund die Augen aus! Laßt mich los, sag' ich, Ihr Kerle!

Heinrich. Vetter, spring' in die Kammer und riegle die Thüre zu! (Ochsendorf läuft fort.)

Vierte Scene.

Jacob. Lucretia. Heinrich. Die beiden Männer.

Jacob. Ha ha ha, das geht ſchön, nun haben wir ihn tüchtig in der Klemme; wie ſoll es nun weiter gehen, Heinrich?

Heinrich. Da muß ſofort ſtehenden Fußes ein Proceß eingeleitet werden, nicht im Ernſt, ſondern nur um ihn immer mehr in Angſt zu ſetzen.

Lucretia. Spielt' ich meine Rolle nicht gut?

Jacob. Du biſt ein geſchicktes Mädchen, Du haſt Dein Meiſterſtück gemacht.

Heinrich. Geht nur alle fort und laßt zwei gute Freunde kommen als Gerichtsdiener; unterdeſſen bring' ich ihn wieder heraus. (Die Uebrigen ab.)

Fünfte Scene.

Heinrich allein.

Heinrich. Mach' auf, Monfrere.

Ochſendorf (von drinnen). Ich werde mich hüten.

Heinrich. Sie ſind alle fort, ich bin allein.

Ochſendorf. Ich fürchte, ſie kommen wieder.

Heinrich. Sie können nicht wieder kommen, ich habe die Thüre verriegelt.

(Ochſendorf kommt heraus.)

Ochſendorf. Ach, Monfrere, ich fürchte doch, ſie kommen wieder.

Heinrich. Setzt Monfrere Mißtrauen in meine Worte? Hab' ich das wol verdient, daß Du mißtrauiſch gegen mich biſt?

Ochſendorf. Ach nein, Monfrere, Du haſt an mir gehandelt, wie nur ein Bruder am andern handeln kann.

Heinrich. Ja, ich habe mein Leben für Dich gewagt. Aber das hat nichts zu ſagen, wenn ich nur ſehe, daß Du es mir

gedenkſt; ich werde Dir auch ferner aus allen Kräften beiſtehen, als treuer Bruder und Vetter.

(Ochſendorf fällt ihm um den Hals und weint; Heinrich weint ebenfalls.)

Ochſendorf. Ach, Monſrere, wie ſoll ich mich retten aus dieſem Unglück?

Heinrich. Ja, ich weiß es wahrhaftig auch nicht, ich bin ſo verwirrt im Kopf und ſo beſtürzt, daß ich nicht weiß, iſt es Tag oder Nacht? Ich habe nach dem Procurator Knud geſchickt, das iſt ein geriebener Mann, um ſeinen Rath zu hören.

Ochſendorf. Aber kann Monſrere mir nicht helfen, daß ich mich raſch aus der Stadt davon mache?

Heinrich. Ja richtig, das Erſte, was Schwager Jacob that, war, die Hausthüre zu verſchließen; Du kannſt nicht heraus.

Ochſendorf. Ach, ach, ich elender Menſch, das koſtet mich den Hals! Aber wie kam das nur, mein Herzensvetter, daß die Madame mich ſo übel behandelte, da ſie mir ihre Liebe doch ſelbſt erſt angetragen?

Heinrich. Monſrere, Du biſt noch ein wenig einfältig; ſie mußte ſich ja ſo ſtellen um ihres Mannes willen, um ihre Ehre zu retten, ja vielleicht ihr Leben. Ich ſprach ſie nachher insgeheim, da weinte ſie wie ein Kind und bat mich, ſie zu entſchuldigen. Aber was wollen die Leute hier?

Sechſte Scene.

Zwei Gerichtsdiener. Heinrich. Ochſendorf.

Die Gerichtsdiener. Hier iſt ja wol ein junger Mann mit Namen Ochſendorf?

Heinrich. Was wollt Ihr von ihm?

Die Gerichtsdiener. Wir haben ihn von Amtswegen vors Stadtgericht zu citiren, um Antwort zu geben auf die Klage, welche Jacob Chriſtopherſen wider ihn angeſtellt hat. Das iſt gewiß der Mann. Hört, Monſieur, wir ſollen Ihm anzeigen, daß Er ſich heut über acht Tage Punkt neun Uhr auf dem Stadtgericht einfindet, um Antwort zu geben auf die Klage, welche

Jacob Chriſtopherſen, Bürger und Einwohner hieſiger Stadt, wider ihn angeſtellt hat.

Heinrich. Es iſt gut, Ihr lieben Leute.

(Sie gehen.)

Ochſendorf. Ich dächte, das wäre mäßig gut.

Heinrich. Die Gerichtsdiener müſſen eine Antwort haben, das thut nichts zur Sache, ob man ihnen ſo antwortet oder ſo, es genügt, daß ſie ihren Auftrag ausgerichtet haben.

Ochſendorf. Ach, mein Herzensmonſrere, ſollt' es nicht möglich ſein, ſich aus dem Staube zu machen?

Heinrich. Nein, er hat zwei Matroſen als Aufpaſſer an die Thüre geſtellt, und wenn Du fortläufſt, ſo machſt Du die Sache nur ſchlimmer.

Ochſendorf. Ach, ich elender Menſch, das iſt ein betrübter elfter Juni für mich!

Heinrich (weinend). Ach Monſrere, Du kannſt nicht glauben, wie ſchwer mir das Herz iſt um Deinetwillen!

(Sie weinen beide.)

Ochſendorf. Ach, ſollt' es nicht möglich ſein, ſich aus dem Staube zu machen?

Heinrich. Nein, Monſrere, den Gedanken gebt auf, der thut nicht gut.

(Sie weinen wieder.)

Heinrich. Aber kommt da nicht mein guter Freund, Procurator Knud? Ach, Herr Advocat, Sie kommen wie gerufen, hier iſt ein Schilling zu verdienen.

Siebente Scene.

Procurator Knud. Ochſendorf. Heinrich.

Knud. Serviteur, Monſieur Niels Chriſtenſen! Er ſoll Dank haben, daß Er an mich denkt und mir einen Schilling zu verdienen giebt.

Heinrich. Ach, Herr Procurator, jetzt thut Euer Möglichſtes!

Hier iſt ein junger Menſch, der iſt ins Unglück gekommen; könnt Ihr ihn retten, ſo ſollt Ihr raiſonnabel bezahlt werden.

Knud. Um was handelt es ſich?

Ochſendorf. Ich bin Jacobs Frau zu nahe gekommen, Väterchen.

Knud. Und ſind Zeugen darauf?

Ochſendorf. Ja leider.

Knud. Das iſt, wenn ich mich recht erinnere, eine Sache, bei der es ſich um Leib und Leben handelt, ich habe das Geſetzbuch bei mir und will ſicherheitshalber gleich mal nachſchlagen. Das iſt die Stelle, ſechſtes Buch, drittes Kapitel, achter Artikel: Wer einen Verſuch macht, eine verheirathete Frau zu nothzüchtigen, der ſoll am Leben geſtraft werden, auch wenn er mit ſeinem Vorſatz nicht zu Stande gekommen.

Ochſendorf. Ach, Herr Procurator, ſollte man ſich denn nicht aus dem Staube machen können?

Knud. Ja richtig, ſchön Dank auch, da verlör' ich ja einen Proceß; ſo laſſen wir uns die Nahrung nicht aus den Händen winden. Aber ich will Euch was anders ſagen: wir verdrehen den Artikel, ſo klar er auch iſt, ich will mich Seiner ſchon annehmen als ein ehrlicher Mann und es ſchon ſo machen, daß Monſieur mit Pranger und Auspeitſchung davon kommt.

Ochſendorf. Ach, ach, ich elender Menſch! Ach, ach, ſollte man ſich nicht aus dem Staube machen können, Herr Procurator?

Knud. Hört Er nicht, Monſieur, daß das nicht ſein kann? Wie ſollte ich wol eine ſolche wichtige Sache aus den Händen laſſen? Da wär' ich ja nicht werth, je wieder vor Gericht zu agiren, ich würde ja von allen Advocaten für einen Spitzbuben gehalten werden; die werden ſich ſchon genug darüber ärgern, daß ich, als ein junger Procurator, ſchon ſolche Sachen zu führen kriege.

Heinrich (auf den Knieen). Ach, Herr Procurator, thut Euer Möglichſtes! Geht's meinem Vetter ans Leben, ſo ſterb' ich vor Kummer mit!

(Heinrich ſpricht heimlich mit Knud.)

Knud. Wie geſagt, Monſieur Niels Chriſtenſen, verlaßt Euch auf mich, ich bin ein ehrlicher Mann. Jetzt kann ich mich

hier nicht länger aufhalten, ich habe vier brave Männer zu vertheidigen, die gehängt werden ſollen, noch außer Eurem Vetter; adieu. (Ab.)

Achte Scene.

Ochſendorf. Heinrich.

Ochſendorf. Was für Hoffnung gab er Dir, da er wegging?

Heinrich. Dieſelbe, die er Monſrere gab: er ſchwor mir zu, daß ſich nichts weiter thun ließe.

Ochſendorf. Ach weh, ach weh! Aber ſollte man ſich nicht aus dem Staube machen können?

Heinrich. Ich hab' Euch ſchon geſagt, Vetter, es iſt unmöglich. Doch will ich Eins verſuchen, ob das geht, nämlich, ob es möglich iſt, Schwager Jacob mit Geld zufrieden zu ſtellen.

Ochſendorf. Ach, Herzensvetter, verſucht das doch!

Heinrich. Bleib' Du nur ſo lange hier, ich gehe hinein und ſpreche mit ihm. (Ab.)

Neunte Scene.

Ochſendorf allein. Nachher Heinrich.

Ochſendorf. Ach, Niels Chriſtenſen, Du biſt mir ein braver Vetter, lieber wollt' ich alle meine Geſchwiſter verlieren, als blos Dich; Du haſt mir ſolche Wohlthaten erwieſen, daß ich verpflichtet bin, mein Leben für Dich zu laſſen. Komm' ich noch mit Ehren nach Hauſe, ſo will ich Dir wahrhaftig jedes Jahr einen großen Käſe ſchicken und zwei Schinken, ja ſolch Vertrauen will ich zu Dir haben, daß Du nächſten elften Juni meine Zinſen für mich einkaſſiren ſollſt. Denn ich für meine Perſon komme mein Lebtage nicht wieder nach Kopenhagen. (Drinnen zanken ſie ſich.) Nein, höre mal, wie der Herzensmann ſich zankt um meinetwillen! Na wer weiß, vielleicht läßt Jacob ſich doch noch mit Geld zur Ruhe bringen. (Sie zanken wieder.) Nein, höre mal, nun ſind ſie hart aneinander; ach, ich fürchte nur, er geräth noch

meinetwegen ins Unglück. (Sie zanken wieder.) Jetzt haben ſie ſich gewiß bei den Haaren, es ſcheint, er läßt eher ſein Leben, als daß er nachgiebt. Nun wird's wieder ſtill. Es wird am Ende doch noch gut. (Sie zanken wieder heftig.) Nein, jetzt giebt's gewiß ein Unglück; hör' mal Einer, was der Jacob ſchreit! Nu wird's wieder ſtill. Sie ſprechen ganz leiſe; ach, wenn er ſich doch bewegen ließe! Sieh da, da kommt er zurück. (Heinrich wiſcht ſich den Schweiß ab.) Ach, Herzensvetter, iſt da noch Rettung für mich?

Heinrich. Ja, laß mich nur erſt ein wenig verpuſten.

Ochſendorf. Will Monſrere nicht ein Glas Branntwein, den Aerger hinunterzuſpülen? Da ſteht gleich welcher auf dem Tiſch.

Heinrich. Ja, reich' ein Glas her. Ach, das bringt mich gleich wieder zurecht; ſo ein Branntwein iſt doch ein herrliches Ding, nämlich mit Maßen gebraucht. Hör', Monſrere, mit fünfhundert Thalern kannſt Du Dich retten.

Ochſendorf. Ich habe nicht mehr als zweihundert in meinem ganzen Vermögen. Ach, ach, fünfhundert Thaler! Das iſt doch gar zu hart!

Heinrich. Es hat Mühe genug gekoſtet, daß ich ihn nur ſo weit habe bringen können.

Ochſendorf. Herzensmonſrere, ſag' ihm, daß zweihundert Thaler alles ſind, was ich aufbringen kann.

Heinrich. Wahrhaftig, Vetter, ich habe den Muth nicht, ihm das zu ſagen, er ſpuckt mir ins Geſicht, wenn ich ihm ſolch Angebot mache.

Ochſendorf. Wolan, ich will ihm dreihundert Thaler geben, aber dann hab' ich auch keinen Schilling Reiſegeld mehr.

Heinrich. Ich will es meinetwegen verſuchen, ich bin gleich wieder da. (Geht.)

Ochſendorf. Funfzig Thaler hab' ich freilich noch, aber das iſt mein Reiſegeld, das muß ich feſthalten, ſo lange ich kann. (Drinnen zanken ſie ſich wieder.) Na nu hör' mal Einer, hol' den Jacob der Teufel, daß er ſich gar nicht will ſagen laſſen, ich fürchte, der Reſt wird auch noch ſpringen; ach, ach, nie wieder ſetz' ich den Fuß über den Belt! (Sie zanken ſich aufs neue.)

Heinrich (laut). Holla, zu Hülfe! zu Hülfe! Der Teufel befasse sich wieder mit so was, wär' ich nicht so rasch auf den Beinen gewesen, er hätte mich todt gestochen. Hör', Vetter, hier giebt es nur zwischen Zweien zu wählen: entweder Du unterwirfst Dich dem Buchstaben des Gesetzes oder Du zahlst vierhundert Thaler.

Ochsendorf. Will er sich denn mit vierhundert Thalern begnügen?

Heinrich. Kein Gedanke; aber ich hab' ihm versprochen, daß für die übrigen hundert Thaler Deine Koffer als Pfand zurückbleiben sollen.

Ochsendorf. Ich habe wahrhaftig selbst nur noch funfzig Thaler und weiß kein Mittel mehr zu kriegen, ich müßte mir denn meine silbernen Knöpfe vom Rock schneiden.

Heinrich. Thue der Herr Vetter, was Ihm beliebt. Ich für meinen Theil hätte da gar kein Bedenken; die Knöpfe abschneiden, scheint mir, ist doch noch immer besser als gehängt werden.

Ochsendorf. Ach, ach, ich trenne mich so ungern von den Knöpfen, die mein Vater, mein Großvater und mein Urgroßvater schon getragen!

Heinrich. Na und wenn sie Methusalem an seinem Brautrock getragen hätte, so gäbe ich mich zufrieden und schnitte sie ab. Oder was meinst Du, was für ein Ruhm wird das sein, wenn die Leute sagen: Niels Ochsendorf ist solch ein Liebhaber von Antiquitäten gewesen, daß er sich hat lieber wollen hängen lassen, als ein paar silberne Knöpfe abschneiden, die seinen Vorfahren gehört haben? Solche verrückten Einfälle kann ich für den Tod nicht leiden.

Ochsendorf. Na, so kann er nur den Rock dazu nehmen.

(Zieht sich den Rock aus.)

Heinrich (weint). Es schneidet mich ins Herz, daß ich dem Herrn Vetter auf die Art den Rock aushelfen muß; doch wollen wir Gott danken, daß es noch so abläuft. Denn das kannst Du glauben: wenn Procurator Knud sagt, daß Einer zu Pranger und Auspeitschung verurtheilt wird, so wird er sicher gehängt,

es iſt das ſo dieſelbe Manier wie bei den Doctoren, die den Patienten die Gefahr auch immer geringer vorſtellen, als ſie iſt.

Ochſendorf. Sieh her, Vetter, da haſt Du das Geld, es wird, denk' ich, richtig gezählt ſein.

Heinrich. Schwager Jacob wird es auf des Herrn Vetters Wort auch ungezählt nehmen.

Ochſendorf. Aber, theurer Vetter, könnteſt Du nicht erſt noch einen Verſuch machen und ihm dreihundert bieten?

Heinrich. Will der Herr Vetter den Verſuch nicht ſelber machen?

Ochſendorf. Ach, mein Vetter, gieb es ihm nur alles hin, damit ich nur bald fortkomme. (Heinrich ab; Ochſendorf horcht an der Thüre.) Horch, da zanken ſie ſich wieder! Das iſt ein verflucht jähzorniger Kerl, ich fürchte, er hat ſich wieder anders beſonnen. Nein, nun wird er gut, er ſpricht kein Wort mehr. — Da kommt der Herr Vetter; na, das war ja raſch ins Reine gebracht?

Heinrich. Triumph! Triumph, Monfrere! Kannſt Du blos bis Röskild kommen, ſo haſt Du nachher nicht weiter nöthig, Dich um Reiſegeld zu bekümmern. Das muß ich ſagen, das heißt ein gutes Herz: die Madame hat mir einen Brief in die Hand geſteckt, worin ſie Knud Knudſen, einen der erſten Kaufleute von Röskild, erſucht, dem Herrn Vetter hundert Thaler zum Reiſegeld auszuzahlen.

Ochſendorf. Ach, die vortreffliche Frau!

Heinrich. Sie weinte vor Mitleid, daß ihr die Thränen nur ſo raſſelten wie die Hagelkörner.

Ochſendorf. Ach, das edelherzige Weib!

Heinrich. Nun kann der Herr Vetter reiſen, wenn er Luſt hat.

Ochſendorf. Aber ich bin ja ſo nackend, als käm' ich aus Mutterleibe.

Heinrich. Nicht doch, Du haſt ja noch Deine Unterkleider, mit Weſte und Hoſen, ſo viel ich weiß, wird niemand geboren.

Ochſendorf. Dies Geld iſt doch ein kleiner Troſt für mich.

Heinrich. Das iſt gewiß, und übrigens kann ſich der Herr

Vetter auch mit der Hypothek trösten, die er auf das große Haus am Markte gekriegt hat.

Ochſendorf. So iſt es.

Heinrich. Item, daß Du Dein Kapital einem ſo unſichern Manne wie dem Schuldenborg aus den Händen gewunden haſt.

Ochſendorf. So iſt es, ja wohl.

Heinrich. Rechne Dir alles zuſammen, Monfrere, ſo haſt Du bei dieſer Reiſe noch mehr gewonnen als verloren, beſonders wenn man die hundert Thaler rechnet, welche die Madame Dir in dem Briefe angewieſen hat.

Ochſendorf. Aber wo wohnt der Mann in Röskild, bei dem ich das Geld erheben ſoll?

Heinrich. Jedes kleinſte Kind, das Du nach Knud Knudſen fragſt, kann Dir ſagen, wo er wohnt. Er iſt juſt ſo bekannt in Röskild wie Lars Anderſen in Kopenhagen; an ſolche bekannten Perſonen werden die Briefe nicht näher adreſſirt. Da kommen mitunter Briefe aus Indien, hol' mich der Teufel, wo nichts weiter drauf ſteht, als: A Mosje Lars de Anderssen, abzugeben in Europa.

Ochſendorf. Höre, Monfrere, wenn ich nur meine ſilbernen Knöpfe behalten hätte, da wollt' ich mich noch eher zufrieden geben.

Heinrich. Monfrere kann ſie ja wieder einlöſen; ſchick' mir nur ſo viel Geld, wie die Knöpfe wiegen, ſo ſollſt Du Deine Knöpfe wieder haben in Zeit eines Monats.

(Ein Knabe kommt und ſagt Heinrich etwas ins Ohr.)

Heinrich. Ach, iſt es möglich, daß die Rachgier einen Menſchen ſo überwältigen kann?!

Ochſendorf. Na, was iſt denn nun ſchon wieder los?

Heinrich. Unſere tugendhafte Schwägerin, Madame Jacobs, ließ mir durch dieſen Knaben melden, daß Schwager Jacob an der Ecke der Straße mit drei Kerlen ſteht und Monfrere auflauert, um ihm den Buckel durchzubläuen.

Ochſendorf. Was? Habe ich ihn nicht zufrieden geſtellt?

Heinrich. Das iſt ſchon richtig, Monfrere, einen Proceß kann er nicht mehr gegen Dich anſtellen, denn das Geld iſt ihm in Gegenwart von Leuten gezahlt worden, die wider ihn zeugen

können. Aber es geht ihm noch im Kopfe herum, daß Monfrere ihn hat zum Hahnrei machen wollen; darum hat er ſich heimlicher Weiſe an der Straße hingeſtellt, um Dir mit der Karbatſche das Reiſegeld auszuzahlen.

Ochſendorf. Wie ſoll ich da nur fortkommen?

Heinrich. Höre, Monfrere, beſſer todt als rathlos. Ich habe da ein großes Faß in der Nähe, willſt Du da hineinkriechen, ſo ſoll der Junge Dich ſacht über die Straße rollen, bis Du am Eckhaus vorbei biſt.

Ochſendorf. Ach, Monfrere, Du haſt Einfälle wie ein Engel; thu' was Dich gutdünkt.

(Er wird in ein großes Faß gelegt, worauf der Boden zugeſchlagen wird.)

Heinrich. Der Bengel hat, wie ich merke, noch etwas Geld bei ſich, das muß ich auch noch haben, bevor er abreiſt, damit er doch ſagen kann, er iſt in Kopenhagen geweſen, und nicht ſo bald wieder kommt, ſeine Zinſen zu holen.

(Ochſendorf, der in dem Faß keine Luft kriegen kann, fängt an zu ſchreien, worauf man ihn wieder herauszieht.)

Ochſendorf. Ah.... Ah.... ich bin beinahe erſtickt!

Heinrich. Da müſſen wir auf einen andern Ausweg denken. Hier hab' ich einen Sack, wenn Du Dich bequemen willſt, da hinein zu kriechen, ſo kann ein Kerl, der hier in der Nähe iſt, Dich über die Straße tragen; der Sack iſt voll Löcher, da kannſt Du Luft holen.

(Der Kerl, der ihn trägt, fällt rücklings mit dem Sack.)

Ochſendorf (iſt mit Mehl beſtäubt). Ach, ich elender Menſch! Die Arznei iſt ſchlimmer als die Krankheit!

Heinrich. Höre, Monfrere, wenn Du Dich gut verſtellen kannſt, ſo hab' ich nun noch ein ſicheres Mittel, Dir zu helfen. Ich habe eine vollſtändige Nachtwächteruniform bei der Hand, die kannſt Du Dir anziehen und ſo dem Jacob dicht bei der Naſe vorbeigehen, ohne daß er oder irgend ein Anderer Dich erkennt. Wir bleiben geſchiedene Leute für ewig, wenn er hört, daß ich Dir durchgeholfen. Aber das kann nichts helfen, ich habe Dich bei dem kurzen Umgang, den wir miteinander gehabt haben, ſo lieb gewonnen, daß ich nicht Feuer noch Waſſer ſcheue,

Dich zu retten. Du mußt fort, noch heute Abend, wie es auch ſei; die Nacht über hier im Hauſe bleiben, iſt nicht gerathen.

Ochſendorf. Ach ja, Monſrere, ſo wollen wir dies Mittel verſuchen.

Heinrich. Wenn Du nur ſo rufen könnteſt wie ein Nachtwächter, ſo wäre das charmant; denn es iſt gerade zehn Uhr.

Ochſendorf. Na, ich denke doch.

Heinrich. Uebe Dich nur ein bischen, unterdeſſen ich gehe und den Anzug hole. (Geht und Ochſendorf übt ſich unterdeſſen, nach Art der Nachtwächter zu rufen. Heinrich kommt wieder und zieht ihm die Nachtwächterkleidung an.) Sieh da, Monſrere, nun ſiehſt Du vollkommen aus wie ein Nachtwächter; nun geh' Du nur ruhig die Straße entlang und ruf' unterwegs die Stunde ab, und wenn Du beim Eckhaus vorbei biſt, dann ſtoße nur in die Pfeife hier, dann weiß ich ſchon, wo Du zu finden biſt.

Jacob (ſich mit der Karbatſche herbeiſchleichend). Na, nu will ich den Kerl gut durchſchmieren und ihm ſolch Reiſegeld aufzählen, daß er ſich in ſeinem Leben nicht mehr unterſtehen ſoll, eines braven Mannes Frau zu beſchimpfen. (Zu Ochſendorf gewendet) Heda, Wächter, was iſt die Glocke?

(Ochſendorf ruft Zehn und geht dann weiter, bis die Gefahr vorbei iſt.)

Ochſendorf. Nun muß ich nur in die Pfeife ſtoßen, damit mein Vetter mich finden kann.

(Stößt dreimal in die Pfeife. Die übrigen Wächter in der Nähe glauben, es giebt Lärm in der Nachbarſchaft, ſtoßen ebenfalls in die Pfeifen und kommen herbeigelaufen und fragen ihn, was los iſt.)

Ochſendorf. Nichts, Väterchen.

Nachtwächter. Aber warum ſtößt Du denn in die Pfeife? Wo iſt Dein Morgenſtern?

Ochſendorf. Nach dem Morgenſtern müßt Ihr mich fragen, wenn Tag iſt, jetzt kann ich Euch höchſtens den Abendſtern weiſen.

Nachtwächter. Kommt, Kerle, ſchleppt das Vieh aufs Rathhaus, er iſt beſoffen und hat ſeinen Morgenſtern verloren.

(Sie ſchleppen ihn ab.)

Heinrich (läuft herzu). Was iſt los, liebe Leute?

Nachtwächter. Da iſt ein Nachtwächter, der iſt beſoffen und hat ſeinen Morgenſtern verloren.

Heinrich. Ei, Ihr müßt es nicht ſo ſtreng nehmen mit Eurem eigenen Kameraden!

Nachtwächter. Na, dem iſt der ſpaniſche Bock ſicher!

Zweiter Nachtwächter. Bei Licht beſehen, iſt das, glaub' ich, gar nicht einmal ein Nachtwächter, ſondern ein verkleideter Spitzbube; in welches Revier gehörſt Du denn?

Ochſendorf. Ich gehöre in gar kein Revier.

Zweiter Nachtwächter. Na, ich hab's ja gleich gedacht, es iſt gar kein Nachtwächter! Marſch aufs Rathhaus!

Heinrich. Hört, Kinderchen, laßt den armen Kerl laufen, es ſcheint ein einfältiger Menſch zu ſein.

Die Wächter. Die Schwerenoth ſoll er kriegen!

Heinrich. Ich will Euch ja gern ein gutes Trinkgeld geben, wenn Ihr ihn gehen laßt. (Zieht Ochſendorf bei Seite.) Monfrere, aus dem Unglück könnteſt Du Dich noch retten, wenn Du blos noch zwanzig Thaler hätteſt, die Kerle damit zu ſchmieren; wär' ich ſelber nur bei Geld, Du ſollteſt mich nicht zweimal darum bitten.

Ochſendorf. Zehn Thaler hab' ich, Vetter!

Heinrich. Das wird ſchwerlich helfen; ich will hören, was ſie haben wollen. (Geht hin und ſpricht heimlich mit den Wächtern; dann kommt er zurück.) Das iſt ein Jammer, daß Du nicht noch lumpige ſechs Thaler haſt; denn ſie wollen ſechzehn Thaler haben.

Ochſendorf. Ach, Monfrere, kannſt Du mir nicht ſechs Thaler leihen?

Heinrich. Vielleicht, aber freilich bin ich dann ganz entblößt. Doch das will nichts ſagen, wo ſind Deine zehn Thaler? (Ochſendorf giebt ihm das Geld, und Heinrich giebt den Nachtwächtern davon nach Belieben, worauf ſie fortgehen.) Ach, Monfrere, ich fürchte, ich nehme mir noch vor Kummer das Leben! Es iſt wirklich nicht meine Schuld, daß das ſo unglücklich ausfällt, ich hab' Alles gethan was ein guter Freund und Bruder dem andern thun kann. Aber wenn Monfrere glaubt, daß ich ſtrafbar bin, weil mein guter Anſchlag mißglückt iſt, ſo will ich Dir das Geld gern wiedergeben.

Ochſendorf. Ich danke, Monſrere.

Heinrich (leiſe). Was für eine verfluchte Natur in dem Kerl ſteckt! (Laut) Ich ſage, wenn ich ſo glücklich wäre, bei Gelde zu ſein, würd' ich Dir die zehn Thaler wieder geben und noch zehn dazu. Das Unglück iſt nur, daß Monſrere gerade heute Abend fort muß; ſpäteſtens in einem Monat laſſe ich einige Bücher verauctioniren, da krieg' ich Geld. Aber nun laß uns ſehen, wie wir beim Eckhaus vorbeikommen. (Führt Ochſendorf auf die andere Seite.) Sieh da, Monſrere, nun ſind wir in Sicherheit. (Zieht ihm die Nachtwächterkleidung wieder aus.)

Ochſendorf. Ach, ich danke Dir, mein allerliebſter Vetter, für alle Deine Güte; nun muß ich hier Abſchied nehmen und wiederhole Dir, was ich ſchon vorhin geſagt habe: nämlich, daß mir nichts in der Welt ein größeres Vergnügen machen könnte, als Monſrere wieder zu dienen; ich wünſchte nur, Monſrere ſetzte mich auf die Probe, nicht Gut noch Blut ſoll mir zu theuer ſein, wenn ich meine Dankbarkeit dadurch beweiſen kann. Ich kann nichts mehr ſagen, das Wort bleibt mir vor Betrübniß im Halſe ſtecken, daß ich ſolchen wahrhaften Freund verlieren ſoll.

(Sie fallen einander um den Hals und heulen; Ochſendorf geht weiter.)

Heinrich. Hör', Monſrere, noch ein Wort! Sowie Du Geld kriegſt in Röskild, mußt Du Dir einen alten Ueberrock kaufen, wo Du Dich hübſch drin einwickeln kannſt. Mir iſt bange, Du erkälteſt Dich unterwegs; die Luft hier in Seeland iſt ſcharf, ſogar im Julimonat. Vergiß nicht Deine Eltern zu grüßen, und ſag' ihnen, wenn ich noch ſonſt mit etwas dienen kann, ſo ſollt' es mich freuen.

Ochſendorf. Tauſend Dank, mein ſüßes Brüderchen; adieu! adieu! (Ab.)

Heinrich (ihm nachrufend). Monſrere, nimm Dich gut in Acht, daß Du nicht auf dem Wagen einſchläfſt, Du könnteſt zu Schaden kommen! Und verwahre Dein Geld wohl, daß es Dir Keiner ſtiehlt, Du kannſt Dir einen Knoten ins Hemde machen, da merkt Keiner, daß Du Geld haſt! Leb' wohl!

(Er winkt dreimal mit dem Hut hinter ihm drein.)

Zehnte Scene.

Heinrich. Lucretia.

Heinrich. Ging das nicht ſchön? Das macht, wenn man ſtudirt hat, Mamſell. Latein iſt den Menſchen zu allen Dingen nütze; Ihr habt Eure Sache ſo leidlich gemacht, aber wenn Ihr Latein könntet, da wäre es noch weit beſſer gerathen.

Lucretia. So viel Latein wie Du, glaub' ich, kann ich auch.

Heinrich. Ja, Ihr könnt vielleicht noch mehr, in gewiſſem Sinne: aber doch nicht ſolch Latein, wie man in den lateiniſchen Schulen lernt.

Lucretia. Biſt Du denn in einer lateiniſchen Schule geweſen?

Heinrich. Ei freilich, und das mit Ruhm; denn in dem halben Jahr, das ich in der unterſten Klaſſe ſaß, bin ich allein dreimal ausgehauen worden. Sollt' ich da nicht Latein verſtehen, wie meine Mutterſprache?

Lucretia. Aber hör', Heinrich, wenn die Beute nun getheilt wird, ſo bitt' ich, mich nicht zu vergeſſen.

Heinrich. Nein, gewiß nicht, Mamſell, Ihr kennt Eure Taxe: achtundzwanzig Schillinge.

Lucretia. Du Schlingel, ſoll ich mit achtundzwanzig Schillingen zufrieden ſein?

Heinrich. Das iſt ja der alte Preis, das iſt ja wie beim Bäcker die Semmel. Aber wir werden ſchon zurecht kommen; ich und mein Herr ſind raiſonnable Leute. Und nun laß uns hineingehen. (Beide ab.)

Elfte Scene.

Der rechte Niels Chriſtenſen. Nachher Ochſendorf.

Niels Chriſtenſen. Das iſt eine ſeltſame Geſchichte mit meinem Vetter Niels Ochſendorf, der war ſchon geſtern in Röskild und heute iſt er noch nicht hier. Ich muß doch mal in den

Drei Hirſchen herangehen und nach ihm fragen; man kann nicht wiſſen, ob dem armen Kerl nicht etwas zugeſtoßen; denn es iſt das erſte Mal, daß er in die Stadt kommt.

(Ochſendorf tritt auf; er weint und fragt nach dem Weg zum Weſterthore.)

Niels Chriſtenſen. Warum weint Ihr, Kamerad?

Ochſendorf. Ich bitte, Gevatter, könnt Ihr mir nicht ſagen, wo hier der Weg nach dem Weſterthore geht?

Niels Chriſtenſen. Seid Ihr denn ſo fremd hier in der Stadt?

Ochſendorf. Ja, gewiſſermaßen bin ich fremd und gewiſſermaßen bin ich nur zu bekannt. Hätte ich doch meinen Vetter Niels Chriſtenſen gebeten, mich gleich bis zum Weſterthor zu begleiten, er iſt eine ehrliche Seele, er würde es gleich gethan haben.

Niels Chriſtenſen. Wo wohnt der Niels Chriſtenſen?

Ochſendorf. Er wohnt in einem Hauſe, das heißt abzugeben in Hungershof.

Niels Chriſtenſen. Was Henker iſt das? Was Henker iſt das? In ganz Kopenhagen giebt es nur einen Hungershof und da wohnt niemand als ich.

Ochſendorf. Ja, ich glaube wol, daß hier noch verſchiedene Straßen ſind, wo es einen Hungershof giebt. Aber dieſer Hungershof liegt in einer Straße, die heißt Hafnia; denn ſo ſtand auf dem Briefe, den ich ihm gab: Hungershof in Hafnia.

Niels Chriſtenſen. Wie heißt Er, Monſieur?

Ochſendorf. Ich heiße Niels Ochſendorf, jetzt aber heiße ich beſſer Niels Ochſenkopf, in ſolche Bedrängniß bin ich gerathen.

Niels Chriſtenſen. Was Henker hör' ich? Seid Ihr Henning Nielſens Sohn?

Ochſendorf. Kennt Ihr Henning Nielſen?

Niels Chriſtenſen. Na wie ſollt' ich nicht meinen eigenen Vaterbruder kennen?

Ochſendorf. So ſeid Ihr vermuthlich ein Bruder von Niels Chriſtenſen? Ich habe noch gar nicht gewußt, daß Niels Chriſtenſen einen Bruder hat?

Niels Chriſtenſen. Ich bin ſelbſt Niels Chriſtenſen und habe keinen Bruder.

Ochſendorf. Ja, ich werde mir auch von Euch was aufbinden laſſen. (Leiſe) Was das hier in der Stadt für verfluchte Menſchen giebt!

Niels Chriſtenſen. Ihr könnt Euch darauf verlaſſen, daß ich Euer Vetter Niels Chriſtenſen bin.

Ochſendorf. Den Teufel mögt Ihr! (Leiſe) Was das hier in der Stadt für verfluchte Menſchen giebt!

Niels Chriſtenſen. Na, das iſt doch ſeltſam, daß Ihr beſſer wiſſen wollt, wer ich bin, als ich ſelbſt?

Ochſendorf. Hört, mein Herr, wo Ihr Euer Bier getrunken habt, da verſchüttet auch Eure Hefe; was ſoll der Unſinn? Erſt in dieſem Augenblick hat mein Vetter Niels Chriſtenſen mich verlaſſen.

Niels Chriſtenſen. Wollt Ihr mich beſoffen oder toll machen? Ich ſchwöre Euch, daß ich Niels Chriſtenſen bin, Bruderſohn von Henning Ochſendorf.

Ochſendorf. Und ich ſchwöre, daß Ihr weder Niels Chriſtenſen ſeid, noch jemals werdet.

Niels Chriſtenſen. Nun, ſo will ich Euch doch gleich überführen. Da ſeht (er nimmt fünf Briefe aus der Taſche und lieſt die Aufſchriften davon): „Dem ehrwürdigen und wohlgelehrten Niels Chriſtenſen, S. Theologiae Studiosus, Hafnia. A Monsieur Monsieur Niels de Christensen à Copenhague. Herrn Herrn Niels Chriſtenſen, abzugeben in Hungershof. A Monsieur Monsieur Niels de Christensen, Student très renommé dans la Hungershof, per Couvert. Dem edlen und wohlgelehrten Nicolaus Chriſtenſen, philosophiae Baccalaureus, mit einem Freund, den Gott geleite.“ Wollt Ihr nun glauben, daß ich der rechte Niels Chriſtenſen bin?

Ochſendorf. Nein, und wenn Ihr einen Brief zeigt ſo groß wie das ganze Weſterthor.

Niels Chriſtenſen. Ich merke ſchon, man hat Euch einen Poſſen geſpielt. Aber wenn ich Euch einen Brief zeigen kann von Eurem eigenen Vater, wollt Ihr mir dann glauben?

Ochſendorf. Ja, dann wird's wol nicht anders gehen...

Niels Chriſtenſen. Seht her, leſt nur dieſen Brief!

Ochſendorf (lieſt den Brief). Ach Himmel, ſo iſt der Andere ein falſcher Niels Chriſtenſen geweſen?!

Niels Chriſtenſen. Ja was ſonſt? Aber wo habt Ihr logirt, wo ſind Eure Kleider?

Ochſendorf. Ich habe bei Schwager Jacob logirt, in dem Haus da drüben.

Niels Chriſtenſen. In welchem Hauſe?

Ochſendorf. Na in dem Haus da an der Ecke.

Niels Chriſtenſen. Das iſt ja Weſter-Paradies?

Ochſendorf. Das mag den Teufel ein Paradies ſein, eine Hölle iſt es für mich geweſen.

Niels Chriſtenſen. Das war vor dieſem ein liederliches Haus voll Spieler und Spitzbuben.

Ochſendorf. Jetzt nicht mehr; Jacobs Frau iſt eine anſtändige Dame, die hat gegen mich gehandelt, wie nur eine Mutter handeln kann gegen ihren Sohn. Denn nachdem ich ihretwegen Verdruß im Hauſe bekommen, und mich mit allem loskaufen mußte, was ich bei mir hatte, hat ſie mir dieſen Brief mit einem Wechſel darin gegeben an Knud Knudſen in Röskild. Seht her, hier iſt der Brief: Herrn Knud Knudſen, vornehmen Handelsmann und Bankerotteur in Röskild — ach nein ſo, Banquier heißt es.

Niels Chriſtenſen. Hilf Himmel, wie iſt dieſer einfältige Menſch an der Naſe herumgeführt worden! Macht den Brief nur auf, Ihr werdet gleich ſehen, wie Ihr betrogen ſeid.

Ochſendorf (lieſt den Brief). „Niels Henningſen Ochſendorf iſt ein Narr; dies Zeugniß giebt ihm Heinrich Larſen."

Niels Chriſtenſen. Dacht' ich's nicht?

Ochſendorf (weint und heult). Ach, du betrübter elfter Juni!

Niels Chriſtenſen. Ja, nun ſeid Ihr in Kopenhagen geweſen, Vetter!

Ochſendorf. Ach, du betrübter elfter Juni!

Niels Chriſtenſen. Wo habt Ihr denn aber Eure Kleider, Vetter?

Ochſendorf. Wo meine Koffer ſind.

Niels Chriſtenſen. Und wo ſind Eure Koffer?

Ochſendorf. Wo meine Kleider ſind.

Niels Chriſtenſen. Na, und wo iſt denn alles Beides?

Ochſendorf. Zum Teufel iſt Beides.

Niels Chriſtenſen. Die Eltern können das nicht verantworten, die ihre Söhne ſo allein reiſen laſſen, ohne ihnen nur einen Brief oder eine Adreſſe an Jemand mitzugeben.

Ochſendorf. Ich hab' einen Brief mitgehabt an Niels Chriſtenſen.

Niels Chriſtenſen. Wo iſt er denn?

Ochſendorf. Den hat ja der andere Niels Chriſtenſen gekriegt.

Niels Chriſtenſen. Hört, Vetter, wenn Ihr ſonſt Luſt habt, hängt Euch auf.

Ochſendorf. Ach, du betrübter elfter Juni!

Niels Chriſtenſen. Ja, das mögt Ihr wol zweimal ſagen.

Ochſendorf. In allem Unglück, Vetter, hab' ich doch noch Eins, was mich tröſtet, nämlich, daß ich ein Kapital von einigen tauſend Thalern von Gerhard Schuldenborg weg- und bei Lars Anderſen untergebracht habe.

Niels Chriſtenſen. Den Mann kenn' ich nicht.

Ochſendorf. Den großen Banquier?!

Niels Chriſtenſen. Hier giebt's keinen Banquier dieſes Namens.

Ochſendorf. Ei doch, er hat mir ja eine Hypothek auf ſein großes Haus am alten Markt gegeben.

Niels Chriſtenſen. Wo liegt das Haus?

Ochſendorf. Mitten auf dem Markt; es iſt ein ſchönes Haus, der Thurm darauf iſt das Geld ſchon allein werth.

Niels Chriſtenſen. Ich kenne am Markt kein Haus mit einem Thurm darauf, außer das Rathhaus.

Ochſendorf. Man geht zu beiden Seiten zwei große ſteinerne Treppen hinauf, auf der einen Seite iſt ein Springbrunnen, auf der andern ein Rabenſtein. Aber ich weiß nicht, ob der mit zum Hauſe gehört.

Niels Chriſtenſen. Ha ha, das iſt das Rathhaus! Ich habe, ſo lang ich lebe, noch keinen Menſchen gekannt, der ſo

angeführt iſt wie Ihr, ich mag nichts mehr mit Euch zu thun haben; ſeht her, da habt Ihr ſechs Thaler auf die Reiſe. (Geht ab.)

Ochſendorf. Ach, du betrübter, du betrübter, du betrübter elfter Juni! (Geht weinend ab.)

Zwölfte Scene.

Heinrich allein. Wieder in ſeinem Anzug als Bedienter.

Heinrich. Halt, ſachte, Monſieur Jacob. Bei der Vertheilung der Beute muß folgendes Verhältniß beobachtet werden. Kriegt mein Herr zehn Thaler, ſo krieg' ich fünf, Du drittehalb und die Mamſell ſieben Mark acht Schilling; accurat wie im Felde, wo auch, wenn die Beute getheilt wird, der Oberſt zehn Procent kriegt, der Kapitän fünf, der Lieutenant drittehalb, der Fähndrich halb ſo viel wie der Lieutenant, der Korporal halb ſo viel wie der Fähndrich, der Soldat gar nichts und der Tambour den Reſt. Solche Theilung heißt eine mathematiſche Proportion und gründet ſich auf natürliche Billigkeit.

Nun ſprecht, wie war es? Darf ich mich
Vor Euch mit Ehren zeigen?
Zwar bin ich jetzo nur Lakai,
Doch hoff' ich noch zu ſteigen.

Jetzt leg' ich nun mein Aemtchen ab,
Und theile aus dem Vollen,
Indeß ſich unſer Wuchrer wird
Vor Aerger hängen wollen.

Nun, meinetwegen kann er's thun,
Er ſelbſt ſammt ſeines Gleichen;
Blutſauger ſind ſie, deren Geiz
Kein Flehen kann erweichen.

Was iſt's denn für ein Schade, geht
Ein Wucherer auch zum Teufel?
Auf meinem Leichenſteine lieſt
Man einſt doch ohne Zweifel:

Hier liegt ein Mann, für deſſen Werth
Bürgt dies zum Unterpfande,
Daß er vertrieben und geprellt
'nen Wucherer vom Lande!

Die Wochenſtube.

Komödie in fünf Akten.

Perſonen:

Die Wöchnerin.
Corſitz, ihr Mann.
Jeronimus, ein Bürger.
Traugott, Corſitz' Diener.
Gotthard, ein Cantor.
Claus, ein Knabe.
Ein Mädchen.
Ein zweites Mädchen.
Die Amme.
Ein Mädchen mit einem Teller.
Zwei Damen.
Anne, die Zinngießerin.
Ingeborg, die Bleideckerin.
Arianke, die Buchdruckerin.
Elſe, die Schulmeiſterin.
Dörte, die Knopfmacherin.
Hildegard, die Schwertfegerin.
Engelke, die Hutmacherin.
Stine, die Eiſenkrämerin.
Geſke, die Küſterin.
Eine Frau.
Chriſtopher, ihr Diener.
Anne, Wahrſagerin.
Meiſter Bonifacius.
Zwei Frauen.
Eine Mamſell.
Ein Doctor.
Ein Offizier.
Chriſtopher Eiſenfreſſer.
Leonhard, Gotthards Freund.
Gunhild.
Oldfuchs, als Chiromanticus.
Ein Poet.
Zwei Advocaten.
Ein zweiter Offizier.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Trangott (holt ein Stück ſchmales Papier hervor, aber ſo lang wie das ganze Theater, und zählt davon her:)

Marie Hanſen; Barbara Peter Nielſen; Abelone Hans Hanſen; Chriſtine Erich Erichſen; Engelke Jens, die Hutmacherin; Lucie Franz, die Kürſchnerin; Wibeche Peter Goldbrandten; Marie Chriſtopher, die Schneiderin; Elſe David, die Schulmeiſterin; Frau Cantor Ellen; Frau Wachtmeiſterin Maleene; Geſke, die Küſterin; Anne Peter, die Kannegießerin; Marie Jens, die Steuereinnehmerin; Ingeborg Norten, die Dachdeckerin; Dörte Jochum Seliger, die Knopfmacherin; Stine, die Eiſenkrämerin; Nette, die Frauenſchneiderin; Nille Mogen Anderſſen; Hildegard, die Schwertfegerin; Karen, die Uhrmacherin; Maren, die Meſſerſchmiedin; Düveke, die Thorſchreiberin; etcetera, etcetera, etcetera, etcetera, etcetera, etcetera, etcetera; ein Dito, noch ein Dito, noch ein Dito; Summa Summa Summarum: Dreiundneunzig Weiber ſtehen auf dieſer Liſte, und in eben ſo viel Häuſer hab' ich dieſer Tage laufen müſſen, um die Stadt das große Mirakel wiſſen zu laſſen, daß es geſchehen iſt, daß unſere Madame von einer jungen Tochter entbunden worden. Ein großes Mirakel, weswegen die ganze Stadt in Aufruhr gebracht werden muß, gleichſam als wär' der Feind vor den Thoren und wollte Sturm laufen. Ich wollte mich verpflichten, funfzig ſolche Kinder des Jahrs zu machen, ſolch ein Mirakel iſt das. Aber die Menſchen ſind in dem Punkt wie in allen andern. Will man heirathen, da müſſen gleich ſo viel Leute

zuſammenkommen, daß ſie mehr aufeſſen und trinken, als ein armer Handwerksmann in vier Jahren wieder verdienen kann. Darum hatte man auch in alten Zeiten die Mode eingeführt, daß die halbe Stadt dem jungen Paare opfern und ihm Brautgeſchenke bringen mußte; denn ſonſt hätten die Meiſten direkt von der Hochzeit in den Schuldthurm tanzen müſſen. Seitdem die Leute nun ärmer und ärmer werden, werden ſie auch immer hochmüthiger und wollen keine Brautgeſchenke mehr haben, ſo daß die Dienſtboten noch die Einzigen ſind, denen man heutzutage opfert, und das geht auf die Manier zu: Es ſind alles blos freundſchaftliche Einladungen, man dankt ihnen für die Ehre und Freundſchaft — ei ja, das iſt recht fein und höflich, aber wenn ich es mir näher bedenke, ſo heißt es doch nur: ſintemal unſere Haus- und Küchenmagd beſchloſſen hat, ſich morgen Abend ihrer Jungfernſchaft zu entledigen, und da das ohne einen gehörigen Spectakel oder ohne uns die Geſundheit durch Eſſen, Trinken und Tanzen zu ruiniren, nicht vor ſich gehen kann, ſo iſt unſer gehorſamſtes Anſuchen, daß Sie uns die Ehre erweiſen wollen, die Koſten zu bezahlen und außerdem noch für die Miethkutſche einen Thaler oder auch zwei. Worauf die Invitirten dann antworten: wir danken für die große Höflichkeit, wir werden die Koſten bezahlen, wünſchen wohl zu leben und ſtehen ein andermal wieder zu Dienſten. So geht das zu, wenn Hochzeit gehalten wird; da plärrt man erſt drei Geſundheiten quer über den Tiſch auf Hinz und Kunz, die hundert Schritte davon ſitzen, und dann muß man die Nacht noch tanzen, bis Einem vor Staub und Müdigkeit ſo miſerabel wird, daß man der Muſik noch Geld zugiebt, damit ſie nur aufhört, und dann geht man nach Hauſe und medicirt noch drei Tage hinterdrein. Wende ich mich aber von den Hochzeiten zu den Begräbniſſen, ſo finde ich bei den letzteren eben ſo viele Narrheiten als bei den erſten. Eine arme Frau verliert ihren Mann, der ihr, ich ſetze den Fall, noch einige Schillinge hinterlaſſen hat, ſo daß ſie bei ſorgfältiger Einrichtung davon leben kann. Die Vernunft ſagt, ſie ſoll das Geld zuſammenhalten: aber die Mode ſagt, ſie ſoll ihrem Manne ein anſtändiges Begräbniß beſorgen. Das

heißt auf gut Däniſch: ſie ſoll den todten Leichnam ausputzen, ſoll nicht blos die Stühle, ſondern auch die Stubenmagd, die Küchenmagd, die Amme, die Kutſche, die Pferde ſchwarz überziehen (mit der Zeit werden die Schooßhunde wol auch überzogen werden) — mit einem Wort, ſie läßt den Mann ſo anſtändig begraben, daß ſie ſelbſt hinterdrein nichts hat, anſtändig zu leben! Und auch daß ſie mit ihrem Manne ihren Wohlſtand verliert, iſt nicht genug: die Mode verlangt auch, daß ſie ſechs Wochen lang auf dem Sopha liegen muß, und jede Stunde ſechsmal ſechsmal die Worte hören muß: Wie ſehr, Madame, beklage ich Euren Verluſt! ſo daß, wenn ſie ſich auch als gute Chriſtin vorgeſetzt hat, ihr Unglück mit Demuth zu ertragen, die Mode ſie nicht einmal dazu kommen läßt. Es iſt gerade, als wenn ſie einen Schaden an der Hand hätte, und die Mode verlangte, ſie müßte ihre guten Freunde davon in Kenntniß ſetzen, ob ſie ihr nicht die Ehre anthun wollten, eine nach der andern, und ihr das Pflaſter abreißen. Da kommen ſie denn getrippelt, eine nach der andern, und reißen, um ihre Freundſchaft ſehen zu laſſen, das Pflaſter von der Hand. Und dafür muß man dann noch dankbar ſein, ja noch Thee und Kaffe geben obenein. Aber der Teufel ſollte ſie, wär' ich Wittfrau! Das Allertollſte aber ſind doch dieſe Wochenſtuben. Erſtlich wird da hundert Menſchen angezeigt, wie ein großes Wunderwerk, daß Hans Hanſen oder Jeſperſen an ſeiner Frau ein Meiſterſtück gemacht hat, das jeder Burſche auf Amag ihm nachmachen kann, und hat ihr, ſei es in Perſon oder wenigſtens aus zweiter Hand, zu einem Sohn oder einer Tochter verholfen. Und dies Wunderwerk zu ſehen, kommen ſie nun herbei und machen die kranke Wöchnerin todt mit Gratulationen und Schnickſchnack und hindern die Patientin, ſo raſch wieder geſund zu werden, wie es geſchehen wäre, hätte ſie können in Ruhe liegen .... Aber wer Henker kommt da ſo gelaufen? Das iſt Chriſtopherſens Burſche; was Tauſend will der?

Zweite Scene.

Claus. Traugott.

Claus. Ach, lieber Traugott, wechsle mir doch einmal ein Zweiſchillingsſtück in zwei einzelne Schillinge!

Traugott. Was willſt Du denn mit den einzelnen Schillingen?

Claus. Ich wollte einen geben, um auf den runden Thurm zu kommen.

Traugott. Iſt denn was zu ſehen?

Claus. Ja gewiß, auf der Apenrader Straße iſt ſolch ein Gedränge, daß ich vor Wagen und Menſchen nicht durchkommen kann.

Traugott. Ha ha ha!

Claus. 's iſt meiner Seel', wie ich ſage.

Traugott. Weiß wohl; aber was denkſt Du, daß los iſt?

Claus. Ich weiß nicht: aber darum will ich ja eben auf den Thurm, um zu ſehen.

Traugott. Du Narr, für diesmal ſpare Du nur Deinen Schilling: es iſt nichts weiter, als daß bei uns eine Wochenſtube iſt.

Claus. Ei, iſt das möglich? Kann um eine lumpige Wochenſtube ſolch ein Spectakel gemacht werden? noch dazu bei ſchlichten Bürgersleuten.

Traugott. Schlichten Bürgersleuten? Weißt Du nicht, daß die gemeinen Leute gerade den allermeiſten Luxus treiben? Sieh nur die Hochzeiten an! Kommt man bei einem Schneider oder Schuſter zur Hochzeit, ſo wird man eingeholt mit Trompeten und Waldhörnern, wird an einen Tiſch geſetzt, ſo lang wie von Lichtmeß bis Oſtern, und voll gerüttelt mit koſtbaren Gerichten. Kommt man zu Leuten, die einer etwas höheren Klaſſe angehören, ſo kriegt man blos Thee, Kaffe und Complimente .... Und bei Leuten vom allererſten Stand bekommt man nun erſt recht nichts als blos die Traurede und eine Priſe Tabak für die Naſe. Ich merke ſchon, Claus, Du kennſt Kopenhagen noch nicht recht

Claus. Was Du da ſagſt, Traugott, iſt wol richtig. Aber daß Dein Meiſter ſolchen Allarm davon ſchlägt, daß ſeine Frau ein Kind gekriegt hat, das kommt mir doch ſeltſam vor, beſonders da er ja nicht einmal weiß, ob er ſelbſt — mehr trau' ich mir nicht zu ſagen ....

Traugott. Ei was für Klatſch! Das ſind nur böſe Menſchen, die ſo etwas ausbreiten, er iſt ja ein Mann, der noch nicht einmal ſiebenzig Jahre alt, und obenein ſchwören Hebamme und Amme, daß das Kind ſeinem Vater aufs Haar gleicht.

Claus. Juſt darum glaub' ich es nicht.

Traugott. Darauf kommt auch wol was an, was ſo ein Schlingel ſagt; hätt' ich Zeugen auf das, was Du eben vorgebracht haſt, ſo ſollte es Dir ſchlecht gehen.

Claus. Du kannſt immer Zeugen bringen, ich werde nichts zurücknehmen, was ich geſagt habe; Hebammen und Ammen ſagen allemal, daß das Kind ſeinem Vater gleicht, auch wenn man beweiſen kann, daß der Vater in Oſtindien war, während das Kind gemacht wurde. Aber da kommt Dein Meiſter, adiös. (Ab.)

Dritte Scene.

Corſik. Traugott.

Corſik. Biſt Du es, Traugott? Ich bin froh, aus dem Schwarm herauszukommen; ich bin ſo bombardirt worden mit Gratulationen, daß ich kaum mehr auf meinen Beinen ſtehen kann. Aber was dem Meſſerſchmied ſeine Frau ſchwatzen kann, die hat den reinen Teufel im Leibe.

Traugott. Das iſt ganz wie der Meiſter ſagt, ich habe dieſelbe Bemerkung gemacht, meiner Seel'. Auch hätt' ich vorhin beinahe Händel mit ihr gekriegt von wegen des Meiſters.

Corſik. Sprach ſie von mir?

Traugott. Nein, keineswegs, nein, das war was ganz Anderes, wovon wir ſprachen. Aber ich nahm des Meiſters Partie dabei, wie ich allzeit zu thun pflege.

Corſitz. Was Teufel ſind das für Redensarten? Haſt Du meine Partie genommen, ſo muß ſie ja doch in der That böſe von mir geſprochen haben?

Traugott. Nein, ſagt' ich ihr das nach, ſo löge ich, ich habe ſie durchaus nichts Böſes vom Meiſter ſagen hören; ſie ſagte eigentlich, genau zu ſagen, gar nichts, ſie ſaß blos und las ein paar Sentenzen in einem alten Buche.

Corſitz. Was waren das für Sentenzen?

Traugott. Alle hab' ich ſie nicht behalten: aber unter Anderm las ſie, ein alter Mann, der eine junge Frau nimmt, ſei wie einer, der Muſikanten hält, damit die ganze Stadt was zu tanzen habe, während er ſelbſt doch gar nicht tanzen kann. Der Meiſter kann ſich denken, wie mir zu Muthe ward, da ich das hörte.

Corſitz. Was Teufel ging denn Dich das an? Ich glaube, der Junge iſt verrückt mit ſeinem Geſchwätz!

Traugott. Nein, der Meiſter muß nur erſt hören, was ſie weiter las, nämlich, daß ſo Einer einem Baum gleiche, der keine Frucht trage, ſondern nur zum Schatten diene. Hatt' ich da nicht Urſache, mich in des Meiſters Seele zu ärgern? Ich kann ſagen, es wurde mir ganz ſchwarz vor den Augen.

Corſitz. Du leichtfertiger Schelm, was geht denn das Dich oder mich an, was in einem alten Buche geſchrieben ſteht?

Traugott. Nein, mich geht das nichts an.

Corſitz. Geht es denn etwa mich an?

Traugott. Nein, Meiſter, Keinen von uns, das Buch war ja ſchon über hundert Jahre alt.

Corſitz. Aber wenn Du keine Urſache hatteſt, warum ärgerteſt Du Dich denn?

Traugott. Ich ſagte ja nicht, daß ich mich geärgert habe, ſondern daß ich blos Urſache dazu hatte. Ich will dem Meiſter was ſagen.

Corſitz. Was willſt Du denn ſagen?

Traugott. Ei, der Meiſter iſt auch zu neugierig, er will immer alles wiſſen.

Corſitz. Der Burſche macht mich noch toll im Kopf. (Leiſe)

Ich weiß nur nicht, ob das Bosheit oder Dummheit iſt, daß er ſo ſpricht. (Laut) Aber haſt Du wol gemerkt, ob der Cantor Gotthard ab und zu bei uns im Hauſe geweſen iſt?

Traugott. Warum fragt der Meiſter danach? Iſt der Meiſter etwa bange, daß er nicht ſelbſt Vater zum ...?

Corfitz. Ei, antworte Du mir doch, wonach ich frage.

Traugott. Vielleicht fürchtet der Meiſter, daß die Frau Meiſterin ſich hat laſſen ...?

Corfitz. Antworte Du mir nur auf meine Frage, Du Naſeweis! Ich frage nur, ob Du bemerkt haſt ...?

Traugott. Seit Decembermonat hab' ich ihn wahrhaftig hier im Hauſe nicht geſehen. Aber warum will der Meiſter das wiſſen? Das kann ich mir doch nicht denken, daß die Frau Meiſterin ſo toll geweſen und hätte ſich laſſen ...?

Corfitz. Was iſt das für dummes Geſchwätz! Ich glaube, ich glaube nicht! Da iſt ja noch niemand, der danach fragt, was Du glaubſt oder nicht glaubſt. — Zu welcher Zeit im December haſt Du ihn hier im Hauſe geſehen?

Traugott. Ich dächte, es wäre ſo ungefähr vierzehn Tage vor Weihnachten geweſen. Aber warum fährt der Meiſter denn ſo zuſammen? Ich kann mir doch wirklich nicht denken, daß der Teufel den Kerl ſollte geritten haben und er hätte ſollen ....

Corfitz. Kommſt Du Schlingel ſchon wieder mit Deinem Glauben und Raiſonniren? Vierzehn Tage vor Weihnachten, ſagſt Du, wär' es geweſen?

Traugott. Ja, da war's, Meiſter, und jetzt ſchreiben wir den achten October.

Corfitz. Wer Henker fragt danach, was wir ſchreiben? Das iſt ein Teufelsjunge, der macht mich verrückt mit ſeinem Geſchwätz. Marſch, fort!

(Traugott läuft weg.)

Vierte Scene.

Gerſte allein, zählt an den Fingern.

December eins, Januar zwei, Februar drei, März vier, April fünf, Mai ſechs, Juni ſieben, Juli acht, Auguſt neun, September zehn — das iſt ja was ganz Verfluchtes! Wart, laß noch mal ſehen: December eins, Januar zwei, Februar drei, März vier, Mai fünf, Juni ſechs, September ſieben — es ſind doch nur ſieben Monate zu rechnen, außer ich hätte mich verzählt. (Zählt wieder und kriegt nun zehn Monate.) Wie Teufel ich auch zähle, ſo merk' ich, ich bin Hahnrei und bleibe Hahnrei. (Wirft ſeinen Hut an die Erde, ſo daß die Schnüre davon losgehen und er ganz breit herunterhängt, da er ihn wieder aufſetzt.) Recht ſo, da hab' ich ja meiner Treu' gleich vollkommene Beſtätigung von meinem Hut! Na, wenn ich den guten Sänger nur zu faſſen kriege, ſo will ich ihn ſo durchſchmieren, daß er in ſeinem ganzen Leben weder Discant noch Baß wieder ſingen ſoll! Aber hab' ich nicht vielleicht einen ungerechten Argwohn gegen einen ehrlichen Kerl? Nein, wenn ich Eins mit dem Andern zuſammenhalte, ſo iſt die Geſchichte richtig. Das giftige Weib, die Meſſerſchmiedin, ſaß da, und ſo oft ſie das Kind ſchreien hörte, ſtieß ſie ihre Nachbarin an den Arm und ſagte: Horch, das wird meiner Treu' des Vaters Stimme, es iſt, als ob ich ihn vom Orgelchor ſingen hörte, blos das Trillern, das hat das Kind noch nicht ſo gut heraus! Worauf die Andere lachte und ſagte: Madame, Ihr ſeid doch gar zu ſatyriſch. Wie ich das hörte, war mir's, als ob mir Einer ein Meſſer ins Herz ſtieße. Aber mein Mißtrauen wurde beſtärkt, als ich nachher auf das Kind Acht gab und bemerkte, daß es ſchon anfängt mit dem Kopf zu nicken, als wollte es den Tact ſchlagen. Endlich wird das alles beſtärkt und beſiegelt durch Traugott, der mir ja ſagt, daß eben dieſer Kerl in meinem Hauſe geweſen iſt während meiner Abweſenheit, zwei Wochen vor Weihnachten. — Was ſoll ich aber thun? Ich muß wol Geduld haben und ihm noch obenein ſein Macherlohn bezahlen. Wenn ich nachrechne, was mich dieſe Niederkunft bereits

koſtet, ſo möcht' ich mir die Haare vom Kopf reißen. Aber Jedem nach Verdienſt, was hatt' ich als Mann von ſiebzig Jahren da noch zu ſuchen? — Aber da kommt mein Nachbar Jeronimus.

Fünfte Scene.

Jeronimus. Corſitz.

Jeronimus. Guten Morgen, lieber Nachbar, viel Glück zum jungen Sohne.

Corſitz. Schön Dank, Nachbar, für Seinen Wunſch; aber ſeid Ihr noch nicht in der Wochenſtube geweſen?

Jeronimus. Nein, ich traue mich nicht hinein, ich bin bange für meinen Hut.

Corſitz. Ich wollte, meinen Hut hätte der Teufel geholt. Ich kriege jetzt 'nen Schreck, wenn ich nur von Hüten höre.

Jeronimus. Ha ha ha!

Corſitz. Lacht nicht über mich, lieber Nachbar, es wäre ſündhaft von Euch. Ich räume ein, daß ich ein Thor war, als ſo ein ſteinalter Mann eine junge Frau zu nehmen.

Jeronimus. Ja, da das nun einmal geſchehen iſt, ſo kommt nun auch das Heulen zu ſpät. Aber wen habt Ihr im Verdacht, lieber Nachbar? Ich meiner Treu' bin Ihm nicht in das Gehege gekommen.

Corſitz. Ach, ich muß lachen; nein, Ihr, Nachbar, ſeid allerdings unſchuldig. Aber ich bin in Furcht wegen eines jungen Sängers, der hier mehrmals im Hauſe geweſen iſt.

Jeronimus. Ei, was will das ſagen? Vielleicht iſt Eure Frau eine Muſikliebhaberin und hat deshalb ſolchen Muſikanten erlaubt, ins Haus zu kommen; das thun ja, wie man ſieht, manche Frauen, ohne darum in übles Gerede zu kommen.

Corſitz. Ach, Nachbar, die Art Kerle, fürcht' ich, ſind beſſere Mauſekater, als Muſikanten. Aber ſei dem nun, wie ihm wolle, ſo ſagen die Leute doch, das Kind gleicht dem Kerl aufs Haar.

Jeronimus. Das muß ſchlechtes Volk ſein, das ſo etwas ſagt.

Corſitz. Ja, unterſtände ſich Einer, mir das in die Augen zu ſagen, da ſollt' ihn das Donnerwetter für ſeine Mühe. Aber ich kriege das erſt aus zweiter Hand zu wiſſen durch gute Freunde, die es gehört haben.

Jeronimus. Das mögen wol auch dem Teufel ſeine guten Freunde ſein, die Euch ſolchen Klatſch hinterbringen; wollte da Einer zu mir kommen, und mir ſo in aller Vertraulichkeit erzählen, der oder der hätte mich einen Hahnrei geſchimpft, das ſollte ihm einen ſchlechten Lohn einbringen.

Corſitz. Laßt uns nicht mehr davon ſprechen, da kommt der Burſche.

Sechſte Scene.

Traugott. Corſitz. Jeronimus.

Traugott. Ich hab' einen Gang in die Stadt, die Frau Meiſterin läßt den Meiſter bitten, er möchte doch unterdeſſen ſo gut ſein, und dieſe Kaffebohnen mahlen, 's iſt eben niemand anders zur Hand.

Corſitz. Ei, ſcheer' Dich fort, Du Flegel! Kannſt Du nicht ſehen, daß ich Fremde bei mir habe?

Traugott. Ach, Meiſter, ſei Er doch ſo gut, Monſieur Jeronimus iſt ja kein Fremder.

Corſitz. Fort, ſag' ich, ich habe jetzt Andres im Kopfe.

Traugott. Den Kopf braucht der Meiſter ja auch nicht dazu, blos die Hände.

Corſitz. Dich ſoll das Donnerwetter, packſt Du Dich jetzt nicht fort, Du Naſeweis!

Traugott (geht, kommt aber wieder). Ach, Meiſter, ſei Er doch ſo gut, ich kriege ſonſt meiner Seel' Schelte.

Jeronimus. Reich' die Mühle nur her, mein Sohn, und beſorge Du Deinen Gang, ich will den Kaffe ja gern mahlen.

(Traugott ab.)

Corſitz. Nein, da dank' ich Ihm doch, Nachbar, ſoll Einer von uns mahlen, ſo bin ich der Nächſte. (Er mahlt und ſchwatzt

zugleich.) Das iſt nun bereits das ſechſte Pfund Kaffe, das bei dieſem Kindbett verzehrt wird, die Haare auf dem Kopf ſtehen Einem zu Berge, wenn man daran denkt — und an Anderes noch. Der Keſſel kommt nicht mehr vom Feuer; die Eine will Kaffe haben, die Andere grünen Thee, eine Dritte Thee de Bou oder de Bock, wie zum Teufel ſie das nun nennen, ſo daß, wenn dies noch lange ſo dauert, ich nicht ſo viel Geld behalte, um mir den Strick zu kaufen, an dem ich mich aufhänge. Dies Kaffetrinken, glaub' ich, das hat kein Anderer inventirt als Lucifer ſelbſt: damit hat er mehr erreicht, als mit dem Branntwein. Meine Frau fängt ſchon ganz auf große Manier an, ſich ſchlecht zu befinden, ſo lange ſie noch keinen Kaffe getrunken. Es iſt eine ſeltſame Wirkung, Nachbar, die ich an dieſen gebrannten Bohnen bemerkt habe; ich habe Weiber und Mädchen in Geſellſchaften ſo ſtill und ehrbar ſitzen ſehen, als wären ſie in der Kirche; ſowie ſie aber dies gebrannte Teufelszeug in den Leib bekamen, da ging ihnen das Mundwerk wie 'ne Pfeffermühle. Ja, noch mehr, Nachbar: ſowie ſie nur erſt ſo ein drei bis vier Schälchen im Leibe haben, ſo kriegen ſie auch gleich Luſt Karten zu ſpielen. Ich habe das zehn- und zehnmal bemerkt, ſo daß doch zuletzt ſo 'ne Art Gift in den Bohnen ſtecken muß. Auch iſt mir dieſer Trank von jeher verhaßt geweſen, wenn aus keinem andern Grunde, ſo doch allein ſchon darum, daß ſelbige Bohnen von den Türken kommen, welches die Feinde der Chriſtenheit ſind.

Jeronimus. Ei, Nachbar, hört nur auf zu mahlen, ſo werdet Ihr auch aufhören, ſo närriſche Reden zu führen. An Euren eignen Reden merk' ich ja, daß es wahr iſt, was Ihr von den Wirkungen des Kaffes ſagt: denn wenn Ihr ſo redſelig werdet und ſolche wunderliche Geſchichten ſchwatzt allein vom Geruch, wie muß er nicht erſt bei denen wirken, die ihn wirklich in den Leib kriegen. Ich kann Eure Meinung nicht ſo ohne Weiteres unterſchreiben; müſſen denn die guten Frauenzimmer nicht auch etwas haben, ſich des Nachmittags zu vergnügen, ſo gut wie wir, die wir Abends ins Weinhaus gehen und betrunken nach Hauſe kommen? Gegen Thee und Kaffe hab' ich niemals

gepredigt: denn die Art Getränke ſind noch die unſchuldigſten. Denkt einmal, Nachbar, wie das ehedem ging, als die Frauenzimmer Sommers noch Kalteſchale tranken und Winters ſpaniſchen Wein, da konnten ſie, wenn ſie mehre Beſuche machten, ohne einen halben Rauſch gar nicht abkommen. Darüber alſo laßt uns nur ſchweigen, Nachbar! Denn ſollen die Frauenzimmer auch etwas haben, womit ſie ſich in Geſellſchaft erquicken, was doch Sünde wäre ihnen weniger zu gönnen, als den Männern, ſo iſt es noch immer beſſer, ſie debauchiren in Waſſer, als in Wein und Branntwein.

Corſin. Ja, Nachbar, das möchte auch alles ſo ſein, ich wollte ohne Murren mein Geld geben zu Thee, Kaffe, Schockerlade, ſpaniſchem Wein, Eingemachtem, Doctor, Barbierer, Quackſalber, Hebammen, Wahrſagerin, Amme, Kindermädchen, ja mit Vergnügen wollt' ich Kaffe mahlen, Feuer anmachen, ſogar an der Wiege ſitzen, wenn ich nur gewiß wüßte, daß ich ... Aber habt Ihr nicht gehört, was der Holländer ſagt:

Hoe kan en jonge Vrouw en oude Man bedriegen,
En ander maekt het Kind, en iek moet staaen an Wiegen?

Jeronimus. Ei, laßt doch die Grillen fahren, kommt herüber zu mir, raucht ein Pfeifchen Tabak!

Corſin. Ich werde gleich nachkommen.

(Jeronimus ab.)

Siebente Scene.

Ein Mädchen. Corſin. Trangott. Später ein zweites Mädchen.

Mädchen (im Eintreten). Meiſter, die Hebamme iſt drinnen, die Frau Meiſterin ſagt, ſie müßte ſechs Thaler haben für ihre Bemühung.

Corſin. Wenn ich eine von euch Mädchen ſehe, iſt das doch grade, als ob ich den Teufel ſehe; jedesmal, wenn Ihr kommt, wollt Ihr auch Geld haben.

Mädchen. Freilich, die Hebamme muß bezahlt werden, ſonſt kommt ſie meiner Treu' das nächſte Mal nicht. Das iſt

ſo 'ne Art Leute, die muß man warm halten; denn in Jahr und Tag, hoff' ich, wird der Meiſter doch wieder ein Kind kriegen?

Corſitz. Meinſt Du? Und ich hoffe, daß daraus nichts wird; als ein Mann von ſiebzig Jahren kann man ſeiner Frau nicht alle Jahre ein Kind leiſten.

Traugott. Ei, das hat nichts zu ſagen, wenn der Meiſter hundert Jahre alt wäre, dann könnt' er doch alle Jahre ein Kind haben, man hat ſo Exempel von Beiſpielen. Ich kenne einen Mann in Aalborg, der war hundert und vier Jahre alt *und kriegte Zwillinge; nämlich ſeine Frau war erſt achtzehn* Jahre, na und wenn die Frau ſo jung iſt, da kann das ja paſſiren ohne Hexerei. Nämlich ....

Corſitz. Wer ſpricht mit Dir, Du naſeweiſer Schlingel? Willſt Du gleich Dein Maul halten, wenn Dich Keiner fragt?

Mädchen. Ach, Meiſter, gebt uns doch die ſechs Thaler, die Hebamme kann nicht länger warten. Bei der Gelegenheit muß ich auch um Geld zu verſchiedenen andern Dingen bitten.

Corſitz. Hei ſo, da möchte man doch verrückt im Kopfe werden über ſolch Volk!

Mädchen. Es ſind blos ein paar Kleinigkeiten.

Corſitz. Na, was denn?

Mädchen. Ein Pfund Kaffebohnen ....

Corſitz. Recht ſo, da haben wir ſchon ſieben Thaler auf einem Brett.

Mädchen. Und dann der Lohnkutſcher, der die Hebamme gebracht hat, der muß auch zwei Mark haben.

Corſitz. Kann das Vieh nicht zu Fuß gehen, ſo gut wie ich? Wäre das noch eine von den vornehmen Hebammen, ſo wollt' ich nichts dagegen ſagen. Na, komm' her, ich werde Dir ſieben Thaler und zwei Mark geben und dann laß mich auch in Frieden.

Mädchen. Ich muß auch noch gleich Geld zu einem Hut Zucker haben, es iſt kein feiner Zucker mehr im Hauſe.

Corſitz. Der Zucker ſchon alle? Na, das iſt doch, um einen armen Mann auf einmal zu ruiniren! Für Zucker geb'

ich kein Geld mehr her, ſie können braunen Zucker nehmen, der iſt lange gut.

Mädchen. Ei, Meiſter, man kann doch nicht braunen Zucker zum Kaffe nehmen, wenn ſolche Fremde da ſind?

Corſitz. Was ſind denn das für Fremde?

Mädchen. Nun, das iſt Jacob Butterblumen ſeine Marthe und Jeſper Oldfuxen ſeine Engelke ....

Corſitz. Das ſind auch gerade die richtigen Weiber, ſolch Aufhebens davon zu machen. Sieh her, da haſt Du acht Thaler und nun lauf' zum Henker.

Mädchen. Die alte Anne, die das Kind geſtrichen hat, damit es nicht die Herzſpanne kriegt, muß auch vier Mark haben.

Corſitz. Vier lebendige Teufel ſoll ſie kriegen, aber nicht vier Mark! Hätt' ich das gewußt, hätte ſie mir nicht mit einem Fuße ins Haus kommen ſollen; das Beſprechen und Beſtreichen iſt geſetzlich verboten.

Mädchen. Wenn das auch zehnmal verboten iſt, dem Kinde hat es diesmal doch geholfen, und überdies iſt es nun geſchehen. Die Frau Meiſterin möchte niemand unlieber ſchuldig ſein als dem alten Weibe; denn die geht und klatſcht an den vornehmſten Oertern.

Corſitz. Das ſeh' ich ſchon, dieſe Rolle Geld geht heut zum Teufel. Haſt Du noch mehr, ſo ſag' es nur geſchwinde: denn nun bin ich mal deſperat.

Mädchen. Nein, nichts, außer zwölf Schillinge für Goldwaſſer zum Kaffe; vier Schillinge für Branntwein für die Amme, wie ihr übel wurde; zwei Mark für Zuckerwerk; eine Mark für Aepfel und Nüſſe; zwanzig Schillinge für eine Flaſche mit Riechwaſſer, wie der Frau Meiſterin ſchlimm wurde; vier Mark für den Barbier, der der Frau Meiſterin am Fuß zur Ader gelaſſen: vier Mark für den Barbiergeſellen, der der Amme zur Ader gelaſſen, aber wo anders; drei Schillinge für ....

Corſitz (hält ihr die Hand vor den Mund). Ei, halt! Das Mädchen iſt offenbar beſeſſen! Sieh, da haſt Du die ganze Tüte, nun lauf' damit zum Henker! (Mädchen ab.) Ach, ich unglückſeliger Mann! Dauert das noch lange, muß ich ein Becken vor

die Kirchthüren ſetzen laſſen; ſo ging das heut, ſo ging das geſtern, ſo ging das vorgeſtern.

Zweites Mädchen (kommt). Ich wollte gern zwölf Schillinge haben zum Trinkgeld für eine Magd, welche der Frau Meiſterin einen Teller Gerſtengrütze gebracht hat mit Corinthen darin, von Elſe David, der Schulmeiſterin.

Corſitz. Biſt Du verrückt? Für acht Schillinge krieg' ich ja Grütze für vier bis ſechs Menſchen?!

Zweites Mädchen. Das hilft nun nichts, Meiſter, die Schulmeiſterin giebt unſerm Mädchen jedesmal zwölf Schillinge Trinkgeld für die geringſte Kleinigkeit, die wir hinſchicken.

Corſitz. Nun, das bekenn' ich, das ſind ja verfluchte Moden, die ſind ja auf nichts Anderes angelegt, als die Leute zu ruiniren.

Zweites Mädchen. Ach, Meiſter, macht raſch, die Frau Meiſterin hat das Mädchen gebeten, ſo lange zu warten.

Corſitz. Sieh her, da haſt Du zwölf Schillinge, ich glaube, alles beides iſt nicht mehr werth, die Grütze mit ſammt dem Teller. Ach, muß man nicht verrückt im Kopf werden über dieſe verfluchten Moden! Und doch wollt' ich mich mit Geduld in alles ſchicken, wenn ich nur ſicher wäre, daß ich .... (Geht auf und nieder und ſingt leiſe vor ſich hin.) Traugott!

Traugott. Ja, Meiſter?

Corſitz. Sagteſt Du nicht, es wäre vierzehn Tage vor Weihnachten geweſen, daß Du den Kerl hier im Hauſe ſahſt?

Traugott. Ja, Meiſter, und jetzt ſchreiben wir den achten October.

Corſitz. Halt Dein Maul, Schlingel, das hab' ich ſchon einmal gehört.

Traugott. Ach, Meiſter, ich möchte darauf ſchwören, daß man dem guten Kerl Unrecht thut und daß das nur nichtswürdige Erfindungen und Lügen ſind, daß ſie ſagen, das Kind ſähe ihm ähnlich ....

Corſitz. Willſt Du Beſtie Dein Maul halten? (Kriegt ihn bei den Haaren und wirft ihn hinaus.) Ach, ich elender Menſch! Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu ſorgen. Und doch, wen darf ich anklagen, als mich ſelbſt? In einer Komödie hab'

ich gelesen, daß, wenn ein alter Mann eine junge Frau heirathet, es sich jedesmal, auch ohne ausdrücklich im Ehecontract bemerkt zu sein, von selbst versteht, daß er die Güte haben muß, im ersten Jahr zu sterben, und wenn er das nicht thut, so ist sie auch nicht verpflichtet, den Contract in andern Punkten zu halten.

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

Die Wöchnerin in einem Lehnſtuhl. Corſitz, die Amme. Später ein Mädchen.

Die Wöchnerin. Es ſcheint mir, mein Herzensmann, als wärſt Du noch nie in ſolchem üblen Humor geweſen wie jetzt, da Du Dich doch freuen ſollteſt, Dein Haus um einen Sprößling und Erben vermehrt zu ſehen.

Corſitz. Die Koſten ſteigen mir zu Kopf; nur ein paar ſolcher Wochenbetten und ein ehrlicher Mann muß ins Spital. Außerdem iſt da noch einiges Andere, was mir im Kopfe ſteckt; wollte der Himmel, es wäre ein falſcher Verdacht!

Die Amme (mit dem Kinde). Willſt Du zu Deinem Papa? Komm, Papachen, küſſe das Kind!

Corſitz. Laß die Amme mal einen Augenblick hinausgehen.

Die Wöchnerin. Geh' einen Augenblick hinaus, Marthe, bis wir Dich rufen. (Die Amme geht mit dem Kinde hinaus.)

Corſitz. Höre, meine Herzensfrau, ich habe große Sehnſucht gehabt, mit Dir allein zu ſprechen: aber vor den vielen Viſiten, dem Rumoren und Lärmen hab' ich nicht den kleinſten Augenblick dazu gefunden. Jetzt, hoff' ich, bleiben wir ein halbes Stündchen allein, und in der Zeit kann ich Dir die Urſache ſagen, die meine Stimmung verändert hat .... Aber klopft das nicht? Nun iſt der Teufel wieder los, wie ſoll ich hinauskommen? Das iſt darin eine ganz verrückte Stube, daß ſie nur eine Thüre hat.

Die Wöchnerin. Ihr könnt ja hier bleiben, mein Herz.

Corſitz. Nicht wenn Ihr mir zehn Thaler gäbt! Denn kriegen die mich erſt zu packen, dann gehen ſie gar nicht wieder fort und dann heißt es tractiren; bin ich aber nicht zugegen, dann kannſt Du meine Abweſenheit vorſchützen und ſagen, ich hätt' in Gedanken die Schlüſſel zu Schrank und Keller mitgenommen.

Die Wöchnerin. Gehſt Du hinaus, ſo begegneſt Du ihnen geradewegs auf dem Gange; lauf' raſch hinter den Schirm.

Corſitz. Da bin ich auch nicht ſicher, da ſteht ja die Wiege, da wollen ſie hin und das Kind beſehen. Ach, ich elender Mann, ich muß untern Tiſch kriechen.

Die Wöchnerin. Das wird ein ſchlechtes Lager ſein, mein Herz.

Corſitz. Das kann nichts helfen, aus zwei Uebeln ....

(Kriecht unter den Tiſch.)

Ein Mädchen (mit einem Teller). Ich ſoll die Madame vielmals grüßen von meiner Madame, hier iſt ein Weinſüppchen mit Zimmet, das läßt ſie die Madame bitten, nicht zu verſchmähen; nicht als ob ſie nicht wüßte, daß Ihr das bei Euch ſelbſt beſſer habt, ſondern blos, weil es doch aus fremden Küchen am beſten ſchmeckt.

Die Wöchnerin. Sieh hier, mein Kind, hier habt Ihr zwölf Schillinge für Eure Mühe; wäre mein Mann zu Hauſe, ſolltet Ihr mehr kriegen. (Mädchen ab.)

Corſitz (den Kopf hervorſteckend). Zwölf Donnerwetter ſollte ſie kriegen, wenn ich zu Hauſe wäre! Aber ſieh, da kommen uns ſchon wieder neue Viſiten über den Hals. (Kriecht wieder unter den Tiſch.)

Zweite Scene.

Zwei Damen. Die Wöchnerin.

Erſte Dame. Ich gratulire.

Zweite Dame. Ich gleichfalls und danke, daß Sie uns die Ehre erwieſen und uns das haben melden laſſen.

Die Wöchnerin. Das war nicht mehr als meine Schuldigkeit.

Erſte Dame. Iſt das Kind ſchon zur Kirche geweſen, Madame?

Die Wöchnerin. Ei, gewiß.

Zweite Dame. Können wir es nicht ſehen?

Die Wöchnerin. Ja, gewiß dürft Ihr das, wiewol an dem kleinen Närrchen noch nicht viel zu ſehen iſt.

(Sie ſehen hinter den Schirm.)

Corſitz (ſteckt den Kopf hervor). Sind ſie fort?

(Er kriecht wieder zurück.)

Erſte Dame. Ach, iſt das ein allerliebſtes Kind! Gleicht es nicht ganz ſeinem Vater?

Zweite Dame. Ja, es gleicht ihm aufs Haar, wahrhaftig! Euer Eheliebſter, Madame, iſt wol recht erfreut, daß er in ſeinen alten Tagen noch Leibeserben bekommen hat?

Die Wöchnerin. Ei, gewiß, er iſt ſo vergnügt, daß er nicht weiß, auf welchem Beine er ſtehen ſoll.

Erſte Dame. Wo iſt denn der liebe Mann? Wir müſſen ihn herhaben und ihn ein bischen aufziehen.

Die Wöchnerin. Er kommt Augenblicks, er verſprach mir nur Kaffe zu mahlen: denn das hab' ich ihm geſagt, in dieſer Zeit muß er uns aufwarten —

Zweite Dame. Ei freilich, das iſt nicht mehr als billig; Ihr ſolltet nur ſehen, Madame, wie geſchäftig meiner iſt, wenn ich in Wochen liege. Da ſieht er überall ſelbſt nach in Küche und Keller, ſo daß die Mädchen oft wünſchen: Gott gebe, daß doch nur die Madame wieder auf wäre, ſo werden wir den Topfgucker wieder los!

Erſte Dame. Hält da nicht ein Wagen vor der Thür?

Zweite Dame. Ja, ich muß ſchnell ans Fenſter und muß ſehen, wer es iſt. Ei, Element, Schweſter, nun iſt's am beſten, wir gehen; das iſt Anne, die Zinngießerin, das Weib kann ich vor den Tod nicht leiden.

Erſte Dame. Und ich noch weniger.

Zweite Dame. Sieh, da iſt ſie, gieb nur Acht, was für ein Air ſie ſich giebt.

Erſte Dame. Sollte man's denken? Hat die Kuh ſich auch noch eine Adrienne ungehängt!

Dritte Scene.

Anne, die Zinngießerin. Die zwei Damen. Die Wöchnerin.

Anne. Sieh da, hab' ich das Glück, Sie hier zu finden?

Erſte Dame. Wo hübſche Leute ſind, kommen hübſche Leute hinzu; iſt es mir doch wahrhaftig den ganzen Tag ſo geweſen, als ob ich das Vergnügen haben würde, Sie zu ſehen.

Anne. Ich danke gehorſamſt, die Ehre iſt auf meiner Seite.

Erſte Dame. Ich freue mich von Grund der Seele, ſo oft ich die Ehre habe, Sie zu ſehen.

Zweite Dame. Ich meiner Treu' ebenſo; noch in dieſem Augenblick ſaßen ich und Madame und ſprachen von Ihnen und ſagten: Wie mag ſich doch nur die allerliebſte Madame Anne die Zinngießerin befinden?

Erſte Dame. Wir haben ſo lange nicht die Ehre gehabt, Sie zu ſehen.

Zweite Dame. Ich kann ebenfalls verſichern, daß ich Sie liebe, als wären Sie meine leibliche Schweſter; das Unglück iſt nur, daß wir Sie ſo ſelten ſehen.

Die Wöchnerin. Ach, Ihr guten Madamen, Ihr macht einander ſolche Complimente; wenn Ihr es auch nur wirklich ſo meint, dann iſt es ſchon gut.

Erſte Dame. Madame kann überzeugt ſein, daß ich keineswegs zu den Menſchen gehöre, welche anders reden, als ſie denken; ich gehöre durchaus nicht zu den politiſchen Weibern, weshalb ich denn auch ſo viele Feinde habe. Meine Muhme hat mir oft geſagt: Du verſtehſt Dich nicht auf die Welt, mein Kind, was Du auf dem Herzen haſt, das muß herunter und wenn es durch die Rippen ſein ſollte.

Die Wöchnerin. Habt Ihr heute ſonſt ſchon Wochenviſiten gemacht, gute Madamen?

Erſte Dame. Ja, wir waren beim Tabaksſpinner Jeremias ſeiner Frau.

Die Wöchnerin. Wer war weiter da?

Erſte Dame. Ha ha ha, bittet mich nicht, das zu erzählen; ich bin im Stande und platze vor Lachen, ſowie ich daran denke. Meine Schweſter verſteht die Leute beſſer zu ſchildern als ich, die kann ſich das Lachen beſſer verhalten.

Zweite Dame. Kennt Madame nicht dem Hans Jeſperſen ſeine Lucie?

Die Wöchnerin. Nein.

Anne. Ja, ich kenne ſie, das iſt ja die, welche den Leuten immer ſo viel in die Ohren flüſtert.

Zweite Dame. Ja, das iſt dem Teufel ſein Flüſtern mit dem Weibe; ſie kann nicht ſagen, daß gut Wetter iſt, außer ſie zieht die Leute in den Winkel und flüſtert ihnen in die Ohren. Dann war da noch Gertrud Janſen, die erzählte von ihren Hühneraugen beinahe 'ne halbe Stunde lang.

Die Wöchnerin. Nein, Ihr übertreibt auch wol ein bischen.

Zweite Dame. Nein, Madame, Ihr könnt Euch nicht vorſtellen, was das Frauenzimmer für einen Reichthum von Worten hat; es iſt eine wahre Luſt, ſie ſprechen zu hören, beſonders wenn ſie etwas deutſch erzählen will.

Anne. Spricht ſie auch deutſch?

Zweite Dame. Sie hat ja ein Erbbegräbniß in der deutſchen Kirche; was war das doch, Schweſter, was ſie ſagte, als wir gingen?

Erſte Dame. Sie fragte: wullt Ihr ſchon ſo bolde gaan?

Die Wöchnerin. Ihr ſeid doch wirklich ſchlimme Leute. Aber waren da nicht noch mehr?

Zweite Dame. Ei, Madame, fragt uns nicht weiter, ſonſt fangen wir an, Ihr Marthe Martenſens Adrienne zu beſchreiben, und das kann ich unter einer Stunde nicht abmachen.

Erſte Dame. Ja, das Mädchen kleidet ſich verflucht abſurd.

Zweite Dame. Gabt Ihr auch Acht auf ihre Adrascante?

Erſte Dame. Verſteht ſich; aber was meint Ihr erſt zu ihrer Schleppe?

Zweite Dame. Gewiß, das war ein Original von einer Schleppe.

Die Wöchnerin. Aber hat ſie nicht eine Schweſter?

Zweite Dame. Freilich, das iſt die, die immer ſo mit dem Hintern wackelt. Oh, das iſt wirklich ein niedliches Mädchen, ſie iſt nur ſo blöde, daß ſie nicht die Zähne von einander macht, ſie ſpricht von keinem Schnupftuch oder keiner Schürze ohne zu ſagen: mit Permiſſion oder salva venia, bitt' um Entſchuldigung.

Die Wöchnerin. Ihr ſeid recht ſchlimm, Ihr guten Madamen, ich mag Euch nach weiter niemand mehr fragen. Aber erzählt nur von der Wöchnerin ſelbſt, das hör' ich lieber.

Erſte Dame. Nein, wir müſſen auf einen andern Fleck.

(Sie gehen ab.)

Vierte Scene.

Anne, die Zimmerfrau. **Die Wöchnerin.**

Anne. Das war mir recht lieb, daß die nicht bleiben wollten, mit ſolchem falſchen Volk kann ich nicht zurechtkommen.

Die Wöchnerin. Es iſt nicht meine Art, Madame, die Leute auf einander zu hetzen oder zur Einen von der Andern zu ſprechen: aber das kann ich doch verſichern, daß die zwei von Ihr ſo viel Böſes ſprachen, ehe Sie kam, daß es mir zu Herzen ging.

Anne. Hol' ſie der Teufel! Ich weiß übrigens recht gut, was ſie und andere böſe Menſchen mir nachſagen: aber ſie thun mir großes Unrecht, Madame; es kann Einer recht gut ein rothes Geſicht haben, ohne daß er trinkt.

Die Wöchnerin. Ja, was will das auch ſagen, wenn Ihr nun auch wirklich tränkt, was geht es ſie an? Sie geben Euch ja nichts dazu.

Anne. Das verſteht ſich, und ich mag auch gar nicht mehr davon ſprechen. — Wie iſt Sie mit ihrer Amme zufrieden, Madame?

Die Wöchnerin. Ei nun, ſo weit recht gut, Milch genug hat ſie.

Anne. Das iſt ein Hauptpunkt, Madame, wenn ſie nur übrigens leidlich iſt; gute Ammen ſind rar.

Die Wöchnerin. Sehr richtig, Madame. Meine Schweſter hat eine, die ſäuft wie 'ne Sau; man kann es ihr freilich nicht beweiſen, da ſie es heimlich thut, aber die glühend rothe Couleur, die ſie im Geſicht hat, die beweiſt es hinlänglich.

Anne. Schön Dank, Madame, für die Pique, die war gut, meiner Treu'.

Die Wöchnerin. Und ich ſchwöre der Madame, daß ich das ohne alle Abſicht geſagt habe; Sie weiß ja wol ſelbſt, wenn man ein Frauenzimmer ſieht mit glühendem Geſicht, da heißt es gleich: ſie nimmt ein Thränchen. Aber da haben wir neue Fremde.

Fünfte Scene.

Ingeborg die Bleibeckerin. **Die Vorigen.**

Ingeborg. Madame, ich gratulire.

Die Wöchnerin. Danke ergebenſt, Madame.

Ingeborg. Wie ſteht's mit der Geſundheit? Sie ſieht herzlich miſerabel aus; Gott behüte, wie hat Sie das Kindbett mitgenommen! Hätt' ich nicht gewußt, daß es Madame wäre, ich kann darauf ſchwören, ich hätte Sie nicht wieder erkannt.

Die Wöchnerin. Meine gute Madame, das iſt meine Schuld nicht.

Ingeborg. Freilich wol, Madame, Sie kann nichts dafür. Aber weil ich Ihre aufrichtige Freundin bin, ſo condolire ich Ihr zu Ihrem Zuſtande.

Die Wöchnerin. Um Ihr wieder ein Freundſchaftszeichen zu geben, ſo wünſchte ich, Madame, ich könnte Ihr ebenfalls condoliren.

Ingeborg. Danke ergebenſt, gar zu gütig. Ach, Madame, nehme Sie ſich nur ja in Acht, Ihre Augen wollen mir

gar nicht gefallen. Sie kommt mir vor gerade wie meine Schweſter, die voriges Jahr ſtarb.

Die Wöchnerin. In der That, Madame, wenn Sie nur eine Stunde fortfährt, dergleichen zu ſprechen, ſo folg' ich Ihrer Schweſter ganz gewißlich nach; die Theilnahme, die Sie für mich hat, incommodirt mich mehr als die Kindesnöthen.

Ingeborg. Das ſollte mir leid thun, Madame, wenn meine Geſpräche Sie incommodiren. Aber ich fordere die gute Frau die hier ſitzt, zum Zeugen, ob das nicht ſo iſt, wie ich ſage; iſt es nicht ſo, meine gute Anne Kannegießerin? Sieht Madame nicht wirklich recht ſchlimm aus?

Anne. Das thut ſie, Ingeborg Bleideckerin.

Ingeborg. Ich glaube wahrhaftig gar, Sie iſt böſe, weil ich Sie nicht Madame genannt habe?

Anne. Nein, böſe bin ich nicht: aber ich glaube allerdings, daß ich gewiß eben ſo gut eine Madame bin wie Sie, ja noch beſſer als Sie. Denn zwiſchen einem Zinngießer und einem lumpigen Bleidecker da iſt doch, die Wahrheit zu ſagen, ein Unterſchied wie zwiſchen Zinn und Blei.

Ingeborg. Na, da kann Einem doch ſchlimm werden bei ſolchem Gewäſche; das paßt ſich auch wol für Euch, meinen Mann einen lumpigen Bleidecker zu nennen! Denkt Ihr, ein Bleidecker iſt nicht in allen Stücken ſo gut wie ein lumpiger Kannegießer?

(Sie ſchlagen einander Schnippchen und gehen ab.)

Sechſte Scene.

Arianke die Buchdruckerin. Die Wöchnerin.

Arianke. Viel Glück zur jungen Tochter!

Die Wöchnerin. Viel Dank, Madame Arianke Buchdruckerin.

Arianke. Wie befindet ſich die Madame?

Die Wöchnerin. Ich bin ſo ſchrecklich matt.

Arianke. Das kann nicht anders ſein, Madame, die erſte Edition iſt allemal die beſchwerlichſte.

Die Wöchnerin. Was heißt das, die erſte Edition?

Arianke. So ſagt man bei uns von den Büchern. Wird eins zum erſten Mal aufgelegt, ſo heißt das die erſte Edition; ich will alſo damit ſagen, daß Madame noch nicht gewohnt iſt, ſo oft in den Wochen zu liegen als ich, darum fällt Ihr das auch beſchwerlicher.

Die Wöchnerin. Wie oft iſt denn Madame zum Druck befördert worden?

Arianke. Ha ha ha! Das war ein niedlicher Einfall, Sie bleibt, wie ich höre, im Gleichniß. Uebrigens ſoll ich ſchön grüßen von meinem Herrn Liebſten, und er läßt bitten, die Madame wolle dies Buch nicht verſchmähen, das er eben hat neu auflegen laſſen.

Die Wöchnerin. Ihr mit Euren Büchern müßt doch Geld verdienen wie Heu.

Arianke. Bitt' um Verzeihung, Madame, bei ſolchen Büchern ſetzen wir zu, und müſſen uns an Romanen und Aehnlichem von unſerem Schaden erholen. Wir verkaufen eher vierhundert Romane, ehe wir zweihundert ſolcher Bücher abſetzen.

Die Wöchnerin. Auf die Art ſolltet Ihr gar nichts Anderes verlegen als Romane?

Arianke. Ich will der Madame ſagen, wie das iſt; mein Mann iſt ein gar kurioſer Mann, er thut manches mehr, um dem Publikum zu dienen, als um ſeinen Profit.

Die Wöchnerin. Um dem Notarius Publikus zu dienen?

Arianke. Nicht doch, Publikum, ſo nennen wir das gemeine Beſte.

Die Wöchnerin. Mein Mann iſt ſehr fürs Leſen. Alle Tage kauft er Bücher. Heut hat er Doctor Arendt Hoitfeldts Chronik gekauft.

Arianke. Welche Edition?

Die Wöchnerin. Nu die däniſche Edition.

Arianke. War es die in Quarto oder die in Folio?

Die Wöchnerin. Es war die Auflage in weißem Einband

Arianke. Eingebunden kann das Buch auf zehnerlei Arten werden, wenn man ſonſt will, das iſt es alſo nicht, wonach ich frage. Aber weiß Sie denn nicht, was ein Buch in Folio iſt?

Die Wöchnerin. Ich habe noch nie davon gehört, blos von einem Narren in Folio.

Arianke. Ha ha ha, nun merk' ich freilich, daß Madame ſich auf Bücher nicht verſteht. Ein Buch in Folio iſt eins, das iſt ſo groß wie die Bibel; ein Buch in Quarto iſt kleiner; eins in Octavo iſt noch kleiner; in Duodez noch kleiner und endlich in Sedez, das ſind die allerkleinſten.

Die Wöchnerin. So iſt das Buch denn in Folio: denn es war ſo groß wie eine Bibel.

Arianke. Die Edition iſt keine Priſe Schnupftabak werth, Madame. Warum fragt Ihr nicht meinen Mann um Rath, bevor Ihr Bücher kauft? Die in Quarto iſt noch einmal ſo gut.

Die Wöchnerin. Das kann ſchon ſein: aber dann hätt' es der Buchbinder anders einbinden ſollen, denn übrigens war das Buch ganz neu.

Arianke. Ha ha ha!

Die Wöchnerin. Worüber lacht Sie, Madame? Ich drücke mich vielleicht nicht recht aus, aber was weiß ich von Ihren Angelegenheiten? Uebrigens bedank' ich mich, daß ich doch etwas von Ihr gelernt habe, nämlich, was ein Buch in Folio iſt. — Aber ſprechen wir von etwas Anderem; ſeid Ihr nicht in der Thüre zwei Frauen begegnet?

Arianke. Ei gewiß.

Die Wöchnerin. Die geriethen hier in Streit mit einander. Die eine war Bleideckers Ingeborg und die andere Zinngießers Anne.

Arianke. Welche von beiden war Anne Zinngießerin, die Große oder die Kleine?

Die Wöchnerin. Die in Quarto war Ingeborg Bleideckerin und die andere in Folio war Anne Zinngießerin.

Arianke. Ha ha ha, hört auf mit Eurem Latein, Madame, das läßt ſich nur von Büchern ſagen. Aber jetzt muß ich Abſchied nehmen; ich werde die Ehre haben, Sie recht bald wieder zu ſehen.

Die Wöchnerin. Seid ſo gut und grüßt den Herrn Liebſten.

Corſitz (kriecht hervor). Element, nun bin ich gleich todt, ſowol von dem ſchlechten Lager, das ich gehabt habe, als von dieſem Wochengeſpräch!

Die Wöchnerin. Merkſt Du nicht, wie beklagenswerth eine arme Wochenfrau iſt?

Corſitz. Jetzt hab' ich nicht Zeit, ſie zu beklagen, jetzt hab' ich noch genug mich ſelbſt zu beklagen, daß ich ſo lange hab' unterm Tiſch liegen müſſen.

Die Wöchnerin. Ach, theurer Mann, Ihr ſeid nun frei, mir dagegen ſtehen noch hundert andere Viſiten der Art bevor. Ja, wenn Dörte Knopfmacherin und Hildegard Schwertfegerin kommen, da geht meine Plage erſt recht an, da ſolltet Ihr den Lärm einmal erſt hören, die ſprechen immer beide zugleich, und da kommt es nun drauf an, welche das Maul am weiteſten aufreißt.

Corſitz. Na, da will ich nur lieber meiner Wege gehen, ſo lange es noch Zeit iſt.

Die Wöchnerin. Ich werd' es Euch ſagen laſſen, wenn ich allein bin. Aber pocht das nicht? Da kommen ſchon wieder friſche Viſiten!

Corſitz. Ach, nun bin ich verloren.

(Kriecht wieder unter den Tiſch.)

Siebente Scene.

Elſe die Schulmeiſterin. **Die Wöchnerin.**

Elſe. Ich danke gehorſamſt, Madame, für die Ehre und den Honneur, die Sie mir angethan, erzeigt und erwieſen, indem Sie mich von Ihrer Entbindung unterrichtet und in Kenntniß geſetzt hat, welches mehr iſt, als meine Meriten meritiren. Ich gratulire und wünſche Glück von Herzen und verſichere, bezeuge und contestire, daß es zu meinen größten Plaiſirs, Annehmlichkeiten und Freuden gehört, Ihres Wohlbefindens Contentements zu ſehen. Denn ſintemal das allzeit ein treues aufrichtiges Liebes-, Freundſchafts- und Amorsband geweſen iſt,

das unſere Häuſer zuſammen verknüpft, verbunden und vereinigt hat, ſo darf und muß ich mich auch freuen und ergötzen an Madame's Freude und Ergötzen, gleichſam als wäre mir ſelbſt widerfahren, was, indem es ein Contentement und Vergnügen für Euch iſt, auch für mich ebenfalls ein Contentement und Vergnügen iſt. Denn ich kann die Madame verſichern, daß Ihrer Tugenden Abbild allzeit aufgehängt iſt an meines Herzens Nagel. Auch habe ich allen Grund, die Madame zu lieben, ſowol um Ihrer ſelbſt willen, als auch in Berückſichtigung Ihres Bruders, von dem mir ſo viel Gutes erwieſen worden; denn ich kann ſagen, daß er niemals in den Kramladen geht, ſich ein Kleidungsſtück zu kaufen, ohne daß er auch einen Rock oder mit Reverenz zu ſagen eine Schürze für mich kauft.

Die Wöchnerin. Tauſend Wetter, da iſt Sie glücklich!

Elſe. Es geht mit mir, wie das alte Sprüchwort lautet...

Die Wöchnerin (wiſcht ſich den Schweiß ab). Da klopft es wahrhaftig ſchon wieder, das iſt Hildegard die Schwertfegerin und Dörte die Knopfmacherin. (Leiſe) Na, nun mögen ſo viel närriſche Frauenzimmer kommen, als da wollen, jetzt hab' ich mich einmal darein ergeben.

Achte Scene.

Hildegard. Elſe. Dörte. Die Wöchnerin.

Hildegard. Ei, Madame, Glück auf! Ihr paradirt ja meiner Treu' wie eine Maibraut. Nein, ſieh mal her, Schweſter, wie das kleine Luderchen ſich herausgeputzt hat! Bitt' um Verzeihung, daß ich ein Späßchen mache.

Elſe. Dienerin, Madame.

Hildegard. Ei, ſeht, Madame, iſt Sie hier? Da muß ich Sie gleich um eine Priſe Toback bitten, Sie pflegt immer was Gutes zu führen.

Elſe. Ich weiß wirklich nicht, will Sie ſo gut ſein und einen Verſuch machen?

Hildegard. Das iſt Baltzers Toback.

Dörte. Ich dächte, Schweſter, das iſt franzöſiſcher Maria, Kopenhagenſcher Toback, den kenn' ich gleich.

Hildegard. Ich wahrhaftig ebenfalls. Von wem iſt der Toback, Madame?

Elſe. Von Louis...

Hildegard. Wollt Ihr nun auch meinen koſten?

Elſe. Das iſt ein excellenter Toback, ich dächte, das iſt Aſcharah.

Dörte. Er kommt mir mehr vor wie eine Art Havannah.

Hildegard. Was es eigentlich iſt, kann ich nicht ſagen; verkauft iſt er mir für Spadille.

Elſe. Haben die guten Madamen nichts gutes Neues?

Hildegard. Nein, Gutes nicht, aber Böſes, das hört man leider genug. Von der Frau, die einen Wockenſtock zur Welt gebracht hat, habt Ihr doch wol ſchon gehört?

Elſe. Nein, kein Wort.

Dörte. Na, dann will ich es Ihr erzählen.

Hildegard. Ich kann das ſchon noch allein erzählen. (Sie ſprechen Beide zugleich.) Da iſt eine Frau, ihren Namen weiß ich nicht, bei der kommt ein armes Bettelweib an die Thür und bittet ſie um eine Gabe für ihre kleinen Kinder, wird aber abgewieſen mit den Worten: Marſch fort, du alte Bettel, dir wär' es auch beſſer geweſen, du hätteſt ſtatt Kinder zu kriegen einen Wockenſtock gekriegt, da könnteſt du dir doch wenigſtens dein Brod zuſammenſpinnen!

Elſe. Ihr guten Madamen, es genügt, wenn Eine erzählt; wenn Ihr Beide auf einmal ſprecht, kann ich es lange nicht ſo gut faſſen.

Hildegard. Ich will es ſchon erzählen, Madame.

Dörte. Nein, ich will es erzählen! (Wieder Beide zugleich.) Darauf fing das Bettelweib an bitterlich zu heulen und ſagte: So wünſche ich Euch doch, daß Ihr das erſte Mal, daß Ihr in Wochen kommt, ſelbſt einen Wockenſtock kriegt!

Hildegard. Darauf nahm die Frau einen Beſenſtiel —

Dörte. Darauf nahm die Frau ein Mangelholz —

Hildegard. Nein, es war ein Beſenſtiel —

Dörte. Nein, es war ein Mangelholz —

Hildegard. Nein, das war es ganz gewiß nicht!

Dörte. Nun, laſſen wir das Mangelholz fallen, Ihr müßt ja immer Recht behalten. (Sprechen wieder Beide zugleich.) Und damit prügelte ſie das arme Bettelweib zur Thür hinaus. Aber was geſchah? Eine halbe Stunde darauf befand ſich die Frau vom Hauſe ſehr übel, mußte zu Bett gehen und lag ein volles halbes Jahr, bis ſie endlich niederkam, und zwar mit einem Wockenſtock.

Hildegard. Aber eins hab' ich noch zu erzählen vergeſſen, nämlich wie es mit dem Bettelweib weiter ging.

Dörte. Ja richtig. (Sprechen wieder Beide zugleich.) Nicht lange hernach begegnete die Köchin vom Hauſe demſelben Bettelweib, das ſie dann bei der Hand nahm und ſagte: Grüß' deine Herrſchaft und ſag' ihr: das Weib, das ſie ſo höhniſch fortgewieſen, das war die Sanct Brigitte, welche Bettlersgeſtalt angenommen hatte, ſie zu prüfen. Und darauf fing ſie an zu glänzen wie die Sonne und verſchwand.

Hildegard. Es iſt doch ſeltſam, daß ich die Geſchichte nicht allein erzählen darf.

Dörte. Ich weiß die Geſchichte ſo gut wie Ihr.

Hildegard. Ich habe ſie aber eher gewußt als Ihr.

Dörte. Aber ich habe ſie von Einem gehört, der dient in demſelben Hauſe mit der Köchin ihrem Schweſterkind.

(Während ſie ſo reden, ſitzt die Wöchnerin und hält ſich die Ohren zu.)

Elſe. Aber Ihr guten Madamen, ob das wol gewiß iſt mit dem Schiff, das man dieſer Tage im Mond geſehen hat?

Hildegard. Ja freilich iſt das gewiß! (Erzählen wieder Beide.) Wenn man zuerſt hinſah, konnte man nichts ſehen als einen ordinären Mond, aber wenn man nur länger hinſtarrte, ſah man zuerſt das Schiff, dann das Schiffsvolk, dann den Schiffshund, und endlich, wenn man recht lange hinſtarrte, ſah man ſogar die Tobackspfeifen, die die Matroſen im Munde hatten!

Elſe. Aber was meint und glaubt man wol, daß ſolchen Zeichens Offenbarung zu erkennen geben, anzeigen und bedeuten will?

Hildegard. Das bedeutet unfehlbar Krieg, Madame.

Elſe. Ja, ich glaub' es wol; denn man hat auch außerdem in dieſen Tagen noch verſchiedene andere Zeichen geſehen, die ebenfalls nichts Gutes bedeuten, unter Anderm einen feurigen Drachen, gerade über Roeskild.

Dörte. Ei, das muß Madame uns erzählen!

Elſe. Weder des Tages, noch des Datums Erinnerung kann ich mir in mein Gedächtniß zurückrufen: allein ich erinnere mich und gedenke, daß das Zeichen zuerſt erſchien und ſich ſehen ließ um die Zeit, da die dickſte Finſterniß herrſcht und regiert, und die man gemeiniglich Mitternacht heißet. Da iſt es erblicket worden von einem von den Männern, die da müſſen wachen, wenn Andere ſchlafen, und mit der Poſaune ihrer Stimme die Stunden der Nacht zu erkennen geben, ſo man gemeiniglich nennt Nachtwächter. Des Drachen Glanz und Schein war ſo groß, daß er ungefähr circa dieſelbige Wirkung auf den Pol des Himmels machte als das kleinere Licht der Nacht, ich meine den Mond, wenn er in ſeiner Viertel Erſtheit iſt. Der Drache hatte, mit Reverenz zu ſagen, einen Schwanz von drei Ellen Länge; wenn man ſeinen Gang und Weg obſervirte, wahrnahm und beobachtete, ſo mußte man ſich verwundern, nicht minder über die Schnelligkeit ſeiner Fahrt, als über die wunderliche Art, wie er ſich bewegte. Denn er ſpielte in dem ſubtilen Element, ich meine die Luft, gleichſam wie jene leichtfertigen Meerſchweine ſpielen im Hauſe des Neptun, ich meine im Meere. Nun bemerkte und obſervirte mein Mann eine Aufrichtung des Kopfes, gleichſam als wollte er hinaufffliegen in den dritten Himmel, jetzt wieder ein Herniederwerfen des Kopfes, gleichſam als wollte er ſich präcipitiren und herunterſtürzen auf Gottes Fußſchemel, ich meine die Erde. Verſchiedene Leute in Roeskild haben ihre ſämmtlichen Kopfnerven angeſtrengt, um ausfindig zu machen dieſes Zeichens Bedeutung, Signification und Auslegung.

Hildegard. Das iſt ja eine erſchreckliche Erſcheinung geweſen; hat unſere Wöchnerin die Geſchichte gehört?

Die Wöchnerin. Nein, Madame, ich liege und denke, was ich heut Abend eſſen ſoll.

Hildegard. Ei, hat Sie auf die Geſchichte nicht Acht

gegeben? Die ist meiner Treu' werth, daß man sie hört; Madame ist wol so gut und erzählt sie noch einmal.

Die Wöchnerin. Ach, das ist ja gar nicht nöthig, sich zu bemühen und solche lange Geschichte zu recitiren.

Dörte. Will Madame sie nicht erzählen, so will ich es, obwol ich nicht versprechen kann, sie in solchem zierlichen Stile vorzutragen wie Sie, die aber auch freilich solchen gelehrten Mann hat wie David Schulmeister.

Die Wöchnerin. Ich will wahrhaftig niemand damit bemühen.

Dörte. Ei, wer spricht denn von Mühe, Madame, die Geschichte war diese —

Hildegard. Ich will sie schon erzählen, Schwester.

(Sie erzählen die Geschichte Beide zugleich, aber in einem andern Stil.)

Die Wöchnerin (trocknet sich den Schweiß ab). Da klopft es eben an die Thür; ich glaube, das ist Engelke, die Hutmacherin.

Hildegard. Ach, ist das die Pimpernille? Die sitzt in Gesellschaft wie eine Bildsäule, die weder Mund, noch Maul hat. Laß uns gehen, Schwester. Lebt wohl, Madame, haltet Euch hübsch wacker!

Dörte. Leb' wohl! Die Schwerenoth sollst Du auf den Hals kriegen, wenn Du Dich zu früh hinauswagst! Laß mich den Puls fühlen, bevor ich gehe, — nu, für solch ein kleines Ungethüm geht er gut genug. Adiös. (Beide ab.)

Else. Auch ich muß aufbrechen und Abschied nehmen und wünsche aus meines innersten Herzens Receß und Grund meiner hochgeehrten und hochästimirten Madame eine rasche baldige Wiederherstellung, Restitution und Besserung, gleichermaßen, daß die theure Leibesfurcht, mit der die himmlische Güte Euch gesegnet hat, die kleine köstliche Erstlingspflanze, so er in Euren Weingarten gesetzet hat, aufwachsen möge und emporkeimen, den theuren Eltern zur Freude, Contentement und Vergnügen.

(Ab.)

Neunte Scene.

Engelke die Hutmacherin. Die Wöchnerin.

(Engelke kommt herein und macht ein Compliment.)

Die Wöchnerin. Seid ſo gut und ſetzt Euch, Madame.

(Engelke verneigt ſich.)

Ach, bitte, ſetze Sie ſich doch.

(Engelke verneigt ſich.)

Ach, Madame, wozu ſollen denn dieſe Ceremonien?

(Engelke verneigt ſich.)

Madame, ich kann unmöglich zugeben, daß Sie länger ſteht; will Sie, daß ich aufſtehen ſoll und Sie länger nöthigen?

(Engelke verneigt ſich und ſetzt ſich, ſpricht jedoch kein Wort; endlich ſteht ſie wieder auf, macht ein Compliment und geht.)

Adieu, Madame, danke für angenehme Unterhaltung.

Zehnte Scene.

Stine die Eiſenkrämerin. Die Wöchnerin.

Stine. Votre servante, Madame! je vous gratule. Iſt es ein Sohn oder eine Tochter?

Die Wöchnerin. Es iſt eine Tochter, Madame.

Stine. Ich wollte doch ma foi meinen Beſuch nicht länger aufſchieben, obſchon ich heute ſchon halb und halb an einem andern Orte engraſſirt war. Aber ich ließ alles im Stich, um Sie zu beſuchen, mon cher amie.

Die Wöchnerin. Tauſend Dank für Ihre Güte und Höflichkeit.

Stine. Das ſind keine Complisance, Madame, ſondern ein Devoir und Obligement, ſeine guten Freunde zu beſuchen, wenn ſie mal malade und unpaß ſind. Uebrigens habe ich heute ſchon eine Wochenviſite gemacht.

Die Wöchnerin. Wo da?

Stine. Bei dem Viſentator ſeine Frau: ſie hat einen Jungen, das iſt affectivement ein amables Kind.

Die Wöchnerin. Die Frau iſt glücklich, daß ſie Söhne kriegt.

Stine. Ja, Madame, ſie hat ein großes boncoeur vor andern. Ei ma foi, ich glaube gar, ich habe meine Tabatierendoſe vergeſſen; darf ich, Madame um eine Entreprise aus Ihrer bitten? — Das iſt ein guter Toback, très humble valet.

Die Wöchnerin. Sie kommt mir heut recht wie gerufen, Madame, ich muß einen Brief ſchreiben an Hans Jacobſen, Tobackshändler in Flensburg, und möchte gern die Aufſchrift auf Franzöſiſch machen. Aber da Keiner im Hauſe iſt, der ordentlich Franzöſiſch verſteht, da möcht' ich nun die Madame bitten, mir ein bischen auszuhelfen, da Sie doch die Sprache ſo außerordentlich gut verſteht.

Stine. Très volonté, Madame, Sie ſchreibt folgendermaßen: A Messiö Messiö Jean de Jacobsen, Marchand de la Toback, presentemang à la Flansborg.

Die Wöchnerin. Sagt man denn Flansborg auf Franzöſiſch?

Stine. Oui, Madame, Flensburg iſt däniſch. Meiſt alle Städte und Dörfer werden auf Franzöſiſch anders geſchrieben, ſo per Exempel Kopenhagen heißt Copenhague, Norwegen Normandie, Jütland Judée, und die Jüten, was das Wunderlichſte iſt, heißen Les Juifs.

Die Wöchnerin. Dies Letztere iſt ſehr unſinnig.

Stine. Allerdings, aber ich kann es Ihr gedruckt zeigen in meiner Grammaer, da ſteht: Les Juifs, die Juden.

Die Wöchnerin. Ha ha ha, die Juden, das ſind die Jüten! Macht mir meinen Mann nur nicht zum Juden, er iſt ein guter ehrlicher Jütländer! Ha ha ha!

Stine. Ich will mich doch ma foi von Ihr nicht harzelliren laſſen, adiös. (Sie geht ab.)

Elfte Scene.

Corfitz. Die Wöchnerin.

Corfitz (kriecht hervor). Ei, gieb mir nur raſch ein Glas Branntwein, ich bin mehr todt als lebendig. Ich bin wie zer-

ſchlagen an allen Gliedern und voll Staub, Qualm und Wochenklatſch, daß ich in Gefahr bin, zu platzen. Aber da ſind meiner Seel' ſchon wieder Leute; iſt das nicht eine verfluchte Stube, blos eine Thür zu haben! In meinem Leben hab' ich keine ſolche verrückte Bauart geſehen; kann ich nicht zum Fenſter hinauskommen?

Die Wöchnerin. Ei ja, wenn Ihr den Hals brechen wollt.

Corſitz. Na, das hätte auch nichts zu ſagen, ſo wäre die Geſchichte auf einmal zu Ende.

Die Wöchnerin. Ei, Poſſen, ich glaube, Du biſt nicht bei Troſt.

(Corſitz kriecht wieder unter den Tiſch.)

Zwölfte Scene.

Geſke die Küſterin. Die Wöchnerin.

Geſke. Ich gratulire der Madame zur jungen Tochter; ich dachte, es wäre ein Sohn, aber damit iſt's für dies Mal doch noch nichts geworden.

Die Wöchnerin. Ich bin mit einer Tochter ganz zufrieden. Allerdings kann man zuweilen von Söhnen größere Freude haben, aber wenn ein Knabe nicht geräth, ſo macht Einem das noch größeren Kummer als zehn Mädchen.

Geſke. Wol wahr, Madame, man kann auf die Töchter beſſer Acht haben. Ich weiß noch, was für Verdruß meine Muhme Schmidts Gertrud von ihrem Sohne Andres hatte. Nicht daran denken kann ich, Madame, ohne daß mir die Thränen in den Augen ſtehen. (Sie weint und trocknet ſich die Thränen mit der Schürze.) Ja, der Andres, der Andres, der hat ſeiner armen Mutter ſo manches graue Haar gemacht! Hat Madame ſchon gehört, was er vorgeſtern angerichtet?

Die Wöchnerin. Nichts hab' ich gehört.

Geſke (weint). Ach, ach, was weiß der Teufel nicht alles anzuſtiften! Denn von unſerm Herrgott kann ſo etwas doch nicht kommen! Steigt der Junge über den Zaun in dem Nachbar

ſeinen Garten und ſtiehlt ſich die ganzen Taſchen voll Aepfel. (Sie weint.)

Die Wöchnerin. Ei, Madame, das ſcheint mir doch wirklich kein Grund, auch nur ſein Schnupftuch naß zu machen.

Geſke. Hört nur weiter, Madame. Wie er nun wieder zurück will, bleibt er hängen und reißt ſich ſeine neuen Tuchhoſen entzwei, die Ihr vermutlich noch kennt.

Die Wöchnerin. Ei, Madame, wie käm' ich dazu, ſeine Hoſen zu kennen?

Geſke. Aber unſer Herrgott hatte doch wenigſtens die Gnade und conſervirte ſeine Jacke. (Sie weint wieder.)

Die Wöchnerin. Ich möchte die Madame doch bitten, unſern Herrgott aus dem Spiel zu laſſen; es iſt eine üble Gewohnheit, Gottes Namen ſo zu mißbrauchen, wenn man von Jacke und Hoſen ſpricht.

Geſke. Ach ſo, Madame, ich ſoll mich wol nach Ihr richten?

Die Wöchnerin. Madame, ich will mich darüber mit niemand in einen Diſput einlaſſen. Doch ſcheint es mir nur eine ſchlechte Gewohnheit, zu ſagen: Unſer Herrgott war mir ſo gnädig, daß mein Strumpfband oder Schuhriemen nicht entzwei ging, gerade wie es auch eine bloße Redensart iſt, zu ſagen: Na, was hat der Teufel nun wieder angerichtet, wenn ein Dienſtbote ein Glas fallen läßt oder ein bischen Suppe auf den Tiſch verſchüttet. Aber laßt uns von etwas Anderem ſprechen; ich ſehe, die Madame hat einen ſchlimmen Finger, wo hat Sie den her?

Geſke. Das will ich Ihnen ſagen: ich wollte geſtern auf den Fleiſchmarkt gehen und einkaufen.

Die Wöchnerin. Wie ſieht es denn jetzt aus auf dem Fleiſchmarkt? Ich ſchickte geſtern das Mädchen hin, aber die war nicht im Stande, nur ein rechtſchaffenes Stück Fleiſch zu kriegen.

Geſke. Da hat Sie auch recht, Madame, das iſt niemals ſolche verfluchte Wirthſchaft geweſen wie jetzt. Die ſind jetzt ſo frech, fünf Schillinge zu fordern für das Pfund Ochſenfleiſch, und dabei iſt es ſo mager, daß man nicht ein Körnchen Fett

daran ſieht. Ich wollte Suppe davon kochen, aber die Suppe wurde ſo ſchlecht, daß ich, um ſie zu verbeſſern, ein Stück Speck daran thun mußte. (Sie weint wieder.)

Die Wöchnerin. War die Suppe da gut, wie der Speck daran kam?

Geſke. Ja, nu war ſie delicat, Madame.

Die Wöchnerin. So hat Madame ja nicht mehr nöthig, darüber zu weinen.

Geſke. Ich weine auch nicht juſt darüber, ich denke blos noch an das Fleiſch, wie erbärmlich das ausſah und koſtete doch fünf Schillinge das Pfund. Alles wird theurer: willſt du ein Stück Speck haben, willſt du Butter haben, willſt du Käſe, Grütze, Lichter, Holz haben, ſo iſt das nicht mehr mit Geld aufzuwiegen. Ich erinnere mich, daß meine Muhme Brigitte erzählte (ſie weint) — nun iſt das gute Weib auch todt und hinüber — die erzählte mir, in ihrer Jugend konnte man das beſte Pfund Ochſenfleiſch für einen halben Schilling kriegen, und damals war doch noch nicht einmal ein Polizeimeiſter in der Stadt.

Die Wöchnerin. Aber um wieder auf meine Frage zu kommen, wo hat Sie den Schaden am Finger her?

Geſke. Ich wollte ein Stück Speck abſchneiden, das ſollte in die Suppe kommen: aber was richtet der Teufel nicht wieder an?

Die Wöchnerin. Ei, kommt nun mal wieder der Teufel an die Reihe? — Aber ſeht, da kommen neue Gäſte.

Geſke. So muß ich wol gehen. (Ab.)

Corfitz. Und ich meiner Treu' ebenfalls, bevor wieder neue kommen.

Die Wöchnerin (zum Mädchen). Hör', nun will ich ein Stündchen Ruhe haben. Kommt ein Beſuch unterdeſſen, ſo kannſt Du ſagen, ich ſchlafe ein bischen.

Dritter Akt.

Erste Scene.

Eine vornehme Dame. Die Wöchnerin. Die vornehme Dame in einer Portechaise, der **Bediente** in zerriſſener Livree.

Dame. Guten Tag, kleine Madame, ich wünſche Glück. Wer iſt zuletzt hier geweſen?

Die Wöchnerin. Hier waren viele recht anſtändige Bürgerfrauen.

Dame. Es riecht auch ſo verflucht bürgerlich; laſſ' Sie ein wenig räuchern. Ich bin durchaus nicht hochmüthig, Madame, das ſoll mir niemand nachſagen: denn wenn ich es wäre, ſo hätte ich Ihrem geringen Hauſe die Ehre nicht angethan, hierher zu kommen. Darum rühmen mich aber auch die Leute und ſagen: Gott ſegne die wohlgeborne Frau, mit der iſt das ein Umgang, nicht anders, als wäre ſie eine ſchlichte Bürgersfrau! Aber man muß ſich auch nicht gemein machen, das erzeugt, wie ich bemerkt habe, nicht ſelten Verachtung.

Die Wöchnerin. Nein, gewiß, es wäre Sünde, der wohlgebornen Frau etwas Anderes nachzuſagen. Ich hab' es wol gehört, Sie kommt zu bürgerlichen Leuten, ſo wie ſie Ihr nur etwas vorzuſetzen haben, ja Sie ſpeiſt mit ihnen, als wäre Sie an Ihrem eigenen wohlgeborenen Tiſch.

Dame. Ja, warum ſollt' ich auch nicht, Madame? Denn wenn ich es recht überdenke, ſo ſind die Bürgersleute ja doch auch Chriſtenmenſchen und können, wenn ſie ein gottgefälliges Leben führen, ſo gut in den Himmel kommen wie wir.

Die Wöchnerin. Aber, wohlgeborne Frau, ſollte nicht im ewigen Leben ſo ein gewiſſer Unterſchied zwiſchen Perſonen von Rang und bloßen Bürgerlichen doch ſtattfinden?

Dame. Nein, kein großer, Madame, unter uns geſagt. Aber Sie hat nicht nöthig, ſich vor Andern was davon merken zu laſſen, ein gemeiner Handwerker könnte darüber hochmüthig werden. Darum, Madame, tractire ich auch den Schlag Leute mit der Verachtung, die ich meinem hohen Stande gemäß gegen ſie hegen darf und kann. Denkt nur, Madame, wie herablaſſend ich neulich war; ich habe, ma foi, ohne mich ſelbſt zu rühmen, zehn Thaler von meinem Schneider geborgt.

Die Wöchnerin. Das war ja ein unverſchämter Schneider, daß er ſich unterſtand, einer ſolchen wohlgebornen Frau Geld zu leihen. Der dumme Teufel hätte ja doch merken können, daß die gnädige Frau es nur gethan, um ihn auf die Probe zu ſtellen.

Dame. Anfangs weigerte er ſich auch und krümmte ſich, gleich als wollt' er ſagen: Dazu bin ich zu gering. Als er aber ſah, daß es mein Ernſt, ſo bequemte er ſich und gab mir die zehn Thaler mit einem tiefen Seufzer, gleich als wollt' er ſagen: Ach, wenn doch alles ſo herablaſſend wäre wie dieſe wohlgeborne Frau! Ich bin gewiß, der arme Mann rühmt mich, wohin er kommt, bis über die Wolken; denn jede thut das nicht, was ich gethan habe. Iſt das nicht richtig, Madame?

Die Wöchnerin. Ja, darin hat die wohlgeborne Frau ganz Recht.

Dame. Aber, was hat es auch zu ſagen, Madame, zuletzt ſind wir ja doch alle Menſchen, auch würd' ich mich, meiner Treu', nicht ſchämen, Ihr dieſelbe Ehre anzuthun. Madame, will Sie ſo gut ſein und mir zehn Thaler geben? Ich werde ſie Ihr ſofort in Gold zurückſchicken.

Die Wöchnerin. Ach, die wohlgeborne Frau beliebt nur mit der geringſten ihrer Dienerinnen zu ſcherzen; ich bin zwar ſehr einfältig, aber ſo wie der Schneider doch nicht.

Dame. Aber es iſt meiner Treu' mein voller Ernſt, Madame.

Die Wöchnerin. Ei, wohlgeborne Frau, ich würde ja in

Verruf kommen als eine ganz unverſchämte Perſon, wollt' ich ſo naſeweis ſein. Nein, mein Geld iſt zu gering dazu.

Dame. Die Wahrheit zu ſagen, Madame, ich habe den Schlüſſel zu meinem Geldſchrank verlegt und wollte gern in der Eile zehn Thaler zum Trinkgeld für einen Bedienten haben, der mit einem Geſchenk von einem Cavalier unterwegs iſt.

Die Wöchnerin. Nein, ich thu' das meiner Treu' nicht; ja, wenn die ganze Bürgerſchaft ſo unverſchämt wäre, Euer Wohlgeboren Geld zu leihen, ſo würd' ich es doch nicht thun, dazu hab' ich viel zu großen Reſpect vor Ihr.

Dame. Je nun, ſo iſt das Ihre eigene Schuld, Madame. Aber was habt Ihr da auf dem Teller?

Die Wöchnerin. Das ſind einige gemeine Kuchen.

Dame. Muß ſie doch einmal koſten — ei, die ſchmecken doch nicht ſo ſchlecht, wie ich dachte. Wenn Sie erlaubt, will ich doch meiner Treu' ein paar mit nach Hauſe nehmen. Chriſtopher!

Chriſtopher (in einer zerriſſenen Livree). Wohlgeborne Frau!

Dame. Trag' doch mal dieſe beiden Kuchen nach Hauſe.

(Zur Wöchnerin)

Adieu, Madame, lebt wohl und rechnet jederzeit auf meine Gewogenheit.

Die Wöchnerin. Ich danke der gnädigen Frau für die große Gnade, die Sie mir erwieſen.

(Die vornehme Dame geht ab.)

Zweite Scene.

Anne die Wahrſagerin. Die Wöchnerin.

Anne. Nun, Madame, wie geht's mit der Geſundheit?

Die Wöchnerin. Ganz gut, Anne. Nur kann ich des Nachts nicht ſchlafen, und ſo wie ich einſchlafe, ſo krieg' ich gleich die ſchrecklichſten Träume. Woher kommt das wol, Anne?

Anne. Brennt Madame des Nachts Wachslicht oder Talglicht?

Die Wöchnerin. Ich brenne Wachslicht.

Anne. Na, da haben wir's. Was denkt Ihr denn, daß Träume anders ſind als Geiſter, die Einem im Schlafe erſcheinen? Das Einzige, womit man ſolche böſen Geiſter vertreiben kann, iſt mit dem Qualm von Talglichtern; den Wachslichtern dagegen laufen ſie nach. Woher denkt Ihr denn wol, daß das kommt, daß es in den Kirchen ſo viel mehr ſpukt als anderwärts, als von den Wachslichtern, die da gebrannt werden? Ich mache mich verbindlich, eine ganze Million herumſchwebender Geiſter mit einem Dreierlicht zu vertreiben, nämlich, wenn es blos ſolche Geiſter ſind, die in der Luft fliegen. Sind es aber Erdgeiſter, die Euch die Unruhen machen, ſo müßt Ihr nur Leinſamen vors Bett ſtreuen, da kriegen ſie gleich Beine und laufen davon.

Die Wöchnerin. Ach, gute Anne, plag' mich doch nicht mit ſolchem Geſchwätz, davon kann ja ein geſunder Menſch krank werden. Solche böſen Träume kommen ja von nichts Anderem als vom Blut; ſo wie ich mich wohl befinde, ſchlafe ich auch ruhig. Warum ſollten alſo dieſe Geiſter die Leute mehr plagen, wenn ſie krank als wenn ſie geſund ſind?

Anne. Das Warum weiß ich freilich nicht, Madame, aber daß es geſchieht, das ſieht man doch. Kommt es übrigens vom Blut, ſo wollen wir ſchon auf andere Mittel denken; da giebt es nichts Beſſeres, als Ihr laßt Euch ſtreichen, ich werde gleich wieder hier ſein. (Ab.)

Die Wöchnerin. Ach wär' ich doch nur die Hexe los! Aber ihren Willen muß ſie haben, ſie geht aus und ein in großen Häuſern und bringt die ehrlichſten Leute in Mißcredit, wenn ſie ihr nicht flattiren wollen. Ich muß mich alſo ſchon darein ergeben, in dies und alles Andere, was das Wochenbett mit ſich führt. Ach, ach, wenn ich es nur aushalten kann!

Anne (zurückkommend). Entſchuldigt nur, ich bin ſo lange geblieben ....

Die Wöchnerin. Hat nichts zu ſagen, Anne. (Leiſe für ſich) Mir wär's recht und wenn du nie wieder gekommen wärſt. (Laut) Alle Tauſend, da iſt Meiſter Bonifacius, nun geht der Zank

los. Macht raſch, Anne, lauft hinter den Schirm! (Anne lauft und verbirgt ſich hinter den Schirm.)

Dritte Scene.

Bonifacius. Die Wöchnerin.

Bonifacius. Serviteur, Madame, wie ſteht es mit der Geſundheit?

Die Wöchnerin. Es macht ſich, Meiſter Bonifacius.

Bonifacius. Sie muß Ader laſſen, Madame.

Die Wöchnerin. Der Doctor ſagt nein, er hat mir blos ein paar Tropfen gegeben, die ich brauchen ſoll; in der Flaſche da ſtehen ſie.

Bonifacius. Ei, potz Schlapperment, die Tropfen ſind ein wahres Gift für Sie! Hat Sie nicht ſchrecklich danach geſchwitzt?

Die Wöchnerin. Ja, vor ein paar Stunden hab' ich ſtark geſchwitzt, als Elſe David, die Schulmeiſterin, hier war. Aber ich weiß nicht, ob das von den Tropfen kam, oder von der hochtrabenden Gratulation, die ſie mir abſtattete.

Bonifacius. Das war von den Tropfen, Madame. Gott verzeih' dem Doctor die Sünde, ſo zu handeln an einem armen Patienten. Braucht Ihr dieſe Tropfen nur eine Woche, ſo ſollt Ihr einmal ſehen, ob Ihr nicht die allerſchönſte Gelbſucht am Halſe habt, die ſich Einer wünſchen kann; braucht Ihr ſie aber noch eine Woche, ſo könnt Ihr die Schwindſucht kriegen oder eine Hypokriſie, Epilepſie, Anomalie, Paralyſie und noch verſchiedenes Andere, was noch ſchlimmer iſt. Denn da iſt Antimonium drin, da iſt Arſenicum drin! Iſt das nicht unverſchämt, für eine arme Wöchnerin ein Recept zu präpariren von Sulphure indigesta und Sale halumnosa und Mercurio, abſonderlich in dieſem Jahre, wo Saturnus nicht regiert?!

Vierte Scene.

Zwei Frauen. Meiſter Bonifacius. Die Wöchnerin. Eine Mamſell.

Erſte Frau. Dienerin, Madame, und Glück zur jungen Tochter!

Zweite Frau. Ebenfalls.

Die Wöchnerin. Seid ſo gut und nehmt Platz, Ihr guten Madamen. Aber, Meiſter Bonifacius, wär' es wol gut, ſich um die Zeit zu Ader zu laſſen?

Bonifacius. Ei ja. Zwar geſchieht es beſſer bei klarem Wetter als bei trübem Wetter, beſſer bei zunehmendem Monde als bei abnehmendem; doch hat dies nicht viel zu ſagen, wenn man ſich nur übrigens vor den unglücklichen Tagen in Acht nimmt.

Die Wöchnerin. Aber was heißt das, Meiſter Bonifacius, glückliche und unglückliche Tage?

Bonifacius. Das iſt zu ſagen, Madame: wer ſich am vierzehnten oder funfzehnten Martii verlobt oder verheirathet, kommt in Armuth und Elend; am zehnten oder achtzehnten April muß man aus einem Hauſe ins andere nicht ziehen; am ſiebenten oder achten Maji muß man nicht reiſen; am ſiebzehnten Junii nicht handeln; am achtzehnten Julii keinen Proceß anfangen.

Erſte Frau. Meiſter Bonifacius, Er kann den Leuten gewiß auch in den Händen leſen?

Bonifacius. Ach freilich, das heißt man Negromantia.

Erſte Frau. Ach, ſei Er doch ſo gut und ſeh' Er einmal in meine Hand.

Bonifacius. Ganz gern — ich ſehe, Madame, daß Sie noch ſechs Kinder kriegt.

Erſte Frau. Ei, Poſſen, mein Mann iſt ja ſchon achtundſechzig Jahre alt.

Bonifacius. Das will nichts ſagen, die Striche in der Hand können nicht lügen. Ihr kriegt ſechs Kinder, das ſteht feſt: aber von wem Ihr ſie kriegt, das kann ich nicht ſehen.

Erſte Frau. Pfui doch, meint Ihr, ich bin ein liederliches

Menſch, daß ich mit jemand anders ſollte Kinder kriegen, als mit meinem Mann? Um meinem Manne untreu zu werden, dazu bin ich zu gut erzogen.

Bonifacius. Will Sie Flatterien hören, Madame, ſo muß Sie ſich von Andern aus der Hand leſen laſſen, aber nicht von mir.

Erſte Frau. Nun, ſeh' Er auch einmal in der Mamſell ihre Hand.

Das Mädchen. Nein, meiner Treu', ich will nicht, daß mir Einer aus der Hand lieſt.

Erſte Frau. Ja, ganz gewiß ſollſt Du Dir ſo gut aus der Hand leſen laſſen wie ich; was ſind das für Poſſen?

Bonifacius. Das iſt eine einigermaßen ſchwierige Hand; wie viel Kinder ſie kriegt, kann ich nicht ſehen. Zeigt noch einmal her — nein: aber ich ſehe, daß Sie bereits ein Kind gekriegt hat.

Das Mädchen. Das iſt eine nichtswürdige Lüge, ich bin noch Jungfer.

(Die Uebrigen halten ſich vor Scham das Schnupftuch vors Geſicht.)

Bonifacius. Das thut mir leid, meiner Seel', daß ich nicht gewußt habe, daß Sie unverheirathet, ſonſt würd' ich nichts davon geſagt haben. Laßt mich noch einmal ſehen, Jungfer, vielleicht hab' ich das erſte Mal falſch geſehen.

Das Mädchen. Den Teufel mögt Ihr ſehen, Ihr könntet mir wol gar noch mehr Kinder auflügen, als das eine, das ich gehabt habe. Wer mir anders nachſagt, als daß ich eine Jungfer bin, der iſt ein Lügner und Schelm.

(Die Uebrigen fangen an zu kichern; das Mädchen weint.)

Bonifacius. Meine theuerſte Jungfer, ſeid nicht böſe auf mich; ich wußte meiner Seel' nicht anders, als Sie wäre Madame. Aber —

Das Mädchen. Ein Lügner und ein Betrüger biſt Du! — Ich will den guten Madamen ſagen, wo ſich das herſchreibt. Ich diente auf einem Edelhof mit einer andern Mamſell, die mit dem Schulmeiſter zu bekannt wurde; die Sache kam vors Conſiſtorium, ſie drang auf Verheirathung, er ſuchte Ausflüchte, und durch verſchiedene Advocatenſtreiche wurde die Sache ſo

verquackelt, daß er von der Verheirathung losgesprochen wurde, und ich mußte mich mit zweihundert Thalern begnügen.

(Die Uebrigen lachen, das Mädchen geht mit der zweiten Frau fort und droht dem Barbier.)

Die Wöchnerin. Das war eine verwünschte Geschichte. Aber sie verrieth sich selbst; zehn Thaler wollt' ich geben, wäre das nicht in meinem Hause passirt.

Bonifacius. Ich wußte wirklich nicht anders, als sie wäre verheirathet, sonst würde ich sie gerne geschont haben.

Die Wöchnerin. Ich hätte für das Mädchen schwören wollen, so ehrbar sah sie aus. Aber da kommt der Doctor — alle Welt, hinter den Schirm, Meister Bonifacius!

(Er läuft hinter den Schirm.)

Fünfte Scene.

Die Wöchnerin. Ein Doctor.

Die Wöchnerin. Ach — da hab' ich nicht dran gedacht, daß Anne die Wahrsagerin schon vorher hinter dem Schirme war; na, das wird eine Teufelswirthschaft zwischen denen geben. — Dienerin, Herr Doctor!

Doctor. Ihr gehorsamster Diener, Madame! Wie steht es mit der Gesundheit? Hat Sie Beneficium ventris?

Die Wöchnerin. Nein, Herr Doctor, der ist lange nicht dagewesen.

Doctor. Ei, Madame, das thut nicht gut, das muß sich wenigstens zweimal des Tags einfinden.

Die Wöchnerin. Aber wie geht das zu? Früher hat es der Doctor doch öfters nicht haben wollen.

Doctor. Ich?! Das hab' ich nie gethan, Madame, es giebt nichts in der Welt, was ich angelegentlicher empfehle.

Die Wöchnerin. Aber neulich drohtet Ihr doch erst, Ihr wolltet Meister Bonifacius vor die medicinische Facultät citiren, und nun rathet Ihr mir, ihn zweimal täglich zu brauchen?

Doctor. Ha ha ha, Sie hat mich falsch verstanden; ich

ſagte ja nicht Bonifacium, ſondern Beneficium, das heißt: Hat Sie offenen Leib?

Die Wöchnerin. Das iſt freilich was Anderes. Aber darum iſt es doch wol das Sicherſte, mit Frauenzimmern däniſch zu ſprechen. Im Uebrigen, um die Frage nicht unbeantwortet zu laſſen, ſo kann ich mich in dem Punkt nicht beklagen.

Doctor. Wovon findet die Madame ſich am meiſten incommodirt?

Die Wöchnerin. Ich habe ſolche Unruhe in den Gliedern.

Doctor. Was eßt Ihr denn, Madame? Worin beſteht Ihre Diät?

Die Wöchnerin. Morgens trink' ich ein bischen Thee.

Doctor. Grünen Thee oder Thee de Bou?

Die Wöchnerin. Grünen Thee.

Doctor. Taugt nichts, Madame, der obſtruirt.

Die Wöchnerin. Nein, ich verſprach mich, was ich trinke, iſt Thee de Bou.

Doctor. Taugt nichts, Madame, der löſt zu ſehr und erſchlafft den Magen.

Die Wöchnerin. Ich trinke auch nicht alle Morgen Thee, die meiſten Morgen trinke ich eine gute Haferſuppe.

Doctor. Taugt nichts, Madame, die giebt Schleim im Magen. Aber was ißt Sie denn Mittags?

Die Wöchnerin. Eine gute Fleiſchſuppe.

Doctor. Taugt nichts, Madame, für kranke Leute; Fleiſch iſt zu hitzig und nährt die Krankheit.

Die Wöchnerin. Ei nun, Herr Doctor, etwas muß ich doch zuletzt eſſen, ich kann doch nicht immerzu Mehlbrei eſſen, Mittags und Abends?

Doctor. Mehlbrei?! Es giebt nichts Schädlicheres! Mehlbrei iſt ja nichts Anderes als rohes Brod, man kann ja kleiſtern mit Mehlbrei.

Die Wöchnerin. Soll ich da lieber Gerſtengrütze eſſen?

Doctor. Taugt auch nichts, weil man die Gerſtengrütze nie gut gekocht kriegt; wenn die paſſiren ſollte, müßte ſie gerade drei Stunden fünf und eine Achtel Minute auf dem

Feuer ſtehen, und zwar müßte das Feuer immer ganz gleich ſein.

Die Wöchnerin. Aber welcher Menſch kann das ſo abpaſſen?

Doctor. Das iſt wol wahr, Madame; aber darum iſt es auch das Beſte, ſich mit dieſer Speiſe gar nicht einzulaſſen. Ich will Ihr ein Verzeichniß der Speiſen und Getränke geben, deren Sie ſich enthalten muß. Nämlich Milch, Wein oder Bier iſt Gift für Sie; ferner außer den Speiſen, von denen ich ſchon geſprochen habe, muß Sie ſich enthalten von aller Art Fiſch, item von allen blähenden Speiſen, als da ſind Speck, Erbſen, Kohl, Zwiebeln, item alles, was ſalzig oder ſauer iſt. Brod iſt ein unſchuldiges Eſſen, das den Körper ſtärkt, ohne die Krankheit zu mehren; aber Weißbrod müßt Ihr nicht eſſen, das verſtopft.

Die Wöchnerin. Soll ich denn Schwarzbrod eſſen?

Doctor. Beileibe nicht, das wird Sauerteig im Magen.

Die Wöchnerin. Aber potz Schlag, Herr Doctor, auf dieſe Art krieg' ich ja weder zu eſſen, noch zu trinken?!

Doctor. Zu wünſchen wär' es allerdings, daß man ſich, ſo lange man Patient iſt, davon enthalten könnte. Denn wie alle Krankheiten durch Eſſen und Trinken entſtehen, ſo werden ſie auch dadurch erhalten. Ich hatte einmal einen Patienten, das war ein Kerl, der konnte ſich halten! Aber wo findet man mehr, die ſo ihrer ſelbſt Meiſter ſind?! Der nahm in einem Fieber ſechs Tage lang nicht das Mindeſte zu ſich, weder Naſſes, noch Trocknes.

Die Wöchnerin. Na, dann wird er auch wol geſtorben ſein, hoff' ich.

Doctor. Ja, was denn ſonſt? Aber das Fieber war er unterdeſſen vollſtändig los geworden, und darum handelte es ſich ja auch nur, das zu vertreiben. Febris, Madame, war hier materia substrata; hic Rhodus, hieß es, hic salta. Uebrigens braucht Sie nicht bange zu ſein, mit Ihrer Krankheit ſoll das nicht lange dauern: ich habe eine Tinctur, ſo ein Arcanum iſt. Freilich iſt es richtig, daß die Meiſten daran ſterben, aber ſofern ſie nicht

daran geſtorben wären, hätte es nie was Köſtlicheres in der Welt gegeben.

Die Wöchnerin. Laßt uns von etwas Anderem ſprechen, Herr Doctor. Ich habe Nachts ſolche erſchreckliche Träume, wie geht das wol zu, Herr Doctor?

Doctor. Träume, Madame, die ſind unterſchiedlicher Gattung, da giebt es somnia divina, diabolica und naturalia, oder wie Hippokrates meint, auch blos somnia divina et naturalia ... Aber was iſt das für ein Lärm da hinter dem Schirm, das hört ſich ja an, als ob ſich da welche zanken?

Die Wöchnerin. Ach, das iſt die Amme, die wird jedesmal verrückt im Kopf, wenn ſie Latein oder Griechiſch hört.

Doctor. Weiter nichts? Ja ſo, ich wollte der Madame ja weiter von wegen den Träumen berichten. St. Gregorius theilt die Träume ein in ſolche, welche kommen e replotione, ex inanitione excrementorum et illusione, e cogitatione et illusione simul — Aber das iſt ja ein verfluchter Lärm, das kann ja doch nicht die Amme allein ſein?

Die Wöchnerin. Ja doch, Herr Doctor, neulich, wie David Schulmeiſter hier war, machte ſie es juſt ebenſo.

Doctor. So will ich den Reſt in gutem reinen Däniſch erzählen. Die angeführten Eintheilungen ſind nicht ſo übel: aber das Beſte dünkt mich doch, die geſammten Träume in ſechs Gattungen einzutheilen. Die erſte Gattung iſt die, welche vor künftigen Dingen warnt; die zweite Gattung enthält diejenigen, welche unſeren inneren Sinnen in gewiſſen Dingen vorgeſtellt werden, und man nennt ſie Erſcheinungen ... Aber was Teufel iſt das für ein Geräuſch hinter dem Schirm? Die Amme muß ja verrückt im Kopfe ſein; wie heißt ſie denn, Madame?

Die Wöchnerin. Sie heißt Sire.

Doctor. Höre, Sire, gieb Dich nur zur Ruh', ich ſpreche ja kein Wort Latein mehr.

Die Wöchnerin. Der Herr Doctor muß nur nicht drauf achten, ſie kommt ſchon wieder zu ſich.

Doctor. Die dritte Gattung ſind Offenbarungen, ſo der Himmel uns im Schlafe beſcheert, und die bei den Griechen

Phasma heißen, Horama oder Chromatismos .... Aber das kann unmöglich die Amme allein ſein, Madame, ich höre ja zwei Stimmen?!

Die Wöchnerin. Ja, ſie iſt's doch, meiner Seel', ſie hat es los, zwei Stimmen auf einmal zu machen.

Doctor. Sire, was iſt Dir denn?! — Sieh, nun wird ſie ruhig. Aber wo blieben wir ſtehen, Madame?

Die Wöchnerin. Das mag unſer Herrgott wiſſen, ich wenigſtens verſtehe nur ſehr wenig davon.

Doctor. Ja, nun erinnere ich mich, das war beim Phasma.

Die Wöchnerin. Wie dem Herrn Doctor gefällig iſt, mir iſt's einerlei.

Doctor. Enypnia ſind ſolche Träume, wie ſie bei Ihr allein ſtatthaben; ich nenne das die ordinären Träume, einestheils weil ſie gemeiniglich eintreten, ſo wie wir in Schlaf fallen, einestheils auch, weil ſie uns gewöhnlich etwas von dem präſentiren, was wir kurz zuvor gethan oder gedacht haben. Es träumt ſomit der Verliebte von ſeiner Amour, der Geizige von ſeinem Reichthum, der Advocat von ſeinem Proceß, der Schulmeiſter von Vocabeln —

Die Wöchnerin (leiſe). Und der Doctor von Pillen.

Doctor. Welches Lucretius libro primo zu erkennen giebt, item Seneca in Octavia et Claudianus de rapta Proserpinae — Aber hört, Madame, das ſind ja zwei Menſchen, die ſich prügeln?! Ich höre ja vier Beine ſtampfen? Da muß ich ſehen, was das iſt ....

Die Wöchnerin. Es iſt wahrhaftig niemand als die Amme mit der Wiege.

Doctor. Hierher gehört auch, was Plutarchus ſagt vom Theſeo ....

(Hier ſtürzt der Schirm um, der Barbier und die Wahrſagerin fallen auf den Doctor, alle drei auf die Erde. Bonifacius zieht das alte Weib bei den Haaren, der Doctor zieht den Barbier bei den Haaren, worauf der Barbier fortläuft.)

Doctor. Ha ha, Madame, es war doch was Anderes als die Amme. Jetzt ſeh' ich, was für Leute Ihr conſultirt! Ich

werde ſie vor Gericht laden, ſowol die ſich brauchen laſſen, als Euch, die Ihr ſie gebraucht. (Ab.)

Die Wöchnerin. Na, da kann der Herr Doctor ſich drauf verlaſſen, daß ich mit einem Gegenprozeß komme von wegen ſeines unſinnigen Geſchwätzes, womit er mich beinahe ums Leben gebracht hat.

So ging es geſtern, geht es heut,
Morgen dieſelben Plagen;
Und dennoch darf ich armes Weib
Mich nicht einmal beklagen.

Denn ach, ſo arg die Pein auch iſt,
Man will mich damit ehren,
Und weil die Mode es ſo will,
Wie dürft' ich mich beſchweren?

Ja, fiel's den großen Damen ein,
Ich wette drauf, auf Ehre,
Daß ſchöner noch ein Wochenbett
Auf offnem Markte wäre:

Wir thäten, weil's die Mode will,
Es gleichfalls ſonder Frage,
Und lägen mitten auf dem Markt
Voll zwei und vierzig Tage.

Die Bäuerin, die leben muß
Von ihrer Hände Fleiße,
Die meint: es iſt 'ne Marterbank
Sechs Wochen ſo im Schweiße.

Vergnügt bin ich mit meinem Stand,
Will nie von ihm mich ſcheiden,
Ja Thorheit wär's in unſerm Land,
Vornehme Frau'n beneiden.

Vierter Akt.

Erſte Scene.

Eine Frau (dieſelbe, die im erſten Akt auftrat). Traugott.

Frau. Deine Madame hat es gut, Traugott, die kriegt ſo viel ſchöne Viſiten.

Traugott. Ja, das ſagt Sie wol ſo, Madame: ich war nur einmal im Zimmer, wie die Viſiten da waren, aber das hat mich gleich zwei Schillinge zu Branntwein gekoſtet.

Frau. Wie ſo?

Traugott. Je nun, auf alles, was bläht, muß man doch Branntwein trinken, ſonſt kriegt man ja das Fieber; wie es aber blähende Speiſen giebt, ſo giebt es auch blähende Geſpräche, die einem ehrlichen Kerl den Magen ebenfalls in Confuſion bringen können. Mit einem Wort, Madame, ich möchte nicht Wöchnerin ſein und wenn man mir zwei Mark dafür gäbe.

Frau. Ja freilich, das glaub' ich ſchon, daß Deine Madame mit unſern heutigen Viſiten nicht ſehr zufrieden geweſen iſt, um einer gewiſſen Urſache willen, ha ha ha!

Traugott. Was für eine Urſache?

Frau. Ach, die keuſche Frau! Ha ha ha! Ja, das waren unglückliche Viſiten, ha ha ha!

Traugott. Ha ha ha, was heißt das?! Wenn Ihr über die Viſiten lacht, ſo lacht Ihr über Euch ſelbſt.

Frau. Die arme Frau hatte keine Zeit mehr — ha ha ha!

Traugott. Sie hatte keine Zeit mehr, Euch zu bitten, Ihr möchtet Euch allzuſammen zum Teufel ſcheeren.

Frau. Nein, ſie hatte keine Zeit mehr, mit ihrem — ha ha ha!

Traugott. Mit ihrem ha ha ha? Was für ein ha ha ha iſt das?

Frau. Mit ihrem Galan, der unter dem Tiſch verſteckt lag; welch ein Unglück für die arme Frau!

Traugott. Was Teufel redet Ihr da? Lag da ein Galan verſteckt?

Frau. Ja, ich hatte ordentlich Mitleid mit dem armen Kerl. Ha ha ha! Aber ich ſage nichts nach.

Traugott. Daran thut Ihr gut, Madame: denn es könnte ſich wol ereignen, wenn Ihr einmal in die Wochen kommt, daß unſere Madame dann ebenfalls ſolch einen Spürhund unter Eurem Tiſch entdeckte.

Frau. O, damit hat es keine Noth.

Traugott. Aber will Madame uns denn heut noch eine Viſite machen, daß Sie ſchon wieder kommt?

Frau. Nicht zur Wöchnerin, ſondern zu dem braven alten Monſieur Corſitz, mit dem ich ſeit Langem bekannt bin.

Traugott. Ich hoffe doch nicht, Madame hat im Sinne, meinen Meiſter noch mehr zu betrüben, und ihn noch katholiſcher im Kopfe zu machen, als er ſchon iſt? Denn er hat ſo bereits einen Cantor im Verdacht, der ſie in der Muſik informirt hat.

Frau. Vermuthlich iſt das derſelbe, der unter dem Tiſche lag, aber ...

Traugott. Um alles in der Welt bitt' ich, mache Sie ihm den Kopf nicht noch krauſer, denn was gewinnt Sie damit?

(In dieſem Augenblick kommt Corſitz im Hintergrunde herein, er bleibt ſtehen, hört alles mit an und giebt ſeine Beſtürzung darüber durch Geberden zu erkennen.)

Frau. Muß man nicht einen guten Freund in ſo etwas warnen, damit er bei Zeiten einen Riegel vorſchieben kann?

Traugott. Ihr betrübt den Mann nur damit, indem Ihr ihm ein Unglück entdeckt, das er nicht ändern kann, und bringt ſie und ihre ganze Familie gegen Euer Haus auf.

Frau. So räthſt Du mir alſo davon ab?

Traugott. Gewiß und das ſowol um der Frau als um

Eurer ſelbſt willen: denn Ihr würdet den meiſten Schaden davon haben.

Frau. So ſag' denn nichts davon, daß ich hier geweſen bin. (Ab.)

Zweite Scene.

Traugott. Corſitz.

Traugott. Was das für eine verfluchte Geſchichte wird! Ich vergaß, ſie zu fragen, wie der Kerl ausſah. Ja ja, ſo geht es, wenn ein Mann von ſiebzig Jahren ein Mädchen von funfzehn heirathet. Wär' ich beauftragt worden, den Ehecontract aufzuſetzen, ſo hätte der ſo lauten ſollen: Herr Corſitz übergiebt ſein ganzes Beſitzthum und Vermögen, beweglich und unbeweglich, dieſer tugendſamen Jungfrau und verpflichtet ſich, ihren Staat jederzeit ſo in Stand zu halten, daß ihr nichts daran mangelt. Dagegen verbindet ſie ſich, jederzeit ſeine Stirn ſo in Stand zu halten, daß auch ihm niemals eine gewiſſe Art von Zierrath mangelt, welche alten Ehemännern ſo wohl anſteht. Bisher dacht' ich immer, der Madame geſchehe Unrecht, nun aber geb' ich dem Meiſter Recht. Denn ſchämt ſie ſich nicht einmal jetzt, wo ſie unwohl iſt, Galene bei ſich zu haben, was muß ſie nicht erſt thun, wenn ſie geſund iſt?! O, du armer alter Hahnrei, ich habe großes ....

(Hier wendet er ſich um und wird Corſitz gewahr, der dicht hinter ihm ſteht und horcht.)

Corſitz. Du predigſt vortrefflich, Traugott; das war ein tröſtlicher Discours für mich.

Traugott. Was für ein Discours?

Corſitz. Ich hab' alles gehört von Anfang bis zu Ende. Aber warum haſt Du Hund mir das nicht früher offenbart? Ach, Himmel, mein Mißtrauen war alſo nur allzu begründet! Ich will meine Frau nicht wieder vor Augen ſehen; das Unglück iſt nur, daß ich nicht mehr als einen Zeugen auf den Kerl habe, der in meiner Abweſenheit mit ihr allein in ihrer Kammer geweſen iſt. Denk' mal Einer an, welche Frechheit, welche

ſchamloſe Zärtlichkeit, ſich nicht einmal in ſolcher Zeit wie jetzt zu entblöden, fremde junge Kerle bei ſich zu haben! Ich kann mich nicht mäßigen, ich will ihre Schande der ganzen Welt bloßlegen und ſie der Obrigkeit anzeigen.

Traugott. Ja, zur Scheidung kann der Meiſter es damit bringen.

Corſitz. Nun, das will ich meinen.

Traugott. Ich ebenfalls: nämlich zur Scheidung von Seinem guten Namen und Ruf. Denn ſeiner Frau eine Untreue nachzuweiſen, daß will ſchon was heißen; ich kenne das Conſiſtorium hinlänglich, denn ich habe einen Bruder, der iſt Bedienter bei einem Conſiſtorialrath. Da wird etwa folgender Spruch gefällt werden: Obſchon es aus verſchiedenen Umſtänden erſichtlich, daß Sieur Corſitz ein Hahnrei iſt, ſo doch, ſintemal er es ihr nicht ſo klar beweiſen kann, wie daß zwei und drei fünf macht, wird er verurtheilt, ihr Abbitte zu leiſten.

Corſitz. Das mag werden wie es will, ſo will ich es doch wenigſtens verſuchen. Zuerſt geh' Du mal zum Cantor, Monſieur Gotthard.

Traugott. Gleich, Meiſter. (Geht fort.)

Corſitz. Biſt Du verrückt, Burſche? Du haſt ja noch keinen Beſcheid gekriegt, wo willſt Du hin?

Traugott. Wohin mir der Herr befohlen hat, zu Monſieur Gotthard.

Corſitz. Was willſt Du denn da machen?

Traugott. Ja, das weiß ich denn freilich nicht.

Corſitz. Ei, ſo hör' erſt Beſcheid, bevor Du gehſt, Du dummer Eſel! Du ſollſt ihn bitten, mir die Ehre zu erweiſen und einen Augenblick herzukommen.

Traugott. Hat der Meiſter denn was mit ihm zu ſprechen?

Corſitz. Ja, was ſonſt? Ich will ihn ein wenig ausforſchen wegen der Sache.

Traugott. Aha, jetzt verſteh' ich ſchon, Meiſter. Na, ich werd' es ihm ganz gewiß ſagen.

Corſitz. Was willſt Du ihm ſagen?

Traugott. Daß da Einer iſt, der hat den Meiſter zum ....

Corfitz. Daß Dich das Donnerwetter, Du Schlingel, wer heißt Dich ſo was ſagen?

Traugott. Ei, Meiſter, ich werde das ja nicht juſt ſo plump herausſagen, ſondern auf eine verblümte Manier, ſo zum Exempel: der Herr Meiſter hätte einen kleinen Auswuchs an ſeiner Stirn bemerkt und nun wollt' er gerne wiſſen, was das wäre; da verſteht er gleich, was ich meine, laßt mich nur machen. (Geht fort.)

Corfitz. He, Traugott! Dich ſoll die Schwerenoth, wenn Du nicht ſchweigſt!

Traugott. Ei, laßt mich nur dafür ſorgen, der Auftrag ſoll ausgerichtet werden, daß kein Menſch was dagegen einzuwenden hat.

Corfitz. Ich glaube, den Jungen reitet der Teufel; willſt Du mich denn zum Narren machen?

Traugott. Na, will der Meiſter es ihm denn ſelbſt ſagen?

Corfitz. Ja, was ſonſt? Ich habe doch nicht nöthig, Dich zum Dolmetſcher zu gebrauchen?

Traugott. Dann macht der Meiſter ſich ſelbſt zum Narren, und das iſt ſchlimmer, als wenn ich es thäte.

Corfitz. Ich haue dem Burſchen, glaub' ich, den Kopf auf einmal in Stücke, er macht mich ganz toll.

(Zieht ihn bei den Haaren.)

Traugott. Au au au! — Aber wenn er mich nun fragt, was der Meiſter mit ihm ſprechen will, ſoll ich dann daſtehen wie ein dummer Hund und nicht zu antworten wiſſen?

Corfitz. Wenn Du ihm ſagſt, daß ich etwas ſehr Wichtiges mit ihm zu ſprechen habe, ſo iſt das genug.

Traugott. Ja, nun verſteh' ich erſt, was der Meiſter meint, von der Hahnreiſchaft ſag' ich kein Wort.

Corfitz. Der Bengel iſt heute verhext!

Traugott. Und wenn er mich tauſendmal fragt, was es denn giebt, ſo werd' ich nichts anders antworten, als daß der Meiſter ihm wol ſchon noch ſelbſt von dem Kerl erzählen wird, der unter dem Tiſch gelegen hat.

Corſitz. Nichts ſollſt Du ſagen, Du Vieh, als daß ich mit ihm ſprechen will.

Traugott. Ja ja, es iſt ſchon gut. (Geht ab.)

Corſitz. Ich kann dem Burſchen ſein Weſen nicht begreifen; wär' er nicht ſo treu, wie er iſt, ich hätt' ihn längſt zum Hauſe hinausgejagt; ob das Bosheit oder Dummheit iſt, ich weiß es nicht.

Traugott (kommt wieder zurück). Meiſter, eben wie ich da an die freie Luft komme, krieg' ich einen Einfall. Nämlich, wenn Monſieur Gotthard mich ausfragt, ſo will ich ihm blos ſagen, eine Madame, die heute zum Wochenbeſuche dageweſen, hätt' uns verteufelte Streiche erzählt von der Meiſterin.

Corſitz. Und wie ich Dich da eben aus der freien Luft wieder herauskommen ſehe, krieg' ich den Einfall, Dir Arme und Beine in Stücke zu ſchlagen! (Er läuft ihm nach.)

Dritte Scene.

Corſitz kommt wieder hereingelaufen, wirft die Mütze ab und ſetzt ſich die Perücke auf. **Ein Offizier.** Nachher **Chriſtopher Eiſenfreſſer.** Später **ein Mädchen.**

Corſitz. Element, das war ein großes Unglück, ich vergeſſe einen Verdruß über den andern! Hier kommt ein Cavalier, der bei dem Kinde Gevatter geſtanden hat; bei dem Kerl iſt's mit Einer Flaſche Wein nicht abgethan. Hätt' er mich nicht geſehen, ſo hätt' ich mich können verläugnen laſſen; denn nie konnte er mir zu einer ungelegeneren Stunde kommen als jetzt, wo ich den Kopf voll Sorgen habe und mich mit Monſieur Gotthard beſprechen will. Nicht genug bei ſolcher Wochenſtube, daß man ſich mit den Frauenzimmern plagen muß, ſo kriegt man nun auch noch aller Welt Mannsvolk auf den Hals, und dabei iſt mir jede Gratulation, die mir Einer abſtattet, ein Meſſerſtich ins Herz.

(**Ein Offizier** kommt, ſingt ein deutſches Lied, wird Corſitz gewahr, umarmt und küßt ihn.)

Der Offizier. Ach, mein lieber Herr Corſitz, ſeid nicht böſe, daß ich habe ſo lange auf mich warten laſſen!

Corſitz. Nein, nicht im Geringſten, mein Herr!

Der Offizier. Ja, ich merke Euch doch recht gut an, daß Ihr heute etwas verdrießlich ſeid.

Corſitz. Aber wahrhaftig nicht darum, daß mein Herr nicht geſtern gekommen iſt: (leiſe) denn mir wär' es recht, Du wärſt gar nicht gekommen.

Der Offizier. Mannsleute richten ſich nicht ſo genau nach der Mode wie Frauenzimmer. Ei, Herr Corſitz, nehmt Euch das nicht weiter zu Herzen, ich werde es wieder gut machen, und jeden Tag herkommen, ſo lange Eure Frau in Wochen liegt.

Corſitz. Ei, mache der Herr ſich doch keine Ungelegenheit, ſo etwas wieder gut zu machen, ich kann einen Eid darauf ablegen, daß ich in der That nicht böſe bin, weil Er geſtern nicht gekommen.

Der Offizier. Ich konnte wahrhaftig nicht kommen; will Er es mir nun glauben?

Corſitz. Ich glaub' es, ich glaub' es ja, Herr!

Der Offizier. Ich war pardi anderwärts engraſſirt.

Corſitz. Will Er durchaus, daß ich Ihm ſchwören ſoll, daß ich Ihm nicht böſe bin, weil Er geſtern fortblieb? (leiſe) ſondern vielmehr deshalb, daß Du heute nicht ebenfalls fortgeblieben biſt.

Der Offizier. Ich hatte geſtern Nachmittag eine kleine Affaire mit einem fremden Offizier, den ich bei der Vogelſtange, unter uns geſagt, todtgeſtochen habe. Wir kamen in Disput und mußten deswegen hinaus nach der Vogelſtange, wo ich nahe daran war, meinen Gegenpart niederzuſtechen; die Spitze meines Degens war keinen Finger breit mehr von ſeinem Herzen.

Corſitz. Mich dünkt, vorhin hätt' Er geſagt, Er hätte ihn ſchon todtgeſtochen?

Der Offizier. Hab' ich geſagt, ich habe ihn todtgeſtochen, ſo hab' ich ihn auch todtgeſtochen. Erſt ſtieß er eine Seconde, welche ich parirte und ihm dafür eine Terz wiedergab (ſtößt nach Corſitz), nachher ſtieß er nochmals eine Seconde und ich gab ihm eins über den Arm. (Stößt Corſitz nieder.)

Corſitz. Mein Herr beliebe Seine Kunſt an Andern zu exerciren, ich kann heutzutage nicht viel Stöße mehr aushalten.

Der Offizier (umarmt ihn). Ach, mein lieber Herr Corſitz, ich bitte um Permiſſion, ich dachte nicht, daß ich ſo hart ſtieße.

Corſitz. Und ich noch minder.

Der Offizier. Er ſieht mir aber nicht ſo vergnügt aus, wie Er doch ſein ſollte, Herr Corſitz.

Corſitz. Mich plagt mitunter, mit Permiſſion zu ſagen, die Kolik, wohlgeborner Herr.

Der Offizier. Nichts weiter? Dagegen weiß ich ein vortreffliches Mittel. Ihr müßt nur ein paar von Euren alten Bouteillen die Hälſe brechen, die Ihr im Keller habt; nichts beſſer gegen die Kolik als ein guter alter Rheinwein. Laßt uns ein paar Bouteillen holen, ich will Euer Doctor ſein.

Corſitz. Wein iſt mir jetzt wahrhaftig nicht dienlich.

Der Offizier. Wie ich nun ſage, es iſt das einzige Mittel gegen Kolik. Auch habe ich ſelber Luſt zu einem Glaſe.

Corſitz. Der Wein ſollte gern zu Dienſten ſtehen, wenn nur jemand bei der Hand wäre; aber Mägde und Burſche ſind alle in der Stadt.

Der Offizier. Da wird mein Kerl Ihm gern behülflich ſein und ein paar Bouteillen aus dem Keller holen.

Corſitz. Aber, wohlgeborner Herr —

Der Offizier. Ei, sans façon, Herr Corſitz, das iſt ja weiter keine Mühe. — Chriſtopher Eiſenfreſſer!

Chriſtopher (mit einem großen Knebelbart, kommt). Herr!

Der Offizier. Du ſollſt mal für Herrn Corſitz in den Keller gehen und uns ein paar Bouteillen Wein heraufholen.

Chriſtopher. Das thu' ich mit Plaiſir.

Corſitz (leiſe). Ja, das glaub' ich ſchon, aber mein Keller ſteht nicht offen für Eiſenfreſſer und Gaudiebe.

Der Offizier. Herr Corſitz ſchenkt Dir auch was für Deine Mühe.

Corſitz (leiſe). Das thut nicht noth: denn wenn ich den Herrn Eiſenfreſſer recht kenne, ſo wird er ſich ſchon ſelber was ſchenken, wenn er in den Keller kommt.

Der Offizier. Gebt ihm nur den Kellerſchlüſſel sans façon.

Corſitz (leiſe). Ja, einen Strick will ich ihm geben, damit er ſich aufhängt. (Laut) Es iſt doch wol nicht nöthig, glaub' ich, jetzt fällt mir ein, daß eins von den Mädchen doch zu Hauſe iſt. Marthe! Marthe! (Marthe kommt.) Höre, Marthe, geh' mal 'runter in den Keller und hol' uns ein paar Bouteillen Wein. (Marthe ab.)

Der Offizier. Wir wollen uns ſo lange hier an den Tiſch ſetzen. Ihr ſeid ein glücklicher Mann, Herr Corſitz, daß Ihr noch in Euren alten Tagen einen Leibeserben gekriegt habt. — Aber es iſt ja wahr, nicht Ihr habt das Kind gekriegt, ſondern Eure Frau.

Corſitz (leiſe). Ich fürchte, das trifft nahe zur Wahrheit.

Der Offizier. Ich darf mich nicht in die Wochenſtube wagen, ich fürchte, ich könnte meinen Hut verlieren.

Corſitz (leiſe). Na und mir wär's Recht, wenn meinen Hut der Teufel geholt hätte.

Der Offizier. Ei, Er iſt ſo traurig, Herr Corſitz, Er müßte ja vor Freuden über Tiſch und Bänke ſpringen.

Corſitz (leiſe). Wenn ich an den denke, der unter dem Tiſch lag, ſo hab' ich wenig Luſt, noch oben drauf zu ſpringen.

Der Offizier. Was ſagt mein Herr Corſitz?

Corſitz. Ich ſage, das Mädchen mit dem Wein bleibt lange.

Der Offizier. Sieh, da iſt ſie ſchon mit Wein und Gläſern.

(Marthe bringt Wein, er ſchenkt ein und koſtet den Wein.)

Der Offizier. Bon, bon! Auf der Frau Liebſten Wohl! Und daß ſie in ein paar Monaten wieder einen andern lieben Erben kriegt.

Corſitz. Er hält meine Frau wol für eine Monatstaube, wohlgeborner Herr? — Aber ſieh, kommt da nicht mein Nachbar Jens Oelſen? Na, der iſt gut im Thran.

Der Offizier. Er ſollte Jens Bierſen heißen. Denn das iſt ein geſunder Rauſch.

Vierte Scene.

Corfitz. Der Offizier. Jens Oelſen, taumelnd.

Corfitz. Wo biſt Du denn geweſen, Schwager? Du biſt ſchön im Thran.

Jens Oelſen. Ich bin beſoffen wie 'n Vieh.

Corfitz. Setz' Dich nieder und erhole Dich.

Jens Oelſen (ſetzt ſich). Laß mir mal Thee machen, ich bin ſo dur .... ſtig. Wo iſt Deine Frau? Laß ſie mal rein .... kommen.

Corfitz. Ei, Thorheit, iſt meine Frau denn jetzt in der Verfaſſung, hereinzukommen?

Jens Oelſen. Das iſt auch wahr, Schwager, Du haſt Recht, und ich habe Unrecht: denn ich bin beſoffen. — Thee! Thee!

Corfitz. Na, wart' nur ein bischen, bis das Mädchen kommt.

Jens Oelſen. Weißt Du was, Schwager? In der Stadt ſagen ſie, hol' mich der Satan, Deine Frau wäre nicht Vater zu dem Kind.

Der Offizier. Ha ha!

Jens Oelſen. Wer iſt da? Sieh da, Sein Diener, Monſieur. — Denn ſie meinen, daß ſo ein alter Mann von ſiebzig Jahren, wie Du biſt, nicht mehr ....

Der Offizier. Ei, Monſieur, laßt doch ſolche verfluchten Redensarten.

Jens Oelſen. Wer iſt da? Sieh da, Sein Diener, Monſieur.

Corfitz. Was für Thee willſt Du denn haben, Schwager?

Jens Oelſen. Ich will grü .... nen Thee haben, das hei ... ßt Thee de Boeuf. Denn ſie ſagen, lieber Schwager, ſo ein alter Mann von ſiebzig Jahren, wie Du biſt, der kann nicht mehr ....

Der Offizier. Ich kann nicht begreifen, Monſieur, wie Ihr Euch unterſtehen könnt, hier ſolch Geſchwätz vorzubringen.

Jens Oelſen. Wer iſt da? Sieh da, Sein Diener, Mon-

ſieur. Denn ſie ſagen, ein Mann von ſiebzig Jahren ... Aber ich will Dir was ſagen, lieber Schwager —

(Der Offizier wendet ſich ab.)

Na da iſt ja ſchon der Thee. (Er trinkt dem Offizier das Glas aus.) Ah, das thut gut, ja, das war Thee de Boeuf —

Der Offizier (dreht ſich um und giebt ihm einen Naſenſtüber). Und das war ein Compliment de Boeuf, Monſieur! Anderer Leute Glas auszutrinken! (Der Bürger reißt ihm die Perücke ab; Corſitz beſänftigt ſie. Der Offizier ruft nach Eiſenfreſſer; Eiſenfreſſer haut die beiden Bürger nieder; Jens Oelſen läuft fort, der Offizier verfolgt ihn; Corſitz verkriecht ſich unter dem Tiſch und Eiſenfreſſer geht mit den Bouteillen ab.)

Fünfte Scene.

Gotthard. Traugott. Corſitz.

Traugott. Hier iſt wol Beſuch geweſen, da ſtehen ja Gläſer auf dem Tiſch?

Gotthard. Ja, hier iſt wol jetzt immer Beſuch, vom Morgen bis zum Abend.

Corſitz (den Kopf hervorſtreckend). Traugott, ſind ſie ſchon fort?

Traugott. Hier iſt niemand als Monſieur Gotthard, den ja der Meiſter hat kommen laſſen.

Corſitz (kommt hervor). Iſt Chriſtopher Eiſenfreſſer auch fort?

Traugott. Ich habe weder Chriſtopher Eiſenfreſſer geſehen, noch .....

Gotthard. Wie ging denn das zu, Monſieur Corſitz? Warum kriecht Er denn unter den Tiſch?

Corſitz. Hauptſächlich aus Furcht vor Monſieur Eiſenfreſſer; Ihr müßt wiſſen, Monſieur, hier in meinem Hauſe wäre beinahe ein Mord geſchehen —

Gotthard. Weswegen denn?

Corſitz. Weswegen? Wegen unſerer verfluchten Moden, daß wir das Haus voll Leute haben müſſen, jedesmal wie ein Kind zur Welt kommt. Ihr habt ja ſelbſt geſehen, Monſieur,

wie das in dieſen Tagen in meiner Frau ihrer Stube zugegangen iſt.

Gotthard. Ich habe Eure Frau wahrhaftig nicht geſehen, ich weiß nicht wie lange.

Corſitz. Stellt Euch nur nicht ſo fromm an, Monſieur, ich weiß das beſſer.

Gotthard. Das ſind dunkle Worte für mich.

Corſitz. Wollt Ihr mit Güte bekennen, ſo will ich Euch pardonniren, wo nicht, ſo ſollt Ihr exemplariter beſtraft werden.

Gotthard. Monſieur, ich glaube, der Spectakel hier hat Euch ſo verwirrt im Kopfe gemacht, daß Ihr nicht wißt, was Ihr redet.

Corſitz. Ihr ſollt ſchon noch erfahren, daß ich weiß, was ich ſage.

Gotthard. Was Henker iſt denn das? Was hab' ich begangen? Was wollt Ihr von mir?

Corſitz. Ihr ſollt ſchon erfahren, daß es noch Geſetz und Recht im Lande giebt.

Gotthard. Das weiß ich ganz wohl; aber was Ungeſetzliches habe ich denn begangen?

Corſitz. Hab' ich das Geſetz recht im Kopfe, ſo dürftet Ihr am Leben beſtraft werden für Eure Thaten.

Gotthard. Das ſpricht ein Verrückter!

Corſitz. Ja, in einen Sack geſteckt und erſäuft werden.

Gotthard. Erſt beweiſt mir etwas, Monſieur, dann wird es für mich noch Zeit genug ſein, mich zu vertheidigen.

Corſitz. Noch vor Abend werd' ich Alles bewieſen haben, was ich ſage.

Traugott. Da klopft es wieder. (Läuft zur Thüre und kommt wieder zurück.) Der Gang iſt voll fremder Leute, vermuthlich wollen ſie dem Meiſter gratuliren.

Corſitz. Daß ſie das Donnerwetter mit ihren Gratulationen! Hier, Monſieur Gotthard mag die Glückwünſche annehmen, der hat mehr Theil daran als ich. Uebrigens kannſt Du ſagen, ich wäre nicht zu Hauſe.

(Ab. Traugott ebenfalls.)

Sechſte Scene.

Gotthard allein

Gotthard. Was Henker iſt das für ein Abenteuer? Ich weiß nicht, ob ich wache oder träume. Ich habe ſeine Frau in der Muſik informirt, bevor ſie verheirathet war, und ſeit ſie den Mann gekriegt hat, bin ich zwei- oder dreimal im Hauſe geweſen, und dafür ſoll ich nun in einen Sack geſteckt und erſäuft werden? Wüßt' ich, daß ich nur ein unziemlich Wort zu ihr geredet, ſo wollt' ich mich nicht ärgern. Am meiſten leid thut es mir um die arme junge Frau, daß ſie ſo unſchuldig in Verdacht kommt: denn nie hab' ich etwas an ihr geſehen, was nicht anſtändig und ſchicklich wäre. Aber da kommt der Burſche wieder, den muß ich doch mal ausfragen. (Traugott kommt zurück.) Hör', Traugott, träum' ich oder wach' ich? Iſt das Deines Meiſters Haus, in das ich gekommen bin, oder nicht? Hör' ich recht oder nicht? Seh' ich recht oder bin ich blind?

Traugott. Ja, jetzt ſieht Er noch recht, Monſieur, aber auf den Abend, wer weiß, da werdet Ihr wol nur noch auf Einem Auge ſehen. Da klopft es ſchon wieder! (Läuft zur Thüre.) Ihr guten Leute, mein Meiſter ſagt, er wäre nicht zu Hauſe. (Kommt wieder zurück.) Unſer Haus iſt in dieſen Tagen wie eine belagerte Stadt, nun hab' ich ſchon zwei Stürme abgeſchlagen, aber dabei wird's noch nicht bleiben.

Gotthard. Was willſt Du damit ſagen, Traugott, daß ich heute Abend nur noch mit Einem Auge ſehen werde?

Traugott. Ich will wünſchen, Monſieur, daß es nicht noch ſchlimmer kommt und daß Ihr nicht noch alle beide einbüßt.

Gotthard. Zu dieſem allen kann ich meiner Treu' nichts thun als lachen, das iſt eine reine Komödie.

Traugott. Nein, Monſieur, eine Tragödie wird das werden; denn ſeine Augen einzubüßen, da hört das Lachen auf.

Gotthard. Was iſt das denn nur?

Traugott. Ich werd' es Euch gleich ſagen — da pocht es, ich muß nur erſt an die Thüre und den dritten Sturm abſchlagen.

(Läuft an die Thüre und ruft:) Mein Meiſter iſt nicht zu Hauſe in des Dreiteufels Namen! (Kommt zurück.) Hört, Monſieur, mein Meiſter hat Euch ſchon ſeit Langem mit ſeiner Frau im Verdacht; eine von den Madamen, die heute hier Viſite gemacht haben, behauptet, ſie hätte einen Kerl in der Wochenſtube verſteckt geſehen. Der Meiſter glaubt, daß Ihr das geweſen ſeid; da er aber keinen rechten Beweis hat, ſo beabſichtigt er ſelbigem Kerl durch die alte Gunhild die Augen ausſchlagen zu laſſen, und nachher, wenn der Kerl gezeichnet iſt, wird er ſein Recht ſchon verfolgen. Daher, wenn Ihr Eure Augen lieb habt, ſo bekennt bei Zeiten — aber da klopft es ſchon wieder! (Läuft zur Thüre.)

Gotthard. Ha ha ha, ich kenne die alte Gunhild, die ſoll ihm einen Poſſen ſpielen von meinetwegen; denn er verdient vor der ganzen Welt proſtituirt zu werden. Ich werde auch noch Andere anſtellen, ihn zu vexiren.

Traugott (kommt zurück). Ihr Hunde, wollt Ihr das Haus denn mit Gewalt ſtürmen?

Gotthard. Adieu, Traugott, wir ſehen einander bald wieder.

Traugott. Ja, aber blos mit Einem Auge.

(Beide ab.)

Fünfter Akt.

Erſte Scene.

Gotthard. Leonhard.

Gotthard. Was für verfluchte Geſchichten! Wie kann die Eiferſucht eines Menſchen Hirn ſo in Verwirrung ſetzen!

Leonhard. Was hat er denn in Abſicht?

Gotthard. Er hat im Sinne, erſtlich alte Hexen und Wahrſager zu conſultiren, die ihm ſagen ſollen, ob ſeine Frau ihm wirklich untreu geworden, und ihm ihren Galan angeben, für den er nämlich mich hält. Gleich heute ſoll in ſeinem Hauſe eine Verſammlung von allerhand ſolchen Leuten gehalten werden, mit denen er ſich berathſchlagen will.

Leonhard. Aber was denkt er denn damit zu gewinnen?

Gotthard. Wenn er ſeiner Sache nur erſt gewiß iſt, will er einen Proceß gegen mich anſtellen.

Leonhard. Das iſt nicht möglich. Aber wo habt Ihr alle dieſe Umſtände zu wiſſen gekriegt?

Gotthard. Er hat ſich an eine alte Frau adreſſirt, die zu ſeinem Unglück mir ergebener iſt als ihm. Eben dieſes Weib, das er zu allen jenen angenehmen Leuten umherſchickt, hat mir den ganzen Handel offenbart und ich habe mit ihr überlegt, wie wir ihm unterſchiedliche Poſſen ſpielen wollen; denn mich auf eine andere Art an dem Narren zu rächen, hab' ich keine Luſt.

Leonhard. Wie denn?

Gotthard. Kennt Ihr nicht den Oldfuchs?

Leonhard. Ja wol, den Poſſenmacher; iſt er noch in der Stadt?

Gotthard. Er ſoll mir zur Hand gehen und alle dieſe Perſonen agiren; auch bringt er ſich noch verſchiedene von ſeinen Freunden zum Beiſtand mit, die eben ſolche durchtriebene Schelme ſind wie er ſelbſt. Euch hab' ich hierher mitgenommen, damit Ihr das Vergnügen mit mir theilt, dieſe Hiſtorien verſteckter Weiſe mit anzuſehen. Aber da ſeh' ich ihn kommen; laß uns ſchnell bei Seite, es wird gleich angehen. Denn Oldfuchs trödelt nicht lange, er wird ſeine Rolle gleich zu ſpielen anfangen, ſowie er Herrn Corſitz herauskommen ſieht.

(Beide ab.)

Zweite Scene.

Corſitz. Traugott. Oldfuchs, als Chiromanticus.

Corſitz (allein). Ich muß zu Mitteln greifen, an die ich früher nicht gedacht habe. Freilich weiß ich, daß es ſündlich iſt, ſolche Mittel zu gebrauchen. Allein ehe ich das ungerächt laſſe, will ich lieber ſterben. Ich kenne den recht gut, der mir den Schimpf angethan hat, aber ich kann es ihm nur nicht beweiſen. Madame Maren, die eine Menge Leute kennt, welche verborgne Dinge zu entdecken wiſſen, hat mir ſchon einige hierher beſtellt .... Aber was willſt Du, Traugott?

Traugott. Da iſt Einer, der nennt ſich Kilian Maticus, der ſagt, der Meiſter hätte nach ihm geſchickt.

Corſitz. Das iſt der Chiromanticus, der den Leuten aus den Händen lieſt, er ſoll nur hereinkommen. (**Oldfuchs** tritt auf.) Sein Diener, Herr Doctor! Ich wollte Ihn gern in etwas um Rath fragen.

Chiromanticus. Iſt das in Mathesi inferiori, superiori, chiromantia, necromantia, arte oniroeritia, talismanica, magia naturali sive diabolica, das iſt mir Alles eins; ich bin der Kerl, der Euch dafür gut iſt, ſowol für das Eine wie für das Andere.

Corſitz. Nein, Herr, mir thut was Anderes noth.

Chiromanticus. Wenn Euch was Anderes noth thut, ſo müßt Ihr zum Doctor gehen.

Corfitz. Nein, Herr, mein Leib iſt wol gut im Stande, aber ich bin krank an der Seele.

Chiromanticus. Apropos. Ihr ſprecht von der Seele? Was iſt die Seele? Detur definitio animae, ut audiam, quam hypothesin sequeris, an Moschi et qui eum sequuntur, Democriti, Epicuri, Lucretii, an Platonis, an Aristotelis, an ....

Corfitz. Ja, das mögt Ihr mit Euch ſelbſt abmachen.

Chiromanticus. An Peripateticus es, an Scepticus, an Stoicus, an ....

Corfitz. Ich verſtehe nicht, was Ihr ſagt, ich bin ein unſtudirter Mann.

Chiromanticus. Sagt mir denn auf Däniſch: was iſt Eure Meinung von der Seele?

Corfitz. Mein Herr, das iſt eine ganz dunkle Sache für mich.

Chiromanticus. Ha ha, Ihr ſeid ein Scepticus, Ihr habt Euch der allerverwerflichſten Secte angeſchloſſen; alles bezweifeln, das iſt ja der gerade Weg zur Atheiſterei. Ich erkühne mich, Euch ins offene Geſicht zu ſagen, daß Pyrrhus, als welcher der Autor dieſer Secte, ein Schlingel war, ein Vieh, ein Flegel, ein Laie, ein Thor, ein Narr, ein Speckfreſſer —

Corfitz. Mein Herr, ich verſtehe nicht, was Ihr meint.

Chiromanticus. Ja, aber ich verſtehe, ich habe gewiſſe Principia, denen ich folge. Ich bin ein Stoicus, wollte Gott, Ihr wäret das auch, ſo ſtünde das beſſer um Euch und um Euer Haus.

Corfitz. Mein Herr, ich bin ein ehrlicher Mann und ein guter Chriſt, das iſt mir gerade genug.

Chiromanticus. Wie könnt Ihr ein Chriſt und ein Scepticus zugleich ſein? Ich muß den Kerl nur ein bischen genauer examiniren; quot sunt Elementa? Wie viel Elemente giebt es nach Eurem Dafürhalten?

Corfitz. Na, das weiß ich auch noch, ohne ſtudirt zu haben; Elemente giebt es vier: Feuer, Waſſer, Luft —

Chiromanticus. Nun, wo bleibt das vierte Element, das iſt ja das, worauf Ihr ſteht?

Trangott. Ich, mein Herr Doctor, ich weiß ſie alle vier: Feuer, Waſſer, Luft und meine Schuhe, denn da ſteh' ich drauf.

Chiromanticus. Du biſt ein Ignorant, laß mich mit Deinem Herrn ſprechen.

Corſitz (leiſe). Der Kerl iſt toll; eh' ich eins von meinen Kindern ſtudiren ließe, wollt' ich ihm lieber den Hals umdrehen. (Laut) Herr Doctor, erlaubt mir doch nur drei bis vier Worte zu ſagen.

Chiromanticus. Herzlich gern, aber mit der Condition, daß Ihr ſie vorbringt methodice, in forma syllogismi.

Corſitz. Es geht mir was im Kopf herum, ich zweifle an meiner Frau ihrer Treue.

Chiromanticus. Ha ha ha, purus putus scepticismus. Er zweifelt an allem; Atheiſten müſſen aus dem Lande gepeitſcht werden. Ihr ſolltet nur Stoicus ſein, wie ich, ſo zweifeltet Ihr weder an Eurer Frau, noch an ſonſt was.

Trangott (leiſe). Na, ich bin ein Schoicus, ich habe geſagt, das vierte Element wären meine Schuhe.

Corſitz. Monſieur, mit Eurem verfluchten Gewäſche macht Ihr mich toll; juſt weil ich Zweifel habe, darum frag' ich Euch ja um Rath, damit Ihr ſie mir löſt.

Chiromanticus. Gut, gut, will Er ſich nur bedeuten laſſen, ſo will ich Ihn ſchon noch bekehren. Was will Er denn von mir? Iſt das was von natürlichen Sachen?

Corſitz. Ja, nur zu natürlich.

Chiromanticus. Iſt das in Physica coelesti oder terrestri im Himmel oder auf Erden?

Corſitz. Es iſt in meinem eigenen Hauſe, da muß es ja wol auf Erden ſein.

Chiromanticus. Bene, ſo bleiben wir alſo auf Erden. Ihr wollt vielleicht etwas wiſſen de fontium origine, de fluviorum incrementis et decrementis, de Oceani qualitate, terrae magnitudine oder etwas in Philosophia occulta?

Corſitz. Ich verſtehe in des Dreiteufels Namen nichts von allem, was Ihr ſagt; ſprecht däniſch.

Chiromanticus. Ich frage, ob Ihr etwas von heimlichen Angelegenheiten wiſſen wollt?

Corſitz. Ja freilich, eine heimliche Angelegenheit iſt das.

Chiromanticus. Gut, ſo betrifft das wol Kraft und Wirkung des Magneten?

Corſitz. Nein, nein: ich will wiſſen, ob meine Frau mir treu iſt oder nicht.

Chiromanticus. Ha ha, nun verſteh' ich, zeigt Eure Hand her. Hört, Monſieur, ich ſehe, wenn Ihr kein Hahnrei ſeid, ſo verdientet Ihr doch einer zu werden. (Ab.)

Traugott. Iſt das nun nicht, wie ich ſage, Meiſter? Je mehr man an ſo etwas rührt, je ärger ſtinkt es. Darum ſcheint mir am beſten, der Meiſter giebt ſich hübſch zur Ruhe; Er erreicht doch nichts Anderes damit, als daß Er in der Leute Mäuler umhergetragen wird.

Corſitz. Halt das Maul! Fühlteſt Du in Deinem Herzen, was ich fühle, ſo ſprächſt Du anders, als Du thuſt; mein Blut iſt ſo in Aufregung, daß ich nicht zur Ruhe kommen kann, bis ich Gewißheit darüber habe. Und wenn die Gelehrten mir die nicht geben wollen, ſo ſollen Wahrſagerinnen .... Ach Himmel, muß ich zu ſolchen Mitteln greifen, die ich früher ſelbſt ſo verdammt habe?! Aber was thut nicht die Angſt? Was thun nicht die Leidenſchaften? Was thut nicht die Eiferſucht? Erſt muß ich Gewißheit haben, nachher kann ich mich bewaffnen mit Geſetz und Recht, und hilft das auch nicht, ſo pack' ich meine Sachen zuſammen und reiſe fort, dann mag ſie ſich ſo viele junge Kerle kommen laſſen, als ſie Luſt hat. Aber da ſeh' ich die Wahrſagerin. (Traugott läuft fort.)

Dritte Scene.

Corſitz. Gunhild.

Corſitz. Hör', meine liebe Gunhild, ich habe Dich hierher bemüht, weil ich von Dir etwas erfahren will, was mir auf dem Herzen liegt.

Gunhild. Was iſt Dein Begehren? Willſt Du, daß ich

Einem ein Auge ausſchlagen ſoll, ſo koſtet das ſechs Schillinge, ich habe niedrige Preiſe, aber deſto mehr Kundſchaft.

Corfitz. Nein, Gunhild, ich habe meine Frau in Verdacht wegen Untreue, durch Dich will ich zu wiſſen kriegen, wie das zuſammenhängt.

Gunhild. Biſt Du etwa bange, Du biſt Hahnrei? Laß mich Dir mal ins Geſicht ſehen. — Ja, Gevatter, Du ſiehſt nach allerlei aus. Na, Du ſollſt es gleich erfahren. Setz' Dich mal hier auf den Stuhl und nimm Deinen Hut ab.

(Er ſetzt ſich und ſie fängt an, ihn zu ſtreichen, jetzt an den Armen, jetzt auf dem Rücken, jetzt im Geſicht und zuletzt ſetzt ſie ihm ein Geſtell auf den Kopf mit zwei Hörnern.)

Gunhild. Nun haltet Euch ruhig, Gevatter, bis ich wieder komme: denn ich muß erſt gehen und mich ein bischen mit meinem Kater beſprechen. (Geht ab.)

Ein Mädchen (kommt herein). Wenn der Meiſter jetzt ein bischen hereinkommen will, nun iſt die Madame allein — Ah — ah — ah — was ſeh' ich!

Ein zweites Mädchen. Was iſt denn das für ein Geſchrei? — Ah — ah — ah, was ſeh' ich! (Laufen beide fort.)

Corfitz. Na, die Dummköpfe, glaub' ich, reitet der Teufel; haben ſie denn ein Geſpenſt geſehen oder einen Geiſt? Ich weiß ja doch, daß ich kein Popanz bin, die Leute zu ſchrecken. Vermuthlich hat die alte Gunhild mit ihren Künſten allen im Hauſe einen Schrecken eingejagt; das iſt Euch recht, meiner Treu', Ihr Menſcher, das alte Weib kann doch noch mehr als ein Vaterunſer. Aber wo ſie nur ſo lange bleibt? Es ſollte mir doch eine Freude ſein, wenn ich Rache nehmen könnte an meiner Frau und meinen untreuen Dienſtleuten. Ha ha ha, der Anfang iſt nicht übel. (Traugott kommt herein.)

Traugott. Nun, Meiſter, kam das Weib? — Ah — ah — ah — (Er bekreuzigt ſich, fällt auf die Kniee und lieſt laut Dedication und Titel aus einem Geſangbuch.) „Geiſtliche Lieder zu Troſt und Erbauung abgefaßt, gedruckt in Kopenhagen bei Gedecke und zu kaufen bei ebendemſelben ...."

Corfitz (ſteht auf). Was Henker ſieht den Jungen an?

Traugott. Ah — ah — ah —! (Weiter leſend) „Ehrenfeſter und wohlwürdiger Peter Kramm, Reichsadmiral, mein hochgünſtigſter Patron und Gönner.“

Corſitz. Biſt Du verrückt, Junge?

Traugott. Ah — ah —! — „Ich unterſtehe mich, hochgünſtigſter Herr, Euch dieſe Schrift zu dediciren ....“

Corſitz. Kennſt Du denn Deinen Meiſter nicht, Traugott? Was iſt denn los?

Traugott. Ach, Meiſter, ſeid Ihr das?! Ich dachte, das wäre der Leibhaftige!

Corſitz. Wie ſo denn?

Traugott. Will der Meiſter die Güte haben und ſich mal hier in dem kleinen Spiegel ſehen?

Corſitz. Ach Himmel, wie hat das verhenkerte Weib mich zugerichtet und ſeinen Spott mit mir getrieben!

Traugott. Ja ja, Meiſter, darum laßt Euch nicht mehr ein mit Sternguckern und Wahrſagerinnen, conſultirt lieber ehrliche Leute, die auf Erden zu Hauſe ſind: denn die Andern ſind entweder verrückt oder böswillig; oder laßt es überhaupt bleiben und gebt Euch zur Ruhe.

Corſitz. Nein, nein, ich gehe nicht zu Bett, bevor ich mit dieſer Angelegenheit nicht im Reinen bin; ich muß nun hin und mit einem Advocaten ſprechen.

Traugott. Laßt Euch nicht mit Advocaten ein, bevor Ihr andere vernünftige Leute um Rath gefragt habt, ob das eine Sache iſt, mit der Ihr bei Gericht durchkommt. Seht, da kommt ein gelehrter Mann, fragt den, wenn Ihr es für rathſam haltet. Denn die Advocaten rathen immer blos zu Proceſſen.

Vierte Scene.

Corſitz. Traugott. Ein Poet. Der Poet mit entblößtem Haupte geht auf und nieder.

Corſitz. Ach, Herr Magiſter, ich wollte Euch gern wegen etwas um Rath fragen. (Der Poet giebt Corſitz eine Ohrfeige.) Weshalb ſchlagt Ihr mich?

Poet. Schlage da doch gleich der Teufel drein, nun bin ich richtig aus dem Concept! Laß ſehen:

Aurora öffnete ihr purpurfarbnes Thor —

Nun hab' ich darüber den Reim verloren, den ich auf der Zunge hatte.

Traugott. Kann der Herr Magiſter das nicht zum Exempel ſo machen:

Aurora öffnete ihr purpurfarbnes Thor
Und langt' zum Frühſtück ſich ein Butterbrod hervor?

Das fällt mir blos ſo in der Geſchwindigkeit ein, wiewol ich noch nie einen Vers gemacht habe.

Poet. Wirklich nicht? Es ſcheint mir doch, aus Dir könnte noch mal ein Poet werden. Wie heißt Du?

Traugott. Ich heiße Traugott.

Poet. Das iſt in der Poeſie ein unglücklicher und ungereimter Name, da iſt kein einziges däniſches Wort, das ſich auf Traugott reimt — Hum, Traugott — Traugott —

Traugott. Traugott — Treugott — i potz Wetter, könnte man da nicht ſagen Sch...pott?

Poet. Ha ha ha! Der Burſche hat eine wunderbare Phantaſie.

Traugott (leiſe). Du magſt wol ſelbſt ein Phantaſt ſein.

Corfitz. Ich wollte meinen Herrn wegen etwas um Rath fragen, bevor ich an die Advocaten ginge. Ich habe meine Frau in Verdacht wegen Untreue, ich kann ihr beweiſen, daß ſie einen jungen fremden Kerl bei ſich in der Schlafkammer verſteckt hat, und nun möchte ich wiſſen, ob....

Poet. Will Monſieur die Geſchichte in heroiſchen Verſen haben, ſo koſtet das acht Mark....

Corfitz. Ach, mein Herr Magiſter, ſo mein' ich das ja nicht, ich will blos —

Poet. Aha, Monſieur, ich verſtehe ſchon, Ihr wollt das vermuthlich in ſapphiſchen Verſen haben: aber dann koſtet es das Doppelte.

Corfitz. Ich will überhaupt keinen Vers haben, Monſieur, ich will Ihn nur fragen....

Poet. Solche Geſchichte, Monſieur, muß in Verſen ſein, in ungebundener Rede hört ſich das nach gar nichts an. Wie heißt Er denn übrigens, Monſieur?

Corſitz. Ich heiße Corſitz.

Poet. Ha, ha, ha!

Corſitz. Das iſt doch ein ehrlicher Name, ſo viel ich weiß.

Poet. Ha, ha, ha! Corſitz, auf Latein Cornificius. Ha ha ha, ich will meiner Treu' einen Vers umſonſt auf Ihn machen, blos wegen des Namens! (Geht ab.)

Corſitz. Nein, das iſt doch eine verfluchte Art von Leuten, ich will nichts mehr mit ihnen zu thun haben, ich proceſſire. Wäre doch nur der Advocat ſchon hier, den ich beſtellt habe!

Traugott. Hat der Meiſter einen Advocaten herbeſtellt?

Corſitz. Ja, ich habe nach ihm geſchickt.

Traugott. Aber Er hat ja keine Beweisſtücke?

Corſitz. Ich werde ſchon noch Beweiſe kriegen; die Frau, die ihrer Erzählung zufolge den Schnapphahn unter dem Tiſch geſehen hat, ſoll zugleich mit allen meinen Hausleuten citirt und ihr ein Eid aufgelegt werden.

Traugott. Sieh, da kommt ein Advocat, ja ſogar zwei; alle Wetter, die ſcheinen guten Appetit zu haben.

Fünfte Scene.

Corſitz. Traugott. Zwei Advocaten.

Erſter Advocat. Die Rede, Herr Collega, die Ihr heute vor Gericht hieltet, die war gegen Euer eigenes beſſeres Wiſſen.

Zweiter Advocat. Ihr thut mir Unrecht; nie in meinem Leben hab' ich eine ungerechte Sache vertheidigt.

Erſter Advocat. Dann war wenigſtens dieſe ungerecht, die Ihr heute gegen mich geführt habt.

Zweiter Advocat. Aber wie könnt Ihr etwas als Beſitz rechnen, was nicht bonae fidei possessio iſt? Wo keine bonae fidei possessio iſt, da kann noch viel weniger praescriptio werden.

Erſter Advocat. Wer ſagt, daß das keine bonae fidei possessio?

Zweiter Advocat. Das ſag' ich, das ſagt Juſtinianus, das ſagt Molinäus, Cujacius, Grotius und Andere.

Erſter Advocat. Meinetwegen kann das Alexander Magnus ſagen, ſo bleibt doch wahr, was ich ſage.

Zweiter Advocat. Was ſagt nicht Basquius? Usucapio non habet locum inter duos diversorum regum ac populorum subditos.

Erſter Advocat. Ja, Basquius, das iſt auch der richtige Kerl zum Citiren.

Zweiter Advocat. Was habt Ihr gegen Basquius einzuwenden?

Trangott. Sie ſtreiten ſich um eine Waſchfrau, wie ich höre; ſie muß hübſch ſein, weil ſie ſo hitzig ſind.

Erſter Advocat. Ich habe nichts anderes gegen ihn einzuwenden, als daß er ein Narr iſt.

Zweiter Advocat. Und von Euch, Monſieur, iſt es bekannt, daß Ihr ein Idiot ſeid.

(Sie kriegen ſich bei den Haaren.)

Trangott (bringt ſie auseinander). Ei, Meſſieurs, das iſt ja eine Schande, daß ſolche gelehrte Leute, wie Ihr ſeid, ſich wegen einer Waſchfrau ſchlagen wollen! Aber Ihr kommt gerade recht, Ihr lieben Leute, mein Meiſter hat eine wichtige Sache, die er demjenigen von Euch anvertrauen will, welcher der Beſte iſt.

Erſter Advocat (nimmt Corſitz auf die Seite). Monſieur, nehmt mich, ich habe dies Jahr ſchon über vier und zwanzig Sachen gewonnen, die kein Anderer hätte gewinnen können.

Zweiter Advocat (zieht ihn auf die andere Seite). Monſieur, nehmt lieber mich, der Andere iſt ein Laie, ich habe geſtern eine Sache gewonnen, von der alle Menſchen merken und fühlen konnten, daß ſie ungerecht war.

Erſter Advocat (zieht ihn wieder zu ſich). Monſieur, der Andere iſt nur ein Winkeladvocat, ich aber habe meine Jura vier Jahre zu Roſtock ſtudirt.

Zweiter Advocat. Eure Sache mag ſo toll ſein, wie ſie will, ich werde ſie ſchon gewinnen als ein ehrlicher Mann.

Erſter Advocat. Nehmt Ihr mich nicht, ſo wird es Euch gereuen.

Zweiter Advocat. Monſieur, ich kann jede Sache verdrehen, die ich will, mit ſubtilen Diſtinctionen, und kann jedes Ding vertheidigen, was ich will, auf zweierlei Manieren.

Erſter Advocat. Monſieur, was die Formalitäten anbetrifft, bin ich der Stärkſte in der ganzen Stadt.

(Corſitz will ſich losmachen; ſie laufen ihm nach, zerren ihn ſechsmal Einer auf dieſe, der Andere auf die andere Seite und flüſtern ihm ins Ohr, bis er endlich um Hülfe ruft, worauf ein **Offizier** ihm zu Hülfe kommt und die Advocaten forttreibt.)

Sechſte Scene.

Corſitz. Traugott. Der Offizier.

Corſitz. Ach, mein Herr, ich bin Ihm höflich verbunden, wär' Er mir nicht zu Hülfe gekommen, ich hätte wirklich mein Leben eingebüßt.

Offizier. Das iſt mir jedes Mal eine Freude, wenn ich wackeren Leuten einen Dienſt erweiſen kann. Aber was hatten dieſe Advocaten denn mit Ihm auszufechten?

Traugott. Nun ſoll Einer noch ſehen, nun offenbart er dem ſeine Angelegenheit auch noch.

Corſitz. Mein Herr, ich bin ein ehrlicher Bürgersmann hieſiger Stadt, der manches Böſe in der Welt ausgeſtanden hat und ſich in alle Dinge ſchickte bis auf dieſe Stunde. Aber nun in meinem hohen Alter hab' ich ein Hauskreuz gekriegt, das mich ſo niederſchlägt, daß ich meines Lebens überdrüſſig bin. Kurz zu ſagen: ich hab' eine Frau, die fremden Göttern nachtrachtet, deshalb will ich einen Proceß mit ihr führen, und zu dem Ende wollt' ich mich mit dieſen Advocaten berathen, die aber, ſtatt mir ihren Rath zu ertheilen, auf einander losgingen wie die hung-

rigen Wölfe und ſich um mich zankten, nicht anders als um einen Raub oder eine Beute, die ihnen in die Hände gefallen.

Offizier. Seine Sorge thut mir leid; aber vielleicht kann ich ſo gut rathen wie ein Anderer: denn ich habe mich viel um Geſetz und Recht bekümmert. Allein bevor ich die Sache weiter höre, muß Monſieur mir noch erſt wegen einiger Nebenumſtände Auskunft geben; wie alt iſt Monſieur?

Corſitz. Ich gehe in mein ſiebzigſtes Jahr.

Offizier. Wie lange iſt Er verheirathet?

Corſitz. Zwei Jahre.

Offizier. Wie alt iſt Seine Frau Liebſte?

Corſitz. Siebzehn Jahre.

Offizier. Iſt ſie hübſch?

Corſitz. Ja, das iſt ja eben das Unglück, mein Herr, ſie war eins der hübſcheſten Mädchen in der Stadt.

Offizier. Iſt Monſieur des Tages viel außer dem Hauſe, ſo daß ſie Gelegenheit hat, fremde Kerle zu ſich kommen zu laſſen?

Corſitz. Von Glock' zwei bis fünf des Nachmittags bin ich in Geſchäften aus, und das iſt auch die Zeit, die ſie ſich zu ihren Galanterien muß ausgeſucht haben.

Offizier. Wo wohnt Monſieur?

Corſitz. Wir ſtehen vor dem Hauſe, wohlgeborner Herr.

Offizier. Gehorſamer Diener, Monſieur, ich danke für gefälligen Nachweis.

(Macht ein tiefes Compliment und geht ab.)

Traugott. Ha ha, hab' ich das nicht gedacht? Seid Ihr nicht Hahnrei, ſo werdet Ihr es gewiß noch werden, und das dafür, daß Ihr den Mund nicht halten könnt. Wie er fragte, um welche Tageszeit der Meiſter auszugehen pflegte, da merkte ich gleich, wo er hinaus wollte. Nu, die Sache macht ſich ja recht hübſch, nun geht ein ander Mal wieder hin und vertraut jungen Offizieren Eure Geheimniſſe.

Corſitz. Höre, Traugott, ich will mit keinem Menſchen mehr davon reden, ſondern meine Sachen zuſammenpacken, in eine andere Stadt reiſen und ſie aufgeben. Der Einzige, mit

dem ich noch ſprechen möchte, das iſt mein Nachbar Jeronimus: denn der iſt mein aufrichtiger Freund. Laß uns zu ihm gehen — aber ſieh, da kommt er gerade recht.

Siebente Scene.

Jeronimus. Trangott. Corſin.

Jeronimus. Wie geht's Euch, Nachbar?

Corſin. Nicht beſonders.

Jeronimus. Ihr verſpracht mir ja aber eben erſt, Euch die Grillen aus dem Kopf zu ſchlagen?

Corſin. Die alten Grillen haben neue geheckt, die mich ganz in Verzweiflung gebracht haben, ſo daß Einer mein Leben für vier Schillinge kaufen könnte.

Jeronimus. Was iſt Euch denn widerfahren, ſeitdem wir davon ſprachen?

Corſin. Eine fremde Frau, die gar kein Intereſſe haben könnte zu lügen, hat mir zugeſchworen, daß ſie heute in der Wochenſtube einen jungen Kerl verſteckt geſehen hat, und das hat mich in ſolche Unruhe verſetzt, daß ich herumgelaufen bin wie ein Verrückter von Einem zum Andern, um mehr Licht zu kriegen und mir Raths zu erholen, was ich dabei thun ſollte. Allein ich bin den allerverfluchteſten Leuten in der Stadt begegnet, die, ſtatt mir Aufklärung und guten Rath zu geben, mich aus einem Halbverrückten zum Ganzverrückten gemacht haben.

Jeronimus. In ſolchen Fällen, Nachbar, iſt es das Beſte, zu ſchweigen, denn man deckt nicht nur ſeine eigene Schande auf, ſondern man gewinnt auch nichts damit; es gehört ſchon was dazu, ſeine Frau einer Untreue zu überführen. Auch glaub' ich noch jetzt wie früher, daß Ihr Eurer Frau Unrecht thut.

Trangott. Nein, Monſieur Jeronimus, er thut ihr nicht Unrecht, ich weiß noch verſchiedene Nebenumſtände, welche die fremde Frau mir erzählt hat, und die ich dem Meiſter nicht habe mittheilen wollen.

Corſin. Was hat ſie Dir denn geſagt?

Traugott. Sie hat mir geſchworen, ſie hätte einen jungen Kerl unter dem Tiſch liegen ſehen.

Corſitz. Unter dem Tiſch?! Um welche Zeit war das denn?!

Traugott. Nachmittags drei Uhr.

Corſitz. Ach, Himmel, was hör' ich, ich muß gleich hinein!

Jeronimus. Nur nicht zu haſtig, Nachbar.

Corſitz. Ihr verſteht mich nicht, Nachbar; ich will hinein und will auf die Kniee fallen vor meiner Frau und will ihr die Hände küſſen und ſie mit hellen Thränen um Verzeihung bitten. Denn juſt dies Letzte, was ihre Schuld am meiſten beweiſen ſoll, ſpricht ſie völlig frei. Ach, welch grober Irrthum! Ich muß dem Nachbar nur die ganze Geſchichte erzählen: heute nach dem Eſſen war ich bei meiner Frau in der Wochenſtube, indem ich mir keinen Beſuch mehr vermuthete. Aber juſt in dem Augenblick klopft' es an die Thüre, und da die Stube nämlich nur einen Ausgang hat und ich aus gewiſſen Gründen um die Zeit mich nicht wollte zu Hauſe finden laſſen, kroch ich unter den Tiſch, wo ich wider Verhoffen zwei Stunden liegen mußte, bis die Stube leer ward. Nun muß eine von den fremden Madamen mich geſehen haben und durch ihre falſche, wenn auch gut gemeinte Nachricht hat ſie den ganzen Spectakel hervorgerufen. Jetzt iſt mein einziger Kummer nur der, daß ich mich übereilt und meine unſchuldige Frau aus Unbedacht in böſen Ruf gebracht habe.

Jeronimus. Nachbar, gebt Euch zufrieden und danket Gott, daß Ihr Euch geirrt habt.

Seht einen Handel hier, der ſtellt Euch vor die Augen
Aufs neu', wie ſelten doch Mißtrau'n und Argwohn taugen;
Denn hätt' Herr Corſitz gar ums Leben ſich gebracht,
Es wäre nur geſchehn, um was er ſelbſt erdacht.

Zu ſehen, wie ein Mann flieht vor dem eignen Schatten,
Es iſt der beſte Spaß, den wir ſeit Langem hatten;
Der Caſus iſt ſo rar, wie Jenes, der entſprang
Aus Bangniß vor ſich ſelbſt, lief und im Fluß ertrank.

Die Maskerade.

Komödie in drei Akten.

Personen:

Jeronimus.
Leander.
Heinrich.
Arv.
Magdelone.
Leonhard.
Leonora.
Pernille.
Eine Frau mit Maskenanzügen.
Ein Kerl mit Masken.
Zwei Soldaten.
Ein Knabe.
Gerichtsdiener.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Leander. Heinrich.

Leander (im Schlafrock, ſich die Augen reibend). Heinrich, was iſt die Uhr?

Heinrich (gähnend). Die Uhr geht auf Frühſtück, Herr. Aber ich weiß nicht, weshalb wir ſo früh aufſtehen ſollen; ſeht einmal nach der Uhr, Herr!

Leander. Element, iſt es möglich? Sollen wir haben ſo lange ſchlafen können, vier Uhr Nachmittags? Meine Uhr zeigt auf vier!

Heinrich. Ei, das iſt nicht möglich, Herr, das muß vier Uhr früh ſein.

Leander. Ja, richtig, um vier Uhr früh im Januar iſt es wol auch ſo hell?

Heinrich. So muß die Sonne falſch gehen; es kann unmöglich Nachmittag ſein, wir ſtehen ja eben erſt auf.

Leander. Auch wenn die Sonne falſch geht, ſo weiß ich doch, daß meine Uhr richtig geht; es iſt eine engliſche Uhr.

Heinrich. Ei, Herr, Uhren und Sonnenzeiger richten ſich ja nach der Sonne. Will der Herr nur einen Verſuch machen und die Sonne zurückſtellen auf neun oder zehn, ſo wird er ja ſehen, ob die Uhr nicht auf den Fleck zurückavancirt; auf ſo etwas muß ich mich verſtehen.

Leander. Was für Narrenspoſſen! Ich glaube, die Maskerade ſummt Dir noch im Kopfe herum.

Heinrich (gähnend). Kurz und gut, Herr, wenn die Uhr vier iſt, ſo iſt es vier Uhr früh.

Leander. Wir ſind ja aber erſt nach vier von der Maskerade nach Hauſe gekommen.

Heinrich. Allerdings, jetzt merke ich auch, daß ich Hunger habe. Aber da iſt Arv, den will ich fragen, was die Uhr iſt.

Zweite Scene.

Leander. Heinrich. Arv.

Heinrich. Guten Morgen, Arv; was iſt die Uhr?

Arv. Hätteſt Du ſo viel Donnerwetter auf den Kopf bekommen, als die Uhr von heute-früh bis jetzt geſchlagen hat, da wärſt Du ein gemachter Mann.

Heinrich. Was iſt die Uhr denn jetzt?

Arv. Die Uhr hängt im Thurm, und Du ſollſt am Galgen hängen.

Leander. Nun höre mal Einer den unverſchämten Schlingel. Kannſt Du nicht ſagen, was die Uhr iſt?

Arv. Die Uhr iſt vier, Monſieur.

Leander. So iſt alſo Mittag vorbei?

Arv. Man pflegt ſo zu rechnen, daß Mittag vorbei, wenn es vier Uhr Nachmittags iſt.

Leander. Siehſt du wol, Heinrich, daß meine Uhr recht geht?

Heinrich. Schlag' der Teufel in die Geſchichte! Nun habe ich mich um mein gutes Mittagseſſen herumgeſchlafen; was haben wir heute Mittag gehabt, Arv?

Arv. Süße Grütze und Stockfiſch.

Heinrich. Habt Ihr mir was aufgehoben?

Arv. Nein, Deine Portion hat Sultan der Hofhund gekriegt; denn wer nicht zur rechten Zeit zu Tiſch käme, ſagte der Herr, der ſollte auch nichts zu eſſen haben. Wie Du das nun von Sultan wiederkriegſt, da ſieh' Du zu.

Leander. Aß Papa heute zu Hauſe?

Arv. Ja, er aß in ſeinem Bauer, wie gewöhnlich.

Leander. Du Dummkopf, ich frage ja nicht nach dem Papagei, ich frage nach meinem Vater?

Arv. Nein, der Herr aß heute bei dem fremden Manne, dem Monsieur Leonhard.

Leander. Das war doch ein Glück, Heinrich, daß mein Vater heute nicht zu Hause gegessen hat, sonst hätte er gemerkt, daß wir auf der Maskerade gewesen. (Arv geht ab.)

Heinrich. Will der Herr nicht hinein gehen und sich anziehen? Es könnte sich doch fügen, daß Ihr Vater herkäme, und da wäre es doch einigermaßen verdächtig, so spät noch im Schlafrock zu gehen.

Leander. Er ist bei meinem zukünftigen Schwiegervater, da kommt er nicht so schnell zurück.

Heinrich. Aber mit Permiß, Herr: Ihre zukünftige Frau Liebste, sieht sie gut aus?

Leander. Das weiß ich wahrhaftig nicht.

Heinrich. Das ist doch seltsam, sich mit jemand zu verheirathen, den man nie gesehen hat.

Leander. Gesehen habe ich sie, wie sie sechs Jahre alt war, und da versprach sie recht hübsch zu werden.

Heinrich. Wie alt ist sie denn jetzt?

Leander. Achtzehn Jahre.

Heinrich. Potz Schlag, das ist lange Zeit, da kann ihr die Vergoldung unterdessen abgegangen sein.

Leander. Doch rühmen die Leute noch ihre Schönheit. Morgen soll ich zu ihr hin, da werde ich ja zu sehen kriegen, ob es wahr ist; ist sie nicht so, wie man sie mir beschrieben, so mache ich mein Compliment und gehe ab. Aber wir müssen doch zusehen, daß wir etwas zu essen kriegen; die Zeit vergeht rasch, und um acht müssen wir wieder auf der Maskerade sein.

Heinrich. Ei, das ist hübsch, ich denke da heute Abend eine ganze Anzahl Florbesen zu treffen.

Leander. Das ist das Schlimme dabei, Heinrich, daß da so viele ordinäre Frauenzimmer hinkommen.

Heinrich. Ei, Herr, das ist gerade der Vorzug von solcher Maskerade, daß da alle an demselben Strang ziehen. Uebrigens

ſind die Mamſells, die ich erwarte, wahrhaftig alle von ganz vornehmem Stande. Da iſt dem Bürgermeiſter ſein Stubenmädchen, Peter Sattlers Tochter, Elſe Schulmeiſterin, Lisbeth, der Apfelſinenfrau jüngſte Tochter, die älteſte hat nämlich Zahnſchmerzen, und außerdem noch drei hübſche Mädel, die ihre eigene Stube haben und ſich ſelbſt kochen und waſchen.

Leander. Allerdings, da haſt Du Recht, Heinrich, das ſind lauter vornehme Damen, beſonders die letzten drei, die ſich ſelbſt kochen und waſchen.

Heinrich. Aber da kommt die Frau Mutter.

Leander. Meine Mutter kann immer kommen, die denke ich noch dahin zu bringen, daß ſie mit mir auf die Maskerade geht.

Heinrich. Das wäre prächtig, ich wollte auch wahrhaftig mit ihr tanzen.

Leander. Wenn ſie Dich nicht kennt, ſo könnte es wol geſchehen.

Heinrich. Laßt mich nur machen, ich will mich ſchon ſo maskiren, daß ſie mich nicht kennen ſoll.

Dritte Scene.

Magdelone. Leander. Heinrich.

Magdelone. Nun, mein lieber Sohn, wie war es denn geſtern Nacht auf der Maskerade?

Leander. Woher weiß Mama denn, daß ich dageweſen?

Magdelone. Ich habe es von Arv gehört.

Leander. Der Schuft kann doch nie den Mund halten. Indeſſen hat es nichts zu ſagen, wenn nur mein Vater es nicht zu wiſſen kriegt.

Magdelone. Kommen denn auch wol alte Frauen auf die Maskerade?

Leander. Wir weiſen niemand ab, es kommt alles durch einander, jung und alt.

Magdelone. Würde eine alte Frau wirklich nicht ab-

gewieſen, ſo wüßte ich wol eine, die nicht übel Luſt hätte, heute Abend mitzukommen.

Leander. Was für eine Frau iſt das?

Magdelone. Das bin ich ſelber.

Leander. Das wäre wahrhaftig nicht dumm, könnte es irgend nur auf eine ſchlaue Manier eingerichtet werden, daß mein Vater nichts davon zu wiſſen kriegte.

Magdelone. Ei, wie ſollte er wol davon zu wiſſen kriegen, er geht zeitig ins Neſt und ſteht zeitig wieder auf; ich werde ſagen, ich befände mich heute Abend nicht wohl, ſo ſchläft er allein.

Leander. Das läßt ſich hören. Aber kann Mama tanzen?

Magdelone. Tanzen? Ja gewiß kann ich tanzen, ſieh mal her! (Sie ſingt und tanzt.)

Heinrich. Donnerwetter, Muttern ihre Füße gehen wie Trommelſtöcke.

Magdelone. Wie ich jung war, habe ich alle Tänze tanzen können, ſogar die Folie d'Espagne, die geht nämlich ſo .... (Tanzt und ſingt die Folie d'Espagne.)

Heinrich. Das war wahrhaftig bewundernswerth. Ach, noch eine Folie, beſte Madame!

Magdelone. Nein, jetzt nicht, ich ſchone meine Beine zu heute Abend. Aber da iſt mein Mann; wenn er mich nur nicht hat tanzen ſehen.

Vierte Scene.

Jeronimus. Magdelone. Leander. Heinrich.

Jeronimus (mit einem leichten Rauſch). Na, Kinder, ſteht Ihr hier ſchon wieder alleſammt müßig, giebt es nichts zu thun in der Wirthſchaft?

Magdelone. Ich bin heute nicht im Stande etwas zu thun, mein Herz; es iſt mir wahrhaftig, als hätt' ich das Fieber in den Gliedern, ich fürchte, ich werde eine unruhige Nacht haben dieſe Nacht.

Jeronimus. Das bedaure ich, habt Ihr es denn im Kopfe?

Magdelone. Ach ja, es ist mir, als wäre mir der Kopf mitten durchschlagen.

Jeronimus. Habt Ihr auch Durst?

Magdelone. Erschrecklichen. Und dabei habe ich solche Unruhe in den Gliedern; es wird gut sein, wenn ich heute Nacht allein schlafe.

Jeronimus. Ei, von Herzen gern. Aber wenn da ein Fieber in Anzug ist, so müßt Ihr bei Zeiten was gebrauchen. Ihr müßt zu Ader lassen.

Magdelone. Ach nein, mein Herz, so krank bin ich doch noch nicht, daß ich müßte zu Ader lassen.

Jeronimus. Was für wunderliche Reden! Wollt Ihr etwa morgen daliegen und das Fieber haben? Heinrich, spring' mal nach Meister Hermann, er möchte doch herkommen und meine Frau zu Ader lassen.

Heinrich (bei Seite). Alle Wetter, wie wird das ablaufen?

Magdelone. Ach nicht doch, mein Herzensmann!

Jeronimus. Halt' Du Dich nur ruhig, mein Herz, und laß mich machen. Zeigt mal Euren Puls her? Alle Wetter, das ist die höchste Zeit zum Aderlassen, Euch steckt eine Alteration im Blute, das merk' ich schon. Spring' schnell hin, Heinrich, und bitte ihn, daß er selber komme, seine Gesellen sind mir nicht gut genug dazu.

Magdelone. Ach, mein allerliebster Mann, laß mich doch nur noch erst eine Stunde abwarten!

Jeronimus. Auf eine Stunde kann es allerdings nicht ankommen, aber bevor Ihr zu Bett geht, müßt Ihr wirklich zu Ader lassen. Nun aber Ihr da, Junker, wie kommt denn das, daß Ihr noch so spät im Schlafrock seid? Ihr seid wol Eurer Gewohnheit nach die Nacht wieder spät nach Hause gekommen?

Leander. Nein, wahrhaftig nicht, ich habe den ganzen Tag gesessen und geschrieben.

Jeronimus. Es sollte mir lieb sein, wenn es so wäre, und Ihr würdet einmal ordentlich; Ihr seid nachgerade in dem Alter, daß Ihr anfangen könntet, nachzudenken und aufzuhören mit der Pflastertreterei, zu der Ihr nur allzu viele Neigung habt.

Leander. Ich habe mir doch nichts Schlimmeres zu Schulden kommen laſſen, als die meiſten jungen Männer hier in der Stadt thun.

Jeronimus. Das will ſagen: Ihr bankettirt hier und da, Ihr verſpielt Euer Geld, Ihr macht die Cour und kurzum, Ihr lebt wie ein richtiger Jean de France. Aber freilich, Schlimmes iſt nicht dabei, die meiſten jungen Männer leben ja ebenſo.

Leander. Aber hat denn Papa, wie Er jung war, ſo eingezogen gelebt?

Jeronimus. Wie ich jung war, lebte man ganz anders, obwol wir noch einmal ſo viel Geld hatten. In der ganzen Stadt gab es damals nicht mehr als vier Kutſchen. Vornehme Leute ließen ſich von ihren Mägden nach Hauſe leuchten; war aber das Wetter ſchlecht, ſo ging man in Stiefeln. Was das wäre, in einem Wagen fahren, das hab' ich, ſo lange ich jung war, gar nicht gewußt. Jetzt aber kann man ja nicht drei Schritte gehen, ohne einen Tagedieb hinter ſich zu haben, und wenn man über die Straße geht, ſo muß man ja fahren.

Heinrich. Da müſſen die Straßen damals wol auch nicht ſo ſchmutzig geweſen ſein wie jetzt.

Jeronimus. Allerdings, die Straßen waren rein; aber wovon ſind ſie jetzt ſo unrein, als von den vielen Kutſchen? Vor dieſem gingen vornehme Leute zu Fuß nach Gyllenlund, jetzt gilt es ja aber für eine Schande, einen Fuß auf die Straße zu ſetzen. Iſt es nicht, wie ich ſage, meine liebſte Frau?

Magdelone. Ja ſicher; ich lebte in meiner Eltern Haus wie in einem Kloſter.

Heinrich (bei Seite). Ach, die arme Frau!

Magdelone. Darum aber haben auch noch jetzt weltliche Thorheiten keinen Reiz für mich, weil ich nämlich in meiner Jugend niemals Geſchmack daran gefunden habe.

Fünfte Scene.

Eine Frau mit Maskenanzügen. Die Vorigen.

Die Frau. Hier, meine beste Madame, sind die Maskenanzüge, die Sie bestellt haben, ich hoffe, sie werden Ihnen recht sein.

Jeronimus. Was alle Wetter heißt das? Wollt Ihr auf die Maskerade?

Magdelone. Sie ist gewiß falsch, mein liebster Mann.

Jeronimus. He, Frau, für wen sollen die Maskenanzüge?

Die Frau. Die sollen für die Frau, die sie bestellt hat zu heute Abend.

Jeronimus. Ihr seid auf dem Holzweg, mein Kind, für meine Frau ist das nicht.

Die Frau. Nu, das ist doch seltsam, sie hat ja erst selbst vor einer halben Stunde deshalb zu mir geschickt.

Magdelone. Ei, hol' Dich Dieser und Jener, mir so was auf den Hals zu lügen!

Heinrich. Sie hat ihre Ladung, Herr; der Branntwein dampft ihr aus dem Halse, als ob ein Schornstein raucht.

Jeronimus. Geht nach Hause und legt Euch schlafen, gute Frau.

Magdelone. Das ist doch was Schreckliches, solche betrunkene Frau.

Die Frau (weinend). Das soll mir doch keiner mit Grund nachsagen, daß ich trinke; bin ich auch arm, so bin ich doch eine anständige Frau.

Heinrich (bei Seite). Hätte sie noch nie zu Ader gelassen, heut muß sie es gewiß noch.

Die Frau. Es ist ja noch keine halbe Stunde her, da sprach sie mit mir und sagte, sie wollte auf die Maskerade, und bat mich, ihr hübsche Kleider zu besorgen. Ja gewiß hat sie das gethan, ich bin weder betrunken, noch verrückt.

Magdelone. Macht fort, Frau, ich kann den Branntweinsgeruch nicht vertragen.

Jeronimus. Geht Ihr nun nicht Eurer Wege, ſo laſſe ich Euch ins Spinnhaus bringen.

Sechſte Scene.

Ein Kerl. Die Vorigen.

Ein Kerl (tritt ein mit einigen Masken). Hier ſind allerhand Masken, Frau, nun kann Sie wählen, welche Ihr am beſten paßt. Aber das Stück koſtet zwei Thaler.

Die Frau. Nun könnt Ihr doch ſehen, mein Herr, daß ich weder betrunken bin, noch verrückt.

Jeronimus. Ah, das iſt unerhört! Nun begreife ich allerdings, wo das Fieber herkommt und die Unruhe in den Gliedern und warum ſie allein ſchlafen will.

Magdelone. Aber, mein liebſter Mann....

Jeronimus. Nur ſtille, entſchuldigen läßt ſich da nichts. Eine Frau in den Jahren will auf die Maskerade gehen? Ein hübſches Exempel für die Jugend, in der That, beſonders für Kinder und Geſinde!

Magdelone. Ich wollte ja blos einmal ſehen, wie es da zugeht, damit ich nachher die Andern mit deſto beſſerem Grund davon abhalten könnte.

Jeronimus. Eine herrliche Entſchuldigung! Macht nur, daß Ihr hineinkommt, Madame, und laßt Euch heut und morgen vor niemand ſehen, bis Ihr Pönitenz gethan habt. Und Ihr da mit den Masken und den Maskenanzügen, wenn Ihr noch einmal mit ſolchem Plunder in mein Haus kommt, ſo laſſ' ich Euch Arm und Bein entzweiſchlagen!

(Magdelone, die Frau und der Kerl gehen ab.)

Siebente Scene.

Jeronimus. Leander. Heinrich.

Jeronimus. Wenn ich es mir recht überlege, ſo iſt es wirklich zum Tollwerden; ſie hatte ſolche Unruhe in den Gliedern,

ein Fieber war im Anzuge! Ja, gewiß war es im Anzuge; ſind doch ſolche verwünſchten Gelüſte noch ſchlimmer als krank ſein, zu Ader laſſen muß ſie. Euch, Leander, hab' ich jetzt gar nichts mehr zu ſagen; kann Eure Mutter auf die Maskerade gehen, ſo iſt für Euch nichts Verbotenes dabei, ins Hurenhaus zu gehen. Ihr werdet heute Abend wieder hingehen?

Leander. Nein, ich gewiß nicht.

Jeronimus. Ich werde da auch einen Riegel vorſchieben. Je mehr ich Zeit und Umſtände bedenke, je größer iſt mein Schmerz. Nun wäre es gerade an der Zeit, Euch Zwang anzuthun, da wir in Verbindung getreten ſind mit einem wackern Manne, deſſen Tochter Ihr heirathen ſollt. Iſt dieſe Aufführung nicht allein hinreichend, alle meine Pläne zu vereiteln und Euer eigenes Glück zunichte zu machen? Glaubt Ihr wirklich, daß Monſieur Leonhard ſeine einzige Tochter ſolchem Pflastertreter geben wird? Ueberlegt es wohl, mein Sohn, es thut mir weh, Euch ſo harte Worte ſagen zu müſſen, gerade jetzt, da Ihr im Begriff ſeid, mein Haus zu verlaſſen. Schlagt Euch denn die Narrenspoſſen aus dem Kopfe und denkt darauf, Euch zu inſinuiren bei Seigneur Leonhard, von dem ich bereits das Jawort für Euch bekommen habe, ſo daß nichts weiter nöthig iſt, als daß Ihr ſelber mit ihm ſprecht. Ich habe zugeſagt, daß Ihr morgen früh hinkommen werdet; geht alſo heute Abend zeitig zu Bett, damit Ihr morgen bei Zeiten aufſtehen könnt.

Leander. Es ſoll geſchehen, theuerſter Vater.

(Ab mit Heinrich.)

Achte Scene.

Jeronimus. Arv.

Jeronimus. Arv!

Arv. Ja, Herr!

Jeronimus. Höre, Arv, Du ſollſt heute Nacht hier an der Thüre bleiben und Acht geben, ob mein Sohn ausgeht.

Arv. Da belieben der Herr mir nur eine Compagnie

Dragoner zum Beiſtand zu geben. Denn obwol ich hier als Commandant angeſtellt bin, ſo wird es mir doch verwünſcht übel gehen, wollte ich wirklich den Verſuch machen, ihm den Paß zu verlegen. Ich habe nämlich gemerkt, er hat einen falſchen Hauptſchlüſſel.

Jeronimus. Hindern ſollſt Du ihn auch nicht, ſondern blos mir Anzeige machen, wenn Du ſpürſt, daß Jemand hinaus will.

Arv. Das werde ich ſchon thun.

Jeronimus. Komm ſo lange herein.

(Beide ab.)

Neunte Scene.

Heinrich allein.

Heinrich. Alle Wetter, das war ein Glück, daß ich auf der Lauer ſtand und dieſen Anſchlag hörte! Steht mein alter Genius mir bei, ſo wird das ein unglückſeliges Commando, das Arv zu führen kriegt. Denn auf die Maskerade müſſen wir, und ſollte ich morgen ausgehauen werden. Welche Schande wäre das für mich, fortzubleiben, nachdem ich ſo vielen hübſchen Mädchen mein Wort gegeben habe! Es war auch ein rechtes Unglück, daß dieſe verwünſchten Menſchen gerade zu ſo ungelegener Zeit uns zu ſprechen kamen, beſonders der letzte mit den Masken; denn wäre der nicht gekommen, ſo hätten wir dem Alten aufgebunden, das Weib mit den Kleidern wäre betrunken. Nun iſt mein Herr drinnen und zieht ſich an, und wenn er herauskommt, wollen wir Rath halten, wie die Feſtung am beſten geſtürmt werden kann. Ha ha, das iſt auch der richtige Kerl, Schildwache zu ſtehen; da gehört nicht viel Kunſt dazu, ſolchen Dummkopf zum Narren zu halten. Aber da kommt mein Herr, und zwar angezogen.

Zehnte Scene.

Leander. Heinrich.

Leander. Das war eine verfluchte Geſchichte, Heinrich, daß meine Mutter auf ſo ſchmähliche Weiſe blamirt wurde.

Heinrich. Ja, aber die Wahrheit zu ſagen, weiß ich auch wirklich nicht, was ſolche alte Frau auf dem Maskenball will.

Leander. Nach dieſem Auftritt wird ihr die Luſt wol vergehen.

Heinrich. Da wird heute Nacht wol eine ſchöne Gardinenpredigt gehalten werden.

Leander. Es thut mir doch wirklich leid.

Heinrich. Bekümmern wir uns aber lieber um unſere eigenen Angelegenheiten, Herr; die Sache wird ſich ſchon noch wieder zurechtziehen. Laßt uns denn unſere eigenen Angelegenheiten in Acht nehmen; er hat da gewiſſe Anſchläge gegen uns gemacht, die allerdings nicht gefährlich ſind, aber doch Gegenanſtalten erfordern.

Leander. Was ſind das für Anſchläge?

Heinrich. Wie ich dem Herrn ſeinen Vater nach Arv rufen hörte, da errieth ich ſofort, daß er etwas Heimliches mit ihm zu reden hätte; ich ſtellte mich alſo auf die Lauer und da hörte ich denn, daß er heute Nacht am Thorweg Wache ſtehen und aufpaſſen ſoll, ob jemand hinaus geht.

Leander. Das iſt eine verwünſchte Geſchichte, Heinrich; ich möchte um keinen Preis, daß mein Vater davon zu wiſſen kriegte, und doch kann ich auch unmöglich von der Maskerade wegbleiben.

Heinrich. Na wahrhaftig, und ich noch weniger, da ich ſo honneten Leuten zugeſagt habe.

Leander. Auf welche Weiſe wollen wir aber verhindern, daß mein Vater nichts davon zu wiſſen kriegt?

Heinrich. Vermittelſt meines Scharfſinnes.

Leander. Haſt Du ſchon etwas ausfindig gemacht?

Heinrich. Nein, noch nicht.

Leander. Die Zeit drängt, Heinrich, es iſt ſchon ſpät.

Heinrich. O ja, für einen Schwachkopf drängt die Zeit, für ſolch Gehirn aber, wie meines, iſt es noch Zeit genug.

Leander. Was meinſt Du, wäre es nicht das Beſte, wir drückten ihm einen Thaler in die Hand?

Heinrich. Der Einfall iſt nicht ſo dumm; gebt mir nur einen Thaler, Herr, ſo will ich ihn ſchon auf unſere Seite bringen.

Leander. Sieh her, da iſt ein Thaler, aber erſt mußt Du ihn ſchwören laſſen, bevor er das Geld bekommt.

Heinrich. Aber nein, überlege ich es mir recht, ſo iſt es nichts mit dem Plan. Das Beſte iſt, ich behalte den Thaler; wozu braucht der Schlingel Geld? Ich werde machen, daß er den Mund hält, auch wenn er nichts bekommt.

Leander. Allen Reſpect vor Deiner Schlauigkeit, Heinrich; es war eine artige Invention, mich um einen Thaler zu bringen.

Heinrich. Damit habe ich nur zeigen wollen, daß ich zu Größerem geſchickt bin, ſofern ich dem Herrn damit zu Dienſten ſein kann; was kümmere ich mich ſonſt um einen lumpigen Thaler?

Leander. Der ſoll Dir gern geſchenkt ſein, wenn Du nur zu Stande bringſt, was Du verſprochen.

Heinrich. Ich habe ihn ſchon im Garn; laßt uns bei Seite gehen.

Elfte Scene.

Arv. Nachher **Heinrich.**

Arv. Ich werde ein bischen frieren, wenn ich die Nacht Schildwache ſtehe. Aber das will doch nichts helfen, Herr Jeronimus hat mir zwei Mark Wächterlohn verſprochen, aber wenn ich auch nicht einen Schilling kriegte, ſo habe ich doch mein Vergnügen daran, Heinrich einen Poſſen zu ſpielen. Der Schlingel hat zu gute Tage hier im Hauſe, darum wird er von Tag zu Tag übermüthiger und ſtellt ſich ſo verwünſcht vornehm, daß er kaum noch weiß, ob er mit einem ehrlichen Kerl, wie ich

bin, zu Tiſch ſitzen und ins Wirthshaus gehen ſoll oder nicht. Er macht ſchon ein ganz ſaures Geſicht, wenn ich ihn ſchlecht und recht Heinrich nenne. Der Schuft hat ſich nämlich einen Beinamen zugelegt und ſchreibt ſich Heinrich Apfelmus. Und bleibt er noch eine Weile länger in Monſieur Leanders Dienſten auf dieſem Fuße, ſo ſchreibt er ſich noch nächſter Tage Heinrich von Apfelmus. Aber wenn er ſich auf den Kopf ſtellt, ſo nenne ich ihn nicht anders als ſchlecht und recht Heinrich; denn ſo gut wie die Beſtie bin ich noch allemal. Ich könnte mir ebenſo gut einen Beinamen zulegen wie er; zum Exempel, ich bin geboren in der Chriſten-Bernikovſtraße; wollte ich mich nun nennen Arv Chriſten-Bernikovſtraße, wer könnte mir das wehren? Aber dieſer Nagel, den die Bedienten ſich in den Kopf ſetzen, überſteigt jeden Begriff; ſobald dieſe Schufte einen Haarbeutel im Nacken tragen ....

(Bei dieſen Worten kehrt er ſich um und erblickt Heinrich, der ſich als Geſpenſt verkleidet hat; er fängt an zu ſchreien und fällt auf die Kniee.)

Heinrich (mit dumpfer Stimme). Nun iſt Deine Stunde gekommen, daß Du büßen ſollſt für Deine Miſſethat!

Arv. Ach, wohledler und wohlgeborner Herr Satan, ſchont meiner!

Heinrich. Fort! fort! Du ſollſt empfangen, was Du durch Deine Thaten verdient haſt!

Arv. Ach, Euer Gnaden, gebt mir doch nur einen einzigen Tag Aufſchub!

Heinrich. Kein Aufſchub, es ſei denn, daß Du ſofort Deine Miſſethaten bekennſt!

Arv. Ach gern, ach gern! Ach, ich habe ja nichts Böſes gethan, Herr Lucifer!

Heinrich. Fort, fort mit Dir!

Arv. Ach ja, ich habe etwas gethan!

Heinrich. Bekenne ſofort!

Arv. Vergangene Woche habe ich ein Achtel Mehl im Hauſe geſtohlen.

Heinrich. Weiter, weiter!

Arv. Vor drei Wochen habe ich Rauchfleiſch geſtohlen.

Heinrich. Weiter, weiter, Du Hund, oder ich ....

Arv. Vorgeſtern Nacht habe ich geſtohlen ....

Heinrich. Was haſt Du geſtohlen?

Arv (weinend). Der Köchin ihre Jungferſchaft.

Heinrich (nimmt die Decke ab). Arv, biſt Du ſo furchtſam im Dunkeln?

Arv. Ach, daß Dich der Henker hole!

Heinrich. Es iſt mir recht angenehm, daß ich ſolche Hiſtorien weiß, damit Herr Jeronimus Dich kennen lernt.

Arv. Ach, lieber Heinrich, verrathet mich nicht!

Heinrich. Redensart!

Arv. Ach, Monſör Heinrich!

Heinrich. Da hilft kein Bitten.

Arv. Ach, Monſör Heinrich Apfelmus!

Heinrich. Damit ſolch ein ſcheinheiliger Hund ſeine Strafe kriegt.

Arv. Ach, Monſör Heinrich von Apfelmus!

Heinrich. Nun kannſt Du ja Herrn Jeronimus ſagen, daß wir heute Abend auf die Maskerade gehen; ich weiß recht gut, daß Du deswegen hier biſt und aufpaſſeſt.

Arv. Ja allerdings, Herr Jeronimus hat mir befohlen, zu dem Ende in der Hausthüre zu ſtehen; aber ich werde Euch wahrhaftig nicht verrathen.

Heinrich. Nun können wir uns gegenſeitig verrathen: ich kriege für das, was ich gethan habe, Ohrfeigen, und Du wirſt gehängt.

Arv. Geht doch ſo oft auf die Maskerade, wie Ihr Luſt habt, ich werde wahrhaftig nie was davon ſagen.

Heinrich. Nun wol, ſo werde ich Dich auch nicht verrathen.

Arv. Kann ich mich darauf verlaſſen?

Heinrich. Sieh her, da haſt Du meine Hand darauf, daß, ſo lange Du uns treu biſt, ich auch von Dir nichts ſage. Geh' nun nur hin und leg' Dich ins Bett.

Arv. Ja, das will ich auch thun. (Ab.)

Heinrich. Adieu, Arv, eine gute geruhſame Nacht! — Nun habe ich durch meine Schlauigkeit doch ſo viel erreicht, daß der

Lump, der bisher den Verräther ſpielte, inskünftige uns zu Dienſten ſein, ja das Leben für uns laſſen muß. Denn ſobald er nur die kleinſte Miene macht, drohe ich mit einem Memoire, worin das Mehl, das geräucherte Fleiſch und der Köchin ihre Jungferſchaft ihre Rolle ſpielen ſollen. Aber nun muß ich hinein und die Geſchichte meinem Herrn erzählen. (Ab.)

Zwiſchenſpiel,

in welchem die Maskerade dargeſtellt wird. Man ſieht darin, wie Leander ſich in eine Maske verliebt, welche Leonora, Leonhards Tochter, iſt. Beide demaskiren ſich, ſprechen mit einander und tauſchen ihre Ringe. Wenn dieſes Spiel eine Viertelſtunde gewährt hat, fällt der Vorhang.

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Jeronimus. Nachher Arv. Später Heinrich.

Jeronimus. Heute Nacht habe ich meiner Frau eine gehörige Lection gehalten. Darin hat sie allerdings Recht, daß ihr eben ihres Alters wegen weniger üble Nachrede daraus entstehen kann, wenn sie auf die Maskerade geht, als einer jungen Frau oder einem Mädchen. Andererseits muß sie mir jedoch zugestehen, daß sie damit ein schlechtes Exempel aufstellt für die jungen Leute, welche, wollte man sie ihres unordentlichen Lebens halber ausschelten, sich auf der Stelle damit entschuldigen würden: kann eine Frau in den Jahren, die erwachsene Kinder hat, auf die Maskerade gehen, warum soll denn jungen Leuten ein Verbrechen daraus gemacht werden? Ich habe gepredigt und Reden gehalten über dies Thema bis Mitternacht, so daß ich darüber ein paar Stunden länger in den Tag hineingeschlafen habe, als ich zu thun pflege. Von meinem Sohn ist nichts zu hören und ebenso wenig von seinem Diener, alles ist still; vermuthlich ist Leander bereits zu seinem künftigen Schwiegervater gegangen. (Arv tritt ein.) Nun, Arv, hast Du die Nacht gut Posten gestanden?

Arv. Ich habe unter der Hausthüre gestanden bis nach zwölf Uhr, habe aber niemand gespürt; es war zu kalt, ich konnte nicht länger Schildwache stehen.

Jeronimus. Das war auch lange genug; ist er bis Mitternacht zu Hause geblieben, so ist er überhaupt nicht ausgegangen.

Aber haſt Du wol bemerkt, ob Leander dieſen Morgen zeitig ausgegangen iſt?

Arv. Nein, Herr, ich will Ihm nichts auf den Hals lügen, ſie liegen alle Beide noch und ſchlafen, Leander ſowol wie Heinrich.

Jeronimus. Liegen ſie jetzt noch und ſchlafen, ſo kann es unmöglich richtig mit ihnen ſein; ich will einmal durchs Fenſter in Heinrichs Kammer ſehen. Ach Himmel, iſt es möglich?! Sie ſind wahrhaftig wieder auf der Maskerade geweſen, da liegt die Beſtie und ſchnarcht im Bett im Maskenanzug! Was iſt das von Dir für eine Manier aufzupaſſen, Du Schurke?

Arv. Ja, Herr, da müſſen ſie nach Mitternacht ausgegangen ſein.

Jeronimus. Ich werde den Schuft gleich aus dem Bett kriegen und ihn wach prügeln mit dem Stocke.

(Läuft hinein, kommt zurück, indem er Heinrich an den Haaren hinter ſich zieht.)

Heinrich (ſtößt ihn von ſich, glaubt im Schlaf auf dem Maskenball zu ſein, ruft:) Noch eine Taſſe Kaffe! (Spricht im Schlaf weiter.) Nun keine Menuet mehr, nun wollen wir einen Engliſchen tanzen; ſpielt auf zum Cotillon! Ei Poſſen, nicht den Cotillon, den neuen mein' ich! (Singt und tanzt Cotillon. Jeronimus ſteht und ſieht ihm voll Verwunderung zu; Heinrich nähert ſich Jeronimus, küßt ihm die Hand und ſagt:) Eine Menuet, mein Fräulein!

Jeronimus (giebt ihm eine Ohrfeige, daß er ſich um und umkehrt). Nein, erſt eine Maulſchelle!

Heinrich (wacht davon auf, ruft:) Ach, Herr Jeronimus, ich will es in meinem Leben nicht wieder thun! (Läuft hinein und wirft die Kammerthüre ins Schloß.)

Jeronimus (pocht gegen die Thüre). Willſt Du gleich aufmachen?

Heinrich (aus dem Fenſter ſehend). Ach, Herr Jeronimus, ſeid doch nicht böſe.

Jeronimus. Gleich mach' die Thüre auf, oder ich laſſe ſie aufbrechen!

Heinrich. Ach, Herr Jeronimus, wir ſind alle Menſchen!

Jeronimus. Brech' ich die Thüre auf, ſo geht es Dir noch zehnmal ſchlechter.

Heinrich. Ach Herr, was ſagt nicht der Deutſche: Einmal iſt keinmal!....

Jeronimus. Daß Dich der Henker hole, willſt Du mir einbilden, es wäre das erſte Mal, daß Ihr dieſen Winter umherſchwärmt?

Heinrich. Ach, Herr, diesmal ſind wir zur Maskerade verführt worden, von einem Deutſchen aus Frankfurt —

Jeronimus. Arv, hole mal raſch eine Axt!

Heinrich. Wir konnten es dem Manne unmöglich abſchlagen, ſo gern wir auch wollten; er ſpricht mehr als vier und zwanzig Sprachen, auch ſogar meſopotamiſch.

Jeronimus. Ja, das können ſie alle; wenn ich blos eine Axt hätte!

Heinrich. Ebenderſelbe Fremde iſt auch Virtuoſe auf verſchiedenen Inſtrumenten...

Jeronimus. Ich bin ebenfalls Virtuoſe auf verſchiedenen Inſtrumenten, Du wirſt gleich danach tanzen. Arv, wo bleibſt Du Hund nur ſo lange?

Zweite Scene.

Leonhard. Jeronimus. Heinrich.

Leonhard. Guten Morgen, lieber Schwager, worüber ſo aufgebracht?

Jeronimus. Ihr wißt nicht, lieber Schwager, was ich in meinem Hauſe aushalten muß.

Heinrich (aus dem Fenſter). Ach, Herr Leonhard, legt doch ein gutes Wort ein für mich und meinen Herrn!

Leonhard. Was habt Ihr denn Böſes gethan, mein Sohn?

Heinrich. Gar nichts, blos daß wir heute Nacht auf der Maskerade geweſen ſind.

Leonhard. Sonſt nichts? Iſt das wirklich ſo ſtrafwürdig, ſo habe ich ſehr übel daran gethan, daß ich meine Tochter dieſe Nacht habe ebenfalls auf die Maskerade gehen laſſen.

Jeronimus. Laßt Ihr Eure Tochter auf die Maskerade gehen?

Leonhard. Ja, ich habe ſie ſogar faſt dazu gezwungen. Ich halte es nämlich nicht für Recht, jungen Leuten eine unſchuldige Luſtbarkeit zu verſagen, welche ich ſelbſt in meiner Jugend genoſſen habe.

Jeronimus. Nennt Ihr das unſchuldige Luſtbarkeit?

Leonhard. Was es auch ſei, ſo iſt es doch nichts, worüber man ſich ſo zu ereifern braucht.

Jeronimus. Wäre es zu einer andern Zeit geſchehen, ſo wollte ich mich auch gar nicht ſo ſehr darüber ärgern. Aber daß mein Sohn wie närriſch umherſchwärmt, gerade da er ſich am meiſten durch Sittſamkeit bemerkbar machen und in den heiligen Eheſtand treten ſoll, das thut mir weh.

Leonhard. Er wird wol noch ordentlich werden, Schwager. Wir ſind ja in unſern jungen Jahren ebenſo geweſen und haben der Welt auch nicht den Rücken gekehrt, als bis ſie uns den Rücken kehrte. Wären wir jetzt noch ſo friſch und munter wie vor zwanzig Jahren, wir gingen wieder auf die Maskerade. Unſern Kindern ein Verbrechen machen aus den Vergnügungen, die wir ſelbſt in unſerer Jugend genoſſen haben, die wir jetzt aber unſerer Jahre halber nicht mehr mitmachen können, das läßt ja, als ob wir aus purer Mißgunſt handelten; es wäre gerade, als wenn Einer das Tanzen verdammt, weil er Hühneraugen hat. Ihr müßt Euch wahrhaftig einen beſſern Humor anſchaffen, lieber Schwager; hätte Einer Grund, ſich über Eures Sohnes Conduite zu beunruhigen, ſo wäre doch ich es, deſſen Tochter er heirathen ſoll.

Jeronimus. Den ſchuftigen Burſchen will ich aber doch durchprügeln und meinem Sohne den Kopf waſchen.

Leonhard. Ihr ſollt ganz gewiß weder das Eine, noch das Andere thun, ſo lange ich hier bin, und ich gehe nicht eher weg, als bis Ihr verſprochen habt, Beiden zu verzeihen.

Jeronimus. Um des Schwagers willen will ich denn weiter keinen Lärm machen. Komm' nur her, Heinrich, und laß Leander ebenfalls herkommen.

Heinrich. Will der Herr mich nicht ſchlagen?

Jeronimus. Nein, um Monſieur Leonhards willen habe

ich Euch für diesmal verg[illegible] Aber [illegible] nur am [illegible]eisten im Kopfe liegt, das ist, daß er [illegible] gestern Abend [illegible]ach, gleich heute früh zum Schwager zu gehen und Abrede mit ihm zu nehmen.

Leonhard. Ei, das will nichts [illegible] ich weiß ja nun, was ihn verhindert.

Dritte Scene.

Jeronimus. Leonhard. Leander. Heinrich.

Jeronimus. Guten Morgen, Monsieur. Nun, seid Ihr Eurem Versprechen gemäß heute früh bei Eurem Schwiegervater gewesen?

Leander. Ich bitte um Verzeihung, theurer Vater.

Jeronimus. Ei, Ihr habt nicht noth, um Verzeihung zu bitten, Ihr seid hinlänglich entschuldigt; wer sich die ganze Nacht über umhertreibt, der muß ja wol zuletzt bei Tage schlafen. Vielmehr muß ich um Verzeihung bitten, daß ich die Dreistigkeit gehabt habe, Euch im Schlaf zu stören. (Zu Heinrich) Und der Tagedieb ....

Leonhard. Ei, Schwager, Ihr habt ja versprochen, ihm nichts Böses anzuthun; er muß ja thun, was sein Herr ihm befiehlt.

Jeronimus. Nein, das ist entsetzlich, Schwager, der Schuft geht hin und tanzt selbst mit, das thut ja sonst kein Bedienter.

Heinrich. Das kommt daher, weil ich mehr Verstand und Bildung habe als die meisten anderen Bedienten. Oder was nützen die dummen Teufel ihren Herren damit, daß sie im Wagen sitzen und die ganze Nacht durch frieren, so daß sie sich den andern Tag ins Bett legen müssen? Der größte Dienst, meine ich, den ein Bedienter seinem Herrn leisten kann, besteht darin, sich gehörig zu pflegen, insofern der Dienst nicht darunter leidet. Seht einmal, welchen Gewinn mein Herr davon hat! Wollen andere Herren auf die Maskerade gehen, so murren die Bedienten, ich dagegen springe vor Freuden und bin so hurtig wie nie. Wenn andere schlingelhafte und schafköpfige Bediente,

welche die Nacht im Wagen ſitzen, nach Hauſe ſollen, ſo ſind ſie ganz ſteif vor Kälte und außer Stande ihren Herren aus den Kleidern zu helfen, ja den Tag darauf müſſen ſie Tropfen einnehmen zum Schwitzen; ich dagegen tanze nach Hauſe und bin den Tag darauf friſch und munter.

Jeronimus. Hör' mal Einer den Schuft, wie er ſeine Sache beſchönigen kann; er hätte wahrhaftig Bedientenadvocat werden können.

Heinrich. Ein armer Diener, meine ich, der ſich brav amüſirt, thut wohl daran. In Armuth geboren, werden wir aufgezogen in Hunger. Ein halb Dutzend Jahre kriegen wir Prügel von einem griesgrämigen Schulmeiſter; das iſt unſere Kindheit. Werden wir dann älter, müſſen wir uns plagen und ſchinden, um nicht als alte Leute vor der Zeit Hungers zu ſterben. Kurz zu ſagen, unſer ganzes Leben iſt eine Kette von Elend und Mühſal. Und wenn wir uns nun etwas ausdenken, unſern Jammer zu erleichtern und durch die eine oder andere Luſtbarkeit zu verhindern, daß unſer armer Leib nicht ganz und gar in Trümmer fällt, ſo werden wir dafür ausgezankt und ſchlecht gemacht.

Jeronimus. Meinſt Du, Schlingel, daß es geſund iſt, ſolch ein unordentliches Leben zu führen und Tag aus Nacht zu machen?

Heinrich. Die Bewegung, Herr, die wir von einer durchtanzten Nacht haben, iſt geſunder, als wenn wir eine ganze Apotheke verſchluckten.

Jeronimus. Kannſt Du Hund Dir nicht andere Motion machen als mit Tanzen? Kannſt Du nicht nützliche Arbeit verrichten, und iſt das nicht auch eine geſunde Motion?

Heinrich. Ich kann mir Motion machen mit Tanzen, ich kann mir auch Motion machen mit Holzhauen. Aber mit der einen Motion kann ich mir eine Hypochondrie auf den Hals laden, inſofern es für niemand ein Vergnügen iſt Holz zu hauen; mit der andern dagegen kann ich mir eine Krankheit vertreiben, weil ſie zugleich das Herz froh macht. Ich wollte blos, wir könnten Kutſche und Pferde mit auf die Maskerade nehmen, damit die armen Thiere doch auch einmal einen Zeit-

vertreib hätten und ein paar gute Stunden zu ſo vielen ſauren Tagen.

Jeronimus. Ich muß dem Schuft wirklich noch den Kopf in Stücke ſchlagen!

Leonhard. Das wäre unrecht, Schwager, ſein Kopf iſt zu gut dazu, ihn in Stücke zu ſchlagen.

Jeronimus. Unterſteht der Schuft ſich zu vertheidigen, was alle einſichtigen Leute, die zu ihren Jahren gekommen ſind, verurtheilen und was niemand für gut hält als blos Pflaſtertreter?

Leonhard. Ei, Herr Jeronimus, ſo laßt ihn doch mit mir reden, da Ihr ihn nicht hören mögt.

Heinrich. Es iſt ganz, wie der Herr ſagt: alte Leute, die zu ihren Jahren gekommen ſind, verdammen dergleichen. Allein weshalb? Weil ſie dahin gekommen, daß ihnen die Beine ſteif ſind und daß ſie ſelbſt nicht mehr tanzen können. Junge Leute haben ihren Zeitvertreib und alte Leute haben ihn ebenfalls. Die Jugend erfreut ſich an Spiel, Tanz und ähnlichen Luſtbarkeiten; alte Leute hier zu Lande damit, daß ſie Abends im Weinhaus ſitzen und die Fehler der Jugend kritiſiren, bis ſie betrunken ſind und ſich von vier Nachtwächtern nach Hauſe ſchleppen laſſen. (Jeronimus droht mit dem Stock.)

Leonhard. Ihr dürft ihn wahrhaftig nicht ſchlagen, er hat in dieſem Punkt wahrhaftig nicht ſo Unrecht.

Heinrich. Auch ſage ich es nicht, um Uebles zu ſprechen von den alten Herren, ſondern nur um zu zeigen, daß jedes Alter ſeine Fehler hat. Ob das nun weniger ſündhaft iſt, Abend für Abend betrunken zu Bett zu gehen (und das iſt hier zu Lande grande mode bei den alten klugen Herren) oder zu gewiſſen Zeiten im Jahre auf die Maskerade gehen, das laſſe ich dahingeſtellt; der einzige Unterſchied beſteht darin, daß das Eine eine alte hergebrachte Sitte, das Andere aber noch etwas Neues iſt.

Jeronimus. Ich begreife nicht, Schwager, wie Ihr ſolch gottloſes Gewäſche mit anhören könnt.

Leonhard. Ei ſo laßt ihn ſich doch meiner Treu' ganz ausſprechen.

Heinrich. Glaubt der Herr, ich ſpreche ſo, um zu morali-

ſiren? Ganz gewiß nicht. Ich befürchte nur, wenn jeder Stand die ihm eigenthümlichen Mängel ins Auge faßte, ſo würde der Balken in dem eigenen Auge den Splitter im fremden aufwiegen, und daß es keinen anſtößigeren Anblick giebt als einen betrunkenen Mann, der, vom Nachtwächter nach Hauſe geführt, unterwegs über die Fehler der Jugend moraliſirt und Zeter ſchreit.

Jeronimus. Aber nun, Du Beſtie, nun antworte mir hierauf: was für Anlaß zur Unzucht wird nicht durch die Maskeraden gegeben, wo junge Leute ohne Hinderniß verkleidet am dritten Ort zuſammentreffen können, ohne daß ſie unter ihrer Maske von irgend jemand erkannt werden?

Heinrich. Ei, Herr, in Spanien hat das ſeine Gefahren, wo das Frauenzimmer unter Schloß und Riegel gehalten wird; hier zu Lande jedoch, wenn zwei ſich in einander verlieben, finden ſie hundert Gelegenheiten zuſammen zu kommen. Zur Sommerszeit nach Gyllenlund oder Friedrichsthal zu reiſen, gilt für ein ſehr nobles Vergnügen; indeſſen was da mitunter vorgeht, das weiß mein Bruder zu ſagen, der Lohnkutſcher iſt.

Leonhard. Nun aber, Heinrich, will ich auch ein Wort reden. Wenn junge Leute jeden Abend auf die Maskerade gehen und die ganze Nacht durch ſchwärmen, müſſen ſie da nicht den ganzen Tag hinterdrein ſchlafen? Werden ſie dadurch nicht zu Müßiggängern und mit der Zeit zu Taugenichtſen?

Heinrich. Ganz gewiß, Herr, nicht ein Wort habe ich dagegen einzuwenden, ich nehme hier blos meines Herrn Partie, der das Jahr über fünf- oder ſechsmal hingeht. Diejenigen freilich, für die es zur Gewohnheit wird, die führen ein ſchimpfliches Leben.

Jeronimus. Daß Dich dieſer und jener hole für jedes Mal, daß Du über fünf- oder ſechsmal den Winter auf der Maskerade geweſen biſt!

Heinrich. Darauf habe ich nichts zu erwidern, Herr, dagegen mich zu vertheidigen iſt nicht meine Sache, das mögen diejenigen thun, die den ganzen Winter hindurch dreimal die Woche auf die Maskerade gehen. Im Uebrigen könnten auch dieſe wackern Leute ſagen ....

Jeronimus. Was könnten ſie ſagen?

Heinrich. Sie könnten ſagen: die Jugend wird durch dieſe häufigen Nachtwachen abgehärtet und kann daher ſpäterhin mehr aushalten und ertragen, wenn die Verhältniſſe es fordern.

Leonhard. Das Unglück iſt nur, Heinrich, daß, wenn ſie bei Nacht wachen, ſo müſſen ſie dafür bei Tage ſchlafen.

Jeronimus. Es giebt ja nichts Schmachvolleres, als die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht zu machen.

Heinrich. Das thun aber doch alle Nachtwächter, Herr, und ſind doch ehrliche Leute.

Leonhard. Allerdings; aber die Wächter machen ſich Nachts nützlich, ſo daß ſie daher auch mit gutem Gewiſſen den halben Tag verſchlafen können.

Heinrich. Ja wol, ſie wünſchen den Leuten jede Stunde der Nacht mit Geſang einen ruhigen Schlaf und wecken ſie dabei mit ihrem Gebrülle aus dem Schlafe auf.

Jeronimus. Lieber Schwager, redet nicht mehr mit dem Schuft. Höre, gehſt Du mir wieder auf die Maskerade, ſo kommſt Du kopfüber aus dem Hauſe und Deinen Herrn enterbe ich!

Leonhard. Nun, nun, Schwager, nicht ſo hitzig, laßt uns die Mittelſtraße gehen und hört ohne Groll das Wenige an, was ich in Betreff der Maskeraden zu ſagen habe. Ich verdamme die Maskeraden nicht, inſofern es Maskeraden ſind, ſondern inſofern ſie zur Gewohnheit werden. Zeitvertreib ohne beſtimmten Zweck, wie die Kinder ſpielen, iſt zu gewiſſen Zeiten manchen Menſchen ſo nöthig wie Eſſen und Trinken, und den Maskeraden, abgeſehen davon, daß ſie ſchwermüthigen Perſonen eine Aufheiterung gewähren, liegt eine ſehr ſinnreiche Idee zu Grunde. Sie ſtellen nämlich den Menſchen die natürliche Gleichheit vor Augen, in der dieſelben zu Anfang waren, bevor der Hochmuth überhand nahm, und ein Menſch ſich noch nicht für zu gut hielt mit dem andern umzugehen; denn ſo lange die Maskerade dauert, iſt der Diener ſo gut wie der Herr. Ich verdamme daher nicht die Maskeraden, ſondern nur ihren Mißbrauch; dreimal die Woche auf den Maskenball gehen, heißt ſeine Mittel erſchöpfen, heißt ſeine Geſundheit erſchöpfen, heißt

drei Tage aus der Woche, ja zuweilen die ganze Woche ſtehlen. Denn durch eitel Schwärmerei und Narrheit können junge Leute ganz untauglich zu ernſter Arbeit gemacht werden. Deshalb giebt es auch nirgends regelmäßige Maskeraden das ganze Jahr hindurch. Ein paar mal im Jahre zu tanzen, mag das Antlitz dabei nun bedeckt oder unbedeckt getragen werden, iſt nichts Böſes, dagegen das ganze Jahr durch tanzen, darüber kann die beſte Stadt zu einem großen Narrenhauſe werden.

Jeronimus. Antworte nun darauf, Schlingel.

Heinrich. Ich werde mich hüten.

Jeronimus. Ich glaube freilich, daß Du darauf nichts von Erheblichkeit zu antworten haſt.

Heinrich. Herr, ich finde keinen Gefallen an irgend einer Art von Spiel; ich ſpiele nicht Karten, wie andere Bedienten, ich verbringe die Zeit auch nicht mit Trinken oder mit Frauenzimmern, kurz zu ſagen: ich habe keine Freude außer an Muſik und Tanz. Will man mir das alſo rauben, ſo ....

Jeronimus. Hol' Dich der Henker mit Deinem Raiſonniren, auf die Art könnte Einer auch ſagen: ich habe kein Vergnügen als blos Leute todt zu ſchlagen; raubt man mir das Vergnügen, ſo habe ich keine Freude mehr in der Welt.

Heinrich. Nein, Herr, das muß man hindern, das Vergnügen muß man hintertreiben; denn niemand in der Welt iſt damit gedient, ſich todtſchlagen zu laſſen. Wer aber hat Schaden davon, daß ich auf die Maskerade gehe?

Jeronimus. Wenn niemand ſonſt Schaden davon hat, ſo haſt Du ihn ſelbſt, indem Du unnöthigerweiſe Dein Geld verthuſt.

Heinrich. Ei, Herr, das iſt ja die größte Tugend, das Geld unter den Leuten rouliren zu laſſen.

Jeronimus. Hältſt Du es wirklich für eine Tugend, das Geld unter den Leuten rouliren zu laſſen, ſo laß es doch unter armen Leuten rouliren, wie ich thue.

Heinrich. Herr, es giebt zweierlei arme Leute hier zu Lande: die Einen ſind faule Bettler, die Andern ſind fleißige Bettler. Die faulen Bettler ſind diejenigen, welche umhergehen und Almoſen ſuchen und nicht arbeiten mögen, die werden von dem

Herrn unterſtützt. Die fleißigen Bettler, das ſind Schneider, Schuſter, Krämer, Kuchen- und Zuckerbäcker, Lohnkutſcher; die unterſtützen wir. Lebte nun alle Welt ſo eingezogen wie Herr Jeronimus, ſo müßten alle ſolche Leute Hungers ſterben. Der Herr mit ſeinen Almoſen beſtärkt die Leute alſo, daß ſie betteln, wir dagegen laſſen ſie nicht zum Betteln kommen. Will man aber den Bettlern einmal helfen, ſo iſt es doch beſſer, den fleißigen zu helfen, als den faulen.

Jeronimus. Was für verwünſchtes Geſchwätz. Du wirſt mir noch weiß machen, daß die Spieler blos deshalb ſpielen, um den Kartenfabriken Abſatz zu ſchaffen; ich will nichts mehr hören von Deinem unſinnigen Geſchwätz. Hört, lieber Schwager, wann kann mein Sohn Eurer Tochter aufwarten?

Leonhard. Je eher, je beſſer. Ich weiß übrigens nicht, was heute mit meiner Tochter vorgeht, ſie iſt ſo melancholiſch; als wir ſaßen und Thee tranken, that ſie nichts als ſeufzen.

Jeronimus. Das gute Mädchen hat Urſache, niedergeſchlagen zu ſein; ich verſpreche, mein Sohn ſoll heute hin kommen, und er thut es nicht; wenn ſie das als Gleichgültigkeit aufnimmt, ſo hat ſie wirklich Grund dazu. Da ſieh her, Junker, da haſt Du nun die Frucht von Deiner Nachtſchwärmerei.

(Leander ſeufzt tief.)

Ja, nun ſeufzen wir hinterdrein, nun finden wir, daß die Ermahnungen unſerer Eltern doch nicht ſo ohne Grund geweſen ſind. Nun, Du Herr Philoſofuchs, fällt Dir nun noch etwas ein, dies zu beſchönigen?

Leonhard. Nun, nun, Schwager, ſcheltet nicht mehr, die Sache iſt ja nicht ſo gefährlich; iſt das der Grund, weshalb meine Tochter in ſchlechtem Humor iſt, ſo kann die Melancholie ja bald vertrieben werden, indem ihr der Grund ſeines Ausbleibens mitgetheilt wird.

Jeronimus. Geht denn raſch hin, mein Sohn, und entſchuldigt Euch; der Herr Schwager hat die Güte, noch ein wenig mit herein zu kommen, damit wir noch Einiges ohne Zeugen mit einander beſprechen können. (Die Alten gehen ab.)

Vierte Scene.

Leander. Heinrich.

Leander. Heinrich, willſt Du mir das Leben nehmen, ſo thuſt Du mir einen großen Dienſt!

Heinrich. Pfui über den, der ſo etwas thut, und nicht weniger über den, der es verlangt!

Leander. Du ſollſt es nicht umſonſt thun.

Heinrich. Nein, darum braucht der Herr ſich nicht in Unkoſten zu ſetzen. Thäte ich dergleichen, ſo thäte ich es umſonſt; denn ich würde ja doch für meine Dienſtfertigkeit gehängt und alſo nützte die Belohnung mir nichts. Aber wie kann der Herr nur ſo kleinmüthig werden, weil ſein Vater ſich dahin ſtellt und ins Blaue ſchwatzt? Als ob man nicht daran gewöhnt wäre, täglich dergleichen Gewäſche von ihm zu hören!

Leander. Du biſt im Irrthum, Heinrich, es iſt etwas Anderes, weswegen ich in Verzweiflung bin, und wenn Du es hörſt, ſo wirſt Du ſelbſt mich beklagen. Ich bin ſterblich verliebt!

Heinrich. Das kann ja gar nicht gelegener kommen als eben jetzt, wo die Hochzeit vor der Thüre iſt.

Leander. Nein, Heinrich, ich habe mich geſtern auf der Maskerade in eine Andere verliebt.

Heinrich. Ich habe mich ebenfalls in unterſchiedliche Mädchen verliebt, wie es aber ans Tanzen ging, ſchwitzte ich meine Zärtlichkeit wieder aus. In eine, mit der ich den Kehraus tanzte, war ich ſo verliebt, daß ich dachte, ich müßte auf der Stelle ſterben; aber noch ehe der lange Tanz zu Ende war, hatte ich den großen Cupido an allen Ecken und Enden dermaßen ausgeſchwitzt, daß ich das Mädchen nicht mehr vor Augen ſehen mochte.

Leander. Könnte ich von mir daſſelbe ſagen! Aber das reizende Mädchen hat mir die ganze Nacht vor Augen geſtanden.

Heinrich. Ei, Herr, die Liebe, die ſo raſch kommt, hat keinen Beſtand, und obenein kriegt Ihr ſie wol nie wieder zu ſehen.

Leander. Das verhüte der Himmel! Ja, Heinrich, ich hoffe ſogar ſie noch heute zu ſehen. Wie ich ſie, liebt ſie mich; wir haben Abrede mit einander genommen, uns an einem beſtimmten Ort zu treffen. Ich habe ihr meinen Ring gegeben und der, den ich hier trage, iſt der ihre.

Heinrich. Es hat doch einen ganz andern Zug, wenn man ſich ſelbſt verlobt, als wenn man die Eltern zu Unterhändlern braucht, da läßt ſich Verlobung, Hochzeit und Einleitung zum Kindbett in einem Handumdrehen abmachen. Indeſſen, Herr, um ernſthaft zu reden, ſo müßt Ihr Euch dieſe neue Maskeradenliebſchaft aus dem Kopfe ſchlagen; es iſt jetzt für Euch keine paſſende Zeit, Euch in eine Andere zu verlieben.

Leander. Das iſt mir nicht möglich, Heinrich. Ach, hätteſt Du ſie geſehen, Du würdeſt mich in meiner Liebe beſtärken; niemals habe ich etwas ſo Reizendes erſchaut, Antlitz, Hände, Miene, Sprache — alles war von der Art, daß ſchon ein Einziges davon ſelbſt den Allerkaltſinnigſten in Flammen geſetzt hätte.

Heinrich. Aber, Herr, wenn Ihr Euch genauer erkundigt, wer weiß, ſo iſt das eine von Anne Hutmacher ihrem Bataillon.

Leander. Ja richtig, eine Dirne trägt auch wol ſolchen koſtbaren Ring, eine Dirne hat auch wol ſolche angenehmen Mienen und ſolch ſüßes Weſen.

Heinrich. Gleichviel was ſie iſt, ſo iſt es doch einigermaßen auffallend, daß ein honnetes Frauenzimmer ſich mit ſolcher Schnelligkeit verliebt.

Leander. Ich habe bisher allen Frauenzimmern Stand gehalten; ſowie ich aber dies Mädchen erblickte, war es gleich, als ob mir Einer ſagte: hier, das iſt, die der Himmel Dir zur Ehegattin beſtimmt hat. Und ebenſo iſt es auch ihr gegangen. Liebe, Heinrich, iſt etwas, das ſich nicht begreifen läßt.

Heinrich. Das merk' ich. Aber hätte Monſieur Cupido ſeine Pfeile nur zurückgehalten bis dahin, daß der Herr ſeine Partie mit eines braven Mannes Tochter zum Abſchluß gebracht hätte, eine Partie, die jetzt ohne großen Spectakel nicht mehr kann rückgängig gemacht werden.

Leander. Mag der Spectakel ſo groß werden wie er will, niemals entſchließe ich mich, Leonhards Tochter zu heirathen.

Heinrich. Das iſt eine verfluchte Geſchichte; auf Euch wird es Scheltworte regnen und auf mich Prügel. Ich wollte, hol' mich der Henker, ich wär' am andern Ende der Welt, ich wollte, ich wäre Gouverneur von Oſtindien. Raiſonnirt jetzt ein wenig mit Euch ſelbſt.

Leander. Das hilft mir nicht.

Heinrich. So will ich ſehen, ob ich Euch curiren kann, Herr, vermittelſt der ſchwarzen Kunſt, die ich in meiner Jugend gelernt habe. Ihr müßt dreimal hintereinander dieſe Worte wiederholen: Ehre, Intereſſe, Verachtung, Scheltworte, Verdruß, Haß von Eltern und Freunden. Verſucht nur, dieſe Worte dreimal zu wiederholen!

Leander. Das hilft nichts und wenn ich ſie dreitauſendmal wiederholte, es iſt alles zu ſchwach, mich zu bewegen.

Heinrich. Kann das nicht helfen, ſo kann auch eine ganze Apotheke den Herrn nicht mehr curiren.

Leander. In allem Andern magſt Du mir zuwider ſein, nur nicht in dieſem Punkt.

Heinrich. Und ich will dem Herrn in allem Andern beiſtehen, nur nicht in dieſem Punkt. Dieſe neue Liebſchaft, Herr, wird uns in großes Unglück ſtürzen.

Leander. Sprich mir kein Wort mehr dagegen, oder es koſtet Dich Dein Leben!

Heinrich. Ja, ſo iſt es das Beſte, zu ſchweigen; ich merke nun, daß es Ernſt iſt.

Leander. Ich will auch nicht, daß Du ſchweigen ſollſt.

Heinrich. Weder ſprechen, noch ſchweigen?

Leander. Ich will, daß Du mich in meiner Liebe beſtärkſt; ich will, daß Du mir guten Rath giebſt, was ich thun ſoll, wie ich mich anſtellen ſoll, wenn mein Vater mich fragt, wie mein Beſuch abgelaufen iſt.

Heinrich. Das Beſte, ſcheint mir, iſt, alles rein heraus zu ſagen und auf ſich zu nehmen, was folgt.

Leander. Und was meinſt Du, daß folgen wird?

Heinrich. Nur einige Kleinigkeiten, auf die natürlich nichts ankommt. Wenn der Herr mir erlauben will, eine kleine Komödie davon in drei kurzen Akten aufzuführen, in welcher er Anfang, Fortgang und Ende davon ſehen kann. Der erſte Akt beginnt folgendergeſtalt — ich bin zum Exempel jetzt Jeronimus —: Du leichtfertiger liederlicher Vogel, Du biſt nicht werth ſolche braven Eltern zu haben, weil Du Dich gegen ihren Willen verlobſt mit einem lockeren Frauenzimmer, das Du nicht öfter geſehen haſt als einmal, und machſt Dich ſelbſt darüber zum Betrüger und Lügner, beſchimpfſt Deine ganze Familie und bringſt Dich in aller Welt Mäuler. Nun kommt Leonhard und ſeine Tochter: Ihr bildet Euch wol ein, meine Tochter, Monſieur Leander, iſt ein Ball, den man hin- und herwerfen kann, wie Einem beliebt? Aber, auf mein Wort, wir leben in einem Lande, wo es noch Geſetz und Recht giebt, und ich will ein Spiel mit Euch beginnen, ſo lange ich einen Schilling im Sack habe! Wir ſind von zu gutem Hauſe, um uns auf ſolche Weiſe von Euch proſtituiren zu laſſen. Nun kommt das Fräulein (er fiſtulirt): Ach, mein Herzenspapa, wenn Ihr die Schmach nicht rächt, die mir geſchehen, ſo ſterbe ich vor Kummer; er hat ja ſelbſt ſchriftlich um mich angehalten, drei, vier Briefe habe ich von ihm, was kann er mir Böſes nachſagen? Bin ich häßlich? Stehe ich in ſchlechtem Rufe? Bin ich nicht in allen Stücken, wie man mich ihm geſchildert hat? — Das iſt der kurze Inhalt des erſten Aktes, wo Leander bei ſeinem Vorſatze bleibt, eine Andere zu heirathen.

Leander. Das wird auch ungefähr ſo werden.

Heinrich. Der zweite Akt beginnt folgendermaßen. Seht her, dieſer Stuhl, den ich hierher ſetze, iſt das Conſiſtorium, und jetzt bin ich dem Fräulein ſein Procurator. Nun wird die Citation verleſen: Rector und Professoribus thun zu wiſſen, daß von uns citirt ſind .... Das Andere laſſe ich nun weg und begebe mich gleich mitten in die Aktion. (Stellt ſich auf die eine Seite des Stuhls.) Meine Principalin, großgünſtige Herren, iſt eine vornehme und tugendhafte Jungfrau, um die er ſelbſt bei deren werthen Eltern angehalten hat und der er ſeit der Zeit nichts

Böſes nachweiſen kann. (Auf der andern Seite) Es iſt richtig, großgünſtige Herren, daß mein Principal um ſie angehalten hat, und daß er ihr nichts nachſagen kann, was nicht ehrbar und ſchicklich wäre. Allein es wäre doch hart, wenn man Einen zwingen wollte, ſich gegen ſeinen Willen zu verheirathen; das hieße ja nicht anders, als eine Hölle auf Erden bauen. Es kommt dazu, daß mein Principal ſie niemals geſehen, geſchweige denn ſie berührt hat, ſo daß ſie alſo noch ebenſo gut iſt, wie ſie vorher geweſen. (Wieder auf die andere Seite) Nein, halt, Herr Collega, eine Jungfrau, um die man erſt aus freien Stücken angehalten und mit der man hinterdrein ohne Urſache bricht, die kommt dadurch in der Leute Mund. (Von der andern Seite) Er bricht mit ihr nicht aus Muthwillen, ſondern eine andere ſtärkere Liebe hat ihn dermaßen ergriffen, daß er ſein Gelöbniß nicht halten kann. (Auf der andern Seite) Ha ha, das heißt mal ſchwatzen, auf die Manier könnte ſich Jeder entſchuldigen! (Auf der andern Seite) Ihr wißt freilich nicht, welche Gewalt die Liebe hat, Herr Collega, ſonſt würdet Ihr nicht ſo thöricht ſprechen. (Auf der andern Seite) Ich weiß ſo gut, was Liebe iſt, als Ihr. (Auf der andern Seite) Warum ſchwatzt Ihr denn ſolche verwünſchten Narrenspoſſen? (Von der andern Seite) Ihr ſchwatzt Narrenspoſſen und ſprecht wie ein Rechtsverdreher! (Von der andern Seite) Wäre es nicht aus Reſpect vor dem Gericht, ſo wollte ich Dir Schlingel wol zeigen, was ein Rechtsverdreher iſt. (Auf der andern Seite) Bin ich ein Schlingel? (Auf der andern Seite) Ja, das trau' ich mir zu ſagen und zu beweiſen. (Zieht ſich ſelbſt bei den Haaren und ſchreit auf der einen Seite und macht es nachher ebenſo auf der andern Seite.) Ich unterwerfe dies dem Ausſpruch eines hohen Gerichtes! (Auf der andern Seite) Ich ebenfalls. — Nun bin ich das Conſiſtorium. (Setzt ſich und lieſt mit Gravität:) Sintemalen Seigneur Leander ſich verlobt hat mit Herrn Leonhards einziger Jungfrau Tochter und nicht im Stande iſt, einen zureichenden Grund anzuführen, weshalb ſelbige Verlobung aufzuheben, ſo wird er verurtheilt, ſie zu ehelichen, binnen hier und ſechs Wochen.

Leander. Ja, was will das alles ſagen?

Heinrich. Nicht das Mindeſte, Monſieur Leander bleibt

noch immer bei ſeinem alten Vorſatz. Nun aber kommt der dritte Akt. Da wird Arreſt gelegt auf Monſieur Leanders Perſon; ſeine Eltern, denen das eben recht iſt, laſſen ihn im Gefängniß ohne die erforderliche Pflege, in Folge deſſen, nachdem er eine Zeitlang geſeſſen und cuculirt hat, ſeine neue Liebe mehr und mehr zu verſchwinden anfängt; in Folge deſſen Monſieur Leander ſeine Eltern zu ſich entbietet und ſagt mit ſtrömenden Thränen (indem er niederkniet): Ach, meine geliebten Eltern, endlich hat die Krankheit bei mir ausgeraſt, ich bitte demüthigſt um Verzeihung und bin bereit, Herrn Leonhards Tochter zu nehmen. Worauf Monſieur Leander wieder auf freien Fuß kommt und ſelbigen Tages Hochzeit hält. Iſt der Herr nun kein Liebhaber von Weitläufigkeiten, ſo kann er Hochzeit halten ohne dieſen vorhergehenden Hocuspocus.

Leander. Biſt Du nun zu Ende?

Heinrich. Ja, Herr.

Leander. Du machſt Deine Komödien wie ein Schlingel und entſtellſt meinen Character, da ich lieber ſterben werde, als das Mädchen verlaſſen, das ich ſo innig liebe. Ich befehle Dir daher ein- für allemal, mit ſolchen Poſſen inne zu halten, ſonſt wird Dich ....

Heinrich. Ich rathe ja nicht ab von dieſer neuen Liebſchaft, ich erzähle ja nur, welchen Gang die Geſchichte nehmen wird, um zu prüfen, ob der Herr auch Stand halten wird.

Leander. Und wenn Du mir hundertfaches Unglück in Ausſicht ſtellſt, ſo hilft es nichts; Herzen, die wahrhaft lieben, fühlen ſich ſogar beglückt, um ihrer Liebe willen verfolgt zu werden.

Heinrich. Nun, Herr, ſo liebt denn weiter, ich werde Eure Liebſchaft nach Möglichkeit unterſtützen. Aber da kommt der Alte.

Leander. Element, ich laufe fort! (Ab.)

Heinrich. Na, das iſt ja eine recht hübſche Art, den Krieg zu eröffnen.

Fünfte Scene.

Leonhard. Jeronimus. Heinrich.

Leonhard. Ja, ja, geehrter Schwager, je eher, je lieber; wozu die vielen Präparatorien?

Jeronimus. Was die jungen Leute an der Hochzeit ſparen, das haben ſie hernach. Freilich giebt es Leute, die machen ſolche Hochzeit, daß der Hochzeitkuchen noch nicht verdaut iſt, da müſſen ſie ſchon in den Schuldthurm.

Leonhard. Adieu ſo lange; ich finde Seinen Sohn wol noch bei mir im Hauſe und kann gleich hören, was er dazu meint.

Sechſte Scene.

Jeronimus. Heinrich.

Jeronimus. Biſt Du hier, Meiſter Fix? Wo iſt Leander?

Heinrich. Er iſt auf ſeiner Kammer.

Jeronimus. Auf ſeiner Kammer? Was Henker iſt das für Geſchwätz? Konnte er denn ſo ſchnell mit ſeinem Beſuch fertig werden?

Heinrich. Ach ſo was geht raſch, Herr Jeronimus, wenn man ſich nur auf den Griff verſteht.

Jeronimus. Gingſt Du nicht mit ihm?

Heinrich. Nein, er wollte mich nicht mithaben und kam zurück mit einem Geſicht, wie Einer, der einen Korb gekriegt hat; ich fragte ihn, wie er zurückkam, wie die Sache ſtände, da hatte er die Herablaſſung zu antworten: was kümmert es Dich, Du Schlingel? Ob er nun etwa ſo tief in Gedanken war, daß er mich nicht gekannt hat, das will ich ungeſagt laſſen.

Jeronimus. Nein, nach dieſer Antwort zu urtheilen, hat er Dich ganz gewiß gekannt. Er ſoll auf der Stelle herkommen.

Siebente Scene.

Jeronimus. Leander. Heinrich.

Jeronimus. Nun, Leander, ſeid Ihr mit einem ſo wichtigen Beſuch ſo raſch zu Stande gekommen? Euer Schwiegervater dachte Euch noch zu treffen.

Leander (knieend). Ach, mein allertheuerſter Vater!

Jeronimus. Was Henker ſoll das werden? Was meint Ihr mit dieſen Geſchichten? Iſt Euch ein Unglück paſſirt? Was iſt es, ſprich?

Leander. Ich fürchte den Zorn meines Vaters —

Jeronimus. Was heißt das, Heinrich? Sag' Du es mir!

Heinrich (ſchreit und fällt ebenfalls auf die Kniee). Ah!....

Jeronimus. Welch ein Unglück hat ſich ereignet? Welch Verbrechen habt Ihr begangen?

Heinrich (weinend). Wir haben kein Verbrechen begangen, wir wollen blos eins begehen.

Jeronimus. Um ſo mehr muß ich wiſſen, was es iſt, um ihm zuvorzukommen; ich beſchwöre Euch, Leander, ſagt mir, was es iſt. Ich zittere vor Furcht am ganzen Leibe und mein Blut wallt vor Verlangen es zu wiſſen!

Leander. Und mein Blut wallt vor Angſt, weil ich es nicht ſagen kann.

Jeronimus. Will der Eine nicht, nun ſo ſoll der Andere. Heda, Heinrich, ich befehle Dir zu ſprechen!

Heinrich. Ah....!

Jeronimus. Willſt Du nicht im Guten ſprechen, ſo laſſe ich Dich ſofort in ein Quartier bringen, wo man Dich nöthigen wird, alles zu bekennen, bis auf das Schwarze unterm Nagel; ich ſchicke gleich nach der Polizei, die Dich in Arreſt bringen ſoll. He, Arv!

Heinrich. Ach, Herr, ich will ja bekennen.

Jeronimus. Nun, ſo bekenne!

Heinrich. Ach, laßt Herrn Leander nur erſt bekennen, dann will ich nachher ſagen, ob er etwas vergeſſen hat.

Jeronimus. He, Arv!

Heinrich. Ach, Herr, nun bekenne ich ja! Mein Herr Leander wünscht Madame Leonhards Tochter —

Jeronimus. Was wünscht er ihr?

Heinrich (weinend). — den lichten Satan auf den Hals! Denn auf der Maskerade hat er sich in ein anderes Fräulein verliebt.

Jeronimus. Ah so, da haben wir ja die Früchte von dem Maskeradegehen. Indessen das will nichts sagen, dem wollen wir bald abhelfen.

Leander. Ich hoffe doch, mein Vater wird nicht so hartherzig sein und mich zwingen, mich zu verheirathen gegen meinen Willen?

Jeronimus. Wie ich sage, heute Abend hältst Du Hochzeit mit Herrn Leonhards Tochter.

Leander (springt auf). Das wird in Ewigkeit nicht geschehen!

Heinrich (springt auf). Das wird in Ewigkeit nicht geschehen!

Jeronimus. Glaubt Ihr wirklich die Macht zu haben, Eure Eltern zu prostituiren, ein vornehmes Fräulein zu protistuiren und seine Eltern zum Narren zu halten? Ich will Euch zeigen, was väterliche Gewalt vermag!

Leander. Und ich werde zeigen, was eines Sohnes Verzweiflung vermag!

Heinrich. Und ich werde zeigen, was das Mitleid vermag, das ein Diener mit seinem Herrn hat!

Jeronimus. Ich werde Dich den Händen der Obrigkeit überliefern!

Leander. So weit erstreckt sich keine väterliche Gewalt, es sei denn, daß mir ein Verbrechen nachgewiesen wird.

Jeronimus. Ist das etwa kein Verbrechen? Fort aus meinen Augen!

Leander. Von Herzen gern.

(Leander und Heinrich ab.)

Achte Scene.

Jeronimus allein.

Jeronimus. Ach, welch Unglück iſt über mein Haus hereingebrochen, und von welchem Kummer wird meine Seele gebeugt! Auf der einen Seite das Wort, das ich einem wackern Manne gegeben habe, der aus einem Freund mein größter Feind werden wird; Drohungen mit dem Gerichte und die böſe Nachrede der Leute! Auf der andern Seite die Verzweiflung meines Sohnes, den ich vielleicht dazu bringe, mir noch größeren Jammer zu bereiten, ſofern ich dieſe Angelegenheit allzu hitzig betreibe. Ich muß mich zwingen mehr Sanftmuth zu zeigen und nicht ſo viel Spectakel zu machen, es könnte ſonſt Monſieur Leonhard zu Ohren kommen. Ich muß meinem Sohne ein kurze Bedenkzeit geben; die Krankheit muß ſich austoben. Die verwetterten Maskeraden! Die verwetterten Maskeraden!

Dritter Akt.

Erste Scene.

Leonora. Pernille.

Leonora. Ach, Pernille, ich sehe noch niemand; hier ist der Ort, den wir zu unserer Zusammenkunft bestimmt haben.

Pernille. Wenn er noch nicht da ist, so ist es nicht seine Schuld, sondern des Fräuleins, das zu früh gekommen.

Leonora. Ich fürchtete, es möchte zu lange dauern, und mein Vater möchte mich zu Hause vermissen.

Pernille. Er hält ja doch sonst immer seinen Mittagsschlaf von zwei Stunden.

Leonora. Freilich wol, wenn er in seiner gewohnten Ruhe ist; da das Schicksal es nun aber so fügt, daß ich ihm gegen meinen Willen habe müssen Kummer machen und ihm offenbaren, was mir am Herzen liegt, so fürchte ich, er kann weder Tag noch Nacht schlafen.

Pernille. Ei, Fräulein, dazu hat Herr Leonhard einen zu leichten Sinn.

Leonora. Sage das nicht, Pernille! Denn wie ich es ihm sagte, wurde er so blaß wie eine Leiche und ließ sich sein Essen auf seine Stube bringen. Es ist das erste Mal, daß ich ihn zum Zorn gereizt habe; denn von Kleinigkeiten läßt er sich nicht in Harnisch bringen. Jetzt jedoch ist er sehr aufgeregt und ich kann ihm nicht Unrecht geben. Denn bedenke doch nur, Pernille, was für einen Spectakel es machen und was für Verdrießlichkeiten es über unser Haus bringen wird; denn wie ich höre, ist

Herr Jeronimus der Mann, der alles anwenden wird, ſich aufs Aeußerſte zu rächen.

Pernille. Aber wenn das Fräulein ſelbſt einräumt, daß Sie Unrecht hat und daß Ihres Vaters Zorn wohlbegründet iſt, warum geht Sie denn nicht ohne Aufenthalt hin, fällt ihm zu Füßen und verſpricht ſeinen Willen zu thun?

Leonora. Ach Pernille, ich ſehe wol ein und erkenne, was mir gut iſt, folge aber dem, was mir ſchädlich. Mein Herz hat lange Zeit geſchwankt zwiſchen Vernunft und Liebe, aber die Liebe hat den Sieg davongetragen. Ach unſelige Stunde, wo ich zuerſt den Jüngling erblickte, deſſen Schönheit mein Herz dermaßen gefeſſelt hat, daß ich darüber den Gebrauch meiner Vernunft verloren! Ach, daß das Maskenkleid, das Du geſtern für mich zugerichtet, mein Sterbekleid geweſen wäre!

Pernille. Ei Fräulein, habt Euch nicht ſo gefährlich; Ihr ſeid hieher gekommen, um den jungen Herrn zu ſprechen, den Ihr liebt, und in derſelben Minute wünſcht Ihr Euch den Tod.

Leonora. Ja, und mit Recht; denn wenn ich auch liebe, ſo verdamme ich mich doch ſelbſt, weil ich liebe. Ach, wenn er doch nur lieber gar nicht käme! Wenn er doch nur keine Rückſicht auf mich nähme! Ich wollte, er wäre ein Betrüger, damit meine Liebe ſich in Haß verwandeln könnte, und ich mich ſelbſt wieder fände! Aber, o Himmel, kommt da nicht jemand? Iſt er es nicht? Ja, er iſt es!

Zweite Scene.

Leonora. Pernille. Leander. Heinrich.

Leander. Ach, holdeſtes Fräulein, jede Minute habe ich gezählt, von dem Augenblicke an, da ich Sie verlaſſen mußte, bis jetzt, ſo groß war meine Sehnſucht, das reizende Weſen wiederzuſehen, welches mein Herz dergeſtalt gefangen genommen hat, daß ich an nichts Anderes mehr zu denken vermag. Mein einziger Troſt in dieſer Zeit hat darin beſtanden, den Ring anzublicken, den ich von des holden Fräuleins Hand empfangen

habe, als eine Verheißung und ein Unterpfand der Liebe, welche Sie für mich hegt.

Leonora. Ach, Monsieur, die Blödigkeit, welche die Natur unserem Geschlechte eingeprägt hat, macht es mir unmöglich, auszusprechen, was mein Herz empfindet. Aber....

Pernille. Die Fortsetzung werde ich besorgen. Seid versichert, Monsieur, daß es meinem Fräulein um kein Haar besser gegangen ist, ja sie wäre, glaube ich, barfuß aus dem Hause gelaufen, hätte ich sie nicht aufmerksam gemacht, daß man doch ohne Schuhe nicht gut ausgehen kann; es ist mir unbegreiflich, wie eine junge Dame, die jederzeit ein wahres Muster von Zurückhaltung gewesen, sich auf einmal so zum Sterben verlieben kann.

Leonora. Ach ja, ich kenne mich selbst nicht mehr!

Leander. Das macht, allerreizendstes Fräulein, weil etwas Göttliches in der Liebe ist; in demselben Augenblick, da ich Sie zuerst erblickte, gerieth mein Blut in solche Wallung, daß ich mich kaum mehr erinnern konnte, wo ich war.

(Während sie mit einander sprechen, macht Heinrich der Pernille gleichfalls die Cour.)

Leonora. Mir ging es nicht anders; wie Monsieur zuerst Seine Maske abnahm und zu mir herankam, war es mir, als wäre mir nun ein- für allemal das Urtheil gesprochen, daß ich Ihn lieben müsse. Die Aufregung, in die ich mich dadurch versetzt fühlte, statt durch die Trennung von Ihm vermindert zu werden, ist im Gegentheil nur immer größer geworden, so daß ich wol einsehe, es ist doch noch etwas Anderes, als was man so für gewöhnlich Verlieben nennt, nämlich ein Beschluß des Himmels selbst, der mich nöthigt, Ihn zu lieben, selbst gegen meinen Willen.

Leander. Wie, theuerstes Fräulein? gegen Ihren Willen?

Leonora. Ach freilich, es sind hier so manche Steine des Anstoßes, die sich mit aller Anstrengung kaum werden hinwegräumen lassen. Meine Eltern haben mich einem andern Manne zugesagt, den ich nicht zurückweisen kann, ohne ihren gerechten Zorn auf mich zu laden.

Leander. Ach Himmel, ist es möglich? Genau in demselben

Falle bin auch ich! Aber was wollen dieſe Hinderniſſe bedeuten, wenn wir ſelbſt nur einander treu bleiben? Ich für meinen Theil bin bereit zum Aeußerſten, ja Blut und Leben will ich lieber opfern, als daß ich mich zu einer andern Heirath zwingen laſſe.

Leonora. Und ich verſpreche dem Herrn, daß ich meinerſeits nicht minder ſtandhaft ſein werde. Inzwiſchen dürfte ich wol fragen, wer die Dame iſt, die man Ihm aufnöthigen will, und ebenſo wer ihre Eltern ſind, indem ....

Perrille. Potz-Tauſend, da höre ich jemand kommen, ich merke es am Gang, es iſt Euer Vater!

Leonora. Ach, ſo muß Monſieur ſich entfernen. Mein Kammermädchen ſoll immer an dieſer Stelle auf- und abgehen, falls ich verhindert bin, ſelbſt wieder hieher zu kommen; Er kann mündlich durch ſie oder ſchriftlich durch Seinen Diener mich in Kenntniß ſetzen, wie die Dinge ſtehen und was weiter zu thun iſt.

(Leander küßt ihr die Hand und geht fort.)

Dritte Scene.

Leonhard. Leonora. Perrille.

Leonhard. Weh über mich armen Mann! Zur unglücklichen Stunde bin ich in die Stadt gekommen, meine Tochter zu verheirathen! Zur unglücklichen Stunde habe ich ihr erlaubt, auf die Maskerade zu gehen! Jetzt verwünſche ich dieſe Thorheiten, die ich erſt neulich vertheidigte; denn jetzt habe ich freilich Anlaß.... Sieh da, was treibt Ihr hier? Berathſchlagt Ihr insgeheim, auf welche Weiſe Eure ſchlechten und verwerflichen Abſichten ausgeführt werden ſollen? Wer hat Euch erlaubt, aus dem Hauſe zu gehen?

Perrille. Dem Fräulein war nicht wohl, ſie mußte heraus und Luft ſchöpfen.

Leonhard. Das glaube ich allerdings, daß ihr nicht wohl iſt; ſie hat ein bösartiges Fieber, das aber von der Luft nicht

curirt wird, es gehören andere Mittel dazu, ihr die Verliebtheit auszutreiben.

Leonora. Ach, ich Aermſte, daß ich ſolchen ſchmählichen Vorwurf mit anhören muß!

Leonhard. Ah ſo, Fräulein, das alſo nimmſt Du Dir ſo zu Herzen? Dich der Liederlichkeit hinzugeben, ſchämſt Du Dich nicht, aber daß ich das Ding beim rechten Namen nenne, das giebt Deine Keuſchheit nicht zu? In der That, das iſt die rechte Manier, anders zu ſcheinen, als man iſt!

Leonora. Ich habe mir, dem Himmel ſei Dank, noch keine Art von Liederlichkeit zu Schulden kommen laſſen, hoffe auch, daß ich mich niemals auf dieſe Weiſe beflecken werde. Wohl aber fühle ich mich ergriffen von einer reinen Neigung zu einem Manne, welcher derſelben würdig iſt.

Leonhard. Ja verſteht ſich, reine Neigung! Erſt ſich verloben mit eines wackern Mannes Sohn und hinterdrein ſich verlieben in den Erſten, den Beſten, den man zu ſehen kriegt. Es wird wirklich das Beſte für Dich ſein, Du gehſt heute Abend noch einmal auf die Maskerade, da kannſt Du Dich in einen Zweiten verlieben und morgen Abend in einen Dritten und ſo immer fort, bis Du ſo viele Liebſten haſt, wie Maskeraden im Jahre ſind. So kannſt Du mit der Zeit eine Komödiantin werden comme il faut, die es ja an der Art haben, ſich Abend für Abend mit einem Andern zu verheirathen.

Leonora. Aber, theurer Vater, es iſt ja doch nicht der erſte Mann, den ich geſehen, ich habe ja doch ſchon früher verſchiedene Geſellſchaften beſucht und mein Herz iſt allezeit kalt geblieben; die ausgezeichneten Eigenſchaften dieſes Mannes aber haben mich dermaßen gefeſſelt, daß —

Leonhard. Was kannſt Du von den ausgezeichneten Eigenſchaften eines Mannes, den Du gar nicht kennſt, weiter ſagen, als daß er hübſch Menuet tanzt und zierliche Complimente ſchneidet?

Pernille. Nein, nein, der Herr kann wahrhaftig noch mehr, in ſo etwas bin ich Kennerin.

Leonhard (zu Pernille). Ja wohl, er kann Dir vielleicht von

Deiner Jungfernſchaft verhelfen, wenn Du ſie nämlich noch haſt. Aber ſelbſt angenommen, er iſt ein honneter Menſch — und wirklich nicht ohne gute Eigenſchaften — kann das Dir, Leonora, zur Entſchuldigung gereichen? Weißt Du nicht, daß Du mit Leander verlobt biſt, Herrn Jeronimus' Sohn?

Leonora. Freilich weiß ich es, mein theuerſter Papa; auch breche ich ſelbſt deshalb den Stab über meine neue Leidenſchaft, vermag mich aber dennoch ihren Wirkungen nicht zu entziehen. Die ganze Nacht habe ich mit Seufzen und Weinen verbracht und habe zum Himmel gefleht, mir Kraft des Widerſtandes zu verleihen. Allein es war alles umſonſt, mein Schickſal, ich ſpüre es wohl, will es nun einmal ſo haben, daß ich ihn liebe.

Leonhard. Ja wohl, das iſt die rechte Manier, das Schickſal iſt der richtige Deckmantel für unſere böſen Gelüſte.

Pernille. Und es iſt auch ein Schickſal dabei, ganz gewiß, da möcht' ich drauf ſterben, wenn ſchon weder mein Vater, noch meine Mutter Calviniſten waren.

Leonhard. Halt' Du den Mund, Pernille, und beſtärke ſie nicht noch in ihren ſchlechten Vorſätzen.

Pernille (weinend). Ich weiß nicht, was das jetzt mit dem Herrn iſt; ſonſt war er ſo gut von früh bis ſpät, jetzt aber iſt er ſchlimmer als der Teufel.

Leonhard. Ich bin ſo ſanft, wie ein Vater nur immer gegen ſein Kind ſein kann.

Pernille. Iſt das Sanftmuth, ſeine Tochter zur Verzweiflung bringen?

Leonhard. Habe ich denn etwa keinen Grund böſe zu ſein? Steht nicht meine Wohlfahrt und mein guter Ruf dabei auf dem Spiele? Wenn mein armes braves Weib da draußen auf dem Lande davon hört, wird ſie ſich nicht zu Tode grämen?

Leonora. Aber, theuerſter Vater ....

Leonhard. Ich will nicht länger Dein Vater ſein, es ſei denn, Du änderſt Dich; gleich marſch hinein, mir aus den Augen!

(Leonora und Pernille ab.)

Vierte Scene.

Leonhard. Später Jeronimus.

Leonhard. Alles, was mir ſonſt Unangenehmes paſſirt iſt, habe ich mit Gleichmuth überſtanden, dies aber iſt ein Unglück, in das ich mich nicht finden kann. Was geht mir nicht alles dabei im Kopf herum: meiner Tochter Wohl, mein eigener Ruf und die Beſorgniß, wie meine Frau es aufnehmen wird, da ſie vornehmlich dieſe Partie zu Stande gebracht hat. Und doch iſt das alles noch nichts gegen den Scandal, den Jeronimus mir machen wird, dieſer Hitzkopf, dieſer Griesgram, der nun obendrein ſeine ganze Galle auf mich ausſchütten wird! Ich muß wirklich ein wenig nachdenken, wie ich meine Worte ſtellen will, wenn ich mit ihm zuſammenkomme.

(Geht auf der einen Seite auf und nieder.)

Jeronimus (tritt von der andern Seite auf). Ach, ich armer geſchlagener Mann! Hätte meine Frau doch lieber einen Wockenſtock zur Welt gebracht als dieſen Sohn, der mir in meinen alten Tagen ſolchen bittern Kummer macht! Ich habe ihm Bedenkzeit gegeben, in der Hoffnung, dieſe Krankheit werde ſo raſch vergehen, wie ſie ihn befallen. Allein ich ſehe, ſein Trotz iſt noch größer geworden als zuvor. Was wird nur der gute Herr Leonhard ſagen, wenn ich ihm ſolche verdrießliche Nachricht bringe?

Leonhard. Je mehr ich darauf ſimulire, wie ich meine Worte ſtellen will, um ſo confuſer werde ich.

Jeronimus. Herr Leonhard wird es vermuthlich für eine bloße Finte von mir halten.

Leonhard. Wäre Herr Jeronimus nur der Mann, der mit ſich ſprechen läßt wie Andere, nicht ſo hitzköpfig und aufbrauſend.

Jeronimus. Und doch, wenn er glaubt, daß ich daran ſchuld bin, ſo thut er mir großes Unrecht.

Leonhard. Aber wie ich ihn einmal kenne, ſo zittre und bebe ich am ganzen Leibe.

Jeronimus. Ich habe wol ſchon Sorgen genug, ohne daß mir noch mehr aufgepackt zu werden brauchte.

Leonhard. Ich überlege noch, ob ich es wirklich wagen und mit ihm ſprechen ſoll.

Jeronimus. Meine Frau und mein ganzer Hausſtand können Zeugniß ablegen, daß ich keine Schuld habe, und doch wird es mir, fürchte ich, nichts helfen.

Leonhard. Er wird, fürchte ich, in der erſten Hitze zu weit gehen und mir Dinge ſagen, die ich Ehren halber nicht einſtecken und hinunterſchlucken kann.

Jeronimus. Aber ich kann es dem guten Manne nicht verdenken, wenn er keine Raiſon annehmen will; iſt es doch ſeine einzige Tochter, die auf dieſe Weiſe proſtituirt wird.

Leonhard. Aber ich muß mich mit Gleichmuth waffnen und bedenken, daß er Grund hat zu zürnen, gleichviel was er auch thut und ſagt.

Jeronimus. Schimpft er mich einen Schelm und Betrüger, ſo ſoll meine Antwort ſein: mein Herr Leonhard, ich habe nicht das Mindeſte dagegen einzuwenden.

Leonhard. Ich will vor ihn hinknieen und will ihn mit ſtrömenden Thränen um Verzeihung bitten, wenn das helfen kann.

Jeronimus. Ich muß auf der Stelle hin und es ihm ſagen; je länger ich davon ſchweige, in ein um-ſo übleres Licht ſetze ich mich ſelbſt.

Leonhard. Courage, Leonhard, Du mußt nun gehen, es kann doch nicht länger vertuſcht bleiben. (Beide ſtoßen auf einander, fahren erſchrocken zurück, bleiben eine Weile ſtehen, ohne zu ſprechen. Leonhard mit weinerlicher Stimme) Herr Jeronimus!

Jeronimus. Herr Leonhard!

Leonhard. Warum haltet Ihr mich zum Narren?

Jeronimus. Warum haltet Ihr mich zum Narren?

Leonhard. Ich ſchäme mich, Euch unter die Augen zu treten.

Jeronimus. Ich ſchäme mich gleichfalls, Euch unter die Augen zu treten.

Leonhard. Ich darf nicht mehr Schwager zu Euch ſagen.

Jeronimus. Ich darf es ebenfalls nicht mehr.

Leonhard. Wißt Ihr denn ſchon, was paſſirt iſt?

Jeronimus. Nur allzu gut.

Leonhard. Meine Tochter iſt wie verrückt.

Jeronimus. Mein Sohn iſt ſo deſperat, daß keine Vorſtellungen helfen.

Leonhard. Bin ich nicht zu beklagen, Herr Jeronimus?

Jeronimus. Trifft das Unglück nicht mich am meiſten, Herr Leonhard?

Leonhard. Nein, mich trifft es am nächſten, da ich ihr Vater bin.

Jeronimus. Iſt es denn nicht mein Sohn?

Leonhard. Treibt keinen Spott mit mir, Herr Jeronimus, was kann ich dafür?

Jeronimus. Treibt keinen Spott mit mir, Monſieur Leonhard, ich bin ganz außer Schuld.

Leonhard. Wollt Ihr es mir alſo nicht Schuld geben?

Jeronimus. Wollt Ihr es alſo nicht für eine Finte von mir halten?

Leonhard (knieend). Ich beuge meine Kniee und bitte unter ſtrömenden Thränen um Verzeihung.

Jeronimus. Ich falle ebenfalls auf die Kniee und bitte um Verzeihung.

Leonhard. Hoffentlich wird es doch noch Mittel und Wege geben, dies Unglück wieder gut zu machen.

Jeronimus. Die väterliche Gewalt reicht doch weit.

Leonhard. Aber meine Tochter iſt ganz deſperat.

Jeronimus. Sie hat auch Grund dazu, das gute Kind.

Leonhard. Hole ſie dieſer und jener, die Beſtie; ſie hat Grund ſich zu ſchämen.

Jeronimus. Das begreife ich nicht; nicht ſie hat ſich ja zu ſchämen, ſondern mein ungerathener Sohn, der ſo mit ſeinem gegebenen Worte umſpringt.

Leonhard (aufſtehend). Was heißt das? Ich bin hier, um Abbitte zu thun von wegen meiner Tochter, die ſich eine neue Liebſchaft in den Kopf geſetzt hat.

Jeronimus (ebenfalls aufſtehend). Was heißt das? Ich bin

hier, Abbitte zu thun von wegen meines Sohnes, der ſein gegebenes Wort brechen will.

Leonhard. Euer Sohn will ſein gegebenes Wort brechen?

Jeronimus. Eure Tochter will ihr gegebenes Wort brechen?

Leonhard. Wir verſtehen einander wol nicht recht, Herr Jeronimus.

Jeronimus. Das ſcheint mir auch, Herr Leonhard.

Leonhard. Suchen wir uns denn zu verſtändigen; weswegen fielt Ihr auf die Kniee vor mir und batet mich um Verzeihung?

Jeronimus. Weil ich fürchtete, Ihr wäret böſe. Aber weshalb fielt Ihr auf die Kniee und weintet vor mir?

Leonhard. Weil ich fürchtete, Ihr würdet Euren Aerger an mir auslaſſen, da ich doch ganz ohne Schuld daran bin.

Jeronimus. Nun bin ich ſo klug wie vorher.

Leonhard. Und ich wahrhaftig auch.

Jeronimus. Ihr ſeid hier, ſagt Ihr, um Abbitte zu thun von wegen Eurer Tochter, welche die Verlobung rückgängig machen will, und doch iſt es mein Sohn, welcher ſie aufhebt?

Leonhard. Ihr ſeid hier, ſagt Ihr, um Abbitte zu thun von wegen Eures Sohnes, und doch iſt es ja eben meine Tochter, die ihr Wort zurücknimmt?

Jeronimus. Nein, mein Herr, da ſeid Ihr im Irrthum, es iſt mein Sohn!

Leonhard. Der Irrthum iſt auf Eurer Seite, Herr Jeronimus, es iſt ganz gewiß meine Tochter!

Jeronimus. Eben jetzt komme ich von meinem Sohne, und da war ſein letztes Wort: ich habe mich in eine Andere verliebt und will lieber ſterben, als daß ich Leonora nehme, Herrn Leonhards Tochter.

Leonhard. Juſt eben jetzt komme ich gleicherweiſe von meiner Tochter, und da war ihr letztes Wort: ein fremder junger Mann hat ſich dermaßen meines Herzens bemächtigt, daß ich lieber mein Leben laſſen will, als mir Leander aufzwingen laſſen,

Herrn Jeronimus' Sohn. Hol' mich der Henker, wenn es nicht so iſt, wie ich ſage.

Jeronimus. Daß ich doch in dieſem Augenblick in einen Wehrwolf verwandelt würde, wenn ich ein unwahres Wort ſage!

Leonhard. Bei welcher Gelegenheit iſt Euer Sohn denn auf dieſen Einfall gekommen?

Jeronimus. Er hat ſich in ein Frauenzimmer verliebt, geſtern Abend auf der Maskerade.

Leonhard. Gerade ebenſo iſt es meiner Tochter gegangen.

Jeronimus. So haben wir auf die Art nicht nöthig, viel Umſtände mit einander zu machen.

Leonhard. Das ſcheint ſo.

Jeronimus. So nehme ich meine Complimente denn zurück.

Leonhard. Und ich die meinen gleichfalls.

Jeronimus. Aber, Herr Leonhard, wenn unſere Kinder den Verſtand verlieren, ſollen wir ſie denn gewähren laſſen?

Leonhard. Ich bin entſchloſſen, meine Tochter zu zwingen.

Jeronimus. Und ich bin entſchloſſen, meinem Sohne Zaum und Gebiß anzulegen.

Leonhard. Na, dann werde ich wieder Schwager zu Euch ſagen, wie früher.

Jeronimus. Na, dann werde ich auch Schwager zu Euch ſagen.

Leonhard. Es iſt ſonſt nie meine Art geweſen, den Kindern Zwang anzuthun, diesmal aber werde ich mein Aeußerſtes thun. Denn wenn die Partie nicht zu Stande kommt, darf ich meiner Frau nicht wieder unter die Augen treten.

Jeronimus. Meiner Frau halber bin ich außer Sorge; denn wenn ſie nur den Muth dazu hätte, ſo wäre ſie gerade ſo toll wie die Andern. Aber meiner eigenen Ehre halber will ich dieſe Partie durchſetzen, gleich als ob es ſich dabei um meine ganze irdiſche Wohlfahrt handelte. Inzwiſchen hoffe ich, theurer Schwager, daß Ihr nicht wieder den Advocaten für die Maskeraden machen werdet, Ihr ſeht nun, was ſie für Folgen haben.

Leonhard. Ganz gewiß, ich werde nie wieder ſo etwas in Schutz nehmen. Aber welche Wege wollen wir nun einſchlagen, um zu unſerm Ziele zu gelangen?

Jeronimus. Wir wollen Gebrauch machen von der Gewalt, welche Gott und die Natur den Eltern verliehen, und wenn das nicht helfen will, so citirt ihn nur in Eurer Tochter Namen vor Gericht.

Leonhard. Ich fürchte nur, meine Tochter geräth darüber in Verzweiflung und legt Hand an sich selbst.

Jeronimus. Ha ha, so was läßt sich nur ein Vater vorreden! Mit der Verzweiflung, in die unsere jungen Damen gerathen, hat es nicht viel auf sich, das sind nur Tragödien und Romane, die sie aufführen, um es den verliebten Heldinnen nachzumachen, von denen sie solch ein Wischiwaschi gelesen haben. Mein Sohn stellt sich auch, als wäre er krank: allein ich habe das Recept schon bei der Hand, das ihm das Fieber vertreiben soll. Inzwischen wird es gut sein, wenn wir zu Anfang noch möglichst leise auftreten, die Zeit ist nicht selten der beste Arzt.

Leonhard. So will ich sofort nach Hause, um zu überlegen, was ich dabei zu thun habe.

Jeronimus. Ich ebenfalls; adieu so lange. (Beide ab.)

Fünfte Scene.

Heinrich, mit einem Ranzen auf dem Rücken als Rabbi verkleidet, mit einem langen schwarzen Barte.

Heinrich. Könnte ich sie nur zu sprechen kriegen, darauf kommt jetzt alles an; die Sache, die wir vorhaben, hat Eile, und nun ist sie an diesem Ort nicht zu finden, wo sie doch versprochen hatte auf und ab zu gehen. Kriege ich aber weder das Fräulein zu sprechen, noch ihr Kammermädchen, so bin ich um meinen Hals. Wie mein Herr hörte, sein Vater wollte ein neues Schloß an die Hofthüre machen lassen, so daß ohne seine Erlaubniß niemand weder hinaus noch herein kommen kann, so ergriff er die Flucht, frisch weg, wie er ging und stand; jetzt hält er sich in einem Hause am Norderthor versteckt, und dahin will er nun seine Geliebte kommen lassen, um mit ihr aus der Stadt zu fliehen und sich auf dem Lande trauen zu lassen. Sind

ſie aber erſt einmal getraut, ſo kann Monſieur Leonhard meinen Herrn citiren laſſen, ſo viel er will, und wenn es vor das Conſiſtorium zu Speier wäre. Denn wenn er erſt einmal mit einer Andern verheirathet iſt, ſo hören alle ſonſtigen Anſprüche von ſelbſt auf und auch Jeronimus wird ſich mit ſeinem Sohne ſchon wieder vertragen, wenn er hört, daß dieſe neue Geliebte ebenfalls von guter Herkunft iſt, woran ich nämlich nicht im Mindeſten zweifle. In dieſe Tracht habe ich mich verkleidet, damit mich niemand erkennen ſoll; denn ich kann nicht eher weg, als bis ich meinen Auftrag ausgeführt habe, welcher darin beſteht, das Fräulein von der Flucht meines Herrn in Kenntniß zu ſetzen und ihr auf dieſem Stück Papier hier die Adreſſe auszuhändigen, wo ſie ihn finden ſoll. Aber ſieh' da, führt der Teufel mir gerade jetzt den alten Jeronimus auf den Hals. Ich muß Stand halten, denn durch Fortlaufen würde ich mich nur verdächtig machen.

Sechſte Scene.

Jeronimus. Heinrich.

Jeronimus. Ich fürchte, da iſt etwas nicht in Ordnung, ich fürchte, Leander hat mir einen Streich geſpielt. Wie ich ausging, mit Monſieur Leonhard zu ſprechen, war er zu Hauſe, jetzt aber ſehe ich weder ihn, noch ſeinen Diener. Vor Aufregung konnte ich es drinnen nicht mehr aushalten; ich habe Aro nach dem Luſthauſe im Garten geſchickt, iſt er da nicht, ſo fange ich an mich zu fürchten wie ein Haſe. Aber ich will doch mal dieſen Judenprieſter hier fragen, ob er niemand hat vorbeigehen ſehen. Heda, Rabbi, habt Ihr nicht einen jungen Herrn in Begleitung eines Dieners hier aus dem Hauſe kommen ſehen?

Heinrich. Abi Kala Spinther, maristan Cadeli Farluf spae kauet.

Jeronimus. Ebräiſch verſtehe ich nicht, Rabbi.

Heinrich. Candelabro Ticktack jucatan Phalmanasar.

Jeronimus. Ich verſtehe weder Chaldäiſch noch Ebräiſch, Rabbi. Aber verſteht Ihr denn nicht Däniſch oder Teutſch?

Heinrich. Ja freilich, Herr, ich ſprechen weſtphäliſk, weſtphäliſk.

Jeronimus. Weshalb antwortetet Ihr mir denn erſt auf Ebräiſch?

Heinrich. Icke dachten, der Herr auch wären ein von Israels Kindern: denn der Herr haben ein perfect jüdiſk Geſicht, ein perfect jüdiſk Geſicht.

Jeronimus. Hol' Dich dieſer und jener, ſo zu lügen!

Heinrich. Aber ernſthaftick, mein Herr, ſein Er nicht ein portugieſer Juden? Mir dünken, daß icke Ihm abe geſehen in der Synagoge in Altona?

Jeronimus. Nein, da ſeid Ihr irre, Rabbi, ich bin ein guter Chriſt, der hier in dieſem Hauſe wohnt, in das nie weder ein Talmud, noch ein Alkoran gekommen iſt.

Heinrich. Um Verzeihung denn, mein Herr!

Jeronimus. Aber habt Ihr nicht einen jungen Herrn in Begleitung eines Bedienten hier aus dem Thorweg kommen ſehn?

Heinrich (bei Seite). Hol' Dich der Teufel, wenn Du nur erſt zum Thorweg hinein wärſt: gerade jetzt, fürchte ich, kommt das Kammermädchen. Ich muß ſehen, wie ich ihn mit Redensarten fortbringe.

Jeronimus. Habt Ihr denn keine Antwort auf meine Frage?

Heinrich. Der Herr ſagen, daß in ſeinem Haus geweſen kein Talmud oder Alkoran?

Jeronimus. Freilich ſage ich das; doch iſt dies nicht der Gegenſtand, um den ....

Siebente Scene.

Pernille. Jeronimus. Heinrich. Später **Ard.**

Pernille. Potz Schlag, da ſind Menſchen; was zum Kukuk haben dieſe beiden Juden hier zu thun? (Heinrich erblickt ſie, ſpringt zu ihr hin, nimmt ſie bei der Hand; Pernille ſchreit.)

Heinrich (leiſe). Kennt Ihr mich denn nicht, Mamſell? Ich

bin ja Bedienter bei Eures Fräuleins Geliebten; dieſe Verkleidung habe ich aus guten Gründen angelegt. Geht doch ein wenig bei Seite, damit ich erſt den alten Mann hier fortbringe, nachher habe ich Euch Dinge zu ſagen von größter Wichtigkeit.

Pernille (bei Seite). Alle Wetter, ſeid Ihr das? (Laut) Ach, lieber Jude, laß mich doch in Ruhe!

Heinrich. Gehe man, Jungfer, gehe man! (Indem er ſich wieder zu Jeronimus wendet:) Das ſind ein ſehre große Unterſchied, mein Herr, zwiſchen dem Alkoran und dem Talmud.

Jeronimus. Wer Teufel fragt danach?

Heinrich. Dem Talmud ſein geſchrieben von der türkiſchen Gott Mahomet —

Jeronimus. Den Kerl, glaub' ich, hat der Teufel hierher geführt, um mich mit Redensarten zu plagen.

Heinrich. Aber dem Alkoran, mein Herr, das ſein ein heiliger Buch, ein heiliger Buch!

Jeronimus. Hol' Dich der Henker mitſammt Deinem Alkoran und Deinem Talmud!

Heinrich. Der Name von Alkoran will ſagen ſo viel als eine Judenbibel und kommen von zwo chaldäiſchen Worten, al und charon, al bedeuten .....

Jeronimus (geht auf die andere Seite, dreht ihm den Rücken und hält ſich die Ohren zu). Nun ſprich zu, Du Hund, bis Du ſchwarz wirſt!

Arv (kommt hereingelaufen). Wo iſt der Herr? Was will dieſer Judenprieſter? Was Teufel heißt das? Das iſt ja Heinrich, der ſich verkleidet hat?!

Heinrich (bei Seite, zu Arv). Höre, Arv: ein Achtel Mehl, zwei Stücke Rauchfleiſch, der Köchin ihre Jungfernſchaft, wer bin ich nun?

Arv. Ach, meiner Seele, Ihr ſeid ein Judenprieſter!

Jeronimus (kehrt ſich um). Ob das Vieh nun zu Ende iſt? Sieh da, Arv! Nun, Arv, wie geht es?

Arv. Herr, der Mann hier iſt ein Judenprieſter.

Jeronimus. Das ſehe ich wohl.

Arv. Er iſt, hol' mich der Teufel, ein Judenprieſter.

Jeronimus. Ich ſehe es ja, aber fandeſt Du ....

Arv. Will der Herr mir nicht glauben, ſo bin ich bereit, es zu beſchwören.

Jeronimus. Hol' Dich der Teufel mit Deinem Gewäſche! Aber trafſt Du meinen Sohn oder ſeinen Bedienten?

Arv. Nein, Herr, im ganzen Hauſe nicht. Aber ſie werden wol in Geſchäften ausgegangen ſein. Weggelaufen ſind ſie nicht; denn wenn Monſieur Leander ſo etwas im Willen gehabt hätte, ſo hätte Heinrich dem Herrn ſchon einen Wink davon gegeben.

Jeronimus. Der Galgenvogel, wenn ich ihn nur erſt hätte! Er iſt doch das Rad, das alles treibt.

Arv. Ich habe früher ebenfalls nichts Gutes von Heinrich gedacht, ſeit einiger Zeit jedoch habe ich mich überzeugt, daß er ein redliches Gemüth iſt.

Heinrich (bei Seite). Nämlich ſeit ich das Geſpenſt vorſtellte.

Jeronimus. Komm, Arv, laß uns hineingehen und nachſehen, ob etwas im Hauſe fehlt. Adieu, Schmuel, nun ſprecht meinetwegen ſo viel Ebräiſch, als Ihr Luſt habt.

(Jeronimus und Arv ab.)

Achte Scene.

Pernille. Heinrich.

Heinrich. Diesmal bin ich noch durchgeſchlüpft; er kannte mich nicht, und Arv wagte nicht den Mund aufzuthun. Heda, Mamſell!

Pernille (zurückkommend). Ach, ich dachte nicht anders, als Du wärſt wirklich ein Jude. Aber weshalb haſt Du Dich ſo verkleidet?

Heinrich. Als mein Herr hörte, daß ſein Vater ihn einſperren wollte, ergriff er die Flucht und gab mir dieſe ſchriftliche Adreſſe für das Fräulein, wo er zu finden. Dieſe Verkleidung habe ich inzwiſchen angelegt, um von niemand erkannt zu werden.

Pernille. Wo wohnt Deines Herrn Vater?

Heinrich. Meines Herrn Vater iſt ein vornehmer und reicher Mann, aber ſehr hart und ſtrenge; es war eben derſelbe alte Herr, den Ihr hier geſehen habt, Ihr könnt Euch vorſtellen, welche Angſt ich ausgeſtanden habe, er möchte mich erkennen. Doch wir haben keinen Augenblick zu verlieren; Ihr müßt ſofort mit Eurem Fräulein in das Haus flüchten, in welchem mein Herr iſt.

Pernille. So laufe ich auf der Stelle; adieu. (Ab.)

Heinrich. Dies Mädchen gefällt mir ganz ausnehmend; wäre ich nur nicht ein Jude, ſo möchte ich ihr in der That ihre Jungfernſchaft ſtibitzen. Indeſſen wer weiß, was noch kommt. Jetzt aber muß ich machen, daß ich mir die Stiefel ſchmiere.

Neunte Scene.

Jeronimus. Magdelone. Heinrich. Später Ard.

Jeronimus. Ach, ich unglücklicher Mann! Er iſt gewiß weggelaufen. Sein Schrank, in welchem er ſeine Koſtbarkeiten verwahrt, ſteht offen und iſt völlig leer. Aber was Henker iſt das? Dieſer Jude ſteht ja noch hier?

Magdelone. Am Ende iſt es ein Spion von unſerem Sohne — ei, ſo will ich nicht ehrlich ſein, wenn das nicht Heinrich iſt, der ſich verkleidet hat!

(Heinrich will fortlaufen, Jeronimus und Magdelone halten ihn feſt; Jeronimus kriegt ſeinen Bart zu faſſen, der abfällt.)

Jeronimus. Ha ha, guter Freund! Willkommen, Monſieur Rabbi!

Heinrich. Nein, Herr, ſeit Ihr mir den Bart ausgeriſſen habt, kann ich auch nicht mehr Rabbi ſein.

Jeronimus. Wozu haſt Du Dich ſo verkleidet? Wo iſt Dein Herr?

Heinrich. Mein Herr iſt ... Er iſt ... Laßt ſehen .... Ich weiß wahrhaftig nicht, wo er iſt; ſoll ich etwa Acht geben auf meinen Herrn?

Jeronimus. Du biſt nicht allein ſein Bedienter, ſondern auch ſein geheimer Rath; auch iſt es ſchwerlich umſonſt geſchehen, daß Du Dich in dieſe Kleider geſteckt haſt.

Heinrich. Dieſe Kleider, Herr, wollte ich heute Abend auf die Maskerade anziehen.

Magdelone. Ei, glaub' ihm nicht, mein liebſter Mann, ich habe heute ſchon zu Capion hingeſchickt: es iſt heute Abend gar keine Maskerade.

Jeronimus. Ja ſo, habt Ihr ſchon hingeſchickt? Ihr wollt wol das Glück noch einmal verſuchen und Euch ein neues Fieber an den Hals lügen?

Magdelone. Nein, wahrhaftig, nicht von weitem habe ich daran gedacht; ich wollte es blos wiſſen, um Euren Sohn Leander abzuhalten.

Jeronimus. Das iſt nicht mein Sohn, das iſt Euer Sohn; denn er iſt gerade ſo toll im Kopf wie die Mutter. Aber nun, um das Wichtigſte nicht zu vergeſſen: gleich geſtehe, Du nichtsnützniger Schelm, wo mein Sohn iſt?

Heinrich. Ich weiß es wahrhaftig nicht, Herr.

Jeronimus. He, Arv! Ich werde Dich gleich zum Geſtändniß bringen.

Heinrich. Ach, Herr, wie ſoll ich denn geſtehen, wenn ich doch nichts weiß?

Arv (kommt). Will der Herr was?

Jeronimus. Da ſind zwei Soldaten im Hofe, die Holz hauen, die ſollen gleich mal herkommen.

Heinrich. Ach, Herr, Gnade!

Jeronimus. Sollte man ſolchen Kerl nicht können zum Geſtändniß bringen, das wäre doch zu arg.

(Zwei Soldaten treten ein.)

Greift mir mal hier den Kerl!

Heinrich. Ach, Herr, ich will geſtehen! Mein Herr iſt weggelaufen mit dem Fräulein, in das er ſich auf der Maskerade verliebt hat.

Jeronimus. Und wo ſteckt er jetzt?

Heinrich. Das weiß ich wahrhaftig nicht.

Jeronimus. Packt ihn nur feſt, werft ihn in den Keller und bindet ihn an Händen und Füßen.

Heinrich. Ach! Ich kann ja doch darauf ſchwören, daß ich nicht weiß, wo er iſt!

Jeronimus. Jetzt magſt Du es allerdings wol nicht wiſſen, aber wenn Dir erſt die Peitſche auf dem Rücken tanzt, da wird das Gedächtniß wol wieder kommen.

Zehnte Scene.

Leonhard allein.

Leonhard. Nun iſt doch Hoffnung, meine Tochter zur Raiſon zu bringen. Anfangs achtete ſie weder ihres Vaters Zorn noch Fluch; jetzt aber, wie ich ihr noch einmal zuſprach, merkte ich, daß das Fieber ſacht in der Abnahme iſt; denn ſie verlangte nur eine halbe Stunde Zeit, mit ſich ſelbſt zu Rathe zu gehen. Das iſt, dem Himmel ſei Dank, doch wenigſtens ein Anfang. Weiß der Himmel, wie junge Leute auf ſolche Narrenſtreiche verfallen können! Das kommt davon, wenn man in ſolchen großen Städten lebt. Inzwiſchen werde ich all dies Unglück hoffentlich noch überſtehen, und in Zeit einer halben Stunde werde ich Leonora ſehen, wie ſie vor mir auf den Knieen liegt und um Verzeihung bittet. Und wie es mit ihr geht, ſo wird es auch mit Jeronimus' Sohn gehen. Aber ich muß Jeronimus doch gleich erzählen, welche Veränderung ſich zugetragen hat.

Elfte Scene.

Jeronimus. Leonhard. Später ein **Knabe.**

Jeronimus (ſich gegen das Haus zurückwendend). Macht nun raſch, Ihr Kerle, und bringt unterwegs die Polizei mit!

Leonhard. Was alle Wetter giebt's da? Hört, lieber Schwager, iſt's ſchon wieder ein Unglück?

Jeronimus (zu Leonhard). Sein Diener, Herr Schwager!

(Wieder gegen das Haus) Und ſagt nur, ſie ſollen ein anſtändiges Trinkgeld haben.

Leonhard. Aber ſagt mir doch, was habt Ihr vor?

Jeronimus (zu Leonhard). Sein Diener, Herr Schwager! (Wie oben) Ihr müßt laufen, als ob es in die Wette ginge, damit Ihr ja nicht zu ſpät kommt.

Leonhard. Ei, ſo erklärt mir doch, um was es ſich hier handelt?

Jeronimus (zu Leonhard). Sein Diener, Herr Schwager! (Wie oben) Und wenn er ſich widerſetzen will, ſo ſollen ſie nur Gewalt brauchen.

Leonhard. Sind Diebe bei Euch eingebrochen, Schwager?

Jeronimus (zu Leonhard). Sein Diener, Herr Schwager! (Wie oben) Und ſeht wohl zu, daß Ihr das Menſch gleich mitpackt, damit wir ſie ins Spinnhaus ſperren können.

Leonhard. Aber was giebt's nur, wertheſter Schwager? Es muß ein großes Unglück paſſirt ſein.

Jeronimus. Verzeiht, daß ich Euch nicht eher antworten konnte; binnen hier und einer Stunde wird es ſich zeigen, ob wir Schwäger werden oder nicht.

Leonhard. Wie ſo?

Jeronimus. Mein Sohn iſt davon gelaufen mit dem verwünſchten Menſch, in das er ſich auf dem Maskenball verliebt hat.

Leonhard. Ach, welch ein Unglück! Und gerade jetzt komme ich mit guten Nachrichten von meiner Tochter, daß ſie anfängt in ſich zu gehen.

Jeronimus. Ach, ich armer geſchlagener Mann! Um ſo größer iſt ja mein Unglück, wenn wir ihn nicht finden?

Leonhard. Aber posito, Herr Jeronimus, Ihr findet ihn nicht? Was wollt Ihr da machen?

Jeronimus. Da will ich mein Haus mit dem Rücken anſehen und aufs Land gehen und mich zu Tode grämen.

Leonhard. Ei, nicht doch, Ihr müßt zeigen, daß Ihr ein Chriſt ſeid, und müßt Euch nicht vom Kummer überwältigen laſſen.

Jeronimus. Da kann mich nichts in der Welt mehr tröſten, ich ſterbe ganz ſicher.

Ein Knabe (kommt herein). Hier, Herr Leonhard, iſt ein Zettelchen, das mir ein Mädchen für Euch gegeben hat.

Leonhard (lieſt): „Mein Herr, aus dieſem Vorfall könnt Ihr lernen, welche ſchwere Sünde Eltern auf ſich laden, die ihre Kinder zwingen wollen, ſich gegen ihren Willen zu verheirathen. Um dem Schickſal zu entgehen, das ihr angedroht war, hat Eure Tochter Leonora ſich in meiner Abweſenheit in den tiefſten Teich des Gartens geſtürzt und iſt daſelbſt ertrunken. Außer Stande, ſie zu retten, habe ich mich auf meine Kammer geflüchtet und dieſe Zeilen geſchrieben. Aber auch mich bekommt Ihr nie wieder zu ſehen. Pernille.“

Ach, ach, Du gottloſer Leonhard! Wie biſt Du wol noch werth zu leben, nachdem Du Deine Tochter zu dieſem verzweifelten Ende gebracht haſt! Auf der Stelle will ich hin und ihrem Beiſpiel folgen!

Jeronimus. Das verhüte der Himmel!

Leonhard. Haltet mich nicht, Herr Jeronimus; es giebt keinen größern Miſſethäter auf Erden, als ich bin!

Jeronimus. Ei, Herr Leonhard, Er kann Andere tröſten und weiß ſich ſo wenig in Sein eigenes Mißgeſchick zu finden?

Leonhard. Ach, laßt mich doch nur los, damit ich meinen blutigen Vorſatz vollführen kann!

Jeronimus. Ei, Herr Leonhard, bedenkt doch, daß Ihr ein Chriſt ſeid und als ſolcher die Pflicht habt, dem Unglück Widerſtand zu leiſten!

Leonhard. Nicht genug, daß ich meine einzige Tochter verloren habe, ich habe ſie auch ſelbſt ums Leben gebracht!

Jeronimus. Ihr habt nichts weiter gethan, als was ein Vater mit gutem Gewiſſen thun darf; Ihr wolltet, daß ſie ihr gegebenes Wort nicht brechen ſollte, Ihr wolltet, daß ſie ihre gute Verſorgung hätte. Ich habe gegen meinen Sohn ganz ebenſo gehandelt.

Leonhard. Aber war es recht gehandelt? Wenn Ihr Euren Sohn habt zwingen wollen, ſo war es ſchlimm genug; von mir

aber war es noch viel ſchlimmer, weil ich ein ſchwaches Mädchen verſucht habe über ihre Kräfte. Erwägen wir doch nur, Herr Jeronimus, was die Menſchen ſind, erwägen wir, was die Jugend iſt, und wie wir ſelbſt es getrieben haben! Dieſelben Fehler, die wir uns zu Schulden kommen ließen, ſo lange wir jung waren, ſuchen wir auf gewaltthätige Weiſe an unſern Kindern zu unterdrücken, die doch in der That nichts anderes ſind, als richtige Copien, zu denen wir die Originale geliefert haben. Schämen ſollten wir uns einer Herrſchaft, von der wir ſo ſchlechten Gebrauch machen. Es heißt freilich, wir thun das alles zu unſerer Kinder Glück, in Wahrheit aber denken wir nur an unſern eignen Vortheil. Hätte meine Tochter keine ſo große Erbſchaft in Ausſicht gehabt, Ihr hättet vermuthlich nicht ſo viel Werth auf die Angelegenheit gelegt, und mir wäre es vermuthlich ebenſo gegangen. Für mich giebt es keine Rechtfertigung, ich habe meine Tochter umgebracht und darum folge ich ihr nach!

Jeronimus. Ei, laßt doch nicht den böſen Geiſt die Oberhand bei Euch gewinnen, Herr Leonhard; bedenkt doch, daß Ihr nicht blos Euer zeitiges, ſondern auch Euer ewiges Wohl aufs Spiel ſetzt!

Leonhard. Wen ſolches Unglück getroffen hat, der überlegt nicht mehr.

Jeronimus. Ich laſſe Euch nicht gehen, bevor Ihr nicht andern Sinnes geworden ſeid.

Leonhard. Ach, ach!

Zwölfte Scene.

Polizeidiener bringen **Leander** und **Leonore** angeſchleppt. **Pernille.** **Die Vorigen.**

Jeronimus. Biſt Du da, Verräther, der Du durch Deinen gottloſen Lebenswandel Deine Eltern vor der Zeit in die Grube bringſt?

Leander. Ich bin mir nichts Böſes bewußt; ich liebe eine ſchöne und vornehme Dame, die hier vor Euch ſteht.

Jeronimus. Ah, alſo Du biſt das Menſch, das meinen Sohn ....

Leonora. Ich bin kein Menſch, ich bin die Tochter eines wackern Mannes in Jütland.

Jeronimus. Ja richtig, ſo ſagen ſie alle, dieſe Königinnen der Nacht: wir ſind eben ganz friſch aus Jütland oder Lolland gekommen, während ſie doch ſchon ſeit Jahren hier in der Stadt ihr Handwerk treiben.

Leonora. Ich kann Beweiſe dafür bringen, daß ich eine ehrbare Jungfrau aus gutem Hauſe bin.

Jeronimus. Ja richtig, der Beweis liegt ja ſchon in dem, was Ihr gethan, indem Ihr einen jungen Menſchen dazu verleitet habt, aus ſeiner Eltern Hauſe wegzulaufen. Weſſen Tochter ſeid Ihr denn, mit Verlaub?

Leonora. Mein Vater iſt Leonhard Hanſen, der vor einigen Tagen vom Lande hierher gekommen iſt, um mich mit einem jungen Manne Namens Leander zu vermählen. Allein ....

Jeronimus. Ha ha! Ihr habt es in der Kunſt zu lügen noch nicht weit gebracht; Herr Leonhard hat nur eine Tochter gehabt, und die hat der Teufel geholt, Ihr werdet gleich überführt werden, hier iſt Seigneur Leonhard.

Leonora. Mein Vater!

(Leonhard ſteht inzwiſchen in tiefen Gedanken, ſeufzt und ſchüttelt mit dem Kopfe.)

Jeronimus. Monſieur Leonhard, ſeht mal ein wenig her!

Leonhard. Ach, Himmel, was ſeh' ich? Das iſt ja meine Tochter!

Leonora (knieend). Ach, allertheuerſter Vater, verzeiht mir, daß ich ſo ſchwer wider Euch geſündigt und mich in dieſe Intrigue eingelaſſen habe! Was mich dazu gebracht, iſt die Liebe zu dieſem jungen Manne, und weil Ihr mich mit Gewalt dem Leander geben wolltet, dem Sohne des Herrn Jeronimus, den ich nie mit Augen geſehen, ſo ....

Leonhard. Ach Himmel, iſt es möglich?!

Jeronimus. Ach, welch ein Abenteuer!

Leonhard. Steht auf, geliebte Tochter, hier ſteht derſelbe

Leander, mit dem Du durchgegangen biſt, aus Furcht ſeine Frau zu werden!

Leonora. O wunderbares Geſchick! Alſo das iſt Leander, von dem ich mich habe entführen laſſen, um mich vor Leander zu retten?

Leander. O ſeltſame Geſchichte! Iſt das Leonora, die ich gehaßt habe, weil ich Leonora liebte?

Jeronimus. Theure Kinder, dieſe Abenteuer und Widerwärtigkeiten ſollten Euch zur Aufmunterung dienen, Euch fortan deſto mehr zu lieben. Und nun laßt mir doch mal gleich den Heinrich herkommen, wie er da iſt, und daß ihm niemand ſagt, was hier geſchehen!

Leander. So erlaubt denn, theurer Vater, daß ich meine Braut in die Arme ſchließe. (Sie umarmen ſich.)

Leonora. O glückſeliger Irrthum! Ich verabſcheute, den ich einzig liebte!

Leander. Und ich war willens, aus Liebe für daſſelbe Weſen zu ſterben, deſſen bloßer Name mich in Schrecken verſetzte!

Jeronimus. Ich wollte aus Kummer in die Grube fahren, weil mein Sohn gegen meinen Willen eben dieſelbe liebte, die ich allein von ihm geliebt wiſſen wollte!

Leonhard. Und ich zürnte meiner lieben Tochter ihres Ungehorſams halber, während ſie mir doch nur allzu ſehr gehorchte!

Dreizehnte Scene.

Heinrich, gebunden. Die Vorigen.

Jeronimus. Kennſt Du die beiden Perſonen hier, Heinrich?

Leander. Heinrich, die Dame, mit der ich entflohen, um Leonoren los zu werden, iſt Leonora ſelbſt, Herrn Leonhards Tochter.

Heinrich. Ach Himmel, iſt es möglich?! Nun ſind auch die Prügel verſchmerzt, die ich gekriegt habe.

Leander. Deine Treue ſoll nicht unbelohnt bleiben.

Heinrich. Heda, macht Ihr noch immer keine Anſtalten, Ihr Hunde? Warum bindet Ihr mich nicht los?

Jeronimus. Macht ihn auf der Stelle los!

Heinrich (Leonora beſehend). Ihr alſo ſeid Leonora, Herrn Leonhards Tochter?

Leonora. Ja, ich bin beides auf einmal, Leonora und Leonorens Nebenbuhlerin.

Heinrich. Und Ihr, Monſieur Leonhard, Ihr ſeid des Fräuleins Vater?

Leonhard. Ja, Kamerad, das iſt meine Tochter, die mir an einem und demſelben Tage das Leben geraubt und das Leben geſchenkt hat.

Heinrich. So iſt hier ja Komödie geſpielt worden?

Leonhard. Eine wunderliche Komödie.

Heinrich. Aber was für Satisfaction bekommt nun ein braver Kerl wie ich für all den Schimpf, der mir widerfahren iſt?

Jeronimus. Sei nur ruhig, Leander wird Dir die Schande ſchon vergüten.

Heinrich. Wollt Ihr mir das Mädel hier zur Frau geben?

Leonhard. Wenn ſie Dich will, von Herzen gern.

Heinrich. Heda, kleines Bräutchen, willſt Du mich haben?

Pernille. Warum nicht?

Heinrich. Nun ſeht mal an, wie glücklich wir ſind, verglichen mit den Vornehmen; wir wiſſen noch nicht einmal einer des andern Namen, und doch kann es ſein, daß wir noch heut Abend Hochzeit halten. Das ſind nur die Liebesgeſchichten der Vornehmen, die zu Komödien taugen, wir andern gehen geradezu und haben nur zwei kleine Tempos in Acht zu nehmen, nämlich: Schlagt an und Feuer! Ihr aber, Herr Jeronimus, könnt aus dieſem Vorgang lernen, daß die Maskeraden doch auch ihren Nutzen haben, inſofern dieſe Verwirrung die Leidenſchaft der beiden Verliebten verſtärkt und obenein mir dies ſchmucke Mädchen an den Hals geworfen hat; es iſt dadurch

Veranlaſſung gegeben worden zu einer niedlichen Komödie, die ſich mit Heirathen endet, vorn und hinten, womit wir jetzt alle Hände voll zu thun haben. (Zu den Wächtern) Und Ihr, Meſſieurs, die Ihr mich gebunden und durchgeprügelt habt, damit Ihr doch auch was zu thun habt, ſo geht hin und knüpft Euch ſelber auf.

Anmerkungen.

Der elfte Juni.

Der elfte Juni war zu Holbergs Zeit derjenige Tag im Jahre, an welchem die Geschäftstreibenden von nah und fern in der Hauptstadt zusammenkamen, ihre Geschäfte zu ordnen und abzuschließen; da wurden Contracte unterzeichnet und verlängert, Kapitalien einkassirt und ausgeliehen, Zinsen bezahlt und neue verschrieben ꝛc. Die jütländischen Pächter und Grundbesitzer, reich durch ihre Viehzucht, spielten dabei eine Hauptrolle; sie waren die eigentlichen Geldlieferanten für die Hauptstadt, deren Vergnügungen sie sich dabei nebenher im reichsten Maße zu nutze machten. Das Holbergsche Stück, das nach diesem Tage den Namen führt, ist das fünfte des Dichters, folgt also unmittelbar auf „Jeppe vom Berge". Die Fabel ist theils Molière's berühmtem „Monsieur de Pourceaugnac", theils einer italienischen Farce „Disgracie d'Arlichino" nachgebildet, die Molière selbst als Quelle gedient hatte.

„Der elfte Juni" (das fünfte Stück, mit dem Holberg vor die Oeffentlichkeit trat) wurde zuerst an dem gleichnamigen Tage des Jahres 1723 aufgeführt, und zwar unter ungeheurem Zulauf. Auch später wurde das Stück regelmäßig am 11. Juni wiederholt, wiewol das Theater damals für gewöhnlich geschlossen war und nur ausnahmsweise zu Benefizvorstellungen u. dgl. geöffnet ward. Mit der angeblichen Verfeinerung des Geschmacks jedoch, die seit Mitte des Jahrhunderts eintrat, verminderte sich der Beifall, so daß das Stück von 1748 bis 1769 nur noch zehnmal, dann aber bis 1787 gar nicht mehr gegeben wurde. Erst in dem letztgenannten Jahre brachte der damalige Vorstand des königlichen Theaters, der Oberauditeur P. Rosenstand Goiske, ein enthusiastischer Verehrer Holbergs, es wieder auf die Bühne und nun mit solchem Erfolge, daß es bis

in den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts häufig wiederholt werden konnte.

Eine modernisirte Bearbeitung des „Elften Juni" steht in Kotzebue's „Almanach dramatischer Spiele für das Jahr 1815"; sie führt den Titel: „Der Gimpel auf der Messe", ist jedoch, so viel uns bekannt, niemals zur Aufführung gekommen.

Seite 8. Erster Akt, erste Scene: „Mit ihren Degen und Lichtspießen." Mit dem Degen an der Seite zu gehen, war damals allgemeine Sitte, nicht blos bei Edelleuten, sondern auch bei Bürgerlichen; die gewöhnlichen Patentdegen, deren die letzteren sich dabei bedienten, waren sehr leicht und dünn, daher dieser Vergleich mit einem „Lichtspieß", wofür wir heutzutage, wo auch die „Lichtspieße" aus der Mode gekommen sind, wol eher sagen würden „Bratspieß". — Die gleich darauf folgende Bemerkung über die Stiefel betreffend, muß man festhalten, daß Schuhe und Strümpfe damals in Kopenhagen (wie anderwärts) die allgemein übliche Tracht waren, Stiefel aber nur bei schlechtem Wetter, auf Reisen und bei ähnlichen Gelegenheiten getragen wurden.

Seite 9. Ebendaselbst: „Daß es in Holland Leute giebt." Man erinnere sich sowol an die zahlreichen religiösen Secten, die im damaligen Holland bestanden, als auch an die Freistatt, die es schon damals den Anfängen der französischen Aufklärung bot.

Seite 10. Ebendaselbst, zweite Scene: „Von Kallundborg nach Aarhus." Auf diesem Wege, den Holberg durch seinen Peter Paars unsterblich gemacht hat, pflegte damals die Ueberfahrt von Jütland (Aarhus) nach Kallundborg (Seeland) und umgekehrt gemacht zu werden. Der seltsame Rath, den Schuldenborg den jütländischen Pächtern einige Zeilen weiter ertheilt, nämlich um die Schabe („Skagen") herum zu fahren, würde darin bestanden haben, daß die Reisenden sich auf der westlichen, also der von Seeland abliegenden Seite eingeschifft hätten, durch das Skagerrak am Kap Skagenshorn vorbei, durch das Kattegat in den Sund gefahren und so erst nach Kopenhagen gelangt wären; eine Route, auf der die Entfernung etwa verzehnfacht worden wäre. In demselben Maße wäre aber natürlich auch die Gefahr gewachsen, und das eben ist es, was Schuldenborg wünscht, in dessen Augen diese jütischen Pächter, die zum 11. Juni nach Kopenhagen kommen,

Gelder zu kündigen und Schulden einzutreiben, höchst überflüssige Leute sind, die am besten auf Meeresgrund gebettet würden.

Seite 11. Ebendaselbst: „In der Weinkanne.“ Die verschiedenen Kopenhagener Wirthshäuser, die in diesem Stücke genannt werden, wie die Weinkanne, die Drei Hirsche ꝛc., bestehen daselbst zum größten Theil noch heute. Ebenso Hungershof oder wie er im Dänischen heißt: „Knap Naering“. Das Paradies, in welchem ein Theil unserer Komödie spielt, war zu Holbergs Zeit ein übel berüchtigtes öffentliches Haus. Der Holländerberg ist der heutige Königs-Neumarkt, der Hauptplatz von Kopenhagen; die Kallebörne heißt jetzt Am Friedrichsholmer Kanal.

Seite 22. Zweiter Akt, erste Scene: „Die Studenten rufen „Fuchs“ hinter ihm drein.“ Zu Johannis fand damals alljährlich eine große gelehrte Prüfung statt, zu der sich viele angehende Studenten aus der Provinz einzustellen pflegten, und ist es daher ganz naheliegend, daß auch Ochsendorf, indem er am 11. Juni, also kurz vor Johannis, in Kopenhagen einrückt, für einen jungen Studenten, einen „Fuchs“ oder wie die Dänen sagen: einen „Russen“ gehalten wird.

Seite 23. Ebendaselbst: „Daß ich kein Student bin, noch denke ich daran, je einer zu werden“ Student werden oder wie es in der akademischen Sprache heißt: sich immatriculiren lassen, nennen die Dänen noch heute mit einem Ausdruck, der auch *bei uns bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts* üblich war, nämlich: deponiren. Zu den (zum Theil sehr barbarischen) Feierlichkeiten dieser Deposition gehörte auch, daß dem angehenden Studenten, nach glücklich bestandener Prüfung, was wir jetzt Abiturientenexamen nennen, von dem Decan der Facultät etwas Salz oder auch ein Bissen Brod mit Salz in den Mund gesteckt und ein wenig Wein auf den Kopf gegossen ward: symbolische Zeichen der höheren Erleuchtung, die ihm mit seiner Aufnahme in den Orden der Studenten gekommen war.

Seite 37. Dritter Akt, sechste Scene: „Diese Gemälde, die hier herumhängen.“ Ohne Zweifel Porträts von Bürgermeistern, Rathsherren, angesehenen Kauf- und Handelsherren, die zum Schmuck der Börse dienten.

Seite 37. Ebendaselbst: „Saxo seine Grammatik.“ Er meint Saxo Grammaticus, den berühmten dänischen Gelehrten, den Vater der dänischen Geschichtschreibung, wenn auch freilich in

fremder (lateiniſcher) Sprache. Die Hvitfeldtſche Chronik erſchien zuerſt 1595 und hatte den damaligen däniſchen Reichskanzler Arvild Hvitfeldt (geboren 1549, geſtorben 1609) zum Verfaſſer; das Buch war ſehr verbreitet und erlebte viele Auflagen, ſelbſt noch zu Holbergs Zeit. Der „Peter Paars" iſt natürlich Holbergs eigenes berühmtes Gedicht.

Seite 38. Ebendaſelbſt: „Das Haus iſt ſoweit ganz ſchön, aber nur ein bischen ſeltſam gebaut." Es iſt die Rede von dem alten Rathhaus, das zwiſchen Alt- und Neumarkt lag, einzeln ſtand und mit einem Thurme und hohen Mauern verſehen war; das jetzige Rathhaus, ungefähr an derſelben Stelle belegen, links am Neumarkt, wurde erſt 1815 von Hanſen erbaut.

Seite 61. Fünfter Akt, neunte Scene: „Da kommen mitunter Briefe aus Indien." Die Geſchichte von Boerhave, dem berühmten holländiſchen Arzte, und dem (heißt es) aus China an ihn gerichteten Briefe: „Herrn Boerhave in Europa", iſt noch heute allbekannt, ſie war damals (Boerhave ſtarb erſt 1738) noch ganz neu und hat dem Dichter ohne Zweifel bei dieſer Stelle vorgeſchwebt.

Seite 67. Ebendaſelbſt, elfte Scene: „In Hafnia." Hafnia iſt bekanntlich der lateiniſche Name für Kopenhagen; Titel und Adreſſen auf Briefen wurden damals häufig lateiniſch abgefaßt, wie bei uns, ſelbſt noch in ſpäterer Zeit, franzöſiſch.

Die Wochenſtube.

„Die Wochenſtube" erſchien zuerſt 1723, unmittelbar nach dem „Eiſten Juni". Wiewol weniger ein eigentliches Stück mit einer zuſammenhängenden, conſequent durchgeführten Fabel, als eine locker verbundene Reihe von Localſchilderungen, hat das Stück, bei dem der Dichter außer dem Théâtre italien Einzelnes von Gay, deſſen „Bettleroper" eben damals allgemeines Aufſehen erregte, Bourſault und Andere benutzte, dennoch durch die Lebendigkeit und Treue ſeiner Schilderungen, ſowie durch die Fülle ſeines Humors lange Zeit großes Glück gemacht, in Dänemark ſowol wie in Deutſchland, wo es zur Zeit der Ackermann, Eckhof, Schröder ꝛc. ebenfalls ein regelmäßiges Repertoireſtück war. In Kopenhagen wurde es von 1748 bis 1769 einundzwanzigmal gegeben, und auch in der Folge hat es ſich dauernd auf dem Schauplatz behauptet, theils durch ſeine

eigene komische Kraft, theils durch das Verdienst der Darsteller, von denen Clementin den Corfitz, Londemann den Traugott zu ihren Glanzrollen zählten. — Der Zweifel, den Solger in einem an Tieck gerichteten Briefe von 1803 (vergl. Solgers nachgelassene Schriften, herausgegeben von Tieck und Fr. von Raumer, Band I, Seite 101) gegen die Unschuld der jungen Frau erhebt, ist ganz ungehörig und zerstört nicht nur den sittlich tüchtigen Kern des Stückes, sondern beeinträchtigt auch seine komische Wirkung.

Seite 76. Erster Akt, erste Scene: „Daß die Dienstboten noch die Einzigen sind." Eine Verordnung Christians V. vom Jahre 1683 hatte, um dem übermäßigen Luxus zu steuern, der damit getrieben worden, das Geben und Nehmen von Hochzeitsgeschenken verboten, mit alleiniger Ausnahme der Dienstboten.

Seite 77. Ebendaselbst: „Jeder Bursche auf Amag." Bekanntlich liegt ein Theil von Kopenhagen selbst auf der Insel Amag oder Amager. Zu Holbergs Zeit wurde daselbst hauptsächlich Gärtnerei und Gemüsebau getrieben; die Bewohner waren ein besonders frischer, derber Menschenschlag.

Seite 81. Ebendaselbst, dritte Scene: „Der Cantor Gotthard." In den ältesten Ausgaben findet sich hier noch der charakteristische Zusatz: „aus Deutschland", dem Lande also, wo, nach der damaligen Volksauffassung, die Holberg theilt oder zu theilen sich den Anschein giebt, alle Schwindler, Projectmacher und Taugenichtse herkommen. In der Folge jedoch ließ er selbst den Zusatz wieder fallen.

Seite 83. Ebendaselbst, fünfte Scene: „Ich bin bange für meinen Hut." Männern, die sich in eine Wochenstube wagten, wurde von der Amme der Hut weggenommen, den sie dann durch ein Geschenk auslösen mußten.

Seite 94. Zweiter Akt, dritte Scene: „Adrascante." Ein damals beliebter Frauenputz.

Seite 102. Ebendaselbst, siebente Scene: „Wie das alte Sprüchwort lautet." Wie es lautet, erfahren wir nicht, da Else unterbrochen wird; vermuthlich war es so etwas wie unser: „Je größer Stück, je größer Glück."

Seite 102. Ebendaselbst, achte Scene: „Das ist Balzers Toback." Diese und die folgenden Tabaksetiketten

gehörten beliebten Kopenhagener Firmen jener Zeit, die von der Bühne herab zu hören dem Publikum ohne Zweifel zu einem besondern Ergötzen gereichte.

Seite 105. Ebendaſelbſt: „Gerade über Roeskild.“ Roeskild war damals und iſt bekanntlich noch heute die Krönungsſtadt des däniſchen Reichs, und mußte alſo ein derartiges Himmelszeichen, das gerade über Roeskild ſtand, doppelt verhängnißvoll erſcheinen.

Seite 107. Ebendaſelbſt, neunte Scene. Dieſe Scene der ſtummen Engelke, auf die der Dichter als auf etwas ganz Originelles ſelbſt einigermaßen ſtolz war, iſt als Scena muta berühmt; über ihre Entſtehung wird folgende Anekdote erzählt, deren Aechtheit freilich dahingeſtellt bleiben muß. Während eines Beſuchs nämlich, den der Dichter bei einer bei ihm befreundeten Familie ablegte, erſchien gleichzeitig eine Dame, um ebenfalls ihre Viſite zu machen. Doch ſprach ſie, ſo lange Holberg zugegen war, kein Wort. Als dieſer dann einige Zeit darauf ſeinen Beſuch bei der Familie wiederholte, kam er auch auf jene Dame zu reden und fragte die Wirthin, ob dieſelbe ſtumm ſei. Keineswegs, erwiderte die Wirthin, aber wie die Dame ihr ſelbſt vertraut, habe ſie ſich vorgeſetzt, in Holbergs Gegenwart nicht eine Silbe zu ſprechen, „um nicht etwa in ſeiner nächſten Komödie zu paradiren“. „Ah“, entgegnete Holberg, „ich kann auch ſtumme Perſonen gebrauchen“, und ging hin und ſchrieb dieſe „Scena muta“, wo Engelke Hutmacher ihre ſchweigſame Wochenviſite ablegt.

Seite 131. Vierter Akt, dritte Scene: „Bei der Vogelſtange.“ Der Vogelſtangenplatz, der ſeinen Namen nach den daſelbſt abgehaltenen Vogelſchießen führte, lag außerhalb des Norderthors und wurde dazumal häufig zu Duellen benutzt.

Seite 137. Ebendaſelbſt, ſechſte Scene: „Da werdet Ihr wol nur noch auf Einem Auge ſehen.“ Eine Hauptkunſt der Wahrſager und Zauberer war, Einem durch magiſche Mittel, je nach Gelegenheit, ein oder auch beide Augen zu blenden. Dies Mittel will nun auch Corfitz gegen den vermeintlichen Verführer ſeiner Frau zur Anwendung bringen laſſen, um ihn daran herausfinden zu können.

Seite 142. Fünfter Akt, zweite Scene: „Denn da ſteh' ich drauf.“ Dieſe bekannte und noch jetzt beliebte Geſchichte war zuerſt durch den bekannten Schupp in Hamburg in die

Literatur eingeführt worden, ſie ſteht im 2. Theil ſeiner „Sämmtlichen lehrreichen Schriften", Frankfurt a. M. 1701, Seite 702.

Seite 144. Ebendaſelbſt, dritte Scene: „Und lieſt laut Dedication und Titel aus einem Geſangbuch." Das Geſangbuch ſelbſt iſt verſchollen, doch ſind Matthias Gedecke und Peter Kramm Namen wirklicher Perſonen jener Zeit, die auch anderweitig erwähnt werden.

Seite 148. Ebendaſelbſt, fünfte Scene: „Molinäus, Cujacius, Grotius." Sämmtlich berühmte Rechtslehrer. Daß oben in der Scene mit dem Chiromanticus ſtatt Pyrrhus vielmehr Pyrhon gemeint iſt, der Stifter der älteren ſkeptiſchen Schule (276 bis 288 v. Chr.), braucht wol kaum erinnert zu werden.

Die Maskerade.

„Die Maskerade", das zehnte in der Reihenfolge der Holbergſchen Stücke, zuerſt aufgeführt 1724, erfreute ſich einer außerordentlichen Beliebtheit; es iſt unter allen Luſtſpielen des Dichters — in einem Zeitraum von 20 Jahren ging es ſiebenunddreißigmal über die Breter — dasjenige, das die meiſten Aufführungen erlebte, woran indeſſen der eingelegte Maskenball, welcher der Schauluſt des Publikums ſchmeichelte, wol nicht ohne Antheil ſein mochte. — Die Intrigue des Stücks, ſoweit ſie das Liebespaar betrifft, erinnert an zahlreiche ähnliche Erfindungen im Théâtre italien; die Scene im dritten Akt zwiſchen den beiden Alten iſt aus Molière's „Dépit amoureux" entlehnt, und auch ſonſt ſind, nach der Weiſe des Dichters, allerhand fremde Vorbilder benutzt worden. Beſondere Beachtung verdient der Heinrich des Stücks; er iſt, in ſeiner Miſchung von Verſchlagenheit und Leichtfertigkeit auf der einen ſowie von Treue und Dienſteifer auf der andern Seite, vom Verfaſſer mit großer Sorgfalt und glücklichſtem Erfolge dargeſtellt worden.

Seite 161. Erſter Akt, vierte Scene: „So ging man in Stiefeln." Vgl. die Anmerkung zum „Elften Juni", Akt I, Scene 1, Band II, Seite 8.

Seite 161. Ebendaſelbſt: „Gyldenlund." Ein beliebter

Vergnügungsort in der Umgebung von Kopenhagen; ebenso das Akt II, Scene III vorkommende Friedrichsthal.

Seite 197. Dritter Akt, dritte Scene: „Wenn schon weder mein Vater, noch meine Mutter Calviniſten waren.“ Die Prädeſtinationslehre (Lehre von der Vorherbeſtimmung) ſpielte bekanntlich bei den Calviniſten eine große Rolle und gab den Andersdenkenden Anlaß zu vielfachen Mißverſtändniſſen; man erinnere ſich nur an Friedrich Wilhelm I. von Preußen und den Kronprinzen Friedrich, an die Verjagung Wolfs aus Halle ꝛc.

Seite 204. Ebendaſelbſt, fünfte Scene: „Vor das Conſiſtorium zu Speier.“ Sie meint vermuthlich den Reichstag zu Regensburg.

Seite 205. Ebendaſelbſt, ſechſte Scene: „Ja freilich.“ Der Jude ſtickt als ſolcher vielfache deutſche Wörter und Wendungen in ſeine Rede ein.

Seite 209. Ebendaſelbſt, neunte Scene: „Zu Capion hingeſchickt.“ Ein damals in Kopenhagen lebender Franzoſe, Unternehmer von ſehr beliebten und beſuchten Maskenbällen.

Inhalt.

	Seite
Der elfte Juni	5
Die Wochenſtube	73
Die Masterade	153

Druck vom Bibliographiſchen Inſtitut (M. Meyer) in Hildburghauſen.

Bibliothek

ausländiſcher Klaſſiker

in

deutſcher Uebertragung.

Holberg's ausgewählte Komödien.

Dritter Theil.

Hildburghauſen.

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts.

1868.

Ludwig Holberg's

ausgewählte Komödien.

Aus dem Däniſchen übertragen

von

Robert Prutz.

Dritter Theil.

Hildburghauſen.

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts.

1868.

Jacob von Tyboe

oder

Der großsprecherische Soldat.

Komödie in fünf Akten.

Perſonen:

von Tyboe.
Chriſtoph, ſein deutſcher Diener.
Peter, ſein Diener.
Jeſper, ein Schmarotzer.
Magiſter Stygotius.
Jens, ſein Diener.
Leonard.
Leonora.
Lucilia.
Pernille.
Petronius.
Ein Wirth.
Ein Muſikant.
Acht Soldaten.
Vier Studenten.
Ein Offizier.
Ein Bedienter.
Zwei Sänftenträger.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Jeſper Oldfuchs.

Jeſper. Will Einer meinen Namen wiſſen, ſo heiße ich, mit Reſpect zu ſagen, Oldfuchs. Will Einer meine Hantierung wiſſen, ſo bin ich ein Schmarotzer, zu dienen. Will Einer wiſſen, was mein Vater war, auch ein Schmarotzer; mein Großvater, auch ein Schmarotzer; mein Urgroßvater, auch ein Schmarotzer. Von dieſer Art kann ich gut meine ſechzehn Ahnen aufzählen. Fragt aber Einer, mit wem ich gut Freund bin, ſo antworte ich: mit aller Welt. Will Einer wiſſen, wem ich treu bin, ſo antworte ich: niemand außer Monſieur Leonard. Will Einer wiſſen, warum ich ihm treu bin, ſo ſtutze ich, und die Schamröthe ſteigt mir ins Antlitz; denn in dieſem Punkt verſündige ich mich gegen meine Profeſſion und weiche von dem Pfade meiner theuren Ahnen, die mit niemand eine Ausnahme machten. In dieſem Hauſe hier linker Hand wohnt eine vornehme, aber unbemittelte Dame, Namens Leonora; ſie hat eine ſchöne Tochter, die Lucilia heißt und in die ſich drei Perſonen verliebt haben. Der erſte nennt ſich Jacob von Tyboe, ein Kerl, nach meinem Dafürhalten, dem eine Schraube im Kopfe los iſt; er behauptet, in ausländiſchen Dienſten geſtanden zu haben, kann jedoch weder Paß noch Abſchied aufweiſen. Die übrigen Offiziere hier in der Stadt ſtehen auf gutem Fuß mit ihm und tituliren ihn bald Herr Kapitän, bald Herr Major, bald Herr Oberſt, je nachdem er ſie ſeltener oder öfter freihält. Erzählt er von ſeinen Thaten, ſo ſtellen ſie

ſich, als ob ſie ihm mit Verwunderung zuhörten; tritt ihm Einer zu nahe, ſo nehmen ſie ihn in Schutz; braucht er Soldaten, ſtellen ſie ihm welche zur Verfügung und richten ſie ab, ihm den gehörigen Reſpect zu erweiſen. Summa Summarum: er iſt das Amüſement der ganzen Garniſon. Der zweite heißt Stygе Stygeſen, ſeit er jedoch von Roſtock zurück iſt, ſchreibt er ſich Magiſter Stygotius; er ſpielt unter den Gelehrten dieſelbe Rolle wie jener unter den Offizieren. Der dritte iſt ein vornehmer junger Herr mit Namen Leonard, der freilich zur Zeit noch kein Vermögen beſitzt, wol aber die Ausſicht hat, einen reichen Oheim zu beerben, der ſchon mit einem Fuß im Grabe ſteht. Dieſe bewerben ſich alle drei um Fräulein Lucilia. Die Mutter und das Kammermädchen Pernille, das in dem Hauſe das große Wort führt, ſind für einen von den beiden erſteren, das Fräulein ſelbſt dagegen iſt für den dritten. Ich für meine Perſon ſtehe auf gutem Fuß mit Stygotius ſowol wie mit Tyboe, theils wegen der fetten Biſſen, die ich von ihnen lucrire, theils um ihre Anſchläge auszuſpioniren und Monſieur Leonard in Kenntniß davon zu ſetzen. Aber da ſeh' ich Monſieur Leonard kommen; ich ſprach erſt kürzlich mit ihm von ſeiner Liebſchaft, mußte jedoch abbrechen, weil etwas dazwiſchen kam.

Zweite Scene.

Leonard. Jeſper Oldfuchs.

Leonard. Ach Jeſper, was könnte ich nun wol noch hoffen, da ich zwei ſolche mächtige Rivalen habe?

Jeſper. Das mein' ich auch, zwei verwetterte Rivalen: der Eine iſt ein Narr und der Andere ein Pedant.

Leonard. Was will das helfen, Jeſper?

Jeſper. Das will ſo viel helfen, daß Fräulein Lucilia trotz ihrer Jugend doch nachgerade geſchickt genug iſt, ſich niemals in Einen von dieſen zu verlieben; denn wenn man ſie beide zuſammenthut mitſammt ihrem Verſtand, ihrer Tugend und Liebenswürdigkeit, ſo kommt in Summa noch nicht ſo viel dabei heraus, wie bei

einem mittelmäßigen Pferd zu finden. Der Eine iſt ſo toll im Kopfe, daß ich ihm weiß machen kann, er hätte größere Thaten verrichtet als Alexander Magnus, und was die Schönheit betrifft, ſo reichte Prinz Abſalon ihm nicht das Waſſer, und jedesmal, ſo oft in der Kirche geläutet wird, ſo wäre das wegen eines Frauenzimmers, das aus Liebe zu ihm geſtorben. Der Andere iſt närriſch vor lauter lateiniſchen Gloſſen und Diſtinctionen, ſpricht griechiſch ſogar mit Frauenzimmern, macht die Cour in lauter Syllogismen und hat zu alledem ein ſolches Schulmeiſtergeſicht und ſolche Magiſtermanieren, daß, wenn Ihr ihn von Weitem ſeht, er Euch vorkommt, als wäre er ein alter lateiniſcher Autor classicus und Gott und die Natur hätten ihn allein dazu erſchaffen, auf einem Büchergeſtell zu ſtehen zwiſchen andern Folianten und Quartanten. Meint Monſieur denn wirklich, daß Fräulein Lucilia ſich verlieben könnte in ein altes Schweinsleder, in einen Autor, einen ....

Leonard. Aber, Jeſper, Du kennſt die Situation ja ſo gut wie ich, und daß ſie beherrſcht wird von einer geizigen Mutter, die lediglich aufs Geld ſieht?

Jeſper. Darum macht Euch nur keine Sorgen, Monſieur, ich will ſchon etwas ausſinnen, was Euch helfen ſoll.

Leonard. Du haſt ja wol freien Zutritt zu beiden?

Jeſper. Nicht blos freien Zutritt habe ich zu ihnen, ſondern ich bin ſogar ihr intimſter Freund, dem ſie alles vertrauen, was ihnen auf dem Herzen liegt. Aber hier ſehe ich Tyboe's Diener Peter kommen, der erſt ſeit Kurzem ſeine Livree trägt; laßt uns ein wenig bei Seite treten.

(Treten bei Seite.)

Dritte Scene.

Peter allein.

Peter. Es muß doch ein ſchönes Geſchäft ſein, Poet zu ſein; dabei kann man Geld verdienen wie Heu. Ich begreife deshalb auch nicht, warum die Mehrzahl von ihnen ſo verlumpt ausſieht. Denn wenn ich einen Menſchen ſehe in einem alten

ſchwarzen Rock, mit Flicken auf den Ellenbogen, ſo bin ich jedesmal ſicher, daß es ein Poet iſt. Sie werden wol trinken, die Hunde; was ſie verdienen, jagen ſie ſofort durch die Kehle. Mein Herr von Tyboe hat mich ausgeſchickt, einen Poeten aufzuſuchen, und hat mir zwei Reichsthaler mitgegeben zu einem Gedicht, welches er Fräulein Lucilia ſchicken will, weil er nämlich durch ihr Kammermädchen, Mamſell Pernille, in Erfahrung gebracht hat, daß heute des Fräuleins Namenstag iſt. Weil aber mein Herr gerade ſolch ein Poet iſt wie ich, ſo müſſen wir fremde Köpfe für uns arbeiten laſſen. Das iſt ein verwettertes Mädel, die Pernille. Ich habe ſie freilich nur erſt ein paarmal geſprochen, weil ich erſt kürzlich bei Tyboe in Dienſt getreten bin; ſo viel aber habe ich in dieſer kurzen Zeit ſchon bemerkt, daß die Aufmerkſamkeiten, welche ſie uns dem Fräulein zu erweiſen räth, immer nur in Gedichten und Nachtmuſiken beſtehen, die Aufmerkſamkeiten dagegen, die ſie für ſich ſelbſt in Anſpruch nimmt, die beſtehen allemal in Geld und noch dazu in Kronthalern, für die wir, das kann ich beſchwören, neulich vierzehn Procent gegeben haben bei dem verfluchten Juden, der hier in der Straße wohnt und der noch obenein der billigſte ſein ſoll. Es iſt doch eine eigenthümliche Sorte, dieſe Juden, man ſollte wirklich glauben, daß ſie nicht die Spur von Chriſtenthum oder Gewiſſen haben. Aber jetzt muß ich ſehen, wo ich einen Poeten herkriege; wenn man das Teufelszeug braucht, ſo iſt keiner zu finden, braucht man ſie aber nicht, ſo giebt es ihrer ſo viele wie Fliegen im September. Aber da kommt jemand, ſollte das nicht ein Poet ſein? Nein, es iſt ein Menſch. Mit dem Burſchen muß ich ſprechen, er hat ſo was Närriſches im Geſichte.

Vierte Scene.

Peter. Jens.

Peter (winkt ihm). Hör', Kamerad, auf ein Wort!
Jens. Iſt da jemand, der mich ſprechen will?
Peter. Nein, ich wahrhaftig nicht.

Jens. Was willſt Du denn?

Peter. Hab' ich Dir etwa Rechenſchaft zu geben, was ich will?

Jens. Du mußt nicht richtig im Kopfe ſein. Erſt ruft er mich, und nachher, wenn man ihn fragt, was er will, da nimmt er es übel.

Peter. Ich will wahrhaftig nichts als Dich ſehen; nämlich, die Wahrheit zu ſagen, ſah ich Dich an unſerm Thorweg vorübergehen, und da kam es mir vor, als hätteſt Du ſo was Närriſches im Geſichte.

Jens. Der Kerl iſt wirklich nicht richtig im Kopfe. Bei wem dienſt Du denn?

Peter. Bei meinem gnädigen Herrn.

Jens. Das war noch das Klügſte, was ich von Dir gehört habe. Aber haſt Du mich ſchon früher geſehen?

Peter. Ja, es iſt mir ſo, als hätt' ich letztes Frühjahr die Ehre gehabt, Dich auf einem Oſtindienfahrer zu ſehen, da lagſt Du aber auf Deck an der Kette, und warſt rauh über den ganzen Leib und hatteſt vier Beine.

Jens. Hol' Dich der Henker, Du Spottvogel! Du biſt noch eher ein Affe als ich; denn Du ſiehſt nicht blos aus wie ein Affe, ſondern Du haſt auch Manieren wie ein Affe.

Peter. Ei, Landsmann, das mußt Du mir nicht übel nehmen, daß ich ein bischen Faxen mache, ich ſehe gar zu viel Tollheiten in dem Hauſe, wo ich diene.

Jens. Wo dienſt Du denn?

Peter. Ich bin kürzlich in den Dienſt getreten bei einem Kriegsmann, mit Namen Jacob.

Jens. Ja, nun bin ich noch ſo klug wie vorher, wenn Du mir nicht ſeinen Zunamen ſagen kannſt.

Peter. Er heißt Jacob von Tyboe.

Jens. Ach, den kenn' ich, der iſt ja ein Narr.

Peter. Der Klügſte iſt er nicht, da haſt Du allerdings Recht, indeſſen iſt er doch ſo ziemlich bei Verſtande. Aber bei wem dienſt Du denn?

Jens. Ich diene bei Magiſter Stygotius.

Peter. Ach, den kenn' ich, der ist ja ein Narr.

Jens. Ei, Possen, ein wohlstudirter Mann ist er. Ich habe schon mehr als Einen sich wundern hören, wie er nur hat so gelehrt werden können, da er doch blos in der Christenbernikov-Straße geboren ist.

Peter. Je nun, vielleicht ist er im Studentenhofe oder in der Regenz gesetzt und in der Christenbernikov-Straße blos herausgegeben worden.

Jens. Mag er gemacht sein, wo er will, so ist er jedenfalls so gelehrt, daß er, wenn es sein müßte, eine Postille sein könnte.

Peter. Kann er denn jedes dänische Buch lesen, das er will?

Jens. O Du Tölpel, er sollte Magister sein und nicht lesen können?!

Peter. Ja, was weiß ich denn, was zu einem Magister gehört. Im Uebrigen will ich gern zugeben, daß er sehr gelehrt ist, aber ein Narr kann er doch sein, nämlich ein hochgelahrter Narr.

Jens. Da kommst Du der Wahrheit ziemlich nahe.

Peter. Na, da sind wir ja so gut wie Schwäger, da es ja eine Familie ist, in der wir dienen. Aber hör', Kamerad, nun laß uns mal wirklich im Ernst sprechen. Da wir nun doch Schwäger sind, so sag' mir mal, was das Wort „von" so eigentlich im Deutschen heißen will? Ich verstehe nämlich, ohne mich zu rühmen, so ziemlich alles im Deutschen, blos einige Worte giebt es noch, die ich nicht verstehe; schreiben kann ich es perfect, aber nur nicht lesen.

Jens. Was interessirt Dich aber das Wort „von" so sehr?

Peter. Je nun, weil ich gehört habe, daß mein Herr vor diesem, als er noch nicht so vornehm war wie jetzt, blos Jacob Tyboe geheißen hat; seitdem er aber höher aufgerückt ist, läßt er sich von Tyboe nennen. Warum nennt sich denn Dein Herr nicht auch von Stygotius?

Jens. Na, bei uns Gelehrten ist das nicht Mode. Wo die Kriegsleute das Wort „von" zu ihrem Namen setzen, da

brauchen wir das Wort „us", und zwar ſetzen wir uns das hinten an.

Peter. Wie hieß denn Dein Herr, bevor er den Grad nahm?

Jens. Styge.

Peter. So müßte er ja nun heißen Stygeus?

Jens. Nein, das wäre zu einfach; man ſetzt gern, um des Wohllauts willen, noch einige Buchſtaben zu.

Peter. Aber ſteht das feſt, daß das Wort jedesmal hinten angehängt wird, ſo daß man niemals ſagen kann „Us Styg"?

Jens. Nä, die Redensart iſt bei uns nicht Mode; wir machen es hierin wie in allen andern Stücken gerade umgekehrt wie Ihr. Wäre beiſpielsweiſe Dein Herr ein Gelehrter, ſo nennte er ſich ſtatt von Tyboe Tybotius.

Peter. Ah ſo, nun verſtehe ich, was Du meinſt; wir bevortheilen unſere Herren und Ihr hängt ihnen hinten was an, wenn ſie zu etwas kommen. Aber im Grunde iſt dies doch nicht der Gegenſtand, von dem ich ſprechen wollte, ich wollte blos wiſſen, was das Wort „von" bedeutet, wenn es zu einem Namen geſetzt wird.

Jens. „Von" bedeutet bei Euch daſſelbe wie „us" bei uns in der Kanikeſtraße.

Peter. Ja, nun bin ich noch gerade ſo klug wie vorher.

Jens. Es iſt auch ein ſeltſamer Einfall von Dir, daß ich Vernunft in eine Sache bringen ſoll, wo keine Vernunft drin iſt. Warum heißt Einer, der krummbeinig zur Welt gekommen, wohlgeboren? Warum nennt man heute Einen hochgelahrt, der geſtern kaum noch Buchſtaben kannte? Warum ſchreibt man eine franzöſiſche Adreſſe auf einen Brief, der nicht weiter geht als von Slagelſe nach Ringſted? Warum kann man nicht ein anderes Wort gebrauchen für Franco? Und ſo tauſend Dinge, die ich unmöglich alle aufzählen kann.

Peter. Es iſt wahrlich, wie Du ſagſt; ich bin nur ein armer Bedienter, aber daß dies Narrheit iſt, das begreife ich doch. Oder wäre ein Wechſel nicht ebenſo gut, wenn das Wort „Valuta" auf Däniſch geſchrieben wäre?

Jens. Das meine ich auch, gerade wie Dein Herr nicht um ein Haar beſſer iſt, ſeitdem er ſich von Tyboe nennen läßt, als da er noch ſchlecht und recht Tyboe hieß. Indeſſen das ſind Dinge, über die man nicht allzu viel nachdenken muß, vielmehr muß man es machen wie Andere und ſich damit zufrieden geben, daß es nun einmal ſo Mode iſt.

Peter. Ja, aber Mode oder nicht, und wenn ich auch was werde, von Peter nenn' ich mich doch nicht.

Jens. Nein freilich, Du Narr, Du müßteſt ja auch erſt einen Zunamen haben.

Peter. Ja, wo zum Henker ſoll ich den wol herkriegen? Mein Vater hieß blos ſchlecht und recht Peter, mein Großvater und Urgroßvater ebenſo; es fehlt nicht viel, ſo kann ich meine ſechzehn Ahnen aufzählen von lauter Petern, die niemals einen Zunamen weiter gehabt haben.

Jens. Ei nun, da ließe ſich noch einmal helfen; wo biſt Du geboren?

Peter. In Europa.

Jens. Ja, das glaub' ich wohl, ſchon an Deiner Sprache höre ich ja, daß Du ein Europäer biſt und kein Polacke. Aber an welchem Ort im Lande biſt Du geboren?

Peter. In Kopenhagen.

Jens. In welcher Straße in Kopenhagen?

Peter. In den Tuchlauben.

Jens. Ja, ſo kannſt Du Dich ja nennen laſſen: Peter oder Peiter von Tuchlauben.

Peter. Na, mir wird es ſchlecht gehen, daß ich hier müßig ſtehe, da ich doch ſo viel für meinen Herrn zu beſorgen habe. Er will ein franzöſiſches Gedicht gemacht haben auf ein Mädchen, in das er verliebt iſt; aber weil er ſelber nicht ſtudirt hat, ſo hat er mich ausgeſchickt, einen Poeten aufzuſuchen, der ſo was in aller Schnelligkeit zu Stande bringt.

Jens. Ich werde Dir einen nachweiſen, der Verſe macht für einen billigen Preis.

Peter. Wo wohnt er?

Jens. Er wohnt in Apenrade, dicht beim Goldſchmied.

Peter. Wie heißt er?

Jens. Ich glaube, er heißt gar nicht; wenigſtens hab' ich ihn niemals anders nennen hören als den Poeten in Apenrade.

Peter. Na, aber das weiß ich doch, daß die Poeten ſo gut getauft ſind wie andere Menſchen?

Jens. So ganz genau kann ich Dir das nicht ſagen, jedenfalls wird es ſchon genügen, Du fragſt nach dem Poeten in Apenrade.

Peter. Dank für guten Beſcheid. Erſt will ich aber mal ein bischen bei Chriſtoph hineingehen und einen Krug Bier trinken; nachher will ich ſehen, daß ich den guten Poeten treffe. Adiös. (Ab.)

Jens. Serviteur. Wer Henker mag das ſein, in die er verliebt iſt? Das geht ja in dieſen Tagen um wie eine Krankheit; mit meinem Herrn, ſcheint mir, iſt es auch nicht ganz geheuer. (Ab.)

Fünfte Scene.

Leonard. Jeſper.

Jeſper. Donnerwetter, Monſieur, das war ſchön, daß wir das herausgebracht haben, nämlich, daß er ein Gedicht auf Fräulein Lucilia gemacht haben will.

Leonard. Aber was folgt daraus?

Jeſper. Daraus folgt ſo viel, daß .... Laßt mich nur machen.

Leonard. Ach, ſage mir doch, was Du vor haſt?

Jeſper. Ich werde ihn an einen Poeten recommandiren, der ſoll ihm ein ſo wahnwitziges Gedicht machen, daß er ſich damit um ſeinen ganzen Credit bringt.

Leonard. Aber es verſteht ſich ja doch von ſelbſt, daß er das Gedicht vorher lieſt?

Jeſper. Aber Ihr hört ja doch, daß er ein franzöſiſches Gedicht haben will.

Leonard. Aber wenn er es nun jemand anders zeigt?

Jeſper. Das thut er gewiß nicht, er hat aller Welt ein-

gebildet, als ob er perfect Französisch verstehe, und darum läßt er sich das Gedicht gewiß von niemand übersetzen. Außerdem soll auch niemand wissen, daß er jemand die Cour macht; denn alle seine Erzählungen gehen darauf hinaus, daß alle Frauenzimmer in seine Schönheit verliebt sind, so daß er weder Tag noch Nacht Ruhe vor ihnen finden kann.

Leonard. Willst Du den Poeten vorstellen, so mußt Du Dich sputen, ehe der Bediente zurückkommt.

Jesper. Nein, Monsieur, Ihr selber müßt ihn machen. Aber da kommt Magister Stygotius, der soll uns dabei helfen, er konnte uns zu gar keiner gelegeneren Zeit kommen. Geht Ihr inzwischen ein wenig bei Seite.

(Leonard ab.)

Sechste Scene.

Stygotius. Jens. Jesper.

Stygotius. Höre, Jens, hast Du wirklich nichts anderes zu thun, als Dich auf der Straße herumzutreiben und Maulaffen feil zu halten? Otium est pulvinar Diaboli, Müßiggang ist des Teufels Ruhebank. Ich habe dieser Tage her so viel verrücktes Zeug im Kopfe, daß es mir an Zeit fehlt, selbst das Nöthigste zu bedenken. Es ist doch ein Scandal, daß die Schrift, die ich so lange versprochen habe, publici juris facere, noch immer ungedruckt ist. Aber ach, wenn dem Menschen erst Amors Grillen im Kopfe stecken, dann muß Philosophia sub scamno liegen. Wenn Veneris Sohn, ich will sagen Cupido, einmal seinen Einzug gehalten hat in eines Philosophi Herz, so geht Minerva oder, wie sie apud poetas auch genannt wird, Pallas flöten. So bin auch ich jetzt zu meinem eigenen Unglück et etiam maximo reipublicae literariae detrimento getroffen von Cupido's Pfeilen. Ach, Fräulein Lucilia, das war eine unglückselige Stunde, da ich Dich zuerst erblickte! Alle meine Ruhe hast Du mir genommen, Du bist das Objectum, das mir jetzt allein vor Augen steht, so daß ich weder Gedanken noch Neigung mehr habe zum Studiren.

Mein einziges Vergnügen iſt, hinaus zu wandern aufs Land und mich im Walde zu ergehen und zu ſeufzen und meine Noth den Bäumen zu klagen, nach der alten Hirten Weiſe.

Jens. Und was antworten die Bäume?

Stygotius. Halt' den Mund, Du Narr! Sie geben mir dieſelbe Antwort, die ſie einſt den Hirten gaben.

Jens. Ei Herr, nehmt Euch das nicht ſo nahe, es giebt ja doch keine Feſtung, die ſo ſtark wäre, daß ſie nicht zuletzt doch eingenommen würde. Es iſt ja keine Lucretia, keine Nonne, in die Ihr Euch verliebt habt, ſondern eine Dame, die vermuthlich ebenſo zahm iſt wie die übrigen. Ich habe freilich nicht die Ehre ſie zu kennen, doch denk' ich mir, ſie wird wol auch nur ein Menſch ſein.

Stygotius. Allerdings könnte ich mir einige Hoffnung machen, wäre nur nicht ein gewiſſer Offizier, der ſich Jacob Tyboe nennt, mein Rival. Sed hinc illae lacrymae, da liegt der Hund begraben! Er trägt ſich vornehm und hat mehr Geld als ich. Ich will Dir die ganze Sache klar darlegen: ich habe mich kürzlich in eine junge Dame verliebt, welche ein Kammermädchen hat, das bei der Dame in großem Anſehen ſteht; es iſt das Außenwerk, das erſt erſtürmt werden muß, bevor man in die Feſtung ſelbſt gelangen kann, und zwar kann dieſes nicht anders geſchehen, als mit aureis et argenteis armis, will ſagen: durch Gold und Silber. Zuweilen ſtellt ſie ſich, als wäre ſie auf meiner Seite, aber den Tag drauf kehrt ſie mir wieder den Rücken, und da kann ich mir denn ſchon denken, daß ſie ſich von Tyboe hat ſchmieren laſſen. Die Mutter ſchwankt noch zwiſchen uns beiden. Doch geh' an Dein Geſchäft, Jens. (Jens ab.) Hier ſehe ich Jeſper kommen, der in Tyboe's Hauſe aus- und eingeht. Der brave Kerl meint es gut mit mir; denn ſo viel Gutes ihm auch in Tyboe's Hauſe widerfährt, ſo habe ich doch bemerkt, daß er mir mehr zugethan iſt als ihm.

Jeſper (tritt auf). Serviteur, Herr Magiſter. Das iſt gut, daß ich Ihn finde; wie geht es mit der Liebe?

Stygotius. Ja, wie ſoll es damit gehen, Monſieur Jeſper. Ihr wißt ja wol ſelbſt, daß mein Rival beſſer im Stande iſt,

Mamſell Pernille zu ſchmieren, als ich. Aber was macht denn von Tyboe?

Jeſper. Der Narr! Das kann ich den Herrn Magiſter verſichern, daß die guten Biſſen, die ich von ihm habe, ſauer verdient ſind. Muß ich doch ſo viel dummes und thörichtes Zeug von ihm hören, daß mir geradezu iſt, als müßte ich platzen! Nein, da iſt es doch ein ganz anderer Genuß, mit ſolchen Leuten umzugehen wie der Herr Magiſter.

Stygotius. Ich bin nur nicht in der Lage, Euch ſo viel Angenehmes zu erweiſen wie er.

Jeſper. Was will das ſagen? Kann ich nur mit gelehrten Männern umgehen, ſo frage ich nichts nach Eſſen noch Trinken. Hört, Herr, ich habe mir etwas ausgedacht, womit wir dem Jacob von Tyboe bei Fräulein Lucilia ſo ziemlich das Spiel verderben können.

Stygotius. Nämlich womit?

Jeſper. Eben war ich zugegen, wie Tyboe's Bedienter erzählte, daß ſein Herr dem Fräulein ein Gratulationscarmen zu ihrem heutigen Namenstag ſchicken will.

Stygotius. Iſt es möglich?!

Jeſper. Nun wißt Ihr ja, daß Tyboe ein Pferd iſt und nicht einmal ſeinen eigenen Namen in Proſa ſchreiben kann, geſchweige in Verſen, und deswegen hat er denn ſeinen Bedienten ausgeſchickt nach einem Studenten, der ihm für Geld ein paar Verſe zurecht machen ſoll.

Stygotius. Aber was hat das alles zu bedeuten?

Jeſper. Nun, meine ich, müſſen wir jemand dazu anſtellen, daß er ihm ein paar recht verrückte Verſe macht, die das Fräulein vor den Kopf ſtoßen. Die Verſe müſſen in einer Sprache abgefaßt ſein, die er nicht verſteht.

Stygotius. Aber wo wollen wir jemand auftreiben, der den Poeten macht?

Jeſper. Ich wollte ihn gerne machen, wenn ſein Diener mich nur nicht kennte. Will der Herr Magiſter die Rolle nicht ſelbſt übernehmen?

Stygotius. Es wäre mir lieber, wenn es ein Anderer thäte;

denn ich für meinen Theil habe einen Eid darauf abgelegt, nichts zu thun, was eines Philoſophen unwürdig iſt. Aber hier kommt mein guter Freund Petronius, er iſt ein aufgeweckter Kopf, einen beſſeren könnten wir gar nicht dazu finden.

Siebente Scene.

Stygotius. Jeſper. Petronius.

Stygotius. Domine frater, wir ſind eben dabei, einem Bedienten, der hier gleich aus dem Wirthshauſe kommen wird, einen Poſſen zu ſpielen. Er will für ſeinen Herrn ein Gedicht gemacht haben für das Fräulein Lucilia, das Ihr ja kennt; wollt Ihr Euch wol für einen Poeten ausgeben und ihm ein paar verrückte Verſe machen, durch die er ſich um ſeinen Credit bringt?

Petronius. Alle ſolche Schwänke mach' ich mit Plaiſir.

Jeſper. Da kommt er; nun macht Euch nur an ihn, wir gehen indeſſen bei Seite.

(Jeſper und Stygotius ab.)

Achte Scene.

Peter. Petronius.

Peter. Das iſt ein verfluchtes Ende Weg in ſolchem Schneetreiben, von hier bis nach Apenrade zu gehen. Dieſe Hundsfötter von Poeten müßten hübſch mitten in der Stadt wohnen, wie das andere Volk, das was zu verkaufen hat. Aber vermuthlich wohnen ſie ſo nah am Wald, damit ſie Sommers doch auch was Grünes zu ſehen kriegen.

Petronius. Jetzt muß ich nur vor und ihm auf halbem Wege entgegen kommen.

(Geht langſam auf und nieder, wie Einer, der in tiefen Gedanken iſt.)

Peter. Aber wer mag das ſein? Entweder ein Verrückter oder ein Poet. Seid Ihr nicht ein Poet, Monſieur? (Hier

bekommt Peter eine ungeheure Maulſchelle und beginnt zu rufen:) Was ſchlagt Ihr mich denn, ich thue Euch ja doch nichts Böſes?!

Petronius. Um Verzeihung, ich that es in Gedanken. Wenn Einer kommt und mir in mein Concept hineinredet, da kriegt er jedesmal Prügel; daran ſoll man erkennen, was ein rechter Poet iſt.

Peter. Poet oder Prophet, einerlei was Ihr ſeid, ſo ſollt Ihr mir dieſen Schlag theuer bezahlen; ein armer Bedienter kriegt auch noch Recht.

Petronius. Ei, Unſinn, haſt Du nie von der licentia poetica gehört?

Peter. Das Menſch kenn' ich nicht.

Petronius. Haſt Du nicht gehört, daß nach allen Geſetzbüchern die Poeten gewiſſe Vorrechte haben?

Peter. In welchem Kapitel des Geſetzbuchs ſteht das?

Petronius. In dem Kapitel von den Poeten.

Peter (bei Seite). Es wird wol das Beſte ſein, ich bleibe bei dieſem; von dem in Apenrade, weil er ja doch der beſte Poet in der Stadt iſt, krieg' ich am Ende doppelte Prügel. (Laut) Monſieur, ich möchte gern in aller Eile ein Gedicht haben; was koſten ſie jetzt nach dem Marktpreis?

Petronius. Was für eine Gattung von Verſen willſt Du haben, franzöſiſch oder däniſch, deutſch, italieniſch, ſpaniſch, moskowitiſch, elamitiſch, meſopotamiſch, lateiniſch, ſchweriniſch oder lübiſch?

Peter. Verzeihung, mein Herr, daß ich den Hut aufbehalten: ich habe nicht gewußt, daß Er ſo gelehrt iſt. Ich wollte unterthänigſt bitten um ein paar franzöſiſche Verſe für Geld und gute Worte.

Petronius. Willſt Du haben heroiſche, ſatiriſche, panegyriſche, lyriſche, ſapphiſche, ſpagyriſche, dromedariſche, malabariſche u. ſ. w. u. ſ. w.?

Peter. Der Herr Doctor wird das wol ſelbſt am beſten einrichten; das Gedicht ſoll für Eine ſein, die Lucilia heißt und hier in der Straße wohnt, aber nächſten Michaelis zieht ſie aus.

Petronius. Das thut nichts zur Sache; ſoll das Gedicht lang oder kurz ſein?

Peter. Ja, mein Herr wird wol ſelbſt am beſten wiſſen, wie viel Ellen zu einem Gratulationscarmen gehören.

Petronius. Nach der Elle wird das nicht verkauft, indeſſen gebe ich Dir mein Wort darauf, daß Du haben ſollſt, was ſich gehört, nur aber unter der Bedingung, daß Du es keinem andern Poeten zeigſt; denn wie niemals ein Kleidungsſtück von einem Schneider gerühmt wird, der es nicht gemacht hat, ſo wird auch niemals ein Gedicht von einem andern Poeten gerühmt. Ich ſelbſt, unter uns geſagt, habe ſo einen Nagel im Kopfe; und wenn mir Einer den Stock vor die Naſe hielte, ſo könnte ich es doch nicht über mich gewinnen, einen fremden Vers zu loben, und wäre es der beſte von der Welt. Es war ja wol ein franzöſiſches Gedicht, das Du haben wollteſt? (Zieht einen Bleiſtift heraus und ſchreibt auf ein Stück Papier.)

Peter. Seid ſo gut und leſt es mir vor.

Petronius. Mater tua lena est, tu meretrix, ancilla prostibulum.

Peter. Das iſt meiner Treu ein ſchöner Vers, aber nur ein bischen kurz.

Petronius. Darin eben beſteht die Kunſt, in wenigen Worten einen großen Gedanken auszuſprechen; ich bin ſicher, Ovidius ſelbſt hätte das nicht beſſer gemacht.

Peter. Ovidius, der Schneider in Aalborg? Der macht keine guten Verſe; da will ich mich verpflichten, ſie ebenſo gut zu machen.

Petronius. Nicht doch, ich meine einen alten Poeten Ovidius.

Peter. Und was ſoll das Gedicht nun koſten?

Petronius. Wär' es für einen Andern, ſo thäte ich es nicht unter zwei Mark, Ihr aber ſollt es für achtundzwanzig Schillinge haben. Du mußt nämlich bedenken, daß Verſe theurer ſind als andere Schriften, ſintemalen die Poeſie die Sprache der Götter iſt.

Peter (bei Seite). Vielmehr, dünkt mich, die Sprache der

Bettler; denn alle Poeten, die ich bis jetzt kennen gelernt habe, waren Lumpen. (Laut) Ach, Herr Doctor, mit zehn Schillingen, mein' ich, wird es wol auch bezahlt sein.

Petronius. Ja, da mußt Du noch zwei Schillinge zulegen; es ist überhaupt nicht sowol des Geldes, als der Ehre halber, daß ich schreibe.

Peter. Da habt Ihr sie denn.

Petronius. Adieu.

Peter. Serviteur.

Neunte Scene.

Peter allein.

Peter. Das ist doch ein wunderlicher Menschenschlag, diese Poeten. Giebt Einem ein anderer ehrlicher Mann in Gedanken eine Maulschelle, so schleppt man ihn in den Narrenthurm; bei denen jedoch ist so etwas ein Merkmal von Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit. Uebrigens habe ich mit dem Gedichte doch einen guten Kauf gemacht. Menschen, die so wenig eigennützig sind, verdienen wirklich einige Vorrechte; denn was wollen zwölf Schillinge bedeuten für solchen gelehrten Herrn? Allerdings verstehe ich mich nicht auf Gedichte; daß dies aber sein Geld werth ist, das sehe ich doch. Meinem Herrn werde ich nun einbilden, ich habe zwei Reichsthaler dafür gegeben, so bringt das Geschäft mir elf Mark und vier Schillinge. Der Lohn, den ich kriege, ist nur klein, aber dafür nähre ich mich redlich mit Commissionen. Es ist mancher brave Mann hier in Kopenhagen, der sich mit Frau und Kindern davon durchbringt; wovon sollten die armen Kerle sonst auch leben? Verstände ich meinem Herrn den Hof zu machen, wie Jesper thut, könnte ich auch die fetten Bissen und die Geschenke haben, die er kriegt. Aber, ohne mich selbst zu rühmen: ich bin ein ehrlicher Kerl, der nie anders spricht, als er denkt. Wenn mein Herr anfängt von den Heldenthaten zu erzählen, die er im brabantischen Kriege vollbracht hat, so schweigt Peter mausestill; ich weiß

nämlich, daß er niemals jenſeit des Beltes geweſen iſt, geſchweige denn in Brabant, das noch ein paar tauſend Meilen weiter liegt. Nein, ehrlich währt doch am längſten. Ich ſage mit dem Holländer: Thue Unrecht und ſcheue den Teufel. Ja, wenn ich ſo gut Deutſch könnte wie Holländiſch, da wäre Peter wol ein anderer Mann, als er iſt; hab' ich Schulmeiſter Alexander doch oft ſagen hören: Wer Deutſch kann und das Geld dazu hat, dem ſteht ganz Europa offen. Aber der Teufel hole dies „der, die, das", da braucht man allein vierzehn Tage dazu und weiß es doch noch nicht. (Rb.)

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Tyboe. Jesper.

Tyboe. Ja, das war noch nichts, Jesper, gegen die brabantische Belagerung, da stand ich zwei volle Stunden allein auf der Mauer und schlug mich mit der ganzen Garnison herum. Von Zeit zu Zeit sah ich mich um, ob mir denn niemand zu Hülfe käme, aber da war nicht Hinz noch Kunz, der sich zutraute mir zu folgen.

Jesper. Vor zwei Jahren ging es mir auch höchst sonderbar. Vierhundert Mann hatte ich allein in die Flucht geschlagen, der Anführer befand sich bereits in meinen Händen, gerade aber wie ich ihm den Kopf abhauen wollte, kam Einer und weckte mich. Aber was steh' ich hier und schwatze, das gehört ja gar nicht hierher, der Herr hat es ja im Wachen gethan. Ach, Herr von Tyboe, wer hätte auch wol für nöthig finden sollen, nachzufolgen? Ihr wart ja der Mann dazu, die Stadt ganz allein einzunehmen.

Tyboe. Was sie sich dabei gedacht haben, weiß ich nicht, wol aber weiß ich, daß den Tag Jacob Tyboe und ich die ganze Armee allein auf ihr Gewissen nehmen mußten. Es war nur mein Glück, daß ich den Rücken frei hatte, indem ich mich an eine Kirchenmauer lehnen konnte, welche auf dem Walle stand.

Jesper. Ei ja wohl, ich weiß, sie heißt noch heutzutage Tyboe's Kirchhof, von wegen der vielen Todten, welche der Herr da geopfert hat.

Tyboe. Nein, wirklich, heißt ſie ſo, Jeſper? Sie kann in der That ein Kirchhof heißen; ich hatte ordentlich eine Bruſtwehr um mich her von lauter Leichen. Der ſchlimmſte Gegner, der mir am meiſten zu ſchaffen machte, das war einer von den Herrenſtaaten von Holland in eigener Perſon, den ich an ſeinem Ordensbande erkannte; der ſchlug um ſich, wie ein honneter Kerl, das muß ich ihm noch im Tode nachſagen.

Jeſper. Vermuthlich hat er ſich feſt machen können, wie leider ſo viele in Holland thun.

Tyboe. Ja, wie feſt er auch war, zuletzt mußte er doch ins Gras beißen. Ich traf ihn nämlich juſt auf den Nabel und hieb ihn mitten durch wie einen Kohlſtrunk; bevor er ſtarb, rief er noch dreimal auf Holländiſch: mors, mors, mors: deswegen darf ich auch noch heutigen Tags nicht nach Holland kommen. Aber wo haſt Du das gehört, daß man den Ort Tyboe's Kirchhof nennt? Zur Zeit der brabantiſchen Belagerung nannte ich mich doch noch ſchlechtweg Jacob.

Jeſper. Ich denke mir, gnädiger Herr, ſie werden wol hinterdrein herausbekommen haben, welchen Namen der gnädige Herr angenommen haben. Dieſe Holländer ſind eine verfluchte Nation, die haben ihre Spione überall. Der gnädige Herr wird von allen gekannt, obwol der gnädige Herr ſelbſt nur wenige kennt. Und nun fällt mir ein, wie ich es erfahren habe: geſtern Abend war ich in Nummer vier, da ſaß Schiffer Adrian, der kürzlich von Vlie gekommen iſt, und plauderte ſo mit verſchiedenen ſeiner Collegen von der letzten brabantiſchen Belagerung, der hat mir zugeſchworen, daß der gnädige Herr noch jetzt in ganz Holland nicht anders genannt wird als der brabantiſche Jacob.

Tyboe. Ja, das glaub' ich ſchon, daß man mich in ganz Holland kennt, ſowol von der Belagerung her, als von wegen der großen Schlacht bei Amſterdam, in der ich mit eigener Hand über ſechshundert Feinde erlegte.

Jeſper. Ei, der gnädige Herr muß noch eine Null dazuſetzen.

Tyboe. Das überlaſſe ich Anderen, ich ma foi habe nie-

mals nach der Zahl gefragt, auf ein Hundert mehr oder minder kam es Jacob von Tyboe damals gar nicht an; es ist mir selber unbegreiflich, wie mein Säbel es noch so lange ausgehalten hat.

Jesper. Ei, der gnädige Herr hätte die Leute auch mit einer Schreibfeder todtgeschlagen; nicht auf den Säbel kommt es an, sondern auf die Hand, die ihn führt. In einer alten Chronik habe ich von Alexander Magnus gelesen, daß er mit einem einzigen Hiebe dem größten englischen Ochsen den Kopf abschlagen konnte. Da nun Nebukadnezar, unter dem Alexander als Feldmarschall diente, davon zu hören kriegte, so bat er Alexander, ihm seinen Säbel zu leihen, und wollte versuchen, ob er dasselbe zu Stande brächte. Allein es gelang ihm nicht. Da wurde denn Nebukadnezar zornig und sagte: Das ist ja der rechte Säbel nicht, Herr General! worauf Alexander erwiderte: „ich habe Eurer kaiserlichen Majestät wol meinen Säbel geliehen, nicht aber meinen Arm".

Tyboe. Du bist ja ein studirter Mann, Jesper, wie ich höre; wo hast Du denn das gelesen?

Jesper. In Arved Hvitfeldts Chronik.

Tyboe. Ich dachte sonst, die Geschichte wäre von Meister Mons Weingarten beschrieben; das ist ein Buch, das ich sechzehnmal gelesen habe, ja noch sechzehnmal dazu, und habe in meinen verschiedenen Feldzügen den größten Nutzen davon gehabt. Dieser Meister Mons muß selber ein großer General oder Staatsmann gewesen sein, sonst hätte er unmöglich alles so genau beschreiben können. Aber apropos, Jesper, hast Du gehört, wie ich gestern den Jacob Christoffersen abgeführt habe? Der wollte über Tisch seinen Spaß mit mir treiben und fragte mich, ob ich mich im Winter, wenn die Tage kurz sind, ebenfalls Jacob von Tyboe nennte.

Jesper. Das war ein verwettert dreistes Stück gegen so einen Mann, wie der gnädige Herr ist.

Tyboe. Nein, nun höre nur, was ich ihm zur Antwort gab; ich sagte so laut, daß die ganze Gesellschaft es hören mußte: „Monsieur Christoffersen, Ihr seid ma foi ein Narr."

Jeſper. Ha ha ha, der gnädige Herr ſpricht wirklich wie mit Engelzungen! Und was ſagten die Andern dazu?

Tyboe. Sie lachten alle, als ob ſie platzen wollten, beſonders Franz Franzen, der ſagte: „Jacob von Tyboe iſt nie um eine Antwort verlegen". Aber jetzt muß ich hin und hören, ob mein Bedienter, der Peter, noch nicht Beſcheid zurückgebracht hat; ich habe ihn nämlich zu einem Poeten geſchickt von wegen eines Gedichtes auf Fräulein Lucilia.

Jeſper. Da iſt er ja.

Zweite Scene.

Peter. Die Vorigen.

Tyboe. Höre, Peter, haſt Du das Gedicht gekriegt?

Peter. Ja, Meiſter, aber das koſtet ein Stück Geld.

Tyboe. Ei, Du Schlingel, kannſt Du denn nicht das Wort „gnädiger Herr" in Deinen Dummkopf hineinbringen? So einen dummen Bedienten hab' ich doch wirklich noch niemals gehabt, da lob' ich mir den Chriſtoph, meinen alten deutſchen Bedienten, der hat doch mehr Politur.

Peter. Um Verzeihung, da möchte ich den gnädigen Herrn doch bitten, mich ebenfalls Lakai zu nennen.

Tyboe. Das mag ich leiden, Peter, daß Du Ehr' im Leibe haſt; Du haſt Recht, Du biſt Lakai. Aber was koſtet das Gedicht?

Peter. Ach, Bagatelle, blos zwei Reichsthaler.

Tyboe. Zeig' her; zwei Reichsthaler für eine Zeile, iſt das nicht unverſchämt, Jeſper?

Jeſper. Ei, Peter, da haſt Du Dich ſchön anführen laſſen.

Peter. Das verſtehen wir Poeten beſſer; je kürzer ein Gedicht iſt, je theurer. Dies hier hat der Poet in Apenrade gemacht, ein Mann, der allein mit ſeinen Verſen Frau und Kinder ernährt; der kann Gedichte machen, die blos ein Wort lang ſind, aber wenn man ſie ſo kurz haben will, da kann ſie der Teufel ſelbſt nicht mit Geld bezahlen.

Jeſper. Ha ha ha ha ha!

Tyboe. Worüber lachſt Du, Jeſper?

Jeſper. Ich muß noch immer über die Antwort lachen, die der gnädige Herr dem Jacob Chriſtofferſen gab.

Tyboe. Das war ſo: „Monſieur Chriſtofferſen, Ihr ſeid ma foi ein Narr.“

Jeſper. Ha ha ha! Der gnädige Herr, muß ich ſagen, hat doch wahrhaftig nicht Seinesgleichen.

Tyboe. Hör', Peter, iſt das Gedicht auch wirklich gut? Du haſt ihn gehörig darum gefragt?

Peter. Ei was, gnädiger Herr, ſolche Leute darf man nicht lange fragen, ob ihre Arbeit gut iſt; ſolche Meiſter ſind kurz angebunden.

Tyboe. Aber, Jeſper, wenn ſie nur nicht erfährt, daß ich das Gedicht nicht ſelbſt gemacht habe; es wäre doch eine rechte Blamage für mich.

Jeſper. Je nun, gnädiger Herr, wenn ſie es auch erfährt, ſo denkt ſie doch wol blos: Herr von Tyboe iſt vermuthlich heute bei Hofe geweſen, oder hat andere wichtige Dinge zu thun gehabt und deshalb hat er einen ſeiner Untergebenen beauftragt, ein Gedicht zu machen, das er ſelbſt ohne Zweifel weit beſſer gemacht hätte.

Tyboe. Meinſt Du, daß ſie das denken wird?

Jeſper. Was denn anders? Warum ſollte ſie von dem gnädigen Herrn nicht ebenſo denken wie alle andern Menſchen? Der gnädige Herr iſt ein Herr, der zu allem geſchickt iſt. Wer ſtehenden Fußes, ohne ſich zu beſinnen, eine ſolche Antwort geben kann, wie der gnädige Herr dem Jacob Chriſtofferſen gegeben hat, der iſt auch zu allem andern geſchickt, denn der gnädige Herr wolle beachten: es iſt eins, gute Einfälle haben, und ein anderes, ſie aus dem Stegreif haben. Wie war die Antwort doch? Nun hab' ich ſie ſchon wieder vergeſſen.

Tyboe. Sie war ſo: „Monſieur Chriſtofferſen, Ihr ſeid ma foi ein Narr.“

Jeſper. Ha ha ha, ha ha ha! Hol' der Henker den gnädigen Herrn, was der für gnädige Einfälle hat, ha ha ha, ha ha ha ha!

Tyboe. Aber glaubſt Du wol, Jeſper, daß ich ebenfalls Gedichte machen könnte, wenn ich wollte?

Jeſper. Nun das verſteht ſich, wenn der gnädige Herr Gedichte machen wollte, er ſtäche alle Poeten und Poetinnen aus, die in der Stadt ſind. Für einen ſolchen Mann jedoch, wie der gnädige Herr, iſt es nicht anſtändig, Gedichte zu machen und als Schriftſteller aufzutreten oder ſich mit irgend etwas zu befaſſen, was nach Pedanterei ſchmeckt. Ich habe mir erzählen laſſen von einem großen General in Caſtilien oder Braſilien (er hieß Holofernes, glaub' ich), der, da er gefragt ward, wen er für den größten Poeten halte, zur Antwort gab: dieſen halte ich für den größten General, jenen für den größten Admiral, und den für den größten Staatsmann; womit er zu verſtehen gab, daß es für ihn als einen Offizier nicht anſtändig ſei, über Poeten zu urtheilen.

Tyboe. Neulich habe ich doch auch ein Gedicht gemacht, unter uns geſagt.

Jeſper. Ach gnädiger Herr, das laßt mich hören!

Tyboe. Ich fürchte nur, unter uns geſagt, daß es herauskommt, und daß mein Ruf bei der Armee darunter leidet, gleich als ob ich mich mit Pedantereien befaßte.

Jeſper. Von mir ſoll es wahrhaftig keine Seele erfahren.

Tyboe. Geh mal ein bischen bei Seite, Peter, wir haben etwas zu ſprechen, was Du nicht zu hören brauchſt. Das Gedicht war an Fräulein Lucilia und lautete folgendermaßen:

Lucilia, Du ſtolze Schöne,
Meines Herzens Luſt, Trompete und Paukengedröhne,
Deine Schönheit hat mich gemacht zum Coujon
Und hat genommen mit Sturm meines Herzens Baſtion,
Deines Auges Bajonnet und Muskет' hat mich verletzet
Und meinen Verſtand in Verwirrung geſetzet,
So daß ich geworden ein Narr!

So weit bin ich gekommen, es fehlt mir blos noch der letzte Vers, zu dem habe ich noch nicht Zeit gehabt; er muß ſich auf „arr" endigen, ſo viel weiß ich ſchon.

Jeſper. Wie lange hat der gnädige Herr gebraucht, das Gedicht zu machen?

Tyboe. Ich kann drauf ſchwören, nicht mehr als eine halbe Stunde oder höchſtens dreiviertel, unter uns geſagt.

Jeſper. Ei, das iſt doch was Erſtaunliches, in einer halben Stunde ſolch ein Gedicht, und in dem einen Vers ſind noch dazu zwei Reime: Bajonnet und Musket'. Nein, das muß ich ſagen, das heiße ich Talent! War es nicht ſo? (Wiederholt das Gedicht.) Ach, wenn der gnädige Herr nur einen Reim zum letzten Vers finden könnte, einen Thaler wollt' ich darum geben: „So daß ich geworden ein Narr." Könnte man nicht auf die Art ſchließen:

„Ich will ein Hundsfott ſein, wenn es nicht iſt wahr!"

Tyboe. Das iſt gar nicht ſo übel, Jeſper, aber ich hätt' es doch gern ſelbſt herausbekommen, ich mag das nicht, daß ich mir von Dir helfen laſſe. Ich will es darum auch nicht auf die Art machen, ſondern lieber etwas gedrungener, nämlich ſo:

„Ich bin eine Canaille, iſt es nicht wahr."

Jeſper. Ja, Euer Gnaden, das klingt freilich beſſer!

Tyboe. Und mit allen dieſen Qualitäten, die ich beſitze, Jeſper, iſt es nicht unbegreiflich, daß ein lumpiger Pedant, ein Per caudi ſich unterſtehen darf, mein Rival zu ſein?

Jeſper. Er muß verrückt im Kopf ſein, gnädiger Herr, ſein Studiren muß ihn wahnſinnig gemacht haben, und dann erſtlich iſt der gnädige Herr ſo ſchön wie kein lebendes Mannsbild, ja ohne zu ſchmeicheln, was nicht meine Art iſt, darf ich ſagen, daß, was körperliche Schönheit anbetrifft, nie Einer geweſen iſt, der ſich Ihm vergleichen kann, ſeit ſeiner Durchlaucht des Prinzen Abſalon Zeiten — unter uns geſagt.

Tyboe (indem er leicht an ſeinen Hut greift). Serviteur, Jeſper, ich bedanke mich für die gute Meinung, die Du von mir haſt; es paßt mir nicht, mich ſelbſt zu rühmen, ich überlaſſe das lieber Andern. Aber meinſt Du nicht, Jeſper, daß ich zugleich auch etwas Majeſtätiſches in meinem Geſicht habe, was zugleich Furcht und Beben einflößt? Im Ernſt?

Jeſper. Das kann kein Menſch dem gnädigen Herrn abdisputiren; man möchte wirklich glauben, Euer Gnaden Vater

wäre ein Löwe gewesen und die Mutter ein Schaf, solch ein Gesicht hat der gnädige Herr, so zugleich aus Mildigkeit und Majestät.

Tyboe. Serviteur, Jesper, ich danke.

Jesper. Zum Zweiten ist der gnädige Herr ein Herr, der vermittelst seiner Mannhaftigkeit und Streitbarkeit so viel Ehre eingelegt hat, daß die Feinde des gnädigen Herrn zittern, sowie sie nur des gnädigen Herrn Namen hören. Denn des gnädigen Herrn ganze Erscheinung ist eitel Feuer und Flamme, ja ich glaube, steckte man Holzstecken in des gnädigen Herrn Blut, es würden auf dem Fleck Schwefelhölzer daraus.

Tyboe. Serviteur, Jesper, mich zu bedanken.

Jesper. Zum Dritten hat der gnädige Herr Verstand wie ein Engel.

Tyboe. Serviteur, Jesper.

Jesper. Zum Vierten hat der gnädige Herr solche angenehmen und liebenswürdigen Manieren, daß, wenn der gnädige Herr auch nicht so schön wäre, dennoch alle Frauenzimmer sich in den gnädigen Herrn verlieben müßten. Wol hundertmal habe ich in Gesellschaft bemerkt, daß, sowie ein Frauenzimmer des gnädigen Herrn ansichtig wird, ihr sofort die Sprache vergeht und sie anfängt zu seufzen, als wollte ihr die Seele aus dem Leibe gehen.

Tyboe. Serviteur, Jesper. Hast Du das wirklich bemerkt?

Jesper. Nicht einmal, sondern hundertmal. Weiß der gnädige Herr nicht mehr neulich auf der Hochzeit, wie der gnädige Herr zu tanzen anfing, was für ein Gelächter und Geflüster da sofort unter den Frauenzimmern entstand? Von keinem der übrigen, die da tanzten, wurde so viel gesprochen.

Tyboe. Und doch habe ich niemals tanzen gelernt; es ist das pure angeborene Talent.

Jesper. Ach, möchte der gnädige Herr nicht eine Menuet tanzen? Nichts in der Welt würde ich mit größerem Vergnügen sehen.

(Tyboe tanzt auf höchst bäurische Manier und so oft er sich umwendet, schneidet Jesper ihm Gesichter. Jesper klascht in die Hände.)

Tyboe. Ich habe doch ma foi niemals tanzen gelernt.

Jeſper. Ach, gnädiger Herr, das machen die natürlichen Anlagen!

Tyboe. Aber was das Fechten anbetrifft, da glaub' ich allerdings, daß ich unvergleichlich bin. Komm, mach' mal einen kleinen Verſuch, mit mir zu fechten, blos mit den Händen! Wo willſt Du den Stoß nun hin haben, aufs Herz oder auf den Arm?

Jeſper. Aufs Herz, aber der gnädige Herr muß auch nicht ſo ſtark ſtoßen. (Jeſper dreht ſich während des Stoßes um, wie aus Furcht, und Tyboe ſtößt ihn an den Hintern, daß er umfällt.) Alle Donner, das kommt davon, wenn man ſich mit Einem einläßt, der ſtärker iſt!

Tyboe. Ha ha ha ha ha ha! Laß uns noch einen Verſuch machen!

Jeſper. Nein, gnädiger Herr, das iſt mir nichts nutze; kriege ich noch einen ſolchen Herzſtoß, ſo könnt' ich nur gleich mein Teſtament machen, der gnädige Herr ſtößt ja ſo gewaltig, der gnädige Herr weiß ja ſelber nicht, wie ſtark er iſt.

Tyboe. Was meinſt Du aber, Jeſper, wie ich gewachſen bin?

Jeſper. Es iſt das reine Wunder, wie der Herr gewachſen iſt, kein Schneider in der ganzen Stadt kann eine ſchönere Taille haben .... (Er huſtet.)

Tyboe. Was ſagſt Du, kein Schneider?

Jeſper. Ich war noch nicht zu Ende, gnädiger Herr, ich wollte ſagen: kein Schneider in der ganzen Stadt kann eine beſſere Taille haben — als Muſter, um Meß danach zu nehmen. (Huſtet wieder.)

Tyboe. Da haſt Du Recht. Erſt neulich ſchalt einer meiner Kameraden auf den Schneider, weil ihm die Kleider nicht ſo gut ſäßen wie mir die meinigen; da antwortete der Schneider: Ja aber, gnädiger Herr, Ihr habt auch nicht von Tyboe's Taille. Deswegen muß ich auch ordentlich Leute anſtellen, ſchlecht von meiner Figur zu ſprechen, damit ich wenigſtens zu Zeiten Ruhe vor den Frauenzimmern habe.

Jeſper. Will der gnädige Herr ſich nicht mal umdrehen?

Ach, es iſt doch was Wunderbares: von hinten ſieht der gnädige Herr aus, als wäre er nach dem Modell vom Wimmelſkaft gemacht; dem gnädigen Herrn ſein Hinterer iſt der Amager Markt, und die Wellenlinie im Rücken iſt der Wimmelſkaft.

Tyboe. Das iſt ein ſeltſames Gleichniß.

Jeſper. Ja, gnädiger Herr, das iſt aber die Manier, wie ein rechter Rücken ſein ſoll.

Tyboe. Jeſper, Du kennſt mich nun doch ſchon ſo lange, aber alle meine Qualitäten kennſt Du doch nicht; denn ich bin nicht von den Leuten, die ſich ſelber rühmen. So hab' ich Dir, glaub' ich, noch niemals geſagt, daß ich mehr als zehn Sprachen verſtehe. Zum Exempel die Worte: „ich muß mich zurecht machen" kann ich Dir in zehnerlei Mundarten herſagen. Auf Schwediſch heißt es: Jag måsten lage mög til. Auf Norwegiſch: Aeg maa lage emy til. Auf Jütiſch: A me la me til. Auf Franzöſiſch: allons. Auf Italieniſch: franco. Auf Deutſch: ich muß mir zulaſſen.

Jeſper. Ach, der gnädige Herr muß ſeinen Eltern noch im Grabe danken, daß ſie ihn in ſeiner Jugend haben ſo viel lernen laſſen!

Tyboe. Aber das Seltamſte an mir iſt doch dies, daß mit allen dieſen Qualitäten ich doch nicht der Mann bin, der ſich ſelber rühmt, ja daß ich mit all meiner Tapferkeit doch eher ſanft als heftig genannt werden muß. Meine Dienſtmädchen, darauf kann ich ſchwören, hab' ich, ſo lange ich lebe, keine zwanzigmal geprügelt; Lakaien hab' ich nicht mehr todtgeſchlagen als zum Höchſten ſechs. Darum aber ärgert es mich auch, daß Fräulein Lucilia einen Per caudi einem ſolchen Manne vorzieht wie ich. Denn das darf ich ſagen, daß man zehn Hoſpitäler möbliren könnte mit den Frauenzimmern, die alle crepirt ſind und haben die Gelbſucht gekriegt von wegen meiner Kaltſinnigkeit. Und nichts deſto weniger wagt ſolch ein Schlingel .... Wenn ich ihn nur hier hätte, ich wollte ihn morden, ich wollte ihn zermalmen, ich wollte ihn in tauſend Stücke zerreißen! Potz Schlapperment, tête bleu! Ha — wo biſt Du, Pedantus, Pedanta, Pedantum?! Zieh vom Leder, Canaille! (Er zieht den Degen;

Jeſper fällt auf die Kniee und zittert.) Sieh da, Jeſper, biſt Du es? Ich bin ganz blind vor lauter Courage!

Jeſper. Ach, gnädiger Herr, ſchont meines Lebens!

Tybee. Steh' nur wieder auf, ich habe Dich viel zu lieb, als daß ich meine Stärke gegen Dich in Anwendung bringen ſollte.

Jeſper. Der gnädige Herr nahm mich für den Magiſter.

Tybee. Es iſt wahr, ich gerathe jedesmal in Rage, ſo oft ich an den Kerl denke. (Pfeift nach Peter.)

Peter. Gnädiger Herr?

Tybee. Gieb mir das Gedicht. Mein deutſcher Diener Chriſtoph ſoll es dem Fräulein überbringen. Ich muß erſt hin und meine Garderobe in Stand ſetzen; dann will ich dem Fräulein meine Viſite machen, der Abrede gemäß, die ich mit Pernille getroffen habe.

Dritter Akt.

Erste Scene.

Leonora. Pernille.

Leonora. Hör', Pernille, wenn ich erfahre, daß Du noch einmal den Monsieur Leonard hier ins Haus lässest, so bleibst Du keine Stunde länger in meinem Brode.

Pernille. Aber, meine theuerste Madame, wenn er sich nun selber hineinpracticirt, was kann ich dazu thun?

Leonora. Hast Du sonst gemerkt, daß er öfters in meiner Abwesenheit hier gewesen ist?

Pernille. Nein, davon hab' ich nichts gemerkt.

Leonora. Meinst Du, daß ich sie wol dazu bringe, entweder den von Tyboe oder den Stygotius zu lieben?

Pernille. Das sind allerdings zwei Personen, mit denen sich nicht viel Staat machen läßt; der eine ist ein bischen verrückt und der andere ist ein Pedant. Bei alledem sind es doch die liebenswürdigsten Männer der Stadt, weil sie nämlich Geld haben wie Heu.

Leonora. Ja ja, Du treibst Deinen Spaß, Pernille; wenn wir jedoch unsere Lage ins Auge fassen, so müssen wir wirklich den für den besten halten, der das meiste Geld hat. Kann Leonard wol Lucilien und mich ernähren mit seinen trockenen Meriten?

Pernille. Den Teufel kann er.

Leonora. Das eben mein' ich. Wollte sein Oheim die Gefälligkeit haben und sterben, so stelle ich allerdings nicht

in Abrede, daß ich ihn den Andern vorziehen würde. Aber darauf zu warten, das dauert lange, und inzwiſchen könnten wir vor Armuth zu Grunde gehen.

Pernille. Ja freilich könnten wir es; ſagt man doch, daß, während das Gras wächſt, die Kuh ſtirbt.

Leonora. Alſo muß ſie einen von den beiden zum Manne nehmen, entweder Stygotius oder Tyboe; denn beide ſind in der Lage, ſowol mich als meine Tochter zu verſorgen. Du aber, Pernille, wirſt mir den größten Dienſt erweiſen, wenn Du Gutes von ihnen ſprichſt.

Pernille. Zu was anderem habe ich ja, weiß Gott, auch keine Urſache, da ſie ja beide außerordentlich höflich gegen mich ſind.

Leonora. Von welchem hältſt Du am meiſten?

Pernille. Ich halte von beiden gleich viel. In gewiſſer Hinſicht gebe ich aber doch dem Tyboe den Vorzug; kein Doctor kann ein Fieber mehr lieben als ich ihn. Denn abgerechnet, daß er ein Mann iſt, der ſich nicht lumpen läßt, ſo hab' ich eine gewiſſe angeborne Paſſion für die rothen Röcke; das Herz im Leibe wackelt mir, wenn ich die Plümage auf ſeinem Hute ſehe. Auch hab' ich ihm, weil heute doch des Fräuleins Namenstag iſt, einen Wink gegeben, daß er ihr ein paar hübſche Verſe ſchicken ſoll.

Leonora. Daran haſt Du wohl gethan. Im Uebrigen will ich ſie zu dem Einen nicht mehr zwingen als zu dem Andern, nur Einen von beiden muß ſie nehmen und wenn ſie närriſch darüber wird. Aber da kommt ſie; ich gehe ein wenig hinein, ſuche Du ſie indeß bei guter Laune zu erhalten.

Zweite Scene.

Lucilia. Pernille.

Lucilia. Was meinſt Du, meine liebe Pernille, ſehe ich hübſcher aus, wenn ich geſchnürt bin, oder wenn ich in meiner Adrienne gehe?

Pernille. Meine Allertheuerſte, Ihr kommt mir niemals hübſcher vor, als wenn Ihr ungeſchnürt ſeid. Eine Dame im Schnürleib möchte ich einem hübſchen Garten vergleichen, eine ungeſchnürte dagegen einem lieblichen Wald oder Hain; dort iſt eine künſtliche, hier aber eine natürliche Schönheit, wenn man ſie ſich nur zu Nutze zu machen weiß. Ueberhaupt weiß ich nicht, wozu die Damen ſich putzen, es müßte denn zu ihrem eignen Vergnügen ſein. Gäbe es keine jungen Mannsperſonen, auf der Stelle gäbe ich meinem Schminknäpfchen, meinen Schönpflästerchen, meiner Puderbüchſe den Abſchied; ich wüſche mir gewiß nicht die Füße mit Roſenwaſſer, ich brächte meine Balſambüchſe auf den Ausſterbeetat und ſalbte mir den Buſen nicht mit Biſam, blos um mir ſelbſt zu gefallen. Ich kann mich erinnern, wie ich ſechs Jahre alt war und noch meine Jungfernſchaft hatte, daß ich da ſchon ebenſo thöricht war. Als ich jedoch älter wurde und zu Verſtand kam, ſeitdem hab' ich alles immer nur aus gewiſſen Urſachen gethan; den Puppenkram ließ ich fahren und legte mich auf das Solide.

Lucilia. Ei, wie doch, ſo ſollte man ſich um der jungen Männer willen putzen? Das wäre doch nicht hübſch.

Pernille. Hübſch oder nicht, ſo hat es doch ſeinen Nutzen. Ich wenigſtens habe mich nicht ſchlecht dabei befunden, zum mindeſten habe ich Mühe und Koſten dabei herausbekommen.

Lucilia. Auf welche Art kann einem denn die Mühe bezahlt werden, wenn man ſich für Andere putzt?

Pernille. Was Liebesſachen betrifft, mein Herzchen, ſeid Ihr eine kleine Gans und ſchlecht erzogen, wie ich merke. Manches Bauermädchen, glaub' ich, iſt darin klüger und geſchickter; man merkt Euch wirklich nicht an, daß Ihr von ſo gutem Hauſe ſeid. Ich für mein Theil bin blos eine arme Pächterstochter vom Lande, aber dieſe Dinge hab' ich doch am Schnürchen ſeit dem ſiebenten Jahr, und dafür danke ich meinen lieben Eltern noch im Grabe; zu erben habe ich von ihnen nichts gekriegt, wol aber eine gute Erziehung. Wo meint Ihr denn wol, daß das goldene Armband hergekommen iſt und die Halskette und die Tabaksdoſe und das Porträt? Hab' ich das etwa

geerbt? Ja ſchön Dank auch, erworben hab' ich es mir durch Fleiß und Betriebſamkeit.

Lucilia. Um ſo beſſer für Euch, nur begreife ich nicht, wie das zugegangen iſt.

Pernille. Eure Einfalt, mein Herzchen, iſt gerade ſo groß wie Eure Schönheit; ich glaube wirklich, wenn ich Euch auch alles rein herausſagte, und ohne Schminke, Ihr verſtändet mich doch nicht.

Lucilia. Ei, Pernille, wenn Ihr in dieſem Tone fortfahrt, ſo mag ich gar nichts mehr mit Euch zu thun haben.

Pernille. Der verdient nicht ein Menſch zu heißen, der keine Liebe in ſich ſpürt und nicht gerührt wird von Liebesſeufzern und Thränen. Seht doch alle übrigen Menſchen, ſeht die Thiere, ſeht die Vögel, ja ſelbſt die Würmer: allem, was iſt, hat die Natur den Trieb der Liebe eingepflanzt; könnten Bäume und Sträucher ſprechen, ich glaube, ſie ſagten: wir lieben ebenfalls. Ihr allein ſeid in dieſem Punkt wie eine fühlloſe todte Säule, ja wie ein Kieſel auf dem Felde; ohne gerührt zu werden, hört Ihr den Jammer zweier verliebter Herzen. Ich habe kein Intereſſe dabei, ihren Fürſprecher zu machen; was ich thue, thue ich aus Mitgefühl und weil ich ſolche verzweifelte Worte aus ihrem Munde vernommen habe, daß mir die Haare auf dem Kopf zu Berge ſtanden. Wenn ſie ſich ins Unglück ſtürzen — wenn ſie ſich ſelbſt ums Leben bringen — würde es Euch nicht am Gewiſſen nagen, ſo lange Ihr lebt?

Lucilia. Höre, Pernille, ich will keine Mannsperſon an mich locken oder ein freundliches Geſicht machen außer blos dem, den ich liebe, und da ich mein Herz mehr als Einem weder ſchenken kann, noch darf, ſo kann und darf ich auch nur Einem ein freundliches Geſicht machen.

Pernille. Nun, da könnte man doch gleich vor Kummer platzen, wenn man ſo was hören muß.

Lucilia. Hier ſind drei Perſonen, die nach mir ſeufzen und mein Herz zu gewinnen wünſchen; der Eine, nämlich Leonard, gefällt mir, die beiden Andern dagegen kann ich für den Tod nicht leiden.

Perrille. Ach, Himmel, was für Geſchwätz! Juſt der, den Ihr liebt, iſt ein Greuel in meinen Augen.

Lucilia. Ich bin darin durchaus anderer Meinung.

Perrille. Die beiden Andern dagegen ſind die honneteſten Männer, die ich kenne; wollt Ihr ſie nicht um ihrer eigenen Qualitäten willen lieben, ſo liebt ſie um meinetwillen.

Lucilia. Aber weshalb verwendeſt Du Dich ſo lebhaft für dieſe Beiden? Es ſcheint doch wirklich, als hätteſt Du ein Intereſſe dabei.

Perrille. Denkt doch nicht ſo was von mir, Fräulein. Nie im Leben hab' ich irgend etwas aus Intereſſe gethan; ſo oft ich auch in meinen jungen Jahren den Mannsleuten aus der Noth geholfen habe, ſo habe ich es doch immer nur aus purem Mitgefühl gethan. Wiewol ich nicht in Abrede ſtellen kann, daß, wenn mir Einer hinterdrein ſeine Dankbarkeit für geleiſtete treue Dienſte hat erweiſen wollen, ſo hab' ich es jederzeit mit gutem Gewiſſen angenommen, was mir auch niemand zum Vorwurf machen kann, gerade ſo wenig, wie unſern biedern Richtern und Schiedsmännern, die auch niemals Geld im Voraus nehmen, damit ſie den Leuten durch die Finger ſehen und zu ihren Gunſten ſprechen, nachher aber, wenn ſie ihnen geholfen haben, nehmen ſie mit gutem Gewiſſen, was ihnen geboten wird. Auf die Art habe ich den Männern in meiner Jugend gedient, ſo lange ich konnte, und nun, da ich allmählig zu Jahren komme und ihnen ſelbſt nicht mehr ſo recht dienen kann, ſo ſuche ich wenigſtens Andere dazu anzutreiben. Laßt es Euch ein- für allemal geſagt ſein, Fräulein: zeigt Ihr nicht einem von dieſen beiden zum wenigſten ein freundliches Geſicht, ſo werd' ich wahrhaftig Eure Feindin. Und zwar kann ich darauf ſchwören, Fräulein, daß ich es durchaus nicht aus Eigennutz thue, ſondern aus purem Mitgefühl, einer Tugend, die mir angeerbt iſt; denn ganz ebenſo war es mit meiner Mutter, meiner Groß- und Urgroßmutter. Aber da kommt Ihre Mama.

Dritte Scene.

Leonora. Lucilia. Perrine.

Leonora. Höre, meine Tochter, Du weißt, daß ich Dich ſo herzlich liebe, wie nur jemals eine Mutter ihr Kind hat lieben können, weshalb ich denn auch Tag und Nacht daran arbeite, Dich wohl verſorgt zu ſehen. Hier ſind nun zwei Perſonen, die uns beide glücklich machen können, Dich ſowol wie mich. Zwingen will ich Dich ſo wenig zu dem Einem wie zu dem Andern; denn wiewol der Eine mehr Vermögen hat als der Andere, ſo ſollſt Du doch frei wählen dürfen, welcher von beiden Dir am beſten gefällt.

Lucilia. Wer ſind die Perſonen?

Leonora. Stygotius und von Tyboe.

Lucilia. Ach Mama, ich will lieber ledig bleiben, als an Einen von dieſen gebunden ſein. Denn erſtlich ſind es in meinen Augen die widerwärtigſten Menſchen und zweitens hab' ich mein Herz bereits an Monſieur Leonard vergeben.

Leonora. Leonard?! Das iſt auch wahrhaftig die richtige Partie für Eine, die vor Armuth zu Grunde gehen will! Glaub' mir, meine Tochter, wo in der Ehe kein Wohlſtand iſt, da hat auch die Liebe keinen Beſtand. Die Jugend freilich denkt: ach könnteſt Du doch nur den oder den kriegen, wie glücklich wollteſt Du mit ihm ſein! Im Anfange ſind ſie auch glücklich; ſowie aber Schmalhans Küchenmeiſter wird, ſo verkehrt ſich die Liebe in Haß und Vorwürfe, und der eben noch als ein anderer Abſalon vor uns ſtand, ſieht auf einmal aus wie ein Jammerlappen; derjenige dagegen, den wir Anfangs nicht ohne Ekel anſehen konnten, ſtellt ſich unſern Augen nun als ein Adonis dar, ſo oft wir den Wohlſtand bedenken, in den er uns verſetzt hat.

Lucilia. Aber Monſieur Leonard hat ja doch Vermögen zu erwarten, er ſoll ja ſeinen Oheim beerben, der ſchon ein alter Mann und mit deſſen Geſundheit es ſchlecht beſtellt iſt.

Leonora. Was er zu erwarten hat, das haben die Andern

ſchon in Händen. Ueberdies, auch ſelbſt wenn ſein Oheim heute oder morgen ſterben ſollte, ſo wird er doch niemals ſo reich, wie die Andern jetzt ſchon ſind. Hier helfen daher keine Redensarten, Einen von ihnen mußt Du Dich entſchließen zu nehmen.

Lucilia. Ach, meine Herzensmutter!

Leonora. Ich will kein Wort mehr hören; ich werde Dir zeigen, was es zu bedeuten hat, wenn eine Tochter ſich gegen ihre Eltern auflehnt. Aber hier kommt ein Bedienter; hört, was er will, Vernille.

Vierte Scene.

Jens. Stygotius. Leonora. Lucilia. Vernille.

Jens. Mein Herr läßt ſeinen demüthigſten Salutemsgruß vermelden und läßt anfragen, ſofern es Madame und dem Fräulein genehm iſt, ſo möchte er die Ehre haben und ihnen aufwarten; er iſt hier draußen.

Leonora. Er ſoll uns von Herzen willkommen ſein. (Zu Lucilia) Wenn Du ihm ſpöttiſch begegneſt, ſo kannſt Du Dich darauf verlaſſen, meine Tochter, daß es Dir übel bekommen ſoll.

Stygotius (kommt und macht ein pedantiſches Compliment). Gaudio nec non laetitia salit cor meum, mein Herz im Buſen hüpfet mir vor Freude, Sie zu ſehen, meine tugendbelobteſte Matrone, und Sie ſammt Ihrer tugendgeſchmückten Fräulein Tochter bei gutem Salute anzutreffen. Die Griechen haben ein Proverbium oder Sprüchwort: Kakas korakos kakon oon, hier aber heißt es: Kalas korakos kalon oon, denn von ſolchem herrlichen Stirpe oder Stamme, wie Ihre Matronſchaft iſt, kann nur ſolch ein nobler Zweig pulluliren oder hervorſproſſen, als deren jungfräuliche Tugendſamkeit, scilicet Ihre werthe Tochter, in deren Tugend und Schönheit eine vis occulta et quidem plane magnetica enthalten iſt, und welche meines Herzens Eiſen an ſich reißt. Madame und Fräulein werden mir vergeben, daß ich nicht modo vulgari oder nach der gemeinen Mode ſpreche: denn ſonſt müßte ich ſagen, eine magnetiſche Kraft, die meines Herzens Eiſen an

ſich zieht. Es iſt nämlich eine durchaus abgemachte Sache, daß dergleichen nicht geſchieht per attractionem, ſondern per impulsionem.

Lucilia. Mein Herr Magiſter, ich bin nicht ſo glücklich, auch nur das Mindeſte von dem zu verſtehen, was Er mir ſagt.

Stygotius. Das kommt daher, mein ſchönes Fräulein, weil Sie nicht weiß, was materia striata iſt, aber dies nur in parenthesi. Kommen wir auf die Materie ſelbſt. Ja .... höre, Jane, wovon ſprach ich eben?

Jens. Vom Magneten, Herr!

Stygotius. Rem acu tetigisti, ſo iſt es. Ich ſage, des Fräuleins Tugend und Schönheit iſt der Magnet, der meines Herzens Eiſen an ſich zieht, das Rad, das meiner Seele Uhrwerk treibt, die Sonne, die Wärme, die materia subtilis, die allein im Stande geweſen, aufzuthauen und in Bewegung zu ſetzen das Eis meines philoſophiſchen Blutes: denn ich, der zuvor, wie der Poet ſagt Metamorphoseon libro secundo, eine glaciali frigore pectus hatte, muß nun wiederum mit dem Poeten ibidem rufen:

In flammas abeo, nunc uror pectore toto.

Pernille. Will denn Wohlgelahrtheit nicht Platz nehmen? So viel Verſe zu machen, greift an.

Stygotius. Gratias quam maximas ago. (Alle ſetzen ſich, ausgenommen das Mädchen und der Diener.)

Leonora. Was hört man denn Neues in der Stadt, Herr Magiſter?

Stygotius. Man hört nichts als blos Arges und Verwerfliches.

Leonora. Freilich, das Böſe nimmt mehr und mehr überhand.

Stygotius. Und das Gute nimmt mehr und mehr ab. Ich kann per Jovem ſchwören, Madame, daß dieſe letzten zehn Jahre her ſolche Veränderungen vorgegangen ſind in re literaria, daß ich fürchte, es bricht eine neue barbaries herein. Ehedem ſah man nur die gelehrteſten Dissertationes über rare Materien; ich habe Baccalaurei gekannt, die allein vier- bis fünfmal über eine rare Materie disputirten; jetzt jedoch ſieht man ab ipsis magistris blos einige wenige theses von drei, höchſtens vier

Blättern. Ich kann der Madame und dem Fräulein Justi Matthiadis quinque dissertationes de veritate complexa sive enunciata zeigen, und doch war er damals noch nicht einmal Baccalaureus. Aber .... o tempora! o mores! Ignorantia greift in allen Stücken dermaßen um ſich, daß es gegenwärtig ſelbſt alte Academici giebt, die nicht wiſſen, wie viele praedicamenta oder praedicabilia es in logica giebt. Ja, ich kann ein Exempel davon anführen, über das Madame und Fräulein ſich verwundern werden. Jane, geh' ein bischen bei Seite, ich habe etwas zu ſagen, was Du nicht zu hören brauchſt. (Jene geht hinaus und Stygotius fährt fort, indem er flüſtert:) Ich habe gehört, wie ein licentiatus ſogar publice in cathedra das Ubi praedicamentale und Ubi transcendentale confundiret hat.

Pernille. Das war ja fürchterlich!

Stygotius (im Eifer). Das mag Sie mit Recht ſagen, Mamſell! Denn damit zeigte er ja, daß er nicht wußte, was für ein Unterſchied zwiſchen Logica und Metaphysica. Aber wir wollen bei der Materie nicht länger verweilen; die Haare auf dem Kopf ſtehen mir zu Berge, wenn ich daran denke. Thue Jeder, was er verantworten kann; ich für mein Theil trete in die Fußtapfen der Alten, wofür ich übermorgen den Beweis führen werde, wenn ich volente deo meine Disputation halte. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen ein Exemplar offeriren darf?

Pernille. Ei, das iſt eine hübſche Desputatz; wovon handelt ſie?

Stygotius. Sie handelt, zu dienen, de alicubitate und ſoll noch fünf Continuationen kriegen.

Leonora. Pernille, geh' an die Thüre, es klopft!

Pernille. Das iſt, meiner Treu, von Tyboe!

Stygotius. Ei, Madame, was will der Kerl hier?

Leonora. Mein Herr Magiſter, er hat ſeine Gedanken auf meine Tochter gerichtet, gerade wie Ihr; zwingen will ich ſie zu keinem, Ihr müßt Euch ſelbſt zu inſinuiren ſuchen, mir ſoll es recht ſein, welchen von beiden ſie nimmt.

Fünfte Scene.

Tybee in einer Sänfte. **Die Vorigen.**

(Während er draußen auf dem Gange ſpectakelt, werden die Stühle zurechtgeſetzt.)

Tybee. Hal . . . t! Hal . . . t! Hal . . . t! (Stößt in eine Pfeife.) Peter! Franz! Jochen! Chriſtoph! Jörgen! Niclas! Heinrich! (Pfeift abermals.) Wo ſeid Ihr Canaillen? Halte ich mir etwa dazu ſechs bis acht Bedienten, um doch ohne Aufwartung zu ſein? Man muß nur mal ſo fünf bis ſechs von den Kerlen hängen laſſen, eher beſſern ſie ſich doch nicht! (Springt aus der Sänfte und pfeift wieder.) Chriſtoph!

Chriſtoph. Wohlgeborner Herr!

Tybee. Wo ſteckt Ihr Hunde denn alle acht?

Chriſtoph. Da iſt dem Herrn niemand gefolgt, als blos ich.

Tybee. Peste de tête bleu! Ihr verfluchten Schubiacke, hab' ich Euch nicht hundertmillionentauſendmal geſagt, daß, wenn ich engraſſirt und in Compagnie mit Frauenzimmern bin, ſo ſollt Ihr alle acht zur Stelle ſein. (Zu den Sänftenträgern, indem er den Degen zieht) Heda, Porteurs, Achtung! Rechtsum kehrt! (Die Sänftenträger machen mit der Sänfte kehrt.) Marſch! (Sie gehen ein wenig zurück.) Halt da bis auf weitere Ordre! — Chriſtoph!

Chriſtoph. Ihro Wohlgeboren!

Tybee. Chriſtoph!

Chriſtoph. Ja, Ihro Tapferkeit!

Tybee. Chriſtoph!

Chriſtoph. Geſtrenger Herr!

Tybee. Chriſtoph!

Chriſtoph. Ihro Geſtrengen!

Tybee. Gut, Chriſtoph, ſpring' mal gleich hin zum Offizier in die Wache, wo wir vorüberkamen, und ſag' ihm, daß er von mir gefordert iſt zu morgen auf ein Paar Piſtolen.

Chriſtoph. Es ſoll geſchehen, wohlgeborner Herr!

Tybee. Frag' ihn, weshalb er nicht das Gewehr hat präſentiren laſſen, als ich an der Wache vorbeikam.

Chriſtoph. Es ſoll nachgelebt werden.

Tybee. Hei, Chriſtoph!

Chriſtoph. Ihro Tapferkeit.

Tyboe. Gut, Chriſtoph. Sag' ihm, er ſoll ſeine ganze Compagnie mit ſich bringen, ich allein würde ſie ſammt und ſonders in die Pfanne hauen. Chriſtoph!

Chriſtoph. Geſtrenger Herr!

Tyboe. Sag' ihm, ich hätte noch denſelben Degen, mit dem ich in der Bataille von Amſterdam drei holländiſche Herrenſtaaten auf einmal durch und durch geſtochen habe. Sag' ihm, ich würde ihn lehren, was das heißt, einen ſolchen Offizier deſpectirlich und unmanierlich behandeln. Hei, Chriſtoph!

Chriſtoph. Ihro Wohlgeboren!

Tyboe. Laß man bleiben bis auf weitere Ordre, wir haben uns bedacht. (Wendet ſich zu den Frauenzimmern, welche aufſchreien, da ſie den entblößten Degen ſehen, Tyboe ſteckt ihn deshalb in die Scheide und ſagt:) Mademoiſelle, ich war entſchloſſen noch heute am Tage ein halbes Schock Cavaliere aufzuopfern, allein in dem Moment, da ich Sie erblickte, beſänftigte ſich mein Zorn. Ich bin nicht mehr der unüberwindliche Held, der löwenherzige von Tyboe, der ich noch vor einem Augenblick war; die Kanonen Ihrer Augen haben eine ſolche Breſche in die Feſtung meines Herzens geſchoſſen, daß ich Schamade ſchlagen und mich auf Gnade und Ungnade ergeben muß. So leg' ich denn hier zu Ihren Füßen den Degen nieder, mit dem ich Millionen von Menſchen ins Grab verholfen habe. Sollte freilich der König von Holland mich in dieſer Poſitur erblicken, würde er ſagen: Wo iſt Seiner vorigen Coraſia, Seiner alten herculianiſchen Bravour, mein wohlgeborener Herr von Tyboe? Ich aber würde antworten: Hercules, der die fünf Welttheile bezwang, mußte ſich zuletzt doch von einer Delila conjoniren laſſen; ſagt Venus zu ihrem Sohn Cupido: Ladet das Gewehr! ſo müſſen die größten Helden zittern; ſagt ſie: Oeffnet die Pfanne, ſchlagt an, gebt Feuer! ſo muß der größte Held ſich unterwerfen. — Aber hier iſt ſolch ein ſeltſamer Geruch, es riecht hier ſo pedantiſch, ſo lateiniſch, ſo griechiſch; wo auch nur ein Donat im Hauſe ſteckt, da juckt es mir gleich in der Naſe. Wahrhaftig, hier muß ſich irgend ein verſchimmelter Magiſter wo verſteckt haben?

Stygotius. Hört, Domine, sprecht mit Respect von gelehrten Männern.

Tyboe. Hab' ich es nicht gedacht? Hört, wer seid denn Ihr?

Stygotius. Wer seid Ihr?

Tyboe. Mein Name ist von Tyboe.

Stygotius. Und mein Name ist Magister Stygotius.

Tyboe. Das heißt auf gut Dänisch: ich bin König Salomo und Ihr seid Jörgen Hutmacher.

Stygotius. Ich bin ein gelehrter Mann und legitime promotus magister.

Tyboe. Und ich bin ein Mann, der allen Magistern der Welt ein Schnippchen schlägt. Ihr wißt vermuthlich nicht, wer der Herr von Tyboe ist?

Stygotius. Ihr wißt vielleicht nicht, wer Magister Stygotius ist?

Tyboe. Ich habe mehr als zwanzig Bataillen gewonnen.

Stygotius. Und ich habe mehr als zwanzigmal disputirt absque praesidio.

Tyboe. Alle Welt weiß von mir zu sagen, in ganz Holland und Brabant.

Stygotius. Alle Literaten wissen von mir zu sagen in Rostock, Helmstädt und Wittenberg.

Tyboe. Mit dieser meiner Hand habe ich die stärksten Helden zu Boden geschlagen.

Stygotius. Mit diesem meinem Mund habe ich die stärksten opponentes geschlagen.

Tyboe. Nicht eine halbe Secunde brauche ich, um so einen Kerl wie Ihr auf den Hintern zu setzen.

Stygotius. Und mit einem halben Syllogismen kann ich eine ganze Armee ad absurdum reduciren.

Tyboe. Haltet mich, Madame, oder ich schneide den Kerl mit einem Hieb in vier Stücke!

Leonora. Ich bitt' Euch, mein Herr, nehmt Rücksicht auf uns Damen; mit solcher Aufführung gelangt Ihr nimmermehr ans Ziel, meine Tochter will auf eine andere Art gewonnen sein.

Tyboe. Kann Madame ſich noch bedenken, einen Mann wie mich einem Lexikon vorzuziehen?

Leonora. Mein Herr, ich ſchätze Sie alle beide aufs Aeußerſte und werde mit Vergnügen denjenigen, der das Herz meiner Tochter gewinnt, meinen Schwiegerſohn nennen. Doch müßt Ihr alle beide einen andern Weg einſchlagen; es ſteht jedem frei, ſich ihr ſo angenehm zu machen wie möglich; einſtweilen aber ziehen ich und meine Tochter uns zurück, um uns und unſer Haus keinen Unannehmlichkeiten auszuſetzen.

(Beide ab.)

Sechſte Scene.

Tyboe. Pernille. Stygotius.

Tyboe. Hört, Mamſell Pernille, ich dachte, Ihr wärt ganz auf meiner Seite, ſo daß niemand hier Zutritt hätte, als ich?

Pernille. Es ſoll auch wahrhaftig nicht wieder geſchehen, der gnädige Herr kann ſich darauf verlaſſen. Diesmal ließ er ſich anmelden, wie ich gerade nicht da war; wäre ich zugegen geweſen, er wäre gewiß nicht hereingekommen. Nun wartet nur einen Augenblick, ich will gleich zu ihm und ihm auf eine gute Manier ſagen, daß er ſich nicht weiter bemühen ſoll. (Geht auf die andere Seite.) Herr Magiſter, Ihr ſeht ja doch, daß dieſer Tyboe ein Narr iſt; Ihr, ſolch ein hochgelehrter Mann, müßt Euch nicht zu Herzen nehmen, was ſolch ein Tropf ſagt. Habt Ihr gehört, was ich ihm eben ſagte?

Stygotius. Nein, das habe ich nicht gehört.

Pernille. Merkt Ihr denn nicht, wie ſtill er danach geworden iſt?

Stygotius. Ja allerdings, ſtille iſt er. Aber was habt Ihr ihm denn geſagt?

Pernille. Hört, Monſieur Tyboe, habe ich ihm geſagt, die Madame und das Fräulein ſind noch unentſchieden zwiſchen Euch beiden, ich aber nicht; denn ſo lange ich einen Athem in der Bruſt habe, ſo ſoll ſie niemals einen Kriegsmann nehmen.

Seht mal, wie er ſteht und den Kopf hängen läßt, ſeit ich ihm den Beſcheid gegeben habe!

Stygotius. So iſt es, per Jovem optimum. Hört, Pernille, ich werde Euch heute Abend einen Beutel mit Geld ſchicken.

Pernille. Er ſoll tauſend Dank haben, nur muß Er nicht glauben, als ob ich Ihm ſolche Dienſte aus Eigennutz leiſte. Von Kindesbeinen an habe ich eine Vorliebe für die Gelehrten gehabt, Kriegsleute dagegen ſind mir jederzeit ein Abſcheu geweſen. Beſonders aber haſſe ich dieſen Tyboe wegen ſeiner Großſprecherei und ſeiner Narrheit; ſelbſt wenn er in Damengeſellſchaft iſt, macht er alle ſeine Kriegsmanöver vor. Als ich ihn zuerſt ſprach, zeigte er mir ſämmtliche Stöße in der Fechtkunſt, ich getraue mich es ihm nachzumachen, wenn er ſelbſt dabei ſteht. So ſetzte er ſich in Poſitur, wie ich jetzt ſtehe; das iſt eine Seconde, Mamſell, ſagte er, und ſtieß mich vor die Bruſt, wie ich jetzt den Herrn Magiſter, und das iſt eine Quart ....

Tyboe (für ſich). Potz Schlapperment, wie höhniſch ſie mit ihm umgeht; nun überzeuge ich mich wirklich, daß ſie es ehrlich mit mir meint.

Pernille. Bedenkt doch nur ſelbſt, Herr Magiſter, was für ein Narr er ſein muß, und wie wenig Ihr von ſolchem Rivalen zu fürchten habt. Gebt Euch alſo nur ganz zufrieden und geht nach Hauſe; ſobald ich mein Fräulein dem Herrn Magiſter geneigt gemacht habe, laſſe ich Ihn wiſſen, wann Sein Beſuch am beſten angebracht iſt. Adieu ſo lange. (Stygotius geht; Pernille zu Tyboe) Hei, Triumph, Herr von Tyboe, nun iſt der Rival uns vom Halſe, der kommt ſicher nicht wieder. Saht Ihr, was für einen Bruſtkuchen ich ihm applicirte?

Tyboe. Gewiß habe ich es geſehen, mit großem Contentement und Plaiſir; nur nimmt es mich Wunder, daß er ſo demüthig abzog mit Schlägen und Scheltworten.

Pernille. Na, was will denn ſolch ein Haſenfuß auch für Widerſtand leiſten? Belieben der gnädige Herr ſich jetzt nur zurückzuziehen und mich für das Uebrige ſorgen zu laſſen. Aber apropos, wo bleibt denn das Gedicht, das Sie uns zu heute verſprochen?

Tyboe. Ich habe es bereits meinem zweiten Diener, dem Peter übergeben; ich ſchmeichle mir, das Gedicht wird dem Fräulein gefallen.

Pernille. Das iſt ſchön; ſo will ich nun hinein zu der Madame und dem Fräulein und den gnädigen Herrn beſtens recommandiren.

Tyboe. Adieu denn, Mamſell. (Er ſtößt in ſeine Pfeife, die Sänftenträger erſcheinen mit der Sänfte.) Linksum kehrt! (Die Sänftenträger kehren ſich ſchleunigſt um.) Marſch! (Gehen mit ihm ab.)

Siebente Scene.

Pernille. Nachher Peter.

Pernille. Jetzt bin ich vergnügt, ha ha ha! Es iſt mir weniger um ihre Anſprüche zu unterſtützen, als um mir ein gut Stück Geld zu machen. Wenn mich nämlich Einer fragte, wem von beiden ich denn am meiſten zugethan bin, ſo antworte ich mit gutem Gewiſſen: dem, der mir die meiſten Geſchenke macht. Denn wenn mein Intereſſe dabei im Spiele wäre, ſo möchte meinetwegen der Narr an des Pedanten Gedärmen aufgehängt werden.

Peter (ohne Pernille zu ſehen). Das iſt eine Teufelswirthſchaft, bei Verliebten in Dienſt zu ſtehen. Jetzt muß man hierhin, jetzt dahin und nun wieder hierhin und nun wieder dahin laufen; jetzt zur Mamſell de la Kupplerin mit Geld, jetzt mit Verſen; jetzt Schildwache ſtehen und ſpioniren, jetzt ſehen, wie ſein Herr übler Laune iſt, ſeufzt, weint, und, mit Permiſſion zu ſagen, noch was anderes thut vor lauter Verliebtheit. Doch man muß ſich mit Demuth in alles ſchicken, was kommt; es giebt doch noch immer gewiſſe Gänge, die etwas einbringen. So zum Exempel, wenn ich Geld wegzutragen habe, ſo bin ich nicht ſo dumm, daß ich nicht mein Agio davon nähme; auf dergleichen müſſen wir Kopenhagener Lakaien uns verſtehen. Als ich noch in Slagelſe beim Bürgermeiſter diente, da glaubte ich wahrhaftig noch, wenn ich jemand zwanzig Thaler zu bringen hatte, ich müßte ſie auch

vollſtändig ohne Abzug abliefern. Aber da war ich auch blos noch Bedienter, jetzt bin ich Lakai. Es ſind doch dumme Teufel, dieſe Bedienten in den kleinen Städten, die gehen ſo ihren Gang von einem Tag zum andern wie ein Uhrwerk. Ich weiß noch, wie ich in Slagelſe war, wenn ich da einen Schilling auf der Straße verlor, ſo legte ich ihn aus meinem eigenen Beutel wieder zu; in Kopenhagen giebt es kein Pferd und keine Sau, die ſo dumm und einfältig wäre, ſo etwas zu thun. Ein Bedienter auf dem Lande gleicht vollſtändig einem Eſel in Kopenhagen. Aber nein, es iſt ja wahr, vierbeinige Eſel giebt es hier nicht — ich wollte alſo ſagen, einer Auſter — ja ſo paßt es ſich, das darf ich mit gutem Gewiſſen ſagen und darf es ſchriftlich geben. In großen Städten hat das ſchon eine andere Manier, da weiß man ſich ſchon alles zu Nutze zu machen, da kann man in einem Tage mehr lernen, als .... Aber da ſehe ich Pernille. Nun, Jüngferchen, wie geht's? Für das Mal führe ich nur eine ſchlechte Ladung, keine ſo fette wie vorige Woche; ſeht her, da habt Ihr das Gedicht, nach dem Ihr verlangt habt, kurz iſt es, aber gut.

Pernille. Höre, Peter, ich will Dir was ſagen, nicht als ob ich eitel wäre, das iſt, weiß Gott, nicht meine Manier, ſondern blos damit Du doch erfährſt, wie Du Perſonen meines Standes zu tituliren haſt. Ich bin keine Jungfer, daß Du es nur weißt, und noch weniger will ich mich ſo von Dir nennen laſſen, ich bin eine Demoiſelle. Stubenmädchen kannſt Du Jungfern nennen, wenn Du mit ihnen ſprichſt —

Peter. So iſt es, Mamſell, ich habe mich blos verſprochen. Hier übrigens iſt das Gedicht, das mein Herr Euch zugeſagt hatte.

Pernille. Hat er das ſelbſt gemacht?

Peter. Ja, aufs Verſemachen da iſt er der reine Hund; kein Propſt und kein Biſchof, glaube ich, könnte es beſſer machen, und dabei macht er ſolche Gedichte zehn an einem Tage. Es iſt aber ein poſſierlicher Anblick, wenn er Gedichte macht; jetzt ſchreibt er, jetzt kratzt er ſich am Kinn, um ſo recht ins Concept zu kommen und die Lebensgeiſter aufzuwecken; dann ſchreibt er, dann

ſtreicht er wieder aus; — das wird eine glückliche Frau, die den zum Mann kriegt, der iſt ſo gut, wie der Tag lang iſt; ja wahrhaftig ſo iſt er, Jüngferchen .... ich wollte ſagen Mamſell, ich bedachte nicht, daß Sie ja keines jener Mädchen vom Lande iſt, die ihre Jungferſchaft noch haben.

Pernille. Wenn aber Dein Herr ein ſo guter Poet iſt, kannſt Du ihm nicht etwas abſehen von der Kunſt? Du haſt doch übrigens einen guten Kopf.

Peter. Ich danke ergebenſt für die gute Meinung, welche die Mamſell von mir hat, die Natur hat mich allerdings nicht vernachläſſigt, und ich thäte Sünde, wenn ich es anders ſagte. Ich glaube allerdings, ich könnte auch ein Gedicht machen, wenn ich nur mit den Reimen zu Stande käme.

Pernille. Ei nun, das Reimen iſt ja doch nicht ſo ſchwer.

Peter. Ja, mit den Reimen käme ich allenfalls auch noch zu Stande, es iſt nur der Uebelſtand dabei, daß ſie keinen Zuſammenhang haben. Ich verſuchte einmal, ein Gedicht zu machen, und wählte mir dazu erſtlich zwei Reime, nämlich Futter Butter, und da ſollten ſich nun die übrigen Worte dazu finden. Aber, auf mein Wort, drei volle Tage und Nächte hat es mir nicht gelingen wollen, das Futter mit der Butter zuſammenzubringen. Seitdem hab' ich nie wieder ein Gedicht gemacht.

Pernille. Jetzt, mein guter Peter, muß ich Dich verlaſſen und das Gedicht überreichen.

Peter. Habt die Güte, meinen gnädigen Herrn aufs Angelegentlichſte zu recommandiren.

Pernille. Zweifelt nicht an meiner Bereitwilligkeit; adieu.

Peter. Serviteur.

Vierter Akt.

Erſte Scene.

Leonard. Jeſper.

Leonard. Das war in der That eine charmante Idee, Jeſper; auf die Art, hoff' ich, wird Tyboe ſeinen ganzen Credit ruiniren. Denke nur, wenn ſie dieſes Gedicht zu ſehen kriegt, wie wird ihr zu Muthe werden!

Jeſper. Die Hauptkunſt beſteht darin, daß Einer den Andern hinters Licht führt, während Ihr ganz aus dem Spiele bleibt. Denn wie der Magiſter Stygotius den Tyboe um ſeinen Credit gebracht hat, ſo ſoll Tyboe ihn wieder um den ſeinen bringen; ſie müſſen erſt beide mit Fräulein Lucilia in Streit gerathen, nachher müſſen ſie Einer dem Andern in die Haare gerathen und Monſieur trägt den Preis davon.

Leonard. Ach, Jeſper, das iſt Troſt für mein Herz, das eben noch ganz verzweifelt war; es iſt doch das größte Unglück, das es giebt, zu lieben, wo man niemals hoffen darf zu beſitzen.

Jeſper. Gebt Euch nur zufrieden und geht einſtweilen bei Seite, ich ſehe Tyboe kommen; da will ich ihm gleich einen guten Rath geben, wie er ſeinen Rivalen hinters Licht führen ſoll.

Zweite Scene.

Jeſper. Tyboe.

Tyboe. Sieh da, Jeſper, biſt Du hier? Du verkehrſt alſo, wie ich merke, auch mit meinem Rivalen; was ſoll das bedeuten?

Jeſper. Das will bedeuten, daß ich alle Intriguen ausſpionire.

Tyboe. Ah ſo, wenn das iſt, ſo magſt Du immerhin mit ihm umgehen. Aber welchen Plan ſchmiedet er denn jetzt?

Jeſper. Binnen hier und einer Stunde ſoll des Magiſters Diener der Mamſell Pernille einen verſiegelten Geldſack bringen; das hat der Magiſter ſelbſt mir ſoeben mitgetheilt; er hält mich nämlich für ſeinen intimſten Freund und dafür ſoll ihm nun von mir ein Streich geſpielt werden.

Tyboe. Du willſt vermuthlich das Geld unterwegs für Dich ſelbſt wegſchnappen?

Jeſper. Ei nein, was könnte das wol helfen? Ich habe einen andern Plan, bei dem Chriſtoph mir beiſtehen ſoll. Der gnädige Herr muß Chriſtoph einen großen Sack voll Kupfergeld geben, und wenn er das hinbringt und dabei dem Bedienten des Magiſters begegnet, ſo muß er ſich ſtellen, als wäre er total betrunken.

Tyboe. Was aber weiter?

Jeſper. Ich werde ihm dann einbilden, daß in des gnädigen Herrn Beutel noch mal ſo viel Geld iſt, und werde ihm zureden, des gnädigen Herrn Diener mit ſich ins Wirthshaus zu nehmen und da den Geldbeutel zu vertauſchen. Denkt Euch, wie blamirt der Magiſter vor Mamſell Pernille daſtehen wird, wenn er ihr ein Geſchenk bringen wird, beſtehend in einem Beutel mit Rechenpfennigen und Hellern! Was meint der gnädige Herr zu dem Einfall?

Tyboe. Das iſt ein admirabler Einfall; ich weiß gar nicht, wie ich mich Dir dankbar erzeigen ſoll.

Jeſper. Belieben der gnädige Herr jetzt nur hineinzugehen

und die Rechenpfennige und Heller anzuſchaffen, inzwiſchen will ich den Chriſtoph ſchon abrichten, wie er ſich zu benehmen hat. Denn der andre Diener, der Peter, taugt dazu nicht, das iſt ein Kümmeltürke, und überdies iſt er auch erſt zu kurze Zeit in des gnädigen Herrn Dienſten.

Dritte Scene.

Jeſper. Chriſtoph.

Jeſper. Chriſtoph, kannſt Du wol einen Betrunkenen machen?

Chriſtoph. Verſteht ſich, ausgezeichnet, beſonders wenn ich ſo meine zwei Quart Branntwein im Leibe habe.

Jeſper. Ja, da kann es Jeder; nein, Du mußt nüchtern ſein und doch ausſehen, als wärſt Du betrunken. Laß mal ſehen, wie Du die Sache machſt, damit ich nachhelfen kann, wenn noch was fehlt. (Chriſtoph taumelt hin und her wie ein Betrunkener.) Du mußt aber auch was ſprechen!

Chriſtoph. Was ſoll ich denn ſprechen?

Jeſper. Je verrückter, je beſſer; Du mußt ſpectakeln und randaliren.

Chriſtoph. Hie .... hie .... biſt Du da, Jeſper Schmarotzer? Jeſper Fuchsſchwanz? ....

Jeſper. Nicht übel, Chriſtoph, Du fängſt das Ding ganz hübſch an, merk' ich.

Chriſtoph (fortfahrend). He, Du Hund, biſt Du da? Du Tagedieb, der nie Luſt zur Arbeit hat, ſondern umherläuft und vor aller Welt mit dem Schwanze wedelt, wo es irgend einen guten Biſſen zu erhaſchen giebt?

Jeſper. Gar nicht übel, ſag' ich, ich zweifle jetzt nicht länger an Deinen Talenten.

Chriſtoph. Komm' an, Du Hund, Du Ohrenbläſer, Du Heuchler, der immer anders ſpricht, als er es meint, Du Freund nicht der Menſchen, ſondern der Küchen und Keller, komm' an! Halloh, Du Freſſer!

Jeſper. Ei, ſo hör' auf, in des Teufels Namen, ich habe ſchon mehr gehört, als mir lieb iſt!

Chriſtoph. So muß man mit ſolchen Scheinheiligen umgehen! (Zieht Jeſper bei den Haaren.)

Jeſper. Laß los, oder das Donnerwetter ſoll Dich regieren! Heda, Herr von Tyboe, zu Hülfe!

Chriſtoph. Na, Jeſper, verſteh' ich mich nun darauf, einen Betrunkenen zu machen?

Jeſper. Hol' Dich der Teufel, Du biſt klüger, als ich dachte.

Chriſtoph. Ich kann es auch noch auf eine andere Manier machen; der Erſte war Einer, der ſich in Bier betrunken hat, nun will ich mal Einen vorſtellen, der ſich in Branntwein betrunken hat. Als zum Exempel ....

Jeſper. Halt' ein in des Teufels Namen, ich habe genug an dem Bierſäufer. Und nun hör' zu, Chriſtoph: ſobald Du des Magiſters Diener mit einem Geldſack erblickſt, ſo mußt Du Dich ſtellen, als wärſt Du betrunken, und wenn er Dich dann ins Wirthshaus führt, ſo mußt Du Deinen Beutel in die Ecke werfen, und wenn er ſie dann verwechſelt, ſo mußt Du Dich ſtellen, als ob Du nichts davon merkſt; haſt Du das begriffen?

Chriſtoph. Das iſt nicht ſchwer zu begreifen; ich ſoll thun, als ob er mich betrügt, und dabei betrügt er ſich ſelbſt.

Jeſper. So iſt es. Nun aber lauf' und hole Deinen Beutel. Sieh' da, hier kommt der Magiſter, eben zur rechten Zeit.

(Chriſtoph ab.)

Vierte Scene.

Stygotius. Jens. Jeſper.

Stygotius. Das hätte gar nicht beſſer ablaufen können, Jens; er nahm alſo wirklich das Gedicht, das ſeinen Herrn um allen Credit bringen wird? Ich muß jetzt zu einer Disputation, Du indeſſen, um mein Spiel noch zu verſtärken, geh' auf der Stelle zu Mamſell Pernille und bring' ihr dieſen Sack mit Geld, ſo daß ſie dem Tyboe ſein niederträchtiges Gedicht und mein Geſchenk beides in derſelben Stunde kriegt. Spute Dich,

daß Du zurückkommſt, und bring' mir Beſcheid. (Zu Jeſper) Quid novi ex Africa?

Jeſper. Tyboe's Diener iſt eben auf dem Wege zu Mamſell Pernille mit einem ungeheuren Geldſack.

Stygotius. Wird da wol mehr Geld drin ſein, als in dieſem Sack?

Jeſper. Der Sack iſt gerade noch mal ſo groß.

Stygotius. Das war mir ein ſchlimmer nuntius. Ach, Himmel, omnibus artibus contremisco!

Jeſper. Der Diener iſt aber ſo betrunken, daß er nicht auf den Beinen ſtehen kann, und da könnte man ihm denn einen Streich ſpielen, der noch ärger wäre als der vorige, nämlich dergeſtalt, daß Jens ihn unterwegs ins Wirthshaus lockt, ihn völlig um ſeinen Verſtand bringt und die Geldſäcke heimlich vertauſcht. Verſteht der Herr Magiſter, wie ich's meine?

Stygotius. Capio mentem tuam et laudo artificem.

Jeſper. Und dann laßt Ihr den Jens friſchweg mit dem großen Geldſack zu Pernille gehen und ihr ihn in Eurem Namen überreichen.

Stygotius. Optime! optime! Höre, Jane!

Jens. Ita.

Stygotius. Sieh' her, da haſt Du einen Beutel, mit dem gehſt Du auf die Straße und promenirſt auf und ab, bis Du Tyboe's Diener gewahr wirſt, der nämlich total betrunken iſt, mit dem läßt Du Dich dann ins Plaudern ein, bitteſt ihn, mit Dir ins Wirthshaus zu kommen, und machſt ihn da immer betrunkener und dabei vertauſcheſt Du dann die Geldbeutel.

Jens. Er wird ſich ſchon in Acht nehmen, er iſt ein ſchlauer Bruder.

Jeſper. Heute hält es nicht ſchwer, ihn hinters Licht zu führen, er iſt ſo im Thran, wie ich ihn noch nie geſehen habe.

Stygotius. So wollen wir es denn auf den Verſuch ankommen laſſen. Sieh', da iſt der Beutel, abi bonis avibus.

Fünfte Scene.

Jens. Chriſtoph.

Chriſtoph. Ich gehe hier und treibe mich umher, um des Magiſters Diener einen Streich zu ſpielen und den Plan auszuführen, den Jeſper entworfen hat. Aber da kommt er ſchon, nun muß ich nur ſchnell thun, als ob ich total betrunken wäre. — Rund — rund — rund! So freudiglich, ſo freudiglich, der Becher geht im Kreiſe rund!

Jens. Seh' ich recht, ſo iſt das Tyboe's Chriſtoph, und zwar betrunken über die Maßen — und dabei hat er, hol' mich dieſer und jener, einen ungeheuren Geldſack unterm Arm.

Chriſtoph. Rund, rund, rund! So freudiglich, ſo freudiglich! Der Becher geht im Kreiſe rund!

Jens. Er iſt grauſam beſoffen; hätte ich ihn nur erſt im Wirthshaus, ſo wollte ich ihm das Geld ſchon abnehmen oder wenigſtens die Geldſäcke vertauſchen; denn ſeiner iſt noch mal ſo groß wie meiner.

Chriſtoph. So freudiglich, ſo freudiglich, ſo freudiglich, ſo freudiglich!

Jens. Wo geht die Reiſe denn hin, Chriſtoph?

Chriſtoph. Heda, luſtig! friſch eingeſchenkt! Rund, rund, rund, rund!

Jens. Aber ſo hör' doch, Chriſtoph!

Chriſtoph. Wer da?

Jens. Gut Freund.

Chriſtoph. Biſt Du es, Jens? Du kannſt Deinen Herrn nur heute Abend bitten, daß er ſich aufhängt, noch ehe er zu Bette geht.

Jens. Weshalb denn?

Chriſtoph. Hier in dieſem Sack ſind vierzig Thaler, das iſt mehr, als Dein Herr aus dem Stroh bringen kann! Rund, rund, rund, rund, rund, rund! Sollen wir erſt mal zuſammen zu Chriſtoffer 'reingehen?

Jens. Ei ja. (Reiſe) Nun hab' ich mein Spiel gewonnen.

Chriſtoph. Ich bin meiner Treu ſo durſtig wie ein Hund.

Jens. Dann laß uns nur 'reingehen. Heda, Chriſtoffer, aufgemacht, hier giebt's einen Groſchen zu verdienen!

(Der Wirth kommt heraus.)

Sechſte Scene.

Chriſtoph. Jens. Der Wirth.

Chriſtoph. Guten Morgen, Chriſtoffer!

Wirth. So ſagen die Diebe im Dunkeln.

Chriſtoph. Ich bin beſoffen wie ein Schwein, Chriſtoffer.

Wirth. Wir ſind alle Menſchen, einmal iſt keinmal.

Chriſtoph. Und das vom bloßen Branntwein.

Wirth. Wo ſeid Ihr denn geweſen?

Chriſtoph. In Meiſter Daniel ſeinem Garten; da hab' ich Kegel geſpielt und hab' das Herz aus dem Leibe geſchoben und Acht um den König und damit hab' ich zwei Mark gewonnen und die hab' ich verſoffen. Rund, rund, rund! So freudiglich, ſo freudiglich, ſo .... (Fällt um.)

Wirth. Ach der arme Kerl! Wenn er ſich nur nicht geſtoßen hat; wenn Einer im Thran iſt, da hab' ich allemal das größte Mitleid. Wißt Ihr auch wol, was das Beſte iſt, wenn man zu viel getrunken hat?

Chriſtoph. Ein Hundsfott, der es weiß.

Wirth. Von vorne anfangen mit Trinken; mancher möchte zwar denken, ich ſagte ſo blos aus Eigennutz, aber in vielen Fällen hat es wirklich ſchon geholfen.

Chriſtoph. Bring' uns denn noch einen Humpen Branntwein heraus, ich trinke das Zeug zwar eigentlich nie, als blos wenn ich Magendrücken habe, ich bin nur leider niemals ohne Magendrücken. (Wirth ab.)

Jens. Das Beſte wird wol ſein, wir geben dem Wirth unſere Beutel in Verwahrung.

Chriſtoph. Richtig. Hör', Chriſtoffer, ſetz' mal dieſe beiden Säcke mit Geld ſo lange in Deinen Schrank, unterdeſſen wir

trinken. Hei, fratres, laßt uns luſtig ſein! Celerestote sepost molestum senectutam, post molestum senectutam nos habebat humus.

Jens. Kennſt Du nicht die Melodie, Chriſtoph: „Zu Leipzig war ein Mann", das geht allerliebſt.

Chriſtoph. Nein, die deutſchen Melodien kann ich nicht leiden, ich ſinge blos däniſch und lateiniſch. Parva scintillula habet contemptula magnum magnum citabat incendium.

(Stellt ſich, als ob er bewußtlos wird, fällt an die Erde und ſchläft ein.)

Jens. Ach, Herr Wirth, laßt den guten Kerl doch hier liegen und ſeinen Rauſch bei Euch ausſchlafen; hätte ich nicht eine gar ſo eilige Beſorgung, würde ich ſelber bei ihm bleiben, es iſt der beſte Freund, den ich in der ganzen Stadt habe. (Chriſtoph wird zu Bett gebracht.) Herr Wirth, hier iſt auch das Geld für den Branntwein und dann ſeid auch ſo gut und gebt mir meinen Beutel.

Wirth. Ja, nun weiß ich nicht, welcher von beiden es iſt; ſie ſtehen alle beide auf dem Ladentiſch.

Jens (geht hinein und hebt den größten Beutel, der mit Rechenpfennigen gefüllt iſt). Herr Wirth, gebt nur gut Acht auf meinen Kameraden und hebt ihm ſein Geld gut auf, in einer halben Stunde bin ich wieder da.

Wirth. Da könnt Ihr ganz ruhig ſein, da iſt wahrhaftig kein Menſch, der ſagen könnte, in Chriſtoffers Hauſe wäre ihm auch nur ein Schilling weggekommen.

Jens. Adieu.

Wirth. Serviteur; ſeid ſo gut und laßt Euch bald mal wieder ſehen. (Wirth ab.)

Siebente Scene.

Jens. Nachher **Peruille.**

Jens. So iſt Tyboe's Diener denn alſo richtig angeführt, ſolch ein ſchlauer Kunde er ſonſt auch iſt. Nun will ich nur

ſchnell das überflüſſige Geld nehmen und es in meine Taſche ſtecken.

Pernille (kommt). Was machſt Du denn da, Jens? Wenn Dein Herr das erfährt, daß Du ihm die Geldbeutel auf der Straße aufmachſt, dann wird es Dir ſchlecht ergehen.

Jens. Nein über das Unglück, daß ſie auch gerade kommen muß, ehe ...

Pernille. Dein Herr ſchenkt Dir viel zu viel Vertrauen. Wie darfſt Du wol etwas aufmachen, das Dir verſchloſſen übergeben iſt?

Jens. Ich bin unterwegs gefallen und da wollte ich blos nachſehen, ob auch keins von den Geldſtücken entzwei gegangen iſt.

Pernille. Eine herrliche Entſchuldigung!

Jens. Nicht einen Schilling hab' ich genommen, weiß Gott; ich wollte ja lieber etwas zulegen, als wegnehmen.

Pernille. Ja richtig, ſo pflegen es die Bedienten in Kopenhagen auch zu halten, daß ſie Geld zulegen. Aber dies Geld, weiß ich, iſt für mich.

Jens. Ja, mein Herr bittet, gütigſt vorlieb zu nehmen.

Pernille. Grüße Deinen Herrn vielmals und verſichere ihn meiner guten Dienſte. Sowie er kommt, will ich ihn gleich einlaſſen. (Jens geht weinend ab.)

Achte Scene.

Pernille allein.

Pernille. Stygotius hat ſich diesmal ja wahrhaftig recht angegriffen, es ſoll ihm nicht unbelohnt bleiben; in dieſem Beutel ſind ja, glaub' ich, mehr als vierzig Thaler. Leg' ich das nun zu dem übrigen Gelde, das ich zu Hauſe habe, ſo kann ich ja die ſchönſte Mantille dafür kriegen, die jemals getragen ward. Gebt nur Acht, nächſten Sonntag, wie geputzt ich ſein werde, da werden dieſe Tugendſpiegel von Mädchen in ihren Lumpen dann wieder räſonniren: die Pernille iſt doch reinweg des Teufels,

kein Menſch kann begreifen, wo ſie die vielen ſchönen neuen Kleider herkriegt, es ſcheint wirklich, als ob ſie hexen kann! Aber dieſes Gewäſche läßt mich kühl. Nun muß ich doch aber mal das Geld nachzählen; ich glaube wahrhaftig, es ſind lauter Achtſchillingſtücke! Ach, wenn es doch lauter Achtſchillingſtücke wären! — Ach Himmel, was ſeh' ich? Ach, ich platze vor Aerger! Das ſind ja Rechenpfennige und Heller?! Na, die Schmach ſoll nicht ungeahndet bleiben, ſo wahr ich Pernille heiße!

Neunte Scene.

Lucilia. Pernille.

Lucilia (wirft Pernille das Papier ins Geſicht). Sieh' da, Pernille, komm' Du mir noch einmal mit Deinen Recommandationen! Weder Du, noch ſo ein Schlingel ſollen mich je wieder zum Narren haben; meine Mutter nennt er eine Kupplerin, mich eine Dirne, und Du biſt auch nicht vergeſſen.

Pernille. Wie denn, hat ſich denn ſchon wieder was Neues ereignet?

Lucilia. Niemand kann mir etwas Uebles nachſagen, darum braucht er mich auch nicht in ſeinem Gedicht auf ſo höhniſche Weiſe zu mißhandeln. Ich habe das Gedicht zwei Herren gezeigt, jedem einzeln, und beide überſetzten es folgendermaßen: Deine Mutter iſt eine Kupplerin, Du ſelbſt biſt eine Courtiſane, und Dein Mädchen iſt eine Allerweltsdirne. Es freut mich nur, daß meine Mutter den Spitzbuben auf die Art kennen gelernt hat; würde ihr der Andere nur ebenſo verhaßt, ſo wäre ich ſie alle beide los.

Pernille. Ach, ach, nun merke ich den Zuſammenhang Die beiden Rivalen haben ſich vertragen und haben einen Frieden geſchloſſen, bei welchem, wie es ſo zu geſchehen pflegt, derjenige als Opfer gefallen iſt, der die Veranlaſſung zu ihrem Zwiſt gegeben hat. Eben in dieſem Augenblick, meine allerliebſte Lucilia, kriege ich von Stygotius einen Sack, angefüllt mit

Rechenpfennigen und Hellern. Ach, ich ſterbe, wenn ich nicht Rache nehmen kann, noch ehe die Sonne untergeht!

Lucilia. Hab' ich es Dir nicht immer geſagt, Pernille, daß den Männern nicht zu trauen iſt? Uns nennen ſie hinterliſtig und unſtät, ja ſie bringen den Wankelmuth der Frauenzimmer aufs Theater und machen ein öffentliches Spectakel daraus und doch ſind ſie ſelbſt die ärgſten Wetterfahnen, die es giebt; jetzt thun ſie, als wollten ſie ſterben vor Liebe, und ein ander Mal machen ſie ſich ein Vergnügen daraus, uns zu beſchimpfen. Und davon nehme ich keinen aus, als blos Leonard, denn der, weiß ich, iſt treu und hat ein edles Herz.

Pernille. Laßt uns bei Seite treten, da kommt Tyboe; vermuthlich hat er ſich die Sache anders überlegt und kommt, um Verzeihung zu bitten. Nun gebt nur Acht, wie hübſch ich mich rächen werde!

Zehnte Scene.

Tyboe. Ein Muſikant.

Tyboe. Das Fräulein, dünkt mich, ſteht am Fenſter; ſchleichen wir uns nun leiſe heran, Du aber ſtelle Dich beim Muſiciren ſo, daß man Dich blos hört, ohne Dich zu ſehen.

(Der Muſikant duckt ſich nieder, nimmt ſeine Violine da Gamba hervor und ſpielt darauf, während Tyboe das Liebeslied ſingt, das er oben in Akt 2, Scene 2 dem Jeſper mitgetheilt hat. Pernille ſteckt den Kopf zum Fenſter hinaus, ſieht hinunter, bittet, das Stück noch einmal zu wiederholen: ſie ſingen und ſpielen noch einmal.)

Lucilia (gießt dem Tyboe ein Gefäß mit Waſſer über den Kopf und ſagt:)

Für ſolche Poeten gehört ein ſolcher Kranz!

(Tyboe und der Muſikant gehen beſchämt ab, während die im Hauſe ſie auslachen.)

Elfte Scene.

Stygotius. Jens.

Stygotius. Das war das größte Meisterstück, das noch jemals gemacht ist!

Jens. Ja Herr, da könnt Ihr Euch darauf verlassen, mit uns lateinischen Jungen ist nicht zu spaßen.

Stygotius. Dein Latein wird Dir wol nicht viel dabei geholfen haben, Jens, denn das drückt Dich überhaupt nicht sehr.

Jens. Ei nun, Herr, was so zum täglichen Gebrauch gehört, das weiß ich doch so ziemlich; bin ja aber auch mehr als hundertmal im Collegienhause gewesen, da muß doch wol endlich etwas hängen bleiben.

Stygotius. Ja, was denkst Du denn wol, daß ich für ein Mann sein muß, der ich so viele Bücher gelesen habe? Aber wie fingst Du es an, die Beutel zu vertauschen?

Jens. Er begegnete mir mit einem großen Geldsack, ganz im Thrane, aber doch nicht so, daß ihm nicht noch ein bischen Verstand geblieben wäre; da dachte ich: halt, hier mußt Du Deinem lateinischen Kopf Ehre machen und mußt sehen, wie Du ihn ganz und gar ins Netz kriegst. Sofort lud ich ihn ein, mit mir zu Christoffer dem Bierschenker zu gehen und fing an, mit ihm von frischem zu trinken. Nachdem ich ihn aber überredet hatte, dem Wirth die beiden Geldbeutel in Verwahrung zu geben, klemmte ich mich auf ihn mit Branntweintrinken, bis er unter die Bank fiel und einschlief, darauf ging ich zum Wirth und bat ihn, auf meinen Kameraden Acht zu geben, bis ich mein Geschäft besorgt und wieder käme. Der Wirth, der uns für gute Freunde hielt, versprach es mir und hieß mich selbst meinen Beutel wiedernehmen. Da machte ich mich denn rasch dabei, seinen Beutel für meinen zu nehmen, und wie ich den großen Sack nur erst hatte, der über dreißig Thaler mehr enthielt als meiner, so lief ich, als ob mir der Teufel auf den Fersen säße.

Stygotius. Na der Tauſend, das geht gut, wir ſind obenauf, in portu navigamus; laß uns nur gleich hingehen. (Jens pocht.)

Pernille (ſieht aus dem Fenſter, ſagt, ſie würde ſie gleich hereinlaſſen, gießt ihnen aber gleich darauf ein Gefäß mit Waſſer über den Kopf und ſagt:) Nun kommt mir ein ander Mal wieder mit Hellern und Rechenpfennigen! (Sie gehen beſchämt ab.)

Fünfter Akt.

Erste Scene.

Jesper allein.

Jesper. Das war wahrhaftig ein guter Einfall; er dachte einen Andern zu fangen und gerieth selbst in die Falle! Gelernt hab' ich im Grunde wenig; das Pfund, das mir zugetheilt ist, verdanke ich allein der Mutter Natur. Ich glaube wirklich, so etwas ist erblich; hab' ich doch meinen Vater sagen hören, daß sein Großvater groß gewesen ist in dieser Art von Talenten. Noch klingt es mir in den Ohren, was der brave Mann zu mir sagte, dicht vor seinem Tode: „Wenn Du Dir Deine Vorfahren zum Muster nimmst, Jesper, so kann es Dir auf Erden niemals schlecht gehen; nur", setzte er hinzu, „laß Dich auf keine Schelmerei ein, bevor Du reif dazu bist. Uebe Dich erst, indem Du Stecknadeln stiehlst und Schuhnägel, und dann gehe stufenweise vor zu größeren Dingen; dafür, daß er gestohlen, wird Keiner gehängt, sondern blos dafür, daß er die Kunst zu stehlen schlecht verstanden hat." Bei diesen Worten drückte er mir die Hand und versammelte sich sanft und friedlich zu seinen Vätern. Könnte mein Vater dies mein neuestes Meisterstück in Erfahrung bringen, ich glaube, er würde vor Freuden wieder lebendig. Mit dem guten Monsieur Leonard hat es nun keine Noth mehr; seit Pernille das Geld erhalten, hat sie versprochen, für niemand mehr ein gutes Wort einzulegen als blos für ihn. Aber da kommt Stygotius; am Ende ist er doch argwöhnisch geworden, seit er erfahren, wie es mit dem Gelde zugegangen, da

muß ich alſo zuſehen, wie ich mich herausrede. Von Tyboe habe ich bereits mitgetheilt, daß er mit dem Gedichte angeführt iſt; nun werde ich auch noch dem Magiſter ſagen, wie es mit dem Gelde zugegangen iſt.

Zweite Scene.

Jeſper. Stygotius.

Jeſper. Mein größter Aerger iſt blos, daß ich mich habe von ſolchem Schlingel hinter's Licht führen laſſen.

Stygotius. Da iſt ja Jeſper, ich muß ihm doch erzählen, was mir in Leonora's Haus paſſirt iſt.

Jeſper. Von ſolchem Ochſen, der, glaub' ich, nicht bis fünf zählen kann.

Stygotius. Er iſt ganz aufgebracht.

Jeſper. Tyboe hat kein Zutrauen mehr zu mir, das merke ich recht.

Stygotius. Was er nur haben mag?

Jeſper. Aber freilich er hat auch Urſache dazu; mein Herz hängt nun einmal an dem Magiſter, den ich um ſeiner Gelehrſamkeit willen verehre und liebe. Aber das ärgert mich, daß ſolch ein Ochſe, wie ſein Diener iſt, mir eine Naſe drehen und mich dazu gebrauchen ſoll, den braven Magiſter Stygotius zu betrügen, der mir ſo lieb iſt wie mein eigenes Leben.

Stygotius. Was giebt es denn, Jeſper?

Jeſper. Ach, mein Herr, ich bin im Begriff vor Kummer zu ſterben. Wäre es nicht des kleinen Profitchens halber, ich bräche mit dem von Tyboe noch heute Abend; ich bin ſo unverſchämt hinter's Licht geführt worden wie noch nie im Leben. Tyboe, der Wind davon gekriegt hatte, daß der Herr Magiſter Pernillen Geld ſchicken wollte, gab ſeinem Diener Chriſtoph einen Sack mit Hellern und Rechenpfennigen; damit kommt der Schuft zu mir, ſtellt ſich, als wäre er total betrunken und redet mir vor, ſein Herr hätte ihm vierzig Thaler gegeben als Geſchenk für Pernille. Das hat er aber allein in der Abſicht gethan, damit

ich es dem Herrn Magiſter wieder ſagen ſollte. Ich in meiner Einfalt gehe auch hin und ſage es meinem Herrn, in der Meinung, ihm einen Dienſt damit zu erweiſen, allein ....

Stygotius. Per Jovem maximum, was hör' ich? Iſt dies das Geld, das wir uns eingetauſcht haben?

Jeſper. Ja, denn eine halbe Stunde nachher kam Chriſtoph ganz nüchtern und vergnügt zu mir und erzählte mir die ganze Geſchichte. Ich that, als ob ich ſeinen geiſtreichen Einfall bewunderte, und ſuchte gute Miene zum böſen Spiele zu machen. In der That jedoch kriegt' ich eine ſolche Alteration davon im Blut, daß ich mit Mühe ....

Stygotius. Nun iſt es mir auch klar, warum ich in Leonora's Haus ſo übel aufgenommen worden.

Jeſper. Denn erſtens verdroß es mich, daß ich mich ſollte von ſolchem Ochſen haben anführen laſſen; zum zweiten ſchmerzte es mich, daß ich in Verdacht kommen könnte bei ſolch einem braven Herrn, für den ich jederzeit bereit bin Blut und Leben hinzugeben.

Stygotius. Nicht doch, dazu weiß ich ja zu gut, wie Du an mir hängſt.

Jeſper. Freilich hat mein Herr den Beweis in Händen, in dem Streich, den ich ihm zu Liebe dem Tyboe mit dem Gedicht geſpielt habe.

Stygotius. Gewiß, das iſt ja ein deutlicher Beweis, wie treu Du es mit mir meinſt.

Jeſper. Ich bin dadurch, ſo zu ſagen, für ewige Zeiten an den Herrn Magiſter gefeſſelt und, ſo zu ſagen, mit meinem Wohl und Weh in ſeine Hand gegeben, und entzöge er mir ſeine Gnade und verriethe mich, ſo kann ich mich darauf verlaſſen, daß Tyboe mich ums Leben bringt.

Stygotius. Nicht weiter mit dieſen protestationibus, Jespere, ich habe nicht das mindeſte Mißtrauen.

Jeſper. Wenn Einer einmal durch ſo was an den Andern gebunden iſt, ſo muß er ihm treu bleiben, und ob er ſelbſt keine Luſt dazu hätte.

Stygotius. Ich müßte ja nicht bei Verſtand ſein, wenn ich Dir nicht trauen wollte.

Jeſper. Ich danke dem Herrn. Nun will ich noch einen ganzen Monat lang bei Tyboe aus- und eingehen, theils wegen gewiſſer Profitchens, die ich davon habe, theils auch, um hinter ſeine Intriguen zu kommen und dem Herrn Magiſter in ſeiner Liebe beizuſtehen.

Stygotius. Die Liebe? Davon iſt nicht mehr vorhanden; ich ſimulire blos noch darauf, wie ich an Tyboe Rache nehmen kann, und will ſogleich meine Vorbereitungen dazu treffen. Adieu ſo lange. (Ab.)

Jeſper. Dieſe beiden Schubiacke kann ich doch an der Naſe führen, wie ich will. Nun werden ſie einander ſogleich in die Haare gerathen; denn wie ich dem von Tybo ſagte, daß es der Magiſter geweſen, der ihm den Streich mit dem Gedicht geſpielt, ſo ſchwur er ſofort auf Deutſch, Rache zu nehmen, und lief fort, um Leute dazu anzuwerben; der Andere, merk' ich, hat etwas Aehnliches vor. Doch hier kommt Monſieur Leonard.

Dritte Scene.

Leonard. Jeſper.

Jeſper. Nun, Monſieur Leonard, nun ſeid Ihr ja obenauf, nun wird ja Pernille, die Eurer Liebe bisher im Wege ſtand, dieſelbe auf alle Weiſe in Schutz nehmen; ſie will, hat ſie mir geſchworen, ſich an den beiden Andern rächen, und wenn es ihr das Leben koſten ſollte.

Leonard. Ach, Jeſper, Du haſt mich vom Tode errettet; ich glaube zu wiſſen, daß ich dem Fräulein nicht mißfalle, und daß ſie blos aus Furcht vor ihrer Mutter nicht gewagt hat, ſich für mich zu erklären.

Jeſper. Ihr habt von ihnen nichts mehr zu fürchten, ſie ſind total ruinirt. Aber hier iſt Mamſell Pernille.

Vierte Scene.

Pernille. Leonard. Jesper.

Pernille. Ach, wie leid thut es mir jetzt, daß ich mich so lange bemüht habe, des Fräuleins Herz von dem tugendhaften und liebenswürdigen Monsieur Leonard abwendig zu machen, und habe ihm im Wege gestanden, blos um die beiden andern Narren zu recommandiren!

Leonard. Meine gute Pernille —

Pernille. Sieh' da, Monsieur Leonard, ist Er da? Wie lebt Er?

Leonard. Ich stehe eben von den Todten auf, seit ich von Euch höre, daß das reizende Fräulein, an dem all meines Herzens Wonne und mein ganzes Leben hängt, mir nicht abgeneigt ist.

Pernille. Seid nur ruhig, Monsieur Leonard. Das Fräulein, kann ich Euch versichern, liebt Euch schon lange, nur ich und ihre Mutter, ich muß es gestehen, waren Euch bisher im Wege. Nun aber soll nicht nur mein Widerstand zu Ende sein, sondern ich will mir auch die äußerste Mühe geben, Eure Liebe zu unterstützen. Von Tyboe und Stygotius will die Alte nichts mehr wissen; aber auch andere Freier werde ich abzuhalten suchen, so lange mir nur irgend möglich. Unterdessen schließt hoffentlich der, den Ihr beerben sollt, die Augen, und der Alten ist es doch blos um das Geld zu thun.

Leonard. Verlaßt Euch darauf, ich werde Euch meine Dankbarkeit bezeigen, so lange ich lebe.

(Leonard ab; Pernille geht hinein.)

Fünfte Scene.

Peter. Jesper.

Peter. Ja, da wird nun bald ein Haus in Trümmern liegen.

Jesper. Was giebt es denn?

Peter. Ja, da wird nun bald ein Haus in Trümmern liegen.

Jesper. Der hat, glaub' ich, einen Raptus gekriegt; am Ende macht er gar Verse.

Peter. Hier wird Blut fließen.

Jesper. Ha, Peter, was hast Du denn?

Peter. Die brabantische Belagerung ist reines Kinderspiel dagegen.

Jesper. Ja, wahrhaftig, er macht Verse; so antworte doch, Peter!

Peter. Wer da? Bist Du ein Student?

Jesper. Wie kannst Du wol solche Dummheiten fragen?

Peter. Ich bin angewiesen, die gesammte Academie bis hinunter zu den Pedellen über die Klinge springen zu lassen.

Jesper. Weswegen denn?

Peter. Genommener Abrede gemäß dachte mein Herr bei Lucilia vorgelassen zu werden, statt dessen aber guckte Pernille aus dem Fenster, goß ihm ein ganzes Faß Wasser über den Kopf und sagte: Solche Gedichte verdienen solche Belohnung! Mein Herr machte gute Miene zum bösen Spiele, ging nach Hause und forschte so lange nach, bis er herausbekam, daß es Stygotius gewesen, der ihn angeführt.

Jesper. Das Trauerspiel wird bei Dir anheben, weil Du Deinen Auftrag so schlecht ausgeführt hast.

Peter. Was soll ich machen? Der Mensch, der mich angeführt hat, sah mir so poetisch aus, wie nur irgend möglich; Du selbst, wenn Du ihn gesehen, hättest ihn ebenfalls für einen Poeten gehalten. Außerdem aber denkt mein Herr auch viel zu großartig, um dergleichen an mir zu rächen; es giebt, sagt er, keine andere Rache für ihn, als die ganze Regenz mit sammt dem Studentenhof müssen geschleift werden, so daß nicht ein Stein auf dem andern bleibt. Aber hier kommt er mit vier Soldaten, ich muß laufen. (Ab.)

Sechſte Scene.

Jeſper. Tyboe. Vier Soldaten.

Tyboe. Hört ihr wol, Kinder? Die Parole iſt: Per caudi! Wer einen ſchwarzen Rock trägt, den ſtoßt Ihr nieder. Wenn dann ſo erſt die Mehrzahl auf der Straße maſſacrirt iſt, ſo wollen wir die Regenz formaliter belagern. Denn die läßt ſich im Nu wegnehmen; es fehlt ihr an Proviant, ſo daß ſie, glaub' ich, keine Belagerung von vierundzwanzig Stunden aushalten kann. Aber ſieh', da iſt Jeſper. Heda, Jeſper, Du kommſt eben recht, den rechten Flügel zu commandiren. Das iſt brav von Dir, daß Du Stiefel angezogen haſt; denn heute werden wir in Studentenblut waten bis über die Kniee. Er ſoll erfahren, was es zu bedeuten hat, einen Offizier zum Narren halten!

Jeſper. Gewiß kennt der Kerl den gnädigen Herrn gar nicht, und noch weniger hat er jemals von der brabantiſchen Belagerung gehört.

Tyboe. Nein, gewiß nicht, und auch nicht von der Schlacht bei Amſterdam. Aber nur Geduld, man ſoll mich kennen lernen. Ich könnte ihn allerdings für ſeine einzelne Perſon herausfordern, aber das iſt mir nicht genug; nicht blos ihn, auch ſeine Anhänger und ſeiner Anhänger Anhänger, ja die geſammte percandiſche Republik ſoll ausgerottet werden. Es iſt ja ein beiſpielloſer Chagrin, daß ſolch ein Kerl, ein Philosophus, ein Grammaticus, ein Pedantus, ſich unterſtehen ſoll, zu ....

Jeſper. Ei was, der gnädige Herr muß ſich nicht ſo ereifern, das iſt ja gar nicht die Sache danach. Aber da kommt Peter und weint.

Siebente Scene.

Tyboe. Peter. Jeſper.

Peter. Ah! .... Ah! .... Mein Rücken! mein Kopf! meine Schultern! meine Hüften! meine Arme! meine ſämmtlichen Gliedmaßen! mein Rumpf! mein armſeliger Corpus!

Jesper. Was giebt's denn, Peter?

Peter. Das werdet Ihr gleich erfahren. Magister Stygotius mit dem ganzen Magistergrad hat zu den Waffen gegriffen. Ach mein Rücken! ach mein Kopf!

Tybor. Das kann nicht sein, Du hast nicht recht gesehen; wie könnte er sich wol erkühnen, offensivement zu Werke zu gehen?

Peter. Hab' ich nicht recht gesehen, so hab' ich, auf mein Wort, doch recht gefühlt. Sie werden gleich um die Ecke kommen; ich bin blos froh, daß ich bleſſirt und also im Kriege nicht mehr zu brauchen bin.

Achte Scene.

Jesper. Peter. Tybor. Vier Soldaten.

Stygotius. Jens mit vier Studenten auf der andern Seite.

Stygotius. Der Erste, der fallen muß, Domini Collegae nec non Commilitones, das ist der Anführer selbst oder imperator ipse. Ich werde ihm zeigen, was das heißt, cuprum pro argento geben, Heller für Silbergeld, und einen alten Academicum mit Pechstiefeln einfangen, der in Rostock studirt und daselbst absque praesidio disputirt hat! Ich habe noch denselben Degen, denselben Stock, mit dem ich so manchem braven Professor in Rostock die Fenster eingeschlagen habe; er soll profecto erfahren, daß es noch Kerle auf der Academie giebt, die Haare auf den Zähnen haben, und daß ich ein richtiger Academicus bin, tam in marte quam in arte.

(Geht mit seinen Leuten wieder ab. Inzwischen, während Stygotius seine Rede gehalten, hat von Tybor seine Soldaten aufgestellt.)

Tybor. Aber wie geht das nur zu, Jesper, daß der Kerl solchen Widerstand zu leisten wagt?

Jesper. Das hätte ich auch nimmermehr gedacht. Darauf aber möchte ich doch wetten, daß er, sowie er den gnädigen Herrn nur zu sehen kriegt, Reißaus nimmt und zum Teufel läuft mitsammt seinem Anhang. Es fehlt mir gerade nicht an Courage, aber darauf kann ich doch einen Eid ablegen, daß ich lieber dem

Teufel ſelbſt unter die Augen treten will als dem gnädigen Herrn, wenn er in Zorn iſt; denn wenn ich den gnädigen Herrn anſehe, ſo iſt es mir, als ſähe ich den ganzen trojaniſchen Krieg oder die Zerſtörung von Jeruſalem im Auszug.

Tyboe. Meinſt Du, Jeſper? Na, nun ſieh' mich einmal an, nun will ich mal böſe ausſehen.

Jeſper. Ach, das iſt entſetzlich, gnädiger Herr! Ach, ach, das iſt ja, als wäre ich mutterſeelenallein im Wald und der entſetzlichſte Eber käme auf mich zu, ſo packt mich das Entſetzen!

Tyboe. Was ſchwatzeſt Du da, warte hübſch mit Deinen Beſchreibungen, bis ich wirklich böſe ausſehe, bis jetzt habe ich ja noch keine Miene verändert.

Jeſper. Ja allerdings, das iſt richtig, daran habe ich nicht gedacht. Aber wenn der gnädige Herr es nur ſo kurz machen möchte wie möglich, ich kann den Anblick wirklich nicht ſo lange aushalten.

Tyboe. Sieh', nun ſieh' mich mal an, das iſt das Geſicht, mit dem ich Sturm lief vor Brabant.

Jeſper. Ah ....! Ah ....! Laßt genug ſein, gnädiger Herr, ſolch verfluchtes Geſicht kann ja kein isländiſcher Löwe machen, das ging ja ordentlich wie Feuerſtrahlen aus des gnädigen Herrn Augen, daß man ſich wahrhaftig eine Pfeife Tabak hätte daran anzünden können.

Tyboe. Ha, ha, ha! das freut mich! Glaubſt Du nun, daß mein Anblick allein genügt, den Feind in die Flucht zu treiben?

Jeſper. Ganz gewiß. Darum wird es aber auch das Beſte ſein, um den Krieg hübſch ſchnell zu Ende zu bringen, der gnädige Herr ſtellt ſich in Perſon an die Spitze.

Tyboe. Nein, ſchön Dank, der General ſteht allewei hinten, aber auf Schlachtordnungen, das merk' ich ſchon, Jeſper, verſtehſt Du Dich nicht. Komm her, ich will Dir zeigen, wie ſo etwas gemacht wird; Du ſollſt den linken Flügel anführen und Peter führt den rechten!

Peter. Ach, gnädiger Herr, ich bin durch und durch morſch und muß daher demüthigſt um meine Entlaſſung bitten, ſowie

um einen Gnadenpfennig für mich, meine Frau und ein ganzes Nest voll kleiner Kinder.

Jesper. Ei Thorheit, Du bist ja noch gar nicht mal verheirathet.

Peter. Ja, aber ich will mich doch nächstens verheirathen.

Tybor. Bist Du gesund genug zum Heirathen, so bist Du auch gesund genug, Dich todtschlagen zu lassen. Hierher, sag' ich, und übernimm das Commando; soll ich dem Schlingel nur Lohn und Brod für nichts und wieder nichts geben?

Peter. Lohn? Ich habe noch keinen Lohn gesehen.

Tybor. Desto besser für Dich, dann kriegst Du das Ganze auf einmal; die Gage läuft auf die Art immer höher an.

Peter (bei Seite). Ja wohl, das ist ja eben das Unglück für uns arme Bediente, sie läuft so schnell, daß wir sie niemals einholen können.

Tybor. Bedenke, Peter, es ist ein Ehrenposten, der nicht Jedem zu Theil wird.

Peter. Aber das Unglück ist, daß ich nicht ehrgeizig bin, und jemand eine Ehre aufdringen, die er nicht mag, das wäre ja dasselbe, wie Einen zu einer Speise nöthigen, gegen die seine Natur sich sträubt.

(Tybor zieht ihn nach dem rechten Flügel hin und harangurirt seine Armee, während Peter da steht und weint, als ob er Prügel kriegte.)

Tybor (redet seine Soldaten an). Man möchte meinen, Ihr Herren, das Ende der Welt wäre vor der Thüre, wenn man sieht, wie Fliegen sich auflehnen gegen Elephanten, Mücken gegen Löwen, Zwerge gegen Riesen, ein Stygotius, ein Tintenfaß, ein Federfuchser, ein Pedantus, ein Grammaticus, ein Schulfuchs, gegen einen Mann, dessen Namen bekannt ist in Holland, in Frankreich, in Amsterdam, in Brabant, ja in ganz Europa! Spiegelt Euch nur heute, Ihr Herren, an meiner Tapferkeit und folgt meinem Exempel! . . .

Jesper (ihm in die Rede fallend). Euer Gnaden, da kommen unsere Gegner in voller Carriere.

Tybor (fährt fort, aber leis, indem er stammelt und zittert und sich den Schweiß abwischt). Meinem Exempel . . . und meinem Exemplar —

kommen ſie ſchon? — müßt Ihr folgen, Ihr Herren, und folgt... folgen — ſind ſie ſchon dicht bei uns? — meinem Exemplariter ... und folgt .... na wegen Kürze der Zeit will ich nur lieber aufhören und als ein erfahrener Anführer mich hinten aufſtellen, um zu obſalviren ... Donnerwetter, da ſind ſie! (Peter will fortlaufen, allein die Andern halten ihn feſt.)

Tybee. Jeſper, jetzt ſetze ich mein ganzes Vertrauen auf Dich!

Jeſper. Möchten der gnädige Herr wol einen Augenblick verzeihen, ich will blos hinſpringen und Mons Weingartens Buch holen, nach welchem der gnädige Herr ja ſeine Truppen aufzuſtellen pflegt.

Tybee. Das iſt ein vortrefflicher Grund: Du willſt blos davonlaufen und uns im Stiche laſſen. Bleib' nur lieber hier und ſuche einen Frieden zu Stande zu bringen; nicht zwar, als ob ich nicht die Courage hätte, jenen unter die Augen zu treten, und wenn ihrer tauſend wären.

Jeſper. Ei ja wohl, das weiß ich ja.

Tybee. Sondern blos um Chriſtenblut zu ſchonen; es ſind junge Leute, aus denen noch etwas werden kann, wenn ſie ausgeraſt haben. Du ſollſt zwanzig Thaler kriegen, wenn Du einen Vergleich zu Stande bringſt.

Jeſper. Ich werde mein Beſtes thun; belieben der gnädige Herr ſich nur inzwiſchen hübſch ruhig zu halten.

Tybee. Höre, Jeſper, Du kannſt ihnen ſagen, daß ich der Mann bin, der Kräfte hat für zehn.

Jeſper. Ja wohl, und Verſtand, werde ich hinzufügen, für zwölfe.

Tybee. Du kannſt ihnen ſagen, daß ich mit dieſer meiner eigenen Hand zweitauſend Mann erſchlagen habe.

Jeſper. Ich werde noch zweitauſend zuſagen.

Tybee. Du kannſt ihnen ſagen, daß ich meiner Tapferkeit wegen berühmt bin über ganz Holland.

Jeſper. Ich werde noch England dazu nehmen.

Tybee. Du kannſt ihnen ſagen, daß ich auf gutem Fuß ſtehe mit ausländiſchen Fürſten und Generalen.

Jesper. Ich werde noch Könige dazunehmen.

Tybee. Du kannst sagen, daß der König von Holland mir sein Porträt verehrt hat.

Jesper. Ich werde sagen, der Kaiser und der Papst haben dasselbe gethan.

Tybee. Du kannst sagen, daß, wenn sie nicht Frieden schließen wollten, ich die ganze Regenz in Trümmern legen werde.

Jesper. Ich werde den Studentenhof noch dazunehmen.

Tybee. Du kannst ihnen in der Kürze die sämmtlichen Schlachten herzählen, in denen ich gewesen.

Jesper. Ich werde diejenigen noch dazulegen, in denen der gnädige Herr nicht gewesen ist.

Tybee. Du kannst sagen, daß, wenn ich mich recht angreifen will, ich im Stande bin, die Herzen sämmtlicher vornehmen Damen in Contribution zu setzen.

Jesper. Ich werde hinzusetzen, in lichterlohe Flammen; laßt mich nur machen.

Stygotius. Hört, lieben Leute, bevor wir weiter gehen, scheint es mir doch am besten, wir bedenken uns die Sache nochmals. Ich habe ein Gelübde gethan, mich mit keinem Offizier zu schlagen, das sind Kerle, die keine Raison annehmen; so ist es denn wol das Beste, wir schicken jemand zu ihnen, um zu hören, ob sie sich vielleicht auf Stöcke mit uns schlagen wollen, wobei er dann gleich sagen kann, daß wir gern bereit wären, uns auf den Degen zu schlagen, wenn es nur nicht gegen leges academicas wäre. Wollen sie aber mit uns disputiren, so soll es mir noch lieber sein, gleichviel ob auf Lateinisch oder auf Griechisch. Aber da seh' ich ja Jesper auf uns zukommen; geh' ihm entgegen, Jens, und höre, was er zu bestellen hat, ich weiß gewiß, daß er mein Freund ist, obwol er sich seines Vortheils halber zum Tybee hält.

Jesper. Höre, Jens, ich will Dir was sagen: warum sollen wir uns wol die Glieder entzwei schlagen um zweier Narren willen?

Jens. Da bin ich wahrhaftig ganz derselben Meinung.

Jesper. Herr von Tyboe wird von allen honneten Offizieren für einen Narren gehalten.

Jens. Mein Herr ebenso von den Studenten.

Jesper. Und für einen Poltron.

Jens. Meiner ebenso.

Jesper. Herr Tyboe hat nicht mehr Courage als ein Hase.

Jens. Mein Herr ebenso.

Jesper. Sowie Ihr nur einen Schritt vorrückt, reißen wir aus.

Jens. Wir ebenso.

Jesper. Ich habe Vollmacht, einen Vergleich zu schließen.

Jens. Ich ebenso.

Jesper. Aber ich habe nicht in Absicht, es für nichts und wieder nichts zu thun.

Jens. Ich ebenso wenig.

Jesper. Die Friedensartikel, meine ich, könnten wol am besten so concipirt werden: erstens soll Herr von Tyboe beiden Armeen einen Schmaus im Fischerhause geben; zweitens soll Herr Magister Stygotius den Tag darauf dasselbe thun.

Jens. Du bist wahrhaftig ein Diplomat!

Jesper. Heda, Herr von Tyboe, ein schöner und ehrenhafter Vergleich! Ihr sollt morgen einen Schmaus im Fischerhause geben und Stygotius übermorgen.

Tyboe. Soll ich der Erste sein?

Jesper. Ja gewiß, Ihr habt den Vortritt, das war gerade der schwierigste Punkt.

Tyboe. Nun, ich bin es zufrieden.

Jesper. Aber, Ihr Herren, bevor wir scheiden, müssen wir uns noch erst als gute Freunde die Hände geben; der Magister giebt dem gnädigen Herrn die Hand, und wir anderen, was die Subalternen und Gemeinen sind, thun dasselbe.

Tyboe. Geh' hin und proponire es dem feindlichen Anführer, aber in meinem Namen nicht.

Jesper. Ei wie kann der gnädige Herr wol denken, daß ich so einfältig sein würde; ich verstehe mich besser darauf, die Ehre des gnädigen Herrn wahrzunehmen. (Zu Jens und Stygotius.) Mein

Herr Magiſter, heute hab' ich ein großes Blutvergießen verhindert, Tyboe's Partei war, wie ich ſah, die ſtärkere, und darum habe ich bei Zeiten an Herſtellung des Friedens gearbeitet. Denn wenn auch mein Leib in Tyboe's Lager weilte, ſo war doch mein Herz bei dem Herrn Magiſter.

Stygotius. Das weiß ich ſehr wohl, Jeſper.

Jeſper. Wäre es wirklich zur Schlacht gekommen, ſo wäre ich, davon wollen Euer Magiſterheit ſich überzeugt halten, mitten im Gefecht deſertirt. Ich muß aber gewiſſer Urſachen halber ſo thun, als ob ich es mit Tyboe hielte.

Stygotius. Ich danke Dir für die gute Geſinnung, die Du für mich hegſt, und werde mich bemühen, ſie Dir nach Kräften zu vergelten.

Jeſper (zieht Stygotius zu Tyboe hin). Nun, Ihr lieben Herren, müßt Ihr Euch in Gegenwart beider Armeen die Hände reichen, ſo wollen wir übrigen der Reihe nach daſſelbe thun.

(Sie geben einander die Hände, die Andern machen es ebenſo und küſſen Einer den Andern.)

Jeſper. Hört nun, Ihr lieben Herren, nachdem Ihr Euch nun Beide verglichen habt, aber auch Beide gleichmäßig beleidigt ſeid, ſo wird es nun wol das Beſte ſein, daß Ihr eine Allianz zwiſchen Euren beiden Kriegsheeren errichtet und mit der geſammten Macht Rache nehmt an dem gemeinſamen Feinde. Denn wiewol dieſer nicht ganz ohne Grund in Zorn gerathen iſt, ſo dürfen doch ſolche Helden wie Ihr das nicht auf ſich ſitzen laſſen, daß ihnen Waſſer auf den Kopf gegoſſen iſt; wir müſſen uns ſammt und ſonders aufmachen und Leonora's Haus attakiren.

Tyboe. Das iſt wahr, Jeſper, wir wollen das Haus formaliter belagern.

Stygotius. Communis injuria communibus armis vindicanda est.

Jeſper. Aber wir müſſen noch eine halbe Stunde warten, bis es nicht mehr ſo hell iſt.

Tyboe. Unterdeſſen können wir die nöthigen Präparatorien veranſtalten.

Stygotius. Wollen wir uns hier wieder treffen?

Jeſper. Ja, in einer halben Stunde treffen wir uns an derſelben Stelle wieder.

Tyboe. So wollen wir uns denn ſo lange entfernen.

(Alle ab außer Jeſper.)

Neunte Scene.

Jeſper. Nachher **Leonard.**

Jeſper. Nun will ich eine hübſche Komödie anrichten, ſowol um die beiden Narren noch ärger zu beſchimpfen, als um Leonards Nutzen damit zu befördern. Sieh', da kommt er eben recht. Monſieur Leonard, Ihr kommt wie gerufen!

Leonard (kommt). Wie ſo?

Jeſper. Tyboe und Stygotius haben ſich vertragen und wollen mit ihrer ſämmtlichen Macht Leonora in ihrem Hauſe überfallen. Das iſt nun für Euch eine treffliche Gelegenheit, Euch dermaßen zu inſinuiren, daß die Braut Euch ſicher iſt. Nämlich wenn das Haus überfallen wird, ſo müßt Ihr mit einigen guten Freunden kommen und die Belagerte entſetzen.

Leonard. Aber wenn ſie mir nun zu ſtark ſind?

Jeſper. Das hat keine Gefahr; wenn die einen bloßen Degen ſehen, laufen ſie alle beide davon, und wenn die Anführer die Flucht ergreifen, ſo folgen die Uebrigen auf der Stelle. Auch verachten ihn im Grunde des Herzens ja alle, Offiziere ſowol wie Soldaten, und ſtellen ſich nur ſo, als ob ſie gut Freund mit ihm wären.

Leonard. Ich weiß nur nicht, wo ich in der Eile ſo viel gute Freunde zuſammenbringen ſoll.

Jeſper. Kommt nur ganz allein mit entblößtem Degen, ſo bin ich Euch gut dafür, daß ſie alle zuſammen die Flucht ergreifen; ſicherheitshalber könnt Ihr ja thun, als ob noch Andere hinterdrein kämen. Laßt Euch aber nicht irre machen, daß ich mich ſtelle, als ob ich auf Tyboe's Seite; ich möchte

nicht gern offenbar mit ihm brechen, ſo lange er noch einen Anker Wein im Keller hat.

Leonard. Ach, Jeſper, ich werde kaum im Stande ſein, Dir meinen Dank zu beweiſen und Deine Treue zu belohnen.

Jeſper. Ich thue nichts aus Eigennutz, alles, was ich verlange, iſt, daß, wenn Ihr mal ordentlich eingerichtet ſeid, ich freie Verfügung, jus vitae et necis habe über Eure Küche und Euren Keller, nebſt der Jagdfreiheit in Eurem Hofe über Hühner, Küchlein, Kapaunen, Gänſe, Enten u. ſ. w. u. ſ. w.

Leonard. Alles in meinem Hauſe ſoll Dir zu Dienſten ſtehen; mein Oheim iſt ſehr krank, er ſtirbt, glaube ich, noch dieſe Nacht.

Jeſper. Aber was giebt es denn für einen Spectakel? Laßt uns bei Seite laufen, ſie kommen.

(Leonard ab.)

Zehnte Scene.

Ein Offizier. Jeſper.

Offizier. Ha ha ha ha ha ha!

Jeſper. Serviteur; worüber lacht Ihr aber ſo vergnügt?

Offizier. Sieh' da, Jeſper, biſt Du es? Na, da möchte ich darauf ſchwören, daß Du der Urheber aller dieſer Bocksſprünge biſt, welche von Tyboe macht.

Jeſper. Allerdings, ſo iſt es; ich habe dies angerichtet, um Monſieur Leonard in ſeiner Liebesgeſchichte beizuſtehen.

Offizier. Das freut mich, Leonard iſt ein braver und anſtändiger Mann. Nun aber höre ich, daß Tyboe Madame Leonora förmlich in ihrem Hauſe belagern will, ich habe ihm ſogar ſelbſt acht Soldaten dazu geliehen, die jedoch ſo abgerichtet ſind, daß ſie davonlaufen, ſowie ſie den geringſten Widerſtand finden. Wir müſſen dem Kerl ſchon in allen Stücken zu Willen ſein, er iſt ein zu fetter Braten für uns.

Jeſper. Ich fürchte nur, es macht zu viel Aufſehen.

Offizier. Ei Poſſen! Kommt ja jemand, der ſich darein

mengen will, ſo will ich ihn ſchon abhalten; denn ſowie ſie hören, daß von Tyboe dabei im Spiele iſt, ſo wiſſen ſie auch ſofort, daß der Krieg nichts zu bedeuten hat. Ich werde mich ein wenig bei Seite halten; da kommen ſie, glaub' ich.

Elfte Scene.

Stygotius. Tyboe mit einem Haufen **Soldaten. Jeſper.**

(Tyboe, mit einem Spieß in der Hand, ſtellt die Soldaten in Reihe und Glied und läßt ſie exerciren, darauf zieht er ganz langſam in völliger Schlachtordnung unter Trommelwirbel im Tacte vor das Haus; er redet die Soldaten an.)

Tyboe. Meſſieurs und Herren! Jetzt iſt die Stunde da, wo Ihr durch Eure Tapferkeit Euch den Weg zur Unſterblichkeit bahnen könnt. Dieſe Feſtung, die Ihr erſtürmen ſollt, ſcheint allerdings ſtark; allein je ſtärker ſie iſt, um ſo größer iſt auch die Ehre und der Sieg. Ich ſelbſt werde mich zuvörderſt an Eure Spitze ſtellen, um Euch dadurch zur Tapferkeit zu ermuntern. Allons! ſpiegelt Euch an mir! (Läuft mit dem Spieß gegen die Thüre; die Frauenzimmer rufen zum Fenſter heraus: Was ſoll das heißen?) Hier iſt keine Rettung, als daß Ihr Euch ergebt auf Gnade und Ungnade!

(Die Frauenzimmer im Hauſe ſchreien und weinen.)

Leonard (kommt). Heda, umzingelt und greift dieſe Straßenräuber und ſeht wohl zu, daß Keiner entwiſcht. (Er ſchießt eine Piſtole in die Luft, worauf ſie alle hinfallen wie todt; Jeſper hält Tyboe feſt, indem er ſich ſtellt, als wenn er ihn decken will.)

Tyboe. Das war eine entſetzliche Salve; die ganze Armee auf einmal ruinirt!

Leonard. Das iſt ſicher der Anführer, der muß jetzt auf der Stelle niedergemacht werden!

Jeſper. Ach, gnädigſter Herr, ſchont ſeiner und tödtet lieber mich!

Leonard. Da hilft kein Bitten, er muß ſterben!

Jeſper. Ach, Herr, bedenkt doch, was Ihr thut! Ihr beraubt die Welt eines Mannes, der mehr als viertauſend Schlachten gewonnen hat!

Leonard. Hier nichts geſchwatzt, er iſt des Todes!

Jeſper (weinend). Der in der Schlacht bei Amſterdam ....

Leonard. Fort, fort, laß ihn los!

Jeſper. Umgebracht hat mit eigener Hand ....

Leonard. Wenn Du ihn nicht losläßt ....

Jeſper. Mehr als fünftauſend Menſchen!

Tyboe (flüſtert ihm zu). Sag' ihm auch von den drei Herrenſtaaten, die ich umgebracht habe!

Leonard. Und wenn es Alexander Magnus ſelber wäre, ſo muß er ſterben!

Jeſper. Und ſtach drei Herrenſtaaten durch und durch ....

Leonard. Hilft alles nichts!

Jeſper. Mit einem einzigen Hiebe!

Leonard. Deſto größere Ehre für mich, ihn umzubringen!

Jeſper. Der bei der Belagerung von Brabant ganz allein ...

Leonard. Das iſt nun alles umſonſt!

Jeſper. Sturm lief und ſich eine halbe Stunde lang mit der ganzen Garniſon auf der Mauer herumſchlug!

Leonard. Ja, da ſehe ich denn wohl, daß ich Euch alle Beide umbringen muß.

Jeſper. Ach, lauft, Herr von Tyboe, und ſalvirt Euer koſtbares Leben!

(Tyboe läuft; Leonard ſetzt ihm nach und ſtößt ihn mit dem Degenknopf in den Rücken.)

Tyboe. Ah ....! Ah ....! Ich bin tödtlich verwundet, durch und durch geſtochen! (Läuft fort.)

Zwölfte Scene.

Leonard. Jeſper. Leonora. Lucilia. Perrille. Nachher ein **Bedienter.**

Leonard. Das ging wahrhaftig, wie es ſollte, Jeſper.

Jeſper. Ei, das wußte ich ja zum voraus; wenn ſeine Wunde jetzt geheilt iſt, ſo kriege ich noch obenein was geſchenkt. Aber da kommen die Belagerten heraus, nun haltet Euch dazu.

Leonora. Ach, mein theuerſter Monſieur Leonard, iſt Er es, der uns aus dieſer Angſt erlöſt hat? Ach, könnte ich Ihm doch nur meine Dankbarkeit beweiſen.

Jesper. Der größte Dienst, Madame, den Ihr ihm erweisen könnt, besteht darin, ihm Eure Tochter zu geben, die er schon so lange liebt; scheint er Euch wirklich ein Mann, den man verachten darf?

Leonora. Ich habe jederzeit die größte Hochachtung vor ihm gehabt, allein da er ohne Vermögen ist und meine Tochter ebenfalls, so schien es mir nicht rathsam, sie zusammenzugeben.

Leonard. Was das anbetrifft, so werde ich Euch und Eure Tochter hoffentlich wol noch ernähren können. Denn so lange mein Oheim lebt, unterstützt er mich mit allem, was ich brauche; stirbt er aber, so erbe ich sein ganzes Vermögen, das nicht unbedeutend ist.

Leonora. So habe ich denn gegen die Verlobung nichts einzuwenden; mit der Hochzeit müßt Ihr aber warten, bis er todt ist.

Leonard. Mein Oheim macht es nicht mehr lange, ich glaube kaum, daß er noch diese Nacht überlebt. Aber da kommt sein Diener; heda, Christoph, wie geht es mit Deinem Herrn?

Christoph. Ich komme, Ihm zu melden, daß Monsieur Jeronimus bereits verschieden ist.

Jesper. Ah der tausend, das war sehr höflich von ihm. Nun also, Madame, werdet Ihr ja hoffentlich keine Bedenklichkeiten haben?

Leonora. Durchaus nicht; ich halte meine Tochter im Gegentheil für das glücklichste Mädchen von der Welt.

Jesper. So laßt uns denn kurzen Proceß machen: Ihr habt lange genug gewartet, kommt nun herein und reicht einander die Hände.

(Sie reichen einander die Hände.)

Ulyſſes von Ithacia,

oder

Eine deutſche Komödie.

Komödie in fünf Akten.

Personen des Prologs:

Iris.
Prinz Paris.
Juno.
Venus.
Pallas.

Personen der Komödie:

Marcolfus.
Paris.
Helena.
Hildegard.
Ulysses.
Kilian.
Rosimunda.
Penelope.
Kaiser Asverus.
Hofgesinde.
Ein Werber.
Holofernes.
Mithridates.
Tiresius.
Ein Trojaner.
Dido.
Elisa, Dido's Kammermädchen.
Rasmus, ihr Kammerdiener.
Ulysses' Gefährten.
Hauptleute.
Ein Bauer.
Erster Jude.
Zweiter Jude.
Zwei Diener.

Prolog.

Iris mit Strahlen um den Kopf.

Iris. Ich bin Iris oder der Regenbogen, der großen Juno Kammermädchen. Ich habe dieselbe Verrichtung bei der Juno, wie Mercurius beim Jupiter. Sobald der Göttinnen Oberste mir einen Wink giebt, muß ich mich auf die Reise machen; nun bin ich im Himmel, nun auf Erden; nun am Südpol, nun am Nordpol; nun in großen Städten, nun zwischen Hirten und Hirtinnen auf dem Lande. Was mir aber die meiste Beschwerde macht in meinem Amte, das ist meiner gnädigen Frau Jalousie und Mißtrauen. Denn sobald der Götter Monarch seines Auges gnädige Strahlen auf eine Hirtin oder Nymphe wirft, so geräth meine Madame stracks in Allarm. Da muß ich mich erstlich von einer Wolke zur Erde bringen lassen, um die Beschaffenheit der Sache auszuforschen, demnächst zu Pluto's nächtiger Wohnung, mit Ordre an eine oder die andere Höllengöttin, die Nymphe oder Hirtin zu bestrafen, in welche Jupiter sich verliebt hat. Aber keine Zeit ist so beschwerlich für mich als dieser verwetterte elfte Juni. Denn da meine Madame die größte Dame ist im Himmel und auf Erden, so hat sie auch die meisten Zinsen einzufordern. Jetzt aber bin ich hergekommen, um mit dem trojanischen Prinzen Paris zu sprechen, welchen Juno nebst zwei andern Göttinnen ausgewählt hat, Richter zu sein in einem Streite, der sich zwischen ihnen erhoben hat. Er pflegt sich in diesem Haine aufzuhalten. Aber da seh' ich ihn.

(Paris tritt ein.)

Paris. Ich sehe hier der Juno treue Botschafterin. Will-

kommen hier unten auf Erden, himmliſche Nymphe! Was hat Sie für Geſchäfte? Mit wem will Sie ſprechen?

Iris. Ich bin beordert, mit dem holdſeligen trojaniſchen Prinzen Paris zu ſprechen.

Paris. Das bin ich.

Iris. Hört, Paris, Ihr, der Ihr nicht minder um Eurer Schönheit als um Eurer Unparteilichkeit willen bekannt ſeid durch ganz Aſien, von des Mohrenlandes Grenze bis zum äußerſten Ende von Amerika: meine Madame Juno, nebſt zwei andern Göttinnen, Pallas und Venus, haben Euch auserwählt, Richter zu ſein in einem Zwiſte, der ſich unter ihnen erhoben hat.

Paris. Sag' mir, o Iris, worin dieſer Zwiſt beſteht.

Iris. Den dreizehnten huius warf der große Jupiter einen goldenen Apfel zwiſchen ſie, auf welchem dieſe Worte geſchrieben ſtanden: Dieſer ſoll der holdſeligſten Göttin gehören. Nun wißt Ihr ſelbſt, wie die Frauenzimmer ſind, daß nämlich keine, wie häßlich ſie auch ſei, der andern an Schönheit nachſtehen will; ſo iſt's auf Erden, und unſere Göttinnen im Himmel haben denſelben Nagel im Kopf. Und weil nun Juno, Pallas und Venus ſämmtlich wegen ihrer Schönheit bekannt ſind, ſo iſt es ſchwer, den Streit beizulegen. Doch ſind ſie alle drei einig geworden, ſich Eurem Spruche zu unterwerfen, ohne Appellation. Denn Anfangs waren ſie alle ſo erpicht darauf, daß ſie mit einander vors Oberlandesgericht gehen wollten.

Paris. Ich werde ihre Ankunft erwarten und urtheilen, was Rechtens iſt.

Iris. Juno verlangt nichts als ein rechtſchaffenes Urtheil. Inzwiſchen bittet ſie ergebenſt, daß Eure Durchleuchtigkeit doch dieſe zehn Ducaten nicht verſchmähen wollen, welche ſie offerirt, nicht damit Ihr zu ihren Gunſten entſcheidet, ſondern blos aus Freundſchaft.

Paris. Nein, Mademoiſelle Iris, Geſchenke nehme ich wahrhaftig nicht an. Ein Richter muß ſich nicht beſtechen laſſen; wäre ich verheirathet, ſo hätte Sie ſich allenfalls an meine Frau adreſſiren können, die hätte das dann können annehmen, und mein Gewiſſen wäre rein.

Iris. Ach, ich bitte doch recht sehr, verschmähe Er das nicht! Das ist ja wirklich kein Geschenk, um Ihn zu bestechen, sondern blos ein Freundschaftszeichen; sieh' mal, wie sie glänzen!

Paris. Ich sehe, daß das gute holländische Ducaten sind. Ja höre, meine liebe Jungfer, wenn ich gewiß wüßte, daß das nicht in der Absicht geschenkt wird, so wollte ich das schon nehmen, denn mit Geld ist in diesen Zeiten nicht zu spaßen. Uebrigens kann Sie der Juno meinen Respect vermelden und ihr sagen, daß ich ihr ihre Höflichkeit schon gedenken werde.

(Iris ab.)

Paris (allein). Kein Amt ist doch so beschwerlich als das Richteramt. Man soll Kopf haben, eine Sache zu begreifen, Scharfsinn, die Argumente des Einen gegen die des Andern abzuwägen, und endlich Rechtschaffenheit, den Versuchungen zu widerstehen. Was mich betrifft, so habe ich mir durch meine unparteiischen Urtheilssprüche einen solchen Namen erworben, daß nicht blos Menschen, sondern sogar Göttinnen mich zum Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten erwählen. Aber da seh' ich sie kommen.

(**Juno, Pallas, Venus** in Adriennen treten auf.)

Juno. Dir geschieht heute eine Ehre, o Paris, wie sie wenigen Menschen widerfahren ist; drei mächtige Göttinnen unterwerfen sich Deinem Urtheil. Welche von uns Du für die Holdseligste erklärst, die behält den goldenen Apfel, den Jupiter zwischen uns geworfen.

Paris. Ihro Durchleuchtigkeiten, meine gnädigsten Frauen! Nach dem Gesicht allein kann man eines Menschen Schönheit nicht beurtheilen; ja von den rechten Kennern wird heutzutage gerade darauf am wenigsten gesehen. Es ist daher nöthig, Ihro Durchleuchtigkeiten, daß Dieselben sich ganz nackt ausziehen.

Juno. Was? Ganz nackt ausziehen sollen wir uns?

Paris. Ich kann doch nicht über etwas urtheilen, das ich nicht sehe?

Pallas. Ich thue das in Ewigkeit nicht!

Venus. Will niemand anders, so will ich es; denn auf eine andere Weise kann unser Streit doch nicht entschieden werden.

Pallas. Das ſieht Ihnen ähnlich genug, ma soeur; es wird, denk' ich mir, wol nicht das erſte Mal ſein, daß Sie ſich nackt vor jungen Mannsperſonen ſehen laſſen.

Venus. Haben Sie was geſagt, Sie lederne Weisheit? Dieſen gelehrten zimperlichen Damen iſt nicht mehr zu trauen als andern.

Juno. Sie haben auch eine Ehre mitzureden, Madame, ſeitdem Ihr Mann Vulcanus Sie ſchon einige Male vor dem Conſiſtorio belangt hat; man weiß recht gut, was Sie für Hiſtorien gehabt haben mit Mars und andern Offizieren.

Venus. Trotz geboten Ihnen und den Andern, die mir das Geringſte auf meinen ehrlichen Ruf und Namen bringen! Ich gebe zu, daß mein Mann Vulcanus mich in Verdacht gehabt hat, aber bin ich nicht freigeſprochen worden vor Gericht? Hat er mir nicht Abbitte thun müſſen obenein? Wäre Jupiter ſo jaloux wie Vulcanus, ſo hoff' ich, wir kriegten auch von Ihnen einige Hiſtorien zu vernehmen.

(Sie reden alle drei auf einmal und ballen die Fäuſte.)

Paris. Holla, ſeid ruhig! Reſpect vor dem Gericht! Ihr macht ja einen Spectakel, als ob Ihr Advocaten wäret! Laßt Eine zuerſt reden!

Juno. Höre, Paris, zweifeln, daß meine Schönheit allen übrigen Göttinnen vorangeht, hieße dem Jupiter einen ſchlechten goût zuſchreiben, da er doch mich von allen zu ſeiner Gemahlin erkoren hat. Nimm dich daher in Acht, die Schönheit der Andern mit meiner gleichzuſtellen. Wenn Du den goldenen Apfel mir zuſprichſt, ſo ſollſt Du der reichſte und mächtigſte Herr auf der Welt werden.

Pallas. Juno giebt Reichthum und Wohlſtand, ich dagegen Weisheit und Tugend. Wie aber nun Tugend und Verſtand beſſer iſt als Reichthum, ſo hoffe ich, o Paris, daß Du für mich entſcheiden wirſt, da ich Dir die herrlichſte Belohnung geben kann.

Venus. Reichthum und Verſtand werden für große Gaben gehalten; aber wie Mancher wird nicht unglücklich mit ſeinem Reichthum, und wie Wenige finden ihr Fortkommen in der

Welt mit Tugend und Verstand, die ja schon längst aus der Mode sind? Ich, wenn Du den streitigen Apfel mir zusprichst, verspreche Dir das holdseligste Frauenzimmer der Welt zur Gemahlin.

Paris (zu sich selbst). Reichthum hab' ich so viel, als ich verlange; Verstand mehr, als nöthig ist in unsern Zeiten; das holdseligste Frauenzimmer der Welt, das ist der Magnet, der zieht. Ich muß das Urtheil verkündigen. (Setzt sich auf einen Stuhl.) In Sachen der drei wohlgebornen Göttinnen wird für Recht erkannt wie folgt: Sintemalen und alldieweil Juno und Pallas sich nackt auszukleiden verweigert und solchergestalt das Mißtrauen, welches sie selbst in ihre Schönheit setzen, ausdrücklich zu erkennen gegeben haben, dahingegen Venus, im Bewußtsein ihrer gerechten Sache, nichts von ihren Documenten, was zur Entscheidung dieser Angelegenheit dienen kann, verhehlen, sondern alles zur Kenntniß des Gerichts hat bringen wollen, so wird für Recht erkannt, daß sie den goldenen Apfel behalten soll, sintemalen sie die Schönste ist. Juno und Pallas bezahlen zur Erstattung der Unkosten zweihundert Reichsthaler und überdies für ihre frechen Aeußerungen vor Gericht zehn Reichsthaler an die Kirche von Christianshafen.

Juno (bei Seite). Dich soll der Henker holen für meine zehn Ducaten! Nie wieder geb' ich einem Richter was voraus. (Laut) Höre, Paris: das holdselige Frauenzimmer, das Venus Dir giebt, soll werden Dein, Deiner Familie und des ganzen trojanischen Reichs Untergang!

(Alle ab.)

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Marcolfus allein.

Marcolfus. Serviteur très humble, Messieurs: ich weiß nicht, ob mich Einer von Euch kennt? (Sieht ſich nach allen Seiten um.) Ich diene bei Paris, König Priapi Sohn von Troja. Wir kommen von Ithacien, über vierhundert deutſche Meilen weit, um die ſchöne Helena zu entführen, was Ihr aber ſo gut ſein wollt für Euch zu behalten. Seit Paris in Troja ihr Porträt geſehen, hat er weder Tag noch Nacht Ruhe gehabt, bis er ſich entſchloſſen, hierherzureiſen. Ihr würdet ihn nicht für den großen Herrn halten, der er iſt, weder nach ſeiner Figur, noch nach ſeiner Tracht; denn er ſieht eher aus wie ein alter abgedankter Thorſchreiber als wie ſo ein großer Herr, ſo hat die Reiſe ihn zugerichtet. Wir haben uns ſo beeilt, Tag und Nacht, daß wir uns nicht einmal Zeit genommen haben, um, mit Reſpect zu ſagen, ein reines Hemde anzuziehen auf der ganzen Reiſe. „Aber was thut die Liebe nicht?“ ſagt der Deutſche. Was mag nun wol aber die Glocke ſein? (Thut, als ob er nach der Thurmuhr ſähe.) Alle Wetter, die Glocke iſt ſchon acht, nun kommt mein Herr den Augenblick. Denn ich habe ausſpionirt, daß die ſchöne Helena gerade um dieſe Zeit mit ihrer Magd hier ſpazieren geht. Mein Herr hat im Sinne ſie zu entführen und ſie mit ſich nach Troja zu nehmen. Denn unter uns geſagt, Meſſieurs: er will ſie gar nicht zur Frau haben, ſondern blos zur Maitreſſe, und das kann nicht geſchehen, wenn er hier im Lande bleibt. Denn ſowie ſie

einmal ein Kind bekäme, so müßte, wiewol es mit ihrer Jungferschaft ziemlich zweideutig aussieht, der gute Paris doch mit ihr felicitér vor das Consistorium tanzen und sie heirathen, so gut wie ein unbescholtenes Mädchen. Denn wer Teufel kann solchen Menschern was beweisen? Die lassen sich mitunter von anständigen Leuten beschlafen, blos um von ihnen Atteste für ihre Ehrlichkeit zu bekommen. Aber da kommt mein Herr!

Zweite Scene.

Paris. Marcolfus.

Paris. Ach, Cupido, Du bist ein Tyrann!

Marcolfus. Ja, das sag' ich auch, wahrhaftig, und wenn seine Mama Venus es tausendmal mit anhörte.

Paris. Ach, mein treuer Diener Marcolfus, hier ist ja die Stätte, der Horizont, wo Ithaciens Sonne und Morgenstern heute aufgehen wird.

Marcolfus. Ja das ist sie.

Paris. Ach Marcolfus, mir ist bange, daß ich in Ohnmacht sinke, sowie ich sie erblicke, und deshalb nicht im Stande sein werde, auszuführen, was ich mir vorgesetzt. Ach Venus, was habe ich Uebles gethan, daß Du Deinem blinden und geflügelten Sohne Cupido solche Ordre gegeben hast, mein prinzliches Herz so grausam zu verwunden?

Marcolfus. Ja das ist sicher, das war ein recht carnaliöser Streich von der Venus, das will ich ihr unter die Nase sagen. Das Weibsbild ist ja noch schlimmer, als die Marie Eheschneidern vor diesem war. Wär' ich Jupiter, ich wollte, hol' mich dieser und jener, ihr schon was andres zu thun geben als herumzulaufen und die Leute zusammenkuppeln; ich würde ihr auf eine höfliche Art sagen: Hör', Du Vieh, nimm mal gleich Dein Spinnrad und setze Dich hin und arbeite, das ist besser. Aber da kommen sie, nun haltet die Ohren steif!

Paris. Ach halte mich, Marcolfus, ich kann nicht auf meinen Beinen stehen!

Marcolfus. Ei Herr, ſo ſtellt Euch doch nicht ſo verwettert dazu an; Ihr ſeid ja ſo bange, als ob Ihr ins Examen ſolltet.

Dritte Scene.

Helena. Hildegard. Paris. Marcolfus.

Helena. Meine allertheuerſte Hildegard, war das nicht ein prächtiger goldener Apfel, den meine Mama mir heute verehrte? Ich habe vergeſſen, ihn mitzunehmen, um ihn meinen Geſpielinnen in dieſem Wäldchen zu zeigen.

Hildegard. Meine allerholdſeligſte Jungfrau, den müßt Ihr einem jungen adeligen Ritter verehren, den Ihr recht beſonders äſtimirt. Aber ach, was iſt das? Wird der Jungfrau übel? (Hält ihr ein Riechfläſchchen vor die Naſe.)

Helena. Ach Hildegard, meine Keuſchheit kann es nicht vertragen, daß man in meiner Gegenwart von Mannsleuten redet; ich warne Dich, daß Du in meiner Gegenwart nie wieder den Namen einer Mannsperſon ausſprichſt.

Marcolfus (leiſe). Ja, das glaub' ihr der Henker! Ich weiß ſchon, wie das mit dieſen peniblen Weibsbildern iſt, die ſind juſt die tollſten.

Helena. Höre mal, wie lieblich die ſüße Nachtigall ſingt!

Marcolfus. Das muß ein Lump ſein, der was hört! Und das ſag' ich ihm von meinetwegen, ich höre blos, daß man auf der Galerie Nüſſe knackt.

Hildegard. Alle Vögel ſingen vor Freude, wenn ſie die Sonne ſehen, ich meine meiner Jungfrau göttergleiches Antlitz, ſo Ithaciens Sonne iſt.

Marcolfus. Mir kommt, meiner Treu, die Magd bei weitem hübſcher vor; finden Sie das nicht auch, Meſſieurs? (Sich zu Paris wendend) Herr, nun iſt es Zeit, nun friſch dran! Ei flink! flink!

(Er ſtößt ihn vorwärts, Paris ergreift die Helena und führt ſie fort; ſie ruft Gewalt! reißt eine Perlenſchnur ab, wirft ſie der Hildegard zu.)

Helena. Bringe dies Perlenhalsband dem edlen Ritter Ulyſſes und bitte ihn, dieſen Raub zu rächen. Ah .... Ah .... Ah ....!

Marcolfus. Na, ſo ſchreit doch nicht ſo teufelsmäßig, Jungfer! Ihr wißt nur nicht, wer das iſt: das iſt Paris, König Priapi Sohn von Troja, Sie kommt in guter Leute Hände.

(Sie gehen ab.)

Vierte Scene.

Hildegard allein.

Hildegard. Ach Himmel, iſt es möglich, daß die edle Jungfrau, Ithaciens koſtbarſtes Kleinod, mir aus den Händen entriſſen ward? Das ganze Land wird darüber in Deſperation gerathen. Ich beklage das Schickſal von ganz Ithacien, das ſolche Verfinſterung erlitten, ſeine größte Zierde verloren hat. Aber am allermeiſten beklage ich mich ſelbſt; denn ich habe in ihr eine ſehr gnädige Herrſchaft verloren. Nie mehr kriege ich Dich zu ſehen, ſchönſte Jungfrau; Deine Keuſchheit wird Dein Mörder werden. Denn ſowie Dein Räuber Dir Zärtlichkeiten zumuthet, das weiß ich, ſo tödteſt Du Dich ſelbſt. Auf, ihr ithacianiſchen Helden, rächt dieſen Jungfrauenraub! Zeiget nun, daß die vielen Opfer, die ihr meiner Jungfer gebracht, die vielen Seufzer, die vielen Kniebeugungen nicht blos Verſtellung geweſen, ſondern von Herzen gekommen ſind! Aber da ſehe ich des Kaiſers Schweſterſohn, den tapfern Ulyſſes kommen.

Fünfte Scene.

Ulyſſes. Hildegard. Kilian. Zwei Diener.

Ulyſſes (mit affectirter, grauſenerregender Stimme). Höre, mein treuer Diener Kilian, was dünket Dich, wer hat wol am beſten beſtanden in dieſem Ritterſpiele, ſo geſtern präſentiret worden? Auf

welchen Ritter, dünket Dich, hat die reizende Helena, Ithaciens Sonne, zumeist ihre Strahlen geworfen? Mich dünket, ihre Brillantaugen ſtanden zumeiſt auf den edlen Ritter Polidorus gerichtet; auch ſah ich, wie der ſchlangengiftige Neid der Hofleute adelige Wangen färbte. Aber Mißgunſt iſt allzeit der Tugend Genoſſe. Wie könnte dieſer Ritter davon frei ſein, der von Tugend ſchimmert wie der Mond von der Sonne goldenen Strahlen? Denn bei des Kaiſers goldener Krone und Scepter ſchwöre ich, daß Polidorus der ſtattlichſte Ritter iſt zwiſchen Mundien und dem rothen Meere. Aber was will dieſe Jungfrau hier?

Hildegard (auf den Knieen). Ach Hülfe, Euer Hoheit! Hülfe!

Ulyſſes. Stehet auf, Nymphe, und laſſet mich Euer Anliegen hören.

Hildegard. Ich laſſe Eure Füße nicht los, bis Ihr mir verſprochen habt, mich anzuhören.

Ulyſſes. Wenn Euer Begehren möglich iſt und nicht wider die Ehrbarkeit ſtreitet, ſo ſollt Ihr ſicher erhört werden; ſtehet auf!

Hildegard. Ach Herr, Ithaciens Sonne iſt verfinſtert, die ſchöne Helena iſt nach Troja entführt, von Paris, König Priapi Sohn! Seht her, dieſes Perlenband riß ſie ſich vom Halſe und bat mich, es Eurer Ritterlichkeit zu überliefern, mit der Aufforderung, dieſen Raub zu rächen und ſie mit gewaffneter Hand den Händen der Trojaner wieder zu entreißen.

Ulyſſes. Ach Himmel, was höre ich, welch ein Unglück? Weinet nicht mehr, Jungfer: ich ſchwöre Euch bei Penelopens unſchätzbarer Seele, daß der Frevel gerächt werden ſoll durch ganz Troja's Untergang. Geht nun fort, Jungfrau, und gebt Euch zufrieden.

(Hildegard ab.)

Sechste Scene.

Ulyſſes. Kilian.

Ulyſſes. Kilian, wir müſſen ſofort Anſtalten machen; der Friedenstempel muß auf einige Zeit verſchloſſen und der Bellona Tempel wieder geöffnet werden. Mein mit Drachenblut getünchtes Schwert Theuerdank muß aus der Scheide gezogen, mein Schild, den ich dem Könige von Meſopotamien in der großen Schlacht bei Mingrelien abgewonnen, muß hereingebracht werden zuſammt meinem demantharten Harniſch und meinem Helm, den die braſilianiſche Königin von Saba mit ihren Alabaſterhänden auf mein ritterliches Haupt ſetzte, als ich in den Kampf ging gegen den vierköpfigen Ritter Langulamiſopolidorius. Mein im Kriege flammenſpeiendes Roß Pegaſianus, welches zuvor der ſtolze Ritter Poliphemius von Mundien geweſen, allein ſeine neidiſche Stiefmutter Conſtantinopolitanie verwandelte ihn in ein Pferd, muß geſattelt werden mit meinem elfenbeinernen Sattel und meiner von der longobardiſchen Jungfrau Roſimunda mit Gold und Perlen durchwirkten Schabracke.

Kilian. Das kann bald geſchehen ſein, hätten wir nur erſt eine Armee auf den Beinen.

Ulyſſes. Armee? In einem Augenblick werden wir ſo viel Volks beiſammen haben, als Sandkörner ſind in den Wüſten Arabiens. Du ſollſt mein Ambaſſadeur ſein und Dich ſofort verfügen erſtlich zu Mithridates, dem König von Mundien, der in einem goldenen Schloſſe wohnt, daß er mit ſeiner ſilberſchildenen Armee, die da beſteht aus tauſendmaltauſend Mann Fußvolk und fünfmalhunderttauſend Mann Reitern, mir zu Hülfe komme gegen König Priapus, deſſen Sohn Ithacien des unſchätzbarſten Kleinods, ich meine der ſchönen Helena, beraubet hat. Demnächſt ſollſt Du Dich zu Herzog Nilus von Podolien begeben, der in einem ſilbernen Schloſſe wohnt, und ihn bitten, mir zu Hülfe zu kommen mit ſeinen zehntauſend Schiffen, welche alle mit Sammet überzogen, deren Maſten vom Horne des Einhorns, deren Segel von Seide ſind. Sodann ſollſt Du zum

Holofernes gehen, dem Grafen von Bethulien, welcher in einem hohen elfenbeinernen Schloſſe wohnt — denn er ſelbſt iſt ſieben Ellen lang — und ihn bitten, mir zu Hülfe zu kommen mit ſeinen fünftauſend elfenbeinernen Kanonen, welche ſämmtlich Sechzigpfünder ſind. Ich unterdeſſen will mir den Bart nicht abſchneiden laſſen, bis Du wieder kommſt. (Geht ab.)

Siebente Scene.

Kilian allein.

Kilian. Das wird eine ziemlich weitläufige Reiſe werden. Bis ich zurückkomme, iſt Helena vielleicht nicht mehr am Leben; denn während das Gras wächſt, ſtirbt die Kuh, und dann können wir Krieg ins Blaue führen. Ich muß nur erſt hin und muß mir ein Paar Schuhe mit doppelten Sohlen holen, die auf der Reiſe aushalten. Ich ſehe gar nicht ſo viel Schönes an dieſer Helena, daß man ſolchen großen Allarm um ſie zu machen brauchte. Paris iſt ein kleiner Narr, daß er ſo weit hergereiſt iſt, ſie zu entführen, und wir ſind große Narren, daß wir Krieg führen wollen, ſie wieder zu bekommen. Aber mit meinem Herrn darf ich darüber nicht disputiren; darum will ich nur hinein und mich zu dieſer weiten Reiſe in Stand ſetzen. Uebrigens das kann ich ſagen, daß ich der erſte Ambaſſadeur bin, der zu Fuße ambaſſadirt. Aber das will nichts ſagen, ich bleibe doch, wer ich bin. Aber da ſehe ich Roſimunda, Helena's Schweſter, kommen; ich habe keine Luſt, ihr Geheule über das Unglück ihrer Schweſter mit anzuhören, darum retirire ich mich. (Ab.)

Achte Scene.

Roſimunda allein.

Roſimunda. Ach, meine allertheuerſte Schweſter, Ithaciens Sonne und Freude, Zierde und Juwel der Familie! Wie iſt es möglich, daß ich leben kann ohne Dich? In den drei Monaten,

seit Du, meine Sonne, mir versunken, das heißt seit Du mir geraubet bist, ist mein Körper so erschöpfet und mein Aeußeres so von Kummer verändert worden, daß meine Freundinnen und Gespielinnen mich nicht ansehen können, ohne ihre Thränen strommeis fließen zu lassen. Ach Rosimunda, sagen sie, wo ist Dein blühendes Antlitz, Deine demantfunkelnden Augen? Alles an Dir ist so verdunkelt, verwelkt und abgefallen, gleich einer abgebrochenen Blume, die keine Säfte mehr hat, ihre natürliche Schönheit zu erhalten. Ach, daß es sich doch für mich schickte, Theil zu nehmen an diesem Zuge, den die ithacianischen Helden mit dem stolzen Ulysses wider den trojanischen Räuber unternehmen! Ach, daß .... Aber da kommt die edle Penelope, des unüberwindlichen und löwenherzigen Ulysses Gemahlin. Nun werde ich von ihr erfahren, wie weit man mit den Zurüstungen gekommen ist.

Neunte Scene.

Penelope. Rosimunda.

Penelope. Sieh da, Madame, ist Sie hier? Ihr sollt noch sehen, daß daraus nichts wird; bildet Ihr Euch ein, daß mein Mann durch die Welt vagabundiren soll, blos um Eure lumpige Schwester aufzugabeln?

Rosimunda. Was? So verächtlich untersteht Ihr Euch von derjenigen zu reden, welche von Allen als Ithaciens größte Zierde anerkannt ist?

Penelope. Pfui, auf die Zierde spucke ich. Die Hure! die will sich wol einbilden, das ganze Land soll um ihretwillen in Bewegung gesetzt werden?

Rosimunda. Ihr mögt wol selbst eine Hure sein! Die großen Kriegszurüstungen, welche um ihretwillen gemacht werden, beweisen hinlänglich, daß meine Schwester an Tugend und Schönheit alles übertrifft, was sonst noch in Ithacien ist; Ihr seid allzu ohnmächtig, die ithacianischen Helden in ihrem edlen Vorsatze zu hindern.

Penelope. Ja, ich bin so frei und hindere das.

Rosimunda. Ihr das hindern?

Penelope. Ja, Euch vor der Nase.

Rosimunda. Die Sache wird vor sich gehen und wenn Ihr den Verstand darüber verliert.

Penelope. Und die Sache wird nicht vor sich gehen und wenn Ihr den Verstand darüber verliert.

Rosimunda. Sagt Ihr das?

Penelope. Ja das sag' ich und da (mit den Fingern schnippend) hast Du was für Dich, Du Trine!

Rosimunda (schlägt gleichfalls Schnippchen). Und da hast Du was für Dich!

Penelope (giebt ihr eine Ohrfeige). Und das ist für Dich!

Rosimunda (giebt ihr wieder eine). Und das ist für Dich!

(Sie fallen einander in die Haare und reißen sich die Hauben vom Kopfe.)

Zehnte Scene.

Kilian in Reisekleidern. **Penelope. Rosimunda.**

Kilian. Heda, plagt Euch der Teufel! Wollt Ihr einander umbringen?

(Kilian tritt zwischen sie, sie fallen ihm in die Haare und reißen ihn zu Boden.)

Kilian. Ich bin Ambassadeur! Das ist gegen das Völkerrecht!

(Rosimunda läuft ab, Penelope ihr nach.)

Elfte Scene.

Kilian allein.

Kilian. Ist das eine Unverschämtheit, so mit einem Ambassadeur umzugehen, dessen Person so heilig, daß es wider das Völkerrecht ist, Hand anzulegen an sein Pferd, seinen Hund oder den Geringsten von seiner Suite, geschweige an ihn selbst! Ich werde die Huren lehren, was das heißt, einen extraordinären

Ambaſſadeur bei den Haaren ziehen! Wartet nur, bis ich zurückkomme, da ſoll ein hölliſches Examen mit Euch angeſtellt werden! Jetzt hab' ich keine Zeit, mich zu rächen, denn ich muß meine Reiſe fortſetzen. (Geht ab.)

Zwölfte Scene.

Trompeten. **Kaiſer Asverus** mit Trabanten und Hofleuten tritt ein. **Ein Werber.**

Asverus. Ihr edlen Ritter und ſtolzen Helden! Ihr könnt ſelbſt urtheilen, wie ſchwer es meinem Herzen fällt, meinen theuren Schweſterſohn, den tapfern Ulyſſes, ſo weit von mir zu laſſen. Aber was vermag ihn in einem ſo edlen Vorſatz zu hindern? Ich habe ihm auf ſein Anſuchen erlaubt, ſo viel Volks zu werben, als ihm beliebt. Ich erlaube auch allen, welche Luſt haben an dieſem Zuge Theil zu nehmen, ihm zu folgen. Ich habe ihm Erlaubniß gegeben, die Trommel rühren zu laſſen durch das ganze Kaiſerthum.

Ein Ritter. Wir danken Euer Kaiſerlichen Majeſtät, daß Sie uns erlauben will, dieſen Jungfrauenraub zu rächen. Die ſchöne Helena war eine Jungfrau, auf welche aller Augen gerichtet waren, ſo daß nicht allein die Ehre des Landes, ſondern auch die Hoffnung, ein ſolches Kleinod zu gewinnen, uns in dieſen Krieg treibt.

Asverus. Ich lobe Euren adeligen Sinn, ihr ſtolzen Ritter, Ihr könnt gewiß ſein, daß, wenn Ihr ſiegreich zurückkommt, Jeder nach ſeinen Meriten reichlich belohnt werden ſoll. Laßt uns nun wieder hineingehen, um wegen des Feldzuges weiter zu berathſchlagen.

(Sie gehen hinein und ein **Werber** kommt mit einer Trommel unter zahlreichem Gefolge. Derſelbe lieſt von einem Zettel.)

Werber. Nachdem die Ithacianer unter des tapfern Ulyſſes Anführung, um den Jungfrauenraub zu rächen, den König Priapi Sohn Paris begangen hat, entſchloſſen ſind, einen Feldzug gegen die Trojaner zu unternehmen, als werden alle und jede, ſo an dieſem Zuge Theil nehmen wollen, aufgefordert, ſich

unverweilt auf dem großen Markt einzufinden, allwo eine Standarte aufgerichtet ist. Dieselben sollen sofort angenommen werden und bekommen drei Monate Sold voraus.

(Rührt die Trommel, geht ab.)

Dreizehnte Scene.

Ulysses allein, mit einem langen Barte.

Ulysses. Dieses ganze Jahr ist nun allein mit Kriegsrüstungen vergangen. Jetzt warte ich noch allein auf Kilians Rückkunft, und nicht eher habe ich wollen meinen Bart abschneiden lassen, als bis ich Antwort von den Fürsten habe, zu denen ich gesendet. Aber ich merke, daß Morpheus, der Gott des Schlummers oder Bruder des Todes, mir eine Visite machen will; ich kann kaum mehr meine Augen offen halten, solche Müdigkeit überkommt mich.

(Setzt sich nieder und schläft ein.)

Vierzehnte Scene.

Kilian. Ulysses.

Kilian. Nun endlich nach einem vollen Jahre bin ich wohlverrichteter Sache in mein Vaterland zurückgekommen. Ein Jahr vergeht doch recht schnell; mir selbst ist, als hätte es keine halbe Stunde gedauert. Aber da seh' ich meinen Herrn sitzen und schlafen. Element, was hat der in der Schnelligkeit für einen langen Bart gekriegt! Doch es ist wahr, er hat ja ein ganzes Jahr Zeit gehabt zu wachsen. Aber ich habe ja keinen Bart gekriegt unterdessen, das kann ich nicht begreifen; am Ende wachsen die Bärte anderwärts nicht so wie hier. Aber, was Henker, der sitzt ja ganz lose? (Er nimmt dem Ulysses den Bart ab und befestigt ihn an sein Kinn; dann wendet er sich zu den Zuschauern.) Merkt Ihr nun, Messieurs, an meinem Barte, daß ich ein ganzes Jahr fortgewesen bin? Ihr seid so verflucht ungläubig, nun werdet

Ihr doch endlich den Glauben in Händen haben? (Kilian geht bei Seite, unterdessen wacht Ulysses auf und faßt sich nach dem Kinn.)

Ulysses. Ach, ihr Götter, ich merke, mein Traum ist erfüllt. Der geflügelte Gott Mercurius, träumte ich, kam zu mir und sagte mir diese Worte ins Ohr: Dein treuer Diener Kilian ist zurückgekehrt! Worauf er mir meinen ritterlichen Bart abrasirte. Da sehe ich ihn; willkommen, mein treuer Diener, ich zweifle nicht, daß Dein Auftrag glücklich ausgeführt ist, denn der Himmel selbst hat Dich hin- und zurückgeleitet.

Kilian. Spaelamdisimo renkaalavet Speeknaaet.

Ulysses. Ach, Himmel, hätte er vielleicht gar seine Muttersprache vergessen?!

Kilian. Copiscisandung Slaestimmund Spaelamdisimo renkaalavet Speeknaaet.

Ulysses. Kilian, ich verstehe nicht, was Du sagst.

Kilian. Inchatan Skabbalsinskomai Klemmebasiopodolski.

Ulysses. Hast Du denn Deine Muttersprache ganz und gar vergessen?

Kilian. Ski olski dolski podolski opodolski iopodolski siopodolski asiopodolski basiopodolski ebasiopodolski mebasiopodolski emmebasiopodolski klemmebasiopodolski.

Ulysses. Die mesopotamische Sprache ist eine wunderliche Sprache; das ist doch jammerschade, daß ich sie nicht verstehe und darum auch nicht hören kann, was er ausgerichtet hat. Aber hast Du die ithacianische Sprache denn so gänzlich vergessen, daß Du nicht mehr verstehest, was ich frage?

Kilian. Ja, ich habe sie rein vergessen. Aber so viel kann ich doch sagen, daß die Fürsten ihren Respect vermelden lassen und sagen, daß sie sich vor Troja einfinden werden, und zwar baldmöglichst.

Ulysses. So komm denn, wir wollen uns schnell reisefertig machen.

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Mit der Ansicht von Troja.

Kilian allein.

Kilian. Ei, ei, was die Zeit vergeht! Nun sind wir schon vor Troja angekommen, das doch vierhundert Meilen von unserer Heimath liegt. Sähe ich die Stadt nicht vor meinen Augen, ich dächte, es ginge hier zu wie in der deutschen Komödie, wo man mitunter auch mit einem Fußaufheben tausend Meilen macht und in einem Abend vierzig Jahre älter wird, als man war. Aber die Sache hat ihre Richtigkeit; hier liegt Troja, wo ich mit dem Finger hinzeige. (Er nimmt ein Licht und geht auf die Decoration zu.) Hier steht es ja angeschrieben mit Fractur: Dieses bedeutet Troja. Aber da sehe ich einen trojanischen Bauern kommen, ich muß ihn doch fragen, wie es in der Stadt aussieht.

Zweite Scene.

Kilian. Ein Trojaner.

Kilian. Guten Tag, Kamerad, wo seid Ihr zu Hause?

Der Trojaner. Ich bin in Troja zu Hause.

Kilian. Da soll ja eine fremde Jungfer sein, mit Namen Helena; kennt Ihr die?

Der Trojaner. Nu gewiß kenne ich sie, die gute Jungfer; sie ist erst vor Kurzem mit Zwillingen in die Wochen gekommen.

Kilian. Na, da dächt' ich, wäre ſie doch keine Jungfer mehr?

Der Trojaner. Ja, bei uns werden ſie noch für Jungfern gerechnet, und wenn ſie ſechzehn Kinder gehabt haben, bis ſie ſich verheirathen.

Kilian. Alſo juſt wie bei uns.

Der Trojaner. Wo ſeid Ihr denn zu Hauſe, Landsmann, daß Ihr ſo fragt?

Kilian. Ich bin ein fremder Kaufmann. Aber was für ein Schlag Leute ſind denn die Trojaner?

Der Trojaner. Je nun, es ſind ziemlich arme und hoffärtige Leute, denn ſowie Einer zwei Mark in der Taſche hat, ſo kann man ſich auch darauf verlaſſen, daß er den Tag nicht mehr zu Fuße geht.

Kilian. Juſt wie bei uns.

Der Trojaner. Die größte Tugend bei uns iſt, mehr zu verzehren, als man im Stande iſt zu verdienen.

Kilian. Juſt wie bei uns. Aber was für ein Ende nimmt das?

Der Trojaner. Das Ende iſt, daß Hab' und Gut vermöbelt wird, und dann kriegen ſie zuletzt freies Quartier auf dem Rathhaus oder in ähnlichen öffentlichen Anſtalten, wo ſie dann ſacht zu Tode gefüttert werden.

Kilian. Juſt wie bei uns. Aber ſind die Richter auch hübſch unbeſtechlich bei Euch?

Der Trojaner. Verflucht unbeſtechlich; ſie nehmen niemals Geſchenke, ſondern um ſich ein reines Gewiſſen zu bewahren, laſſen ſie dieſelben von ihren Frauen annehmen.

Kilian. Juſt ebenſo geht es bei uns. Aber wird bei Euch ſtark Wucher getrieben?

Der Trojaner. Nein, damit geht's ſo leidlich. Oeffentlich werden niemals mehr als fünf Procent genommen, um kein Aergerniß zu geben; aber unter der Hand, damit das Geſetz hübſch unverletzt bleibt, laſſen ſie ſich von den Schuldnern zwanzig Procent vorausbezahlen.

Kilian. Juſt ſo geht es bei uns. Aber Eure Weiber, halten die gut Haus?

Der Trojaner. Haus halten ſie wol, das Unglück iſt nur, daß das Haus ſie nicht halten kann. Doch muß man ihnen das Zugeſtändniß machen, daß ſie niemals vor Morgens um zehn ausgehen.

Kilian. Aufs Haar wie bei uns. Werden denn auch die Straßen bei Euch hübſch rein gehalten?

Der Trojaner. O ja, ſo im Julimonat, da läßt ſich nichts daran ausſtellen. Aber freilich den Reſt vom Jahre kann man nicht wohl ausgehen, ohne daß man riskirt, im Schmutz zu ertrinken. Doch das ſind blos elf Monate im Jahre, die vergehen raſch. Könnte man überhaupt nur Anſtalten treffen, daß es niemals regnete, ſo wollt' ich mal die Stadt ſehen, wo es ſo rein ſein ſollte wie bei uns.

Kilian. Juſt wie bei uns. Aber gehen die Frauenzimmer bei Euch auch ſo viel aus?

Der Trojaner. Nein, das wären ſchlechte Menſchen, die ihnen das nachſagen wollten; ſie gehen nicht, ſie fahren blos alle, bis zu den geringſten Handwerkerfrauen; in dieſem Betracht könnte das Weibsvolk bei uns die Füße ganz entbehren.

Kilian. Juſt wie bei uns. Aber arbeiten ſie recht fleißig?

Der Trojaner. Nein, nicht ſonderlich.

Kilian. So könnten ſie alſo auch die Hände entbehren?

Der Trojaner. Na, richtig, womit ſollten ſie dann Karten ſpielen? Was hätten die jungen Herren zu küſſen?

Kilian. Bravo, juſt wie bei uns. Aber machen die Gelehrten bei Euch viele Bücher?

Der Trojaner. Nein, blos Kinder.

Kilian. Juſt wie bei uns. Werden bei Euch viele nützliche Projecte gemacht?

Der Trojaner. Ich habe noch kein Project geſehen, das viel Nutzen gebracht hätte, ausgenommen für die Projectenmacher ſelbſt.

Kilian. Juſt wie bei uns. Aber ſind die Dienſtboten bei Euch hübſch hurtig?

Der Trojaner. Teufelsmäßig; unſere Dienſtmädchen ſind ſo hurtig und ſo flink, daß ſie nicht einen Monat bei einer

Herrſchaft bleiben, ſondern ihren Dienſt zwölfmal des Jahres verändern.

Kilian. Juſt wie bei uns. Aber ſind die Leute bei Euch recht gottesfürchtig?

Der Trojaner. Sehr gottesfürchtig.

Kilian. Leben ſie auch nach Gottes Geboten?

Der Trojaner. Nein, ſie halten es mehr mit den Gebeten als mit den Geboten.

Kilian. Juſt wie bei uns. Aber was iſt Euer Hauptzeitvertreib? Habt Ihr Komödien oder Opern?

Der Trojaner. Ei, freilich.

Kilian. Wie ſind denn Eure Opern?

Der Trojaner. Poſſierlich genug. Wenn zum Exempel ein Herr ſeinem Diener ſagen will, er ſoll ihm die Stiefel ausziehen, ſo ſagt er das ſingend und trillernd als: (ſingend) Höre Klaus, zieh' mir meine Stie ... fel aus ...

Kilian. Juſt wie bei uns.

Der Trojaner. Adieu, mein Herr, ich muß gehen; ich bin von ganzem Herzen Sein ergebener Diener.

Kilian. Na, das hat doch wol nicht viel zu bedeuten?

Der Trojaner. Ei, bewahre, nicht das Mindeſte, das iſt blos ſo eine Redensart bei uns. (Geht ab.)

Kilian. Juſt wie bei uns, adieu. Es iſt eine wahre Sünde, daß wir Krieg führen ſollen mit dieſen Leuten, die uns in allen Stücken ſo ähnlich ſind, und noch dazu wegen einer Jungfer, die bereits Zwillinge gehabt hat. Nun hab' ich ausſpionirt, wie es mit der Stadt beſtellt iſt; ſie kann, glaub' ich, keine achttägige Belagerung aushalten. Kenntniß von der Lage des Feindes haben iſt die Hauptſache im Kriege. Wird die Stadt nun eingenommen, ſo hat doch, wie es in der Regel geſchieht, Ulyſſes oder Holofernes den Ruhm davon, und ich werde nicht einmal in den Zeitungen genannt. Ach, es iſt doch eine rechte Lumperei, ſo ein Subalterner zu ſein! Aber da ſeh' ich das Kriegsheer kommen.

Dritte Scene.

Kilian. Ulyſſes. Holofernes.

Das Kriegsheer kommt herein und wird in Schlachtordnung geſtellt.

Holofernes (hält folgende Rede). Ihr ſtolzen Ritter und ſtreitbaren Helden! Wir ſind hierhergekommen, nicht um Länder zu erobern oder uns zu bereichern, ſondern um Rache zu nehmen für einen Jungfrauenraub, ſo daß alſo nie ein Krieg aus honnetern Gründen geführt worden iſt. Spiegelt Euch alle nur an meinem Exempel, fechtet mannhaft und haltet gute Kriegsdisciplin. Die Hauptſache, worauf Ihr Acht haben müßt, iſt das richtige Tempo, eins, zwei, drei, und daß Ihr alle zu gleicher Zeit mit der Hand an die Patrontaſche ſchlagt. Denn wenn Ihr darauf nicht ganz genau Acht habt, ſo geb' ich für das Uebrige keine vier Schillinge.

Ulyſſes. Hört, Ihr guten Herren! Bevor wir zur Belagerung ſchreiten, iſt es das Beſte, wir ſchicken den Kilian zum König Priapus mit einem Oelzweig in der Hand und bieten ihm Frieden an, unter der Bedingung, daß er uns die ſchöne Helena zurückgiebt. (Alle ſtimmen dem bei.)

Kilian. Ihr guten Herren, ich wünſchte ſehr, daß ein Anderer Ambaſſadeur ſein möchte. Denn wie leicht könnte es nicht geſchehen, daß König Priapus, der ein hitziger Mann iſt, mir den Kopf abſchlagen ließe, und das wäre doch ein ſchlechter Spaß, wenn ich dann ſo ohne Kopf daſtände.

Ulyſſes. Damit hat es keine Gefahr, Kilian; läßt er Dir den Kopf abſchlagen, ſo werden wir desgleichen thun mit zwanzig von den vornehmſten Trojanern, welche uns zuerſt in die Hände fallen.

Kilian. Schon recht, Herr; aber wer weiß, ob von all den zwanzig Köpfen ein einziger auf meinen Rumpf paßt?

Ulyſſes. Ei geh' Du nur hin, das Völkerrecht bricht er nicht.

Kilian. Nun nun, ſo will ich denn gehen.

Ulyſſes. Wir wollen uns ſo lange mit der Armee zurückziehen.

Vierte Scene.

Kilian allein.

Kilian. Wo ſoll ich nun aber in der Geſchwindigkeit einen Oelzweig herkriegen? Sieh, das trifft ſich glücklich, da ſind' ich ja einen. (Hebt einen Beſen auf, der auf der Bühne liegt, und nimmt ihn in den Arm. Zu den Zuſchauern:) Nein, wahrhaftig, das iſt kein Beſen, Meſſieurs! Ihr ſeid ja doch, hoff' ich, nicht blind — da könnt Ihr nun ſehen, daß das ein Oelzweig iſt! Ihr müßt ja kein Körnchen Reſpect mehr haben vor einem Ambaſſadeur, daß Ihr ihn ſo auslacht; der Teufel ſoll Euer Narr ſein, wißt Ihr das? Nun geh' ich nach Troja. (Klopft an.)

Fünfte Scene.

Helena. Kilian.

Helena. Wer erdreiſtet ſich in Kriegszeiten dermaßen an das Thor von Troja zu klopfen? Mit wem wollt Ihr ſprechen? Ich bin Helena!

Kilian. Ei ſieh da, liebe Jungfer, muß Sie ſich ſelber noch bemühen, mir aufzumachen? Die Jungfer kennt mich wol nicht mehr?

Helena. Ich dächte, ich hätte Ihn ſchon wo geſehen.

Kilian. Ich bin der Ambaſſadeur von Kilian.

Helena. Ach, nun erinnere ich mich, Du biſt des ſtolzen Ritters Ulyſſes treuer Diener.

Kilian. Nein, ſchön Dank, jetzt nicht mehr, jetzt bin ich Ambaſſadeur extraordinair von der ganzen Armee und dependire von niemand, als allein vom General Holofernes, welcher ſieben und eine Viertel Elle lang iſt. Die ganze Armee präſentirt das Gewehr vor mir, wenn ich vorbeigehe. Denn Ihr müßt wiſſen, Jungfer, extraordinäre Ambaſſadeure die wachſen nicht ſo auf den Bäumen.

Helena. Das glaub' ich ſchon, daß man ſo leicht keinen

Ambaſſadeur findet, der ſo extraordinär iſt wie Du. Aber was haſt Du ſonſt zu beſtellen?

Kilian. General Holofernes, welcher ſieben und eine Viertel Elle lang iſt, läßt ſchön grüßen und König Priapus ſoll ihm die Jungfer wieder zurückgeben oder ſoll ſich gefaßt machen, daß wir die Stadt belagern.

Helena. Darauf kannſt Du Dich verlaſſen, daß ich nicht ausgeliefert werde, ſo lange noch ein Mann in Troja iſt; darauf hat König Priapus geſchworen.

Kilian. Ja, Ihr guten Leute, ſo müßt Ihr tragen was folgt. Ich muß nur raſch wieder nach Hauſe und muß Stiefel anziehen: denn morgen hoff' ich im Blut der Trojaner zu gehen bis an die Kniee.

Helena. Ach, unglücklich die Stunde, da ich geboren ward, daß ich durch meine Schönheit die Veranlaſſung geben ſoll zu ſolchem Blutvergießen! Wie viel beſſer doch wäre mir, ich wäre mißgeſtaltet zur Welt gekommen, ſo hätte ich doch vergnügt und ruhig leben können, während ich nun meiner Schönheit halber gehaßt und verachtet bin von allen Frauenzimmern, ja von den Göttinnen ſelbſt! (Sie weint.)

Kilian. Jungfer, was mir öffentlich aufgetragen, das hab' ich nun ausgerichtet; aber wie alle Ambaſſadeurs geheime Anliegen zu haben pflegen, ſo bin ich auch beordert, mich unter der Hand zu erkundigen, wie es mit der Jungfer ihrem Kränzchen ſteht?

Helena. Ich ſchwöre Dir, Kilian . . .

Kilian. Ei was, Kilian! ich heiße Ihro Excellenz.

Helena. Ich ſchwöre Ihro Excellenz, daß nie eine Mannsperſon mich auch nur mit dem kleinen Finger angerührt hat, ſeit ich entführt bin.

Kilian. Ei Jungfer, die Finger ſind dazu auch weiter nicht nöthig: ich habe einen Mann gekannt, dem waren beide Arme abgeſchoſſen und doch wurde er ſechsmal vors Conſiſtorium citirt. Aber ich muß fort. (Geht ab.)

Sechste Scene.

Ritter allein.

Ritter. Entweder ich bin blind, oder alle andern Menschen sind es. Denn so viel meine Augen sehen können, sieht die ja mehr aus wie eine Hebamme, als wie Eine, welche von den Göttinnen selbst wegen ihrer Schönheit beneidet wird. Wie ich sie zuerst sah, dacht' ich doch wahrhaftig, es wäre Peter Wagnern seine Dörte, so stach sie mir in die Augen. Aber ich bin wol blind, sowol hierin als wie in allem Uebrigen, was diese Historie angeht. Nun muß ich hin und der Armee die Antwort sagen. Präsentirt's Gewehr, ihr Carnalien! Aber richtig, da stehen sie und sperren das Maul auf. Ihr Herren, jetzt heißt es Krieg; sie wollen lieber das Aeußerste abwarten, als die Helena ausliefern.

Siebente Scene.

Ulysses. Ritter. Holofernes. Hauptleute.

Ulysses. Ihr habt nun gehört, Ihr stolzen Ritter, was Troja uns geantwortet hat, und müssen wir uns also rüsten, die Stadt mit der äußersten Gewalt anzugreifen. Inzwischen, Ihr guten Herren, dünkt es mich doch das Beste, wenn Einer von uns nach alter löblicher Manier Einen von den Trojanern zum Zweikampf herausforderte. Nun weiß ich freilich, daß Euch allen zusammen das ritterliche Haupt nach einem Lorbeerkranze juckt und daß Ihr alle Verlangen tragt nach der Ehrensäule, welche der Sieger verdient hat. Daher um zu verhindern, daß keine Saat der Mißgunst zwischen uns gestreut werde, halte ich es für das Rathsamste, daß wir darum würfeln. Wem dann das Loos zufällt, den kann keine Mißgunst treffen, da nicht Volksgunst und Gewogenheit und Faveur ihm den Weg bahnen, auf welchem er sein Haupt mit dem Lorbeerkranze schmücken wird. Versteht Ihr mich recht, Ihr edlen und stolzen Ritter?

Kilian (leise). Zur Noth.

Ulysses. Bringt denn also Würfel her!

(Die würfeln.)

Kilian. Ich habe wol nicht nöthig mitzuwürfeln, Ihr Herren, weil ich doch nicht unter die Malice gehöre, sondern eine Civilperson bin, ein extraordinärer Ambassadeur?

Ulysses. Ei Kilian, vor solchem alten treuen Diener, wie Du bist, hab' ich viel zu viel Hochachtung, als daß ich Dich der Gelegenheit berauben sollte, Ehre einzulegen, und Dir im Wege sein, wenn das Glück auf seiner Kugel Dir den Kranz aufs Haupt setzen will, den sie vielleicht für Dich allein geflochten hat.

Kilian. Glaubt der Herr etwa, ich wäre bange? Ei ja doch, ich wollte wahrhaftig den Hector selbst auf mein Gewissen nehmen. Es geht aber unmöglich an, der Herr weiß ja selbst, was für verflucht lose Mäuler die Leute haben. Sie haben schon jetzt genug zu klatschen, nämlich, daß wir wie die Narren von Haus und Hof, Frau und Kindern rennen, blos um ein Weibsstück wieder zu bekommen, das ein Anderer, nämlich Paris, König Priapi Sohn, schon ein ganzes Jahr gehabt hat, und unterdessen .... ich darf nichts weiter sagen; wer weiß, was unsere Frauen uns für Possen spielen können. Ich habe einen Mann gekannt, der reiste auch Jahre lang, um seinen einzigen Sohn wiederzufinden, der ihm geraubt war, und wie er zurückkam, fand er vier Söhne; aber er soll nicht sonderlich vergnügt darüber gewesen sein. Sollen die Leute nun noch obendrein in den Zeitungen ihre Glossen darüber machen, daß ich, als eine Civilperson, ein Ambassadeur, von der Armee abgeschickt bin, einen Trojaner zum Zweikampf zu fordern, so würde das Ende schlimmer als der Anfang.

Ulysses. Ei pfui doch, Kilian, sich so etwas merken zu lassen! Ich befehle Dir augenblicklich zu würfeln.

(Kilian wirft alle Sechsen; die Anderen nehmen die Hüte ab und gratulieren ihm.)

Kilian. Hört, Ihr guten Herren, ich sehe schon, daß es auf mich abgesehen ist; die Würfel sind falsch, darauf laß' ich meinen Kopf; noch nie, so lang' ich lebe, hab' ich können alle Sechsen werfen, und nun sollte ich sie just heute treffen?

Ulyſſes. Mach' mir keine Schande, Kilian, ich habe Dich erſt vorhin beim General gerühmt wegen Deiner Tapferkeit. Geh' gleich und rüſte Dich zum Kampf! Ich werde Dir mein eigenes Schwert Theuerdank leihen, welches mit Drachenblut getüncht iſt. Stelle Dich doch nicht ſo an, man muß ja denken, Du wärſt bange.

Kilian. Bange bin ich wahrhaftig nicht, aber ich bin ein Politicus, das iſt bekannt vor Gott und den Menſchen, darum ſchickt es ſich für mich nicht, daß ich mich ſchlage. Ja, wenn ich nicht Politicus wäre, da fragte ich den Henker danach. Aber ich kann mich nicht entſchließen, etwas zu thun, was ſich für meinen Charakter nicht paßt. Ich beſtehe auf den Rechten meines civilen Standes, diene in Friedenszeiten als ein ehrlicher Mann und wage Leib und Leben für die Polizei, aber mit dieſer Art Geſchichten hab' ich nichts zu thun.

Holofernes. Ja, da muß Standrecht über ihn gehalten werden; wir merken ſchon, daß er in Güte nicht will.

Kilian. Ach, Ihr guten Herren, ehe ich Standrecht über mich halten laſſe, da will ich es lieber freiwillig thun. Nur das bitt' ich mir aus, und dafür muß geſorgt werden, daß der, mit dem ich mich ſchlagen ſoll, keine Hand an mich legt; denn Hand an einen Ambaſſadeur zu legen, iſt gegen das Völkerrecht.

Holofernes. Hört, Ihr ſtolzen Ritter, damit wir ihm die politiſchen Gedanken aus dem Kopf bringen, ſo will ich ihn zum Oberſten machen, damit ſind dann alle Hinderniſſe beſeitigt.

Kilian (leiſe). Na, wer Dich das gelehrt hat, Du langer Lümmel, den ſoll auch der Teufel holen! (Kilian wird vom Kopf bis zu Fuß bewaffnet.) Zum wenigſten muß ich jetzt noch einen kleinen Cornelius haben, bevor ich in den Kampf gehe. (Trinkt ein Glas Branntwein.)

(Alle wünſchen ihm Glück und gehen ab.)

Ulyſſes. Wenn Du als Sieger zurückkommſt, iſt Dir ein Lorbeerkranz gewiß.

Kilian (leiſe). Ich ſcheere mich nichts um Lorbeeren, ausgenommen wenn ich ſie in einer Paſtete oder Torte ſehe.

Achte Scene.

Kilian allein.

Kilian. Hol' der Henker den Kerl, der zuerſt den Krieg erfand! Es iſt ja ein ganz dummer Einfall, daß man hingehen ſoll und ſoll einen Menſchen morden, den man nicht kennt. Aber ich werde doch noch ein Mittel finden, ihnen eine Naſe zu drehen. Ich will ſehen, daß ich Paradieſens Diener Marcolfus zu packen kriege. Ich war zweimal mit ihm in Geſellſchaft in Ithacien, da haben wir Smollis mit einander getrunken; ich werde ihm ein Paar Mark in die Hand drücken, daß er vor mir davonläuft. Hört, Ihr trojaniſchen Männer, ich habe etwas Wichtiges mit Paradieſens Diener Marcolfus zu ſprechen; bitte, ſchickt ihn doch heraus zu mir.

Neunte Scene.

Kilian. Marcolfus.

Kilian. Serviteur, Marcolfus, wie geht's?

Marcolfus. Sieh da, Kilian, wie kommſt Du denn dazu, im Harniſch zu gehen?

Kilian. Es ſind ja Kriegszeiten, da muß man doch bewaffnet gehen, Du haſt ja auch ſo einen kleinen Lichtſpieß an der Seite.

Marcolfus. Aber warum ſeid Ihr denn mit ſo großer Macht hierhergekommen, unſere Stadt zu belagern? Ich dächte doch, es wäre der Mühe nicht werth, ſolch ein Aufhebens zu machen wegen eines Weibsſtücks?

Kilian. Ich denke wahrhaftig ebenſo; auch war ich erſt heute ſo dreiſt, dem General Holofernes genau daſſelbe unter die Naſe zu ſagen. Du und ich, Marcolfus, ſind nur Diener: aber wir ſind, glaub' ich, die Einzigen, die noch ihren Verſtand haben von allen in und außer der Stadt.

Marcolfus. Ha ha ha, das glaub' ich wahrhaftig auch:

der Helena wenigſtens, um die man ſich ſchlägt, möchte ich keinen Liebesdienſt mehr erweiſen und wenn ſie mir einen Thaler für die Nacht geben wollte. In Ithacien hab' ich ſchöne Weiber die Menge geſehen, von geringem Stande, die man für achtundzwanzig Schillinge kriegen konnte; da war eine Frau mit Namen Polidora, gleich an der Ecke bei der ägyptiſchen Marmorſäule, bei der bin ich verſchiedene Mal geweſen und habe ihr nie mehr gegeben.

Kilian. Eine Frau mit Namen Polidora?

Marcolfus. Ja, Polidora.

Kilian. In einem Eckhauſe?

Marcolfus. Ganz recht, in einem Eckhauſe.

Kilian. Gerade über der ägyptiſchen Säule?

Marcolfus. Wie ich ſage. Aber weshalb wirſt Du ſo beſtürzt? Ich will doch nicht hoffen, daß es Deine Frau geweſen iſt?

Kilian. Allerdings war es meine Frau, Marcolfus; na der ſoll es ſchlecht gehen, wenn ich zurückkomme.

Marcolfus. Das bedaure ich ja ſehr, Herzensbruder, daß ich Dich wider meinen Willen zum Hahnrei gemacht habe.

Holofernes. Was mag das wol bedeuten, daß die beiden Helden ſo lange mit einander reden, bevor ſie ſich ſchlagen?

Ulyſſes. Ich denke mir, Herr General, ſie werden ſich wol gegenſeitig ihre Stammbäume vorrechnen, Geburt und Herkunft nebſt den Thaten ihrer Ahnen, bevor ſie den Kampf beginnen.

Kilian. Höre, Marcolfus, ich bin bereit, Dir Dein Vergehen zu verzeihen, wenn Du mir einen kleinen Dienſt erweiſen willſt.

Marcolfus. Und was für einen, Schwager? Willſt Du vielleicht bei meiner Frau liegen, damit wir doppelte Schwäger werden?

Kilian. Nein, das nicht. Ich bin abgeſchickt vom Kriegsherrn, einen Trojaner zum Kampf herauszufordern, aber gegen meinen Willen. Denn Kilian hat zwar jederzeit Courage gehabt, jedermann unter die Augen zu treten, aber laß Dir dienen, mein Herzensbruder: warum ſollt' ich hingehen und Einen

morden, der mir nichts gethan hat? Das wäre ja ſo zu ſagen beſtialiſch. Nun will ich Dich bitten: ſtelle Dich an, als ob Du Dich eine Weile mit mir ſchlägſt, und zuletzt begieb Dich auf die Flucht. Mir thuſt Du einen großen Dienſt damit und Dir ſchadet es nichts. Denn die Trojaner wiſſen nicht, warum Du hierhergekommen biſt; meine Leute aber ſtehen und warten auf den Ausgang des Kampfes.

Marcolfus. Willſt Du mir ſchwören, daß, wenn Eure Leute die Stadt einnehmen, Ihr mich und meine Eltern verſchonen wollt?

Kilian. Ja, das ſchwöre ich Dir.

(Die Trompeter blaſen, ſie ſchlagen ſich verſtellter Weiſe. Die übrigen Hauptleute fallen auf die Kniee und beten um Sieg für Kilian.)

Ulyſſes. Ha, halte Dich brav, Kilian! Die Ehre der ganzen Armee hängt an dieſem Kampf. Ach Himmel, nun iſt es vorbei mit uns, nun kriegt der Feind die Oberhand! Sollen wir hin und ihm beiſtehen?

Holofernes. Nein, das wäre gegen die Kriegsregel.

Ulyſſes. Es iſt auch ſchon nicht mehr nöthig, Herr General, ich ſehe ſchon, er erholt ſich wieder. Hei, friſchen Muth, Kilian Der Sieg iſt wahrhaftig Dein! Schon wendet der Feind den Rücken; wir ſind gerettet!

(Alle erheben ein großes Freudengeſchrei und Kilian verfolgt den Marcolfus bis ans Thor. Kilian wird im Triumph ins Lager geführt und unter dem Schall der Trompeten wird ihm ein Lorbeerkranz aufs Haupt geſetzt.)

Dritter Akt.

Erste Scene.

Die Hauptleute der Armee. Kilian.

Ulysses. Ihr Herren! Nach der letzten Victorie und Hectors Tod können wir sofort die Königin von Asien angreifen, ich meine die stolze Stadt Troja, deren dreidoppelt gethürmte und mit Ziegelsteinen gedeckte Mauern unserer Macht nicht lange widerstehen werden. Aber bevor wir zur Belagerung schreiten, scheint es mir das Beste, daß wir einen Wahrsager um Rath fragen, damit er den alten und in solchen Fällen gebräuchlichen Sitten gemäß mit seiner schwarzen Kunst aus des Plutarchus mächtiger Wohnung den einen oder andern Geist heraufbeschwört, der uns den Ausgang der Belagerung verkündigen kann. Höre, Kilian, lasse den in natürlichen Wissenschaften fast göttergleichen Tiresius hereinkommen.

Kilian. Ich weiß nicht, Herr, ob dergleichen Ambassade mir anständig ist. Doch bin ich bereit, zu gehen: denn mich gelüstet selbst zu wissen, wie dieser Krieg ablaufen wird. (Geht ab.)

Ulysses. Der große Tiresius, Ihr Herren, ist zwar blind, sieht aber doch Dinge, die uns verborgen sind. Seine Blindheit rührt davon her, daß er nämlich einmal zum Schiedsrichter erwählt wurde zwischen dem Gott der Arzneikunst und der Musik, Apollonius, und Pan, dem Oberförster der Götter, um zu entscheiden, wer von ihnen das edle und fast göttlich zu erachtende Instrument Chitara am besten spiele. Tiresius, unvorsichtig,

wie junge Leute ſind, ſprach Pan den Sieg zu und dafür wurde er von dem himmliſchen Doctor medicinae Apollonius mit Blindheit beſtraft. Da er ſich aber deshalb beim Jupiter beſchwerte, fühlte der Göttermonarch ſeine Eingeweide von Mitleid über Tireſius ergriffen, alſo daß er ihn mit der Macht begabte, die Geiſter aus des hölliſchen Gottes Plutarchus Wohnungen heraufzubeſchwören, von denen er die Zukunft kann zu erfahren kriegen. Aber da ſehe ich ihn kommen.

Zweite Scene.

Tireſius. Kilian. Die Vorigen.

Ulyſſes. Höre, Du weiſer Tireſius, welchen die Götter mit zukünftiger Dinge Erkenntniß begabten! Wir griechiſche und meſopotamiſche unüberwindliche Helden haben Dich hierher entboten, um von Dir zu erfahren, wie lange wir noch liegen werden vor der dreidoppelt ummauerten Stadtkönigin Troja, bevor wir ſie überwinden. Wir wiſſen, daß Dir kein Ding verborgen iſt. Neſtorius ſelbſt überragſt Du an Alter und Verſtand um ſo viel, wie der Glashimmel die Erde. Sag' uns daher unbeſchwert, wie dieſer Krieg ausfallen wird, und zürne nicht, daß wir Dich von Deiner Herde gerufen und Deine Ruhe geſtört haben.

Tireſius. Ihr edlen griechiſchen und meſopotamiſchen Helden, die Ihr mit Euren mannhaften und großen Thaten alle Enden der Welt erfüllet habt, Ihr ſeid allzuſammen Narren und habt Euch in Pechſtiefeln fangen laſſen; geht hübſch wieder nach Hauſe und habt Acht auf Eure eigenen Weiber und laßt mich in Ruhe. (Will gehen.)

Ulyſſes. Halt', Du alter halsſtarriger Mann, wir laſſen Dich nicht los, bevor Du unſer Verlangen nicht erfüllt haſt!

Tireſius. Ich bin vor Alter ermattet, meine Zeit iſt um, und mein Wahrſagergeiſt längſt von mir gewichen.

Ulyſſes. Höre, mein treuer Diener Kilian, laß dieſem

halsſtarrigen Mann goldene Ketten anlegen und wirf ihn ins Gefängniß.

Kilian (leiſe). Wo ſoll ich die goldenen Ketten herkriegen? Wenn der General ſelbſt ſich aufhängen wollte, ſo müßt' er mit einem bloßen Strick vorlieb nehmen. Aber ich kann ja ebenfalls einen alten Strick nehmen; ſo gut wie ein Beſen für einen Oelzweig, kann ja auch ein Strick für eine goldene Kette paſſiren.

Tireſius. Ihr edlen Ritter, ſchont meines Lebens! Es geſchieht ja nicht aus böſem Willen oder aus Halsſtarrigkeit, daß ich mich weigere, Euch den Ausgang des Krieges zu verkündigen, ſondern weil meine Weiſſagung etwas Trauriges mit ſich führt, was das ganze Kriegsheer erſchrecken wird.

Ulyſſes. Sprich nur frei heraus und verhehle uns nichts.

Tireſius. Weil Ihr mir denn befehlt, Alles rein heraus zu ſagen, ſo will ich Euch auch nichts verhehlen. Troja kann nicht überwunden werden und Ihr könnt nicht als Sieger zurückkehren, wenn nicht Ulyſſes' treuer Diener, der kluge und mannhafte Kilian, den Opfertod ſtirbt für das geſammte Kriegsheer. (Geht ab.)

Ulyſſes. Ei, nichts weiter? Das thut mein treuer Diener Kilian mit Vergnügen.

Kilian (leiſe). Ja richtig, der Teufel ſoll den holen, der das thut.

Ulyſſes. Kenne ich ihn recht, ſo wird er ſich ſelbſt dazu erbieten.

Kilian (bei Seite). Den Teufel magſt Du kennen! Ich müßte ja toll ſein, wenn ich das thäte.

Ulyſſes. Er wird es mit Freuden thun.

Kilian (leiſe). Welch ein verwünſchtes Gewäſche! Ich ſähe ja lieber das ganze Kriegsheer am lichten Galgen, ehe ich nur den kleinen Finger dafür opferte.

Ulyſſes. Höre, Kilian, ich verkündige Dir eine freudige Botſchaft: die Götter haben Dich auserwählet, das Werkzeug zu ſein, durch das wir allein zum Siege gelangen. Das Orakel ſagt, daß Du Dich opfern ſollſt, um mit Deinem Tode das ganze Kr iegsheer zu retten.

Kilian. Nein, Herr, das Orakel iſt wol nicht richtig im Kopf, ſonſt könnt' es ſo etwas nicht verlangen.

Ulyſſes. Giebt es eine angenehmere Botſchaft für eine edle Seele, die ihr Vaterland liebt, als zu ſterben für ſeine Rettung?

Kilian. Das iſt eine ſchöne Botſchaft: freue Dich, Du ſollſt hängen.

Ulyſſes. Hier helfen keine Redensarten, Kilian, willſt Du Dich nicht freiwillig dazu bequemen, ſo werden wir Dich mit Gewalt dazu nöthigen.

Kilian. Ach, Ihr guten Herren, ſeid doch nicht ſo eilig, Chriſtenblut zu vergießen. Das Orakel kann es ja unmöglich ſo gemeint haben. Dieſer Tireſius iſt ja ſo alt, daß er ſchon wieder ganz kindiſch geworden iſt. Erſt entſchuldigte er ſich ſelbſt, er könne vor Alter nicht mehr weiſſagen: aber wir haben ihn durch Drohungen gezwungen zu weiſſagen, und da hat er nun, blos um wieder auf freien Fuß zu kommen, ſo etwas hingeplappert, das Erſte das Beſte, was ihm in den Mund gekommen iſt. Uebrigens iſt hier noch ein anderer bekannter Prophet, mit Namen Nabucodonoſor. Der treibt das Geſchäft ſchon ſeit vielen Jahren mit großem Glück und wird weit höher geſchätzt als Tireſius; laßt uns erſt hören, was der meint. Er wird ſich eine Ehre daraus machen, uns aus freien Stücken unſer Schickſal zu verkünden. Denn wenn man Propheten zwingt, ſo wahrſagen ſie nie was Gutes. Wahrſagen und Verſemachen, das muß ohne Zwang geſchehen.

Mithridates. In dem Punkt hat Kilian nicht ganz Unrecht.

Ulyſſes. Laßt den Propheten denn ſofort hierherkommen.

Kilian (leiſe). Nun will ich die doch wahrhaftig brav zum Narren halten: ich werde ſelbſt den Propheten agiren und werde gerade das Gegentheil wahrſagen. (Geht ab.)

Mithridates. Von dem Propheten Nabucodonoſor hab' ich ſchon viel ſprechen hören. Sein Wahrſagergeiſt ſoll die Uebrigen ſämmtlich übertreffen; können wir ihn dazu vermögen, ſo ſagt er uns den Ausgang des Krieges ohne Zweifel pünktlich voraus.

Ulysses. Aber gesetzt nun, daß seine Wahrsagung der des Vorigen ganz widerspricht, wem sollen wir da glauben?

Mithridates. Das Richtigste scheint mir, daß wir dem glauben, der ungezwungen wahrsagt. Denn des Tiresius Rede, das sieht Jeder, war nicht ganz ohne Bosheit, er war trotzig und erbittert und wollte uns Böses erweisen. Wenn er nun gesagt hätte, es wäre der Wille der Götter, den General selbst zu opfern, würden wir es deshalb gethan haben? Das freilich geb' ich zu, wenn der zweite Prophet wieder dasselbe sagt, so müssen wir es thun. Aber wir müssen uns auch anders gegen ihn benehmen und müssen ihm eine gute Belohnung versprechen, im Fall der Ausgang mit seinen Worten übereinstimmt.

Ulysses. Aber was meinen Euer Hoheit, was wir mit dem Andern machen, falls wir vernehmen, daß er uns wirklich betrogen hat?

Mithridates. Wir wollen ihn mit Verachtung behandeln. Denn sich mit Poeten und Propheten einzulassen, das dient zu nichts. Einen Propheten umbringen, heißt ihn zum Märtyrer machen, und einen Poeten bestrafen, heißt nicht selten ihm eine Ehrensäule errichten. Aber da seh' ich einen Mann kommen in seltsamer Tracht; ohne Zweifel ist das der Prophet.

Dritte Scene.

Kilian, mit einem langen Bart und einem breiten Hut, den er tief in die Augen gedrückt hat. **Die Vorigen.**

Kilian (mit verstellter Stimme). Ihr tapfern Helden, Ihr sehnt Euch, den Ausgang des Krieges zu wissen. Denn letzte Nacht erschien mir Einer im Traume, der sagte: Mache Dich auf und gehe in das Lager der Griechen, sage den Anführern alles, was Dir in den Mund gelegt werden wird, widerlege des Tiresius falsche Worte und hindere den Mord, welchen er gerathen hat zu begehen an dem im Militär- und Civildienst unvergleichlichen Manne Kilian.

Ulyſſes. So hat uns alſo Tireſius zuerſt falſche Dinge berichtet?

Kilian. Ganz gewiß. Aber Ihr ſelbſt wart ſchuld daran, weil Ihr nämlich Hand gelegt habt an einen Propheten und habt ihn genöthigt, gerade das zu verkündigen, was allein die Urſache Eures Unglücks geworden wäre. Denn juſt an dieſes Kilians Erhaltung iſt die Wohlfahrt des ganzen Kriegsheeres geknüpft.

Ulyſſes. Ach, ſage uns doch unverhohlen, o weiſer Mann, was wir thun ſollen, und welchen Ausgang der Krieg nehmen wird?

Kilian. Es iſt der Götter Wille, daß Ihr den großen Kilian keiner Gefahr ausſetzen ſollt, denn wofern ihm etwas zuſtößt, wird dieſer ganze Krieg ein unglückſeliges Ende nehmen. Das wußte Tireſius voraus und deshalb, aus Rachgier, rieth er Euch ihn aufzuopfern. Ihr ſollt ihn daher bei der Belagerung ſchonen und ihn nie ins Gefecht führen, ſondern Euch ſeiner allein als eines guten Rathgebers bedienen. Der Krieg wird übrigens nicht lange dauern, ſondern Ihr werdet Troja endlich zerſtören und triumphirend in Euer Vaterland zurückkehren. Das iſt alles, was mir befohlen ward, Euch zu verkündigen, Ihr edlen Ritter; nun laßt mich wieder in meine Wohnung zurückkehren.

Ulyſſes. Ach, weiſer Mann, zürne nicht, daß wir Dich noch um Eines fragen: ſag' uns, woran ſollen wir denn wiſſen, daß Dein Wort richtiger iſt als das des Tireſius?

Kilian. Ihr ungläubigen Menſchen, woher ſollte ich denn wiſſen, was Ihr vorhin mit dem Tireſius verhandelt habt, wäre es mir nicht offenbaret worden? Wie könnte ich es Euch wiederſagen, und zwar mit allen Umſtänden?

Ulyſſes. Wir dachten, Du hätteſt Dich vielleicht mit unſerem Botſchafter deshalb beſprochen.

Kilian. Beim Gott der Wahrſagung, Apollonius, ſchwöre ich, daß ich heute mit keinem Menſchen geſprochen, bevor ich hierhergekommen bin.

Ulyſſes. Sage mir denn unbeſchwert, wer ich bin.

Kilian. Du biſt der große Ulyſſes von Ithacia, Deine Gemahlin iſt Penelope, Dein einziger Sohn, welcher drei Jahre alt iſt, heißt Telemachus, Deine Tochter Rosmarina. Hier ſteht Mithridates, König von Mundien, und hier Holofernes, Graf von Bethulien.

Ulyſſes. Ja, nun ſehen wir, daß Dir nichts verborgen iſt, Du weiſer Mann.

Kilian. So laßt denn inskünftige Euren Unglauben fahren. (Geht ab.)

Mithridates. Dieſer, das konnte man hören, war ein richtiger Prophet.

Ulyſſes. Sogar vergangne Dinge ſind ihm bekannt.

Mithridates. Alſo müſſen wir auch ſeinem Rathe folgen.

Ulyſſes. Wir wollen ſchnell Ochſen und Schafe ſchlachten, ihm ein Opfer anzurichten.

Mithridates. Erſt müſſen wir warten, bis Kilian zurückkommt, da wir ja doch in Zukunft nichts thun dürfen ohne ſeinen Rath. Aber da ſehe ich ihn kommen, er ſieht ſehr betrübt aus.

Vierte Scene.

Kilian in ſeiner frühern Tracht. **Die Vorigen.**

Kilian. Ach, ich armer Menſch, ich kann den Propheten nicht finden, den ich ſuche und der mich hätte retten können! Inzwiſchen, wenn ich es recht bedenke, ſo habe ich keinen Grund mich zu betrüben, im Gegentheil: freuen muß ich mich darüber, daß durch meinen Tod die Armee gerettet und der Sieg erworben werden ſoll. Ach, Ihr edlen Ritter, ich hab' es mir nachträglich überlegt, welche Ehre es für mich iſt, auf dieſe Art aufgeopfert zu werden. Darum will ich mit Freuden ſterben und begehre nur, daß man mir eine Ehrenſäule errichtet mit folgendem Peritaphium: Hier ruhet der große Kilian — Na, das Uebrige wird Euch wol noch ſelbſt einfallen.

Ulyſſes. Nein, mein treuer Diener, das ſei ferne, Deine Perſon iſt allzu koſtbar, um aufgeopfert zu werden; denn an

Dein Leben iſt die Rettung des ganzen Kriegsheeres geknüpft.

Kilian. Nein, Ihr guten Herren, nachdem das Smaraculum mir einmal mein Urtheil geſprochen, ſo will ich nun auch nicht länger leben.

Ulyſſes. Wir haben ſeitdem einen andern Aufſchluß bekommen: Du ſollſt leben und ſollſt bewahrt werden wie das Auge im Kopfe, als das koſtbarſte Kleinod und Palladium.

Kilian. Bei Euch regiert der Neid, das merk' ich ſchon, und darum, wenn Ihr mich nicht opfern wollt, ſo opfere ich mich ſelbſt. (Er zieht ſein Meſſer heraus, die drei Anführer fallen auf die Kniee und bitten ihn, doch nur erſt zu hören, was geſchehen iſt.) Steht nur wieder auf und laßt mich hören.

Ulyſſes. Während Du fort warſt, iſt der große Prophet Nabucodonoſor aus freiem Antrieb zu uns gekommen und hat uns aufgeklärt über des Tireſius falſche Weiſſagung: nämlich weil er gewußt hat, daß an Deine Erhaltung die Wohlfahrt des Kriegsheeres geknüpft iſt, ſo hat er uns aus Rachgier gerathen, Dich aufzuopfern. Deswegen darfſt Du auch von jetzt an keiner Gefahr mehr ausgeſetzt werden.

Kilian. Wie doch? will man mich zum Spitzbuben machen? Nein, das geſchieht nimmermehr. Mein Muth iſt zu groß, mein Herz zu tapfer, als daß ich aus irgend einem Gefecht zurückbleiben ſollte; wo die Gefahr am größten, da will ich dabei ſein!

Ulyſſes. Nein, Kilian, das erlauben wir nimmermehr!

Kilian. Soll ich die Hände in den Schooß legen, wo die Anderen ihr Leben wagen? Nein, ehe ich mich dazu entſchließe, eher will ich ſterben!

Ulyſſes. Ach, Kilian, zähme doch Deinen martialiſchen Muth!

Kilian. Das iſt mir unmöglich, dazu bin ich zu ſehr Feuer und Flamme; meine Hauptpaſſion iſt es eben, einem mannhaften Feinde unter die Augen zu treten.

Die Anführer (wieder auf die Kniee). Ach, Kilian, moderire doch Deine Hauptpaſſion, unſere ganze Wohlfahrt iſt an Deine Erhaltung geknüpft!

Kilian. Steht nur wieder auf, ich will mir Mühe geben, meine Hitze so viel als möglich zu bezwingen.

Ulysses. Wenn die Stadt eingenommen ist, sollst Du das Recht haben, das Köstlichste der ganzen Beute vorweg zu wählen, während der Belagerung aber soll Dein Geschäft darin bestehen, daß Du dem Feinde die Zufuhr verhinderst, deshalb sollst Du auf diesem Posten stehen bleiben, während wir die Stadt angreifen. Bleib' Du hier mit der Reiterei, welche wir Dir übergeben. Nun soll es aber auch mit der Belagerung gleich los gehen.

(Sie gehen ab.)

Fünfte Scene.

Kilian allein.

Kilian. Diese Kerle, merk' ich schon, kann ich zum Narren halten wie ich will; wär' ich jetzt nicht auf den Einfall gekommen, den Propheten zu agiren, sie hätten mich wahrhaftig aufgeopfert. Es soll mir ein wahres Vergnügen sein, wenn ich sie noch weiter vexiren kann; denn sie haben alle ein Bret vor dem Kopf. Nun gebt mal Acht, wie vortrefflich ich mit meinem Regiment Reiterei auf Posten stehe. Ist das nicht ein schönes Regiment? Lauter starke und handfeste Kerle, schöne Pferde, prächtige Montur! Ich glaube wirklich nicht, daß man jemals solch ein Regiment Reiter gesehen hat. Hört, Kerle, paßt wohl auf, daß niemand in die Stadt kommt; wird nur das kleinste Schinkenbeinchen hineinpracticirt, so lasse ich das ganze Regiment hängen. Hört Ihr wol? Die dummen Hunde können nicht antworten. Auf mein Wort, wie ich gesagt habe, so geschieht's! Wer da? (Läuft um das Theater.) Wo willst Du hin! Nach Troja willst Du, so? Hast Du auch einen Paß? Ohne Paß kommst Du keinen Schritt weiter. Willst Du zurück, sag' ich? Zurück! oder es geht Dir schlecht! So, pack' Dich fort, hier kommt niemand in die Stadt ohne Paß, nicht eine graue Katze. Aber da seh' ich ja einen andern alten Schelm kommen, den muß ich examiniren.

Element, es iſt ja mein Herr Ulyſſes! Wo zum Henker hat der in der Schnelligkeit den langen Bart hergekriegt?

Sechſte Scene.

Ulyſſes. Kilian.

Ulyſſes. Nun iſt es ſchon das zehnte Jahr, daß wir vor Troja liegen und haben unterdeſſen ſo manchen großen Anführer verloren, ſelbſt unſern General Holofernes, der bei dem großen Ausfall vor drei Jahren ſo unglücklich umkam.

Kilian (leiſe). Merkt Ihr wol, Meſſieurs? Iſt das nicht verteufeltes Zeug? Zehn Jahre habe ich hier geſtanden! Ich will nicht disputiren, ob das zehn Jahre ſind oder nicht; aber das weiß ich, daß ich in der ganzen Zeit nichts Naſſes noch Trocknes gekriegt habe, ja ich glaube, ich könnt' es noch zehn Jahre aushalten.

Ulyſſes. Ach, mein treuer Diener Kilian, wie freue ich mich über dieſe Ausdauer, mit der Du noch jetzt auf demſelben Poſten ſtehſt, auf den ich Dich vor zehn Jahren beordert habe.

Kilian. Meiner Treu, nicht von der Stelle hab' ich mich ſeitdem gerührt. Aber was haben die Andern unterdeſſen ausgerichtet? In ſo langer Zeit und mit ſolch großer Macht, dächt' ich, hätte man ja können die ganze Stadt in Trümmer werfen.

Ulyſſes. Jetzt haben wir uns auch vorgeſetzt, einen Generalſturm zu thun und entweder alle umzukommen oder die Stadt zu erobern. Du bleibſt inzwiſchen hier und ſiehſt wohl zu, daß keine Zufuhr in die Stadt gebracht wird.

Siebente Scene.

Kilian allein.

Kilian. All dies Zeug kommt mir vor, als wär' es eine deutſche Komödie: denn wenn ich mich auf den Kopf ſtellte, ſo

kann ich nicht begreifen, wie zehn Jahre so rasch vergehen können. (Zu den Zuschauern) Hört, Ihr guten Leute, daß sich Keiner von Euch unterſteht, auch nur eine Bretzel in die Stadt einzuführen, sonſt kriegt er es mit mir zu thun. Aber horcht, welcher Lärm! Die Stadt ist über: ich höre die Einen Victoria rufen und die Andern Quartier! Wir wollen inzwiſchen hier ſtehen bleiben, die Zufuhr zu hindern. Aha, jetzt wird ſchon unſere Fahne auf die Mauern gepflanzt! Ja, nun mag der Teufel hier länger ſtehen bleiben, wir müſſen auch ſehen, daß wir etwas von der Beute abkriegen.

Vierter Akt.

Erſte Scene.

Ulyſſes. Kilian.

Ulyſſes. Ach, Kilian, ich habe alle Mittel verſucht, den Zorn des Neptunus zu beſänftigen, aber Gebete, Opfer, alles iſt vergebens. Nun flankiren wir ſchon zwanzig Jahre ſeit Troja's Eroberung ſo von einer Stelle zur andern, bis wir hierhergekommen ſind nach Cajanien, wo die Königin Dido uns zwar verſprochen hat, uns mit Schiffen zur Fortſetzung unſerer Reiſe zu unterſtützen — aber ach, die Zeit vergeht, und ich fürchte, es wird noch länger dauern, als wir denken. Denn ich fürchte etwas, woran ich nicht einmal zu denken wage — ich fürchte ... Kilian ...

Kilian. Na, was fürchtet der Herr?

Ulyſſes. Ich fürchte, Dido iſt in mich verliebt!

Kilian. Kann ſein ....

Ulyſſes. Ach, ich unglückſeliger Mann! Wenn das wirklich ſo iſt, Kilian, ſo kommen wir hier niemals wieder weg.

Kilian. Will der Herr mir nicht übel nehmen, wenn ich ihn frage, wie alt der Herr war, da wir vom Hauſe reiſten?

Ulyſſes. Ich war in der Blüte meines Alters, nicht über vierzig Jahre.

Kilian. Gut: erſtlich vierzig Jahre und nachher zehn Jahre bei der Belagerung macht ein halbes Hundert; zwanzig Jahre auf der Heimreiſe, das macht ſiebzig. Die gute Dido iſt vermuthlich eine große Liebhaberin von Antiquitäten, daß ſie ſo

kalt iſt gegen ſo viel junge Leute, unter denen ſie die Wahl haben könnte, und verliebt ſich in einen ſteinalten Graubart.

Ulyſſes. Höre, Kilian, ſolche Raiſonnements mag ich nicht hören, Du ſcheinſt mir eine ganz falſche Rechnung zu machen. Ich bin noch in meinem beſten Alter; was Du mit Augen ſiehſt, daran darfſt Du nicht länger zweifeln. Wenn Du Schnee ſiehſt mitten im Sommer, ſo darfſt Du nicht ſagen, das iſt nicht möglich, das kann kein Schnee ſein, denn es iſt ja Sommer; es muß Dir genug ſein, daß Du den Schnee in der That ſiehſt.

Kilian. Ich merke ſchon, Herr, daß ich in allem, was uns geſchehen iſt, die Vernunft gefangen geben muß. Ich will auch nicht mehr daran zweifeln, ſondern lieber darauf denken, wie wir uns aus dieſer Schlinge erretten können.

Ulyſſes. Auf welche Weiſe wollen wir uns denn retten von einem Unglück, das einmal über uns verhängt iſt?

Kilian. Da iſt kein anderes Mittel, als daß wir uns heimlich aus dem Lande ſchleichen.

Ulyſſes. Da haſt Du auch Recht, Kilian. Ich muß gleich hin und die Sache mit meinen treuen Gefährten überlegen, bleib' Du nur ſo lange hier.

Zweite Scene.

Kilian allein.

Kilian. Hätt' ich doch nur eine Priſe Tobak, daß ich Luft kriegen könnte; es iſt mir, als wär' ich verrückt im Kopfe. Wenn mein Herr zurückkommt, ſagt er ganz gewiß wieder, daß zehn Jahre vorbei ſind, ſeit er das letzte Mal mit mir geſprochen. Fünf- bis ſechstauſend Jahre werden wir wol werden, bis wir in unſer Vaterland zurückkommen. Denn, wie ich merke, gehen wir nicht mit der Zeit, ſondern die Zeit läuft vor uns, und wir bleiben ſtehen. Sieh, hier hab' ich noch ein Stück engliſchen Käſe, den ich vor dreißig Jahren mit von Ithacien genommen habe und der noch ganz friſch iſt. Auch iſt es nicht allein die Zeit, die vor uns läuft, ſondern die Erde, auf der wir ſtehen,

macht es ebenso. Denn manchmal, wenn ich meine Pfeife anstecke, sind wir im Osten der Erde, und wenn ich die Pfeife ausgeraucht habe, sind wir im Westen.

Dritte Scene.

Ulysses. Kilian.

Ulysses. Ach, Himmel, ist es möglich, daß so etwas in der Natur stattfinden kann?!

Kilian. Was ist denn nun wieder los, Euer Gnaden?

Ulysses. Ach, Kilian, niemals hätte ich mir so etwas vorstellen können, wenn ich es nicht selbst mit diesen meinen Augen gesehen hätte.

Kilian. Was ist es denn, Herr?

Ulysses. Ach, Dido! Dido! Was habe ich Dir Böses gethan, daß Du solche Zauberkünste ausübst gegen meine treuen Gefährten?

Kilian. Sind sie denn verhext?

Ulysses. Höre, Kilian, die wundersamste Historie, die sich jemals zugetragen hat von Deukalions Flut bis auf diese Stunde. Ich habe in den vier Wochen, seit ich zuletzt mit Dir sprach....

Kilian. Sind das nicht mehr als vier Wochen? Ich dachte, es wären vier Jahre.

Ulysses. Ich habe, sag' ich, in den vier Wochen mit meinen Gefährten überlegt, wie wir heimlich von hier wegreisen möchten. Schon waren wir bereit, an Bord zu gehen, als Dido, die den Braten gerochen hatte, um unsere Abreise zu hindern, durch Zauberkunst alle meine Gefährten in Schweine verwandelte.

Kilian. Ei, das ist ja gar nicht möglich, gnädiger Herr; (Leise) nämlich, weil es schon vorher Schweine waren.

Ulysses. Ach, es ist nur allzu gewiß, Kilian! Ich dachte, meine Augen täuschten mich, und redete sie an; aber die Sprache hatte sie ihnen auf dieselbe Weise verändert wie die Gestalt, und statt mir zu antworten, grunzten sie mich an. Sofort ergriff ich

die Flucht, aus Furcht, ich möchte ebenfalls in ein Schwein verwandelt werden. Aber sieh, da kommen sie; ich getraue mich nicht länger hier zu bleiben. (Geht weinend ab.)

Vierte Scene.

Ulyſſes' Gefährten kriechen auf Händen und Füßen und grunzen wie Schweine. Kilian.

Kilian. Ha ha ha ha ha ha! Ei ſo hol' Euch der Henker alle mit einander! Hab' ich mein Lebtag ſolche Tollheit geſehen!

Die Schweine. Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh.

Kilian. Hört, Kerle, welcher Teufel reitet Euch? Seid Ihr verrückt?

Die Schweine. Wir ſind Schweine, Gevatter. Oeh Oeh Oeh Oeh.

Kilian. Den Teufel mögt Ihr Schweine ſein!

Die Schweine. Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh Oeh.

Kilian (fängt an ebenfalls zu kriechen). Oeh Oeh Oeh! Hört, Kerle, iſt das auch ſicher, daß Ihr Schweine ſeid?

Die Schweine. Oeh Oeh Oeh Oeh.

Kilian. Nun, wenn Ihr Schweine ſeid, ſollt Ihr auch wahrhaftig Schweineconfect bekommen. Gleich freßt mir den Dreck, der hier liegt.

Die Schweine. Wir ſind nicht hungrig, Gevatter. Oeh Oeh Oeh.

Kilian (prügelt ſie mit einer Peitſche). Fort, ſag' ich! Eßt mir dieſen Dreck auf, oder ich ſchlage Euch Eure Schweinerücken in Stücke. Fort, fort! Seid Ihr Schweine, ſo iſt das ja Eure beſte Koſt.

(Prügelt ſie tüchtig. Die Schweine richten ſich auf, werden wieder Menſchen.)

Die Schweine. So wahr wir ehrlich ſind, ſo ſollt Ihr uns dieſe Schläge bezahlen, mein guter Mosje Wegener! Iſt das nicht unverſchämt, die ganze Hiſtorie ſo zu verderben? (Laufen fort.)

Fünfte Scene.

Ulyſſes. Kilian.

Kilian. Ich habe die Geſchichte nicht verdorben, ich habe ſie blos wieder zu zweibeinigen Schweinen gemacht, was ſie vorher waren. Aber da kommt mein Herr zurück.

Ulyſſes. Ach, Kilian, ſind ſie wieder fort?

Kilian. Ja, Herr, ſie ſind fort und gehen wieder auf zwei Beinen wie vorher.

Ulyſſes. Sind ſie keine Schweine mehr?

Kilian. Das ſag' ich nicht, das ſei ferne von mir; aber ich habe ſie durch meine Arzenei ſo weit gebracht, daß ſie wieder auf zwei Beinen ſtehen.

Ulyſſes. Ach, Du großer Sohn des Aesculapius! Du biſt würdig, daß Dir zu Ehren Tempel und Altäre errichtet würden. Von welchem Gott oder Göttin haſt Du dieſe himmliſche Kunſt erlernt?

Kilian. Ich legte mich ein bischen aufs Feld und beweinte mit bittern Thränen das Unglück unſerer Leute. Mitten im Weinen fiel ich in den Schlaf, und da offenbarte ſich mir die Göttin der Arzneikunde Proſerpina (denn ſo heißt ſie ja wol?) und ſagte: Kilian, ich habe dein Weinen und dein Bitten erhört. Stehe auf und ſchneide einen Zweig von der erſten Birke, die du findeſt zu deiner linken Hand, das iſt ein heiliger Baum, der noch keines Menſchen Hand berühret hat. Sobald du deine Landsleute damit berührſt, werden ſie ſich aufrichten und auf zween Beinen wandeln als zuvor — und ſo geſchah es auch. Ob ſie noch Schweine ſind oder nicht, das kann ich nicht ſagen; gewiß iſt nur, daß ſie ausſehen wie zuvor, auf zwei Beinen gehen und ſprechen. Denn ſie zankten mit mir, weil ich ſie ein bischen ſtark mit dem heiligen Zweig berührt hatte.

Ulyſſes. Ach, Kilian, mein Erretter! Laß Dich umarmen!

Kilian. Serviteur; es ſollte mir ein Vergnügen ſein, wenn der Herr auch ein Schwein würde, damit ich das Vergnügen haben könnte, ihn ebenfalls zu curiren.

Ulyſſes. Höre, Kilian, wir müſſen machen, daß wir fortkommen, das Schiff iſt ganz fertig. Laß uns unſere Leute ſammeln, damit wir in aller Stille raſch davon kommen. Sieh, da iſt Dido, wir müſſen laufen.

(Sie gehen ab.)

Sechſte Scene.

Dido. Rasmus.

Dido. Ach, wer hätte denken ſollen, daß ich, die ich ſo lange als Muſter der Keuſchheit und Unempfindlichkeit dageſtanden, jetzt im zehnten Jahre meines Wittwenſtandes von Liebesfeuer entbrennen ſollte? Ach Ulyſſes, unglückſelig war die Stunde, da Du Deinen Fuß an die Küſte Cajaniens ſetzteſt, unglückſelig der Wind, der Dich hierherbrachte, unglückſelig die Welle, welche den Schiffbruch veranlaßte, in welchem meine Ehre und Reputation ebenfalls Schiffbruch erleiden! Ach, Diana, Diana, was habe ich wider Dich geſündiget, daß Du auf ſolche Weiſe mein Herz mit Deinen Liebespfeilen verwundeſt?

Rasmus. Gnädige Frau wollen ſagen Cupido.

Dido. Ja, richtig; ach Cupido, Cupido, Du haſt mein Herz verwundet zum Tode und mich entzündet mit einem ſolchen Liebesfeuer, daß ich keine Linderung habe bei Tag noch bei Nacht!

Rasmus. Hole der Henker den Cupido; er hätte müſſen den Ulyſſes ebenfalls verwunden. Aber ich kenne den Schlingel; ſchießt er einen verliebten Pfeil auf den Einen, welcher liebt, ſo ſchießt er gewöhnlich einen kaltſinnigen Pfeil auf den, welcher geliebt wird, blos um die Leute deſto mehr zu plagen. So iſt es mir ergangen; alle, in welche ich verliebt bin, wenden mir den Rücken, und die ich nicht ausſtehen kann, brennen von Zärtlichkeit gegen mich. Und ſolchem Kerl ſoll man noch Tempel errichten und Opfer bringen; iſt er das wol werth? Den Teufel

ſollte er kriegen, nicht Opfer oder gutes Räucherwerk, weder er, noch ſeine Mutter.

Dido. Ach, Rasmus, es iſt gewiß ſo, wie Du ſagſt. Ich habe dem Ulyſſes unterſchiedene Liebeszeichen gegeben, aber ich merke nichts an ihm als Kaltſinn. Und heute hat er ſich vorgeſetzt, ſich heimlich aus dem Lande zu ſtehlen, ja vielleicht wäre er ſchon fort, hätte ich nicht bei Zeiten den Braten gemerkt und hätte ſeine Gefährten in Schweine verwandelt, in welchem Zuſtande ſie bleiben ſollen, bis er ſich entſchließt ....

Rasmus. Zu was ſoll er ſich entſchließen?

Dido. Ei, wie Du ſo einfältig fragſt: bis er ſich entſchließt — zu dem, was ich verlange.

Rasmus. Und was verlangt Euer Gnaden?

Dido. Je nun, was verlangt ein verliebtes Herz?

Rasmus. Ei ja doch, ich verſtehe wol, was Euer Gnaden meinen, ich frage nur blos ſo ....

Dido. Was Du weißt, danach brauchſt Du nicht erſt zu fragen.

Rasmus. Ja, das hat ſo ſeine Gründe. Aber da kommt Eliſa, der Athem ſtockt ihr im Halſe. Sie ſieht aus, als wäre ſie ebenfalls verliebt. Vermuthlich in einen von Ulyſſes' Gefährten, die in Schweine verwandelt ſind. Wenn das ſo iſt und ſie iſt wirklich in einen von ihnen verliebt, ſo hat ſie die Schweineſucht am Halſe.

Siebente Scene.

Eliſa. Dido. Rasmus.

Eliſa. Ach, welche Zeitung bringe ich! Was wird meine Madame ſagen, wenn ſie erfährt, daß Ulyſſes' Gefährten, die wir durch unſern Zauber in Schweine verwandelt hatten, wieder Menſchen geworden ſind und fix und fertig daſtehen zur Abreiſe?!

Dido. Iſt das wahr, was Du ſagſt, Eliſa?

Eliſa. Ja, ich ſchwöre es bei allem, was heilig iſt.

Dido. Dann muß ich hinauf in die Luft und muß meine Kunſt auf eine andere Manier üben.

(Sie bläſt auf einer Pfeife, worauf ein Drache aus der Luft hernieder kommt, auf welchen Dido ſich ſetzt und in die Höhe geführt wird.)

Achte Scene.

Rasmus. Eliſa.

Rasmus (mit der Naſe an der Erde). Ach, Eliſa, iſt der Drache fort?

Eliſa. Ja, ſteht nur wieder auf.

Rasmus. Ach, war das ein Beeſt von einem Drachen! Ich bin nur bange, daß er wieder kommt. Ich will Dir was ſagen, Eliſa: ich habe nicht Luſt hier länger zu dienen; denn da könnte wieder einmal ſolch eine Carnalie von Drachen kommen und mich ebenfalls entführen.

Eliſa. Darum mach' Dir keine Sorge, ſolch ein Schwein, wie Du biſt, kommt nicht dazu, auf hölliſchen Drachen zu reiten, die Ehre erweiſt Jupiter blos Regenten, Propheten und Prophetinnen.

Rasmus. Ach, wie gut iſt das, daß ich weder Regent noch Poet noch Poetin bin. Aber Eliſa, biſt Du wol auch ſchon einmal von ſolchen Drachen in die Luft geführt worden?

Eliſa. O ja, mitunter, wenn Ihro Gnaden in den oberſten Regionen der Luft ſind und meiner bedürfen, ſo laſſen Sie mich durch einen Drachen abholen.

Rasmus. Wo wirſt Du denn da hingebracht?

Eliſa. Einige tauſend Meilen aufwärts in die Luft. Aber da fällt ein Brief hernieder, das iſt gewiß eine Ordre von Ihro Gnaden. (Sie lieſt den Brief.) Element, Rasmus, Ihro Gnaden bedarf Deiner und ſchickt den Drachen, um Dich auf der Stelle abzuholen.

Rasmus. Ach, Eliſa, fahre Du ſtatt meiner! Ich will Dir dienen mit Gut und Blut in allem, was mir möglich iſt; Du kannſt der Madame ja ſagen, ich wäre krank.

Eliſa. Ei was Poſſen, der Madame ihrer Ordre muß nachgelebt werden. Sieh, da kommt der Drache, nun mach' ſchnell!

Rasmus (auf den Knieen). Ach, Mosje Drache, ſchont mein Leben! (Je näher der Drache zur Erde kommt, je größere Titel giebt ihm Rasmus.) Ach, wohledler Herr Drache, ſchont mein Leben! Ach Euer Wohlwürden, nehmt lieber die Eliſa! Ach, wohlgeborner Herr Drache, verſchont mich! Ich habe niemals reiten können, nicht einmal auf einer Kuh, geſchweige denn auf einem Drachen! Ach, wohlgeborner Herr Skorpion! Ach, Euer Drachenexcellenz! Ach, Euer Gnaden! Ach, Euer Drachenmajeſtät! Ach, Herr Kaiſer! Ach, Herr Papſt! Ach ....!

(Eliſa zieht ihn mit Gewalt zum Drachen und nöthigt ihn, ſich auf denſelben zu ſetzen; der Drache führt ihn in die Luft, während er aus vollem Halſe ſchreit.)

Neunte Scene.

Eliſa allein.

Eliſa. Ich habe herzliches Mitleid mit meiner Madame wegen ihrer Liebe; denn wie ich merke, hat dieſelbe ſolchen Grad erreicht, daß, wenn des ithacianiſchen Prinzen Herz ſich ihr nicht zuneigt, eine Tragödie daraus wird, die nur mit ſeinem oder ihrem Tode endigt. Aber Eins nimmt mich Wunder, daß meine Madame, die doch ſo erfahren in der Zauberkunſt iſt und der alle Andern, ſo viel in der Luft ſchweben, willig dienen, mit ihren Künſten nicht im Stande iſt, das Herz des Ulyſſes umzuſchaffen. Vermuthlich geht es ihr wie gewiſſen andern Leuten, die über Wind und Wetter gebieten, ſich und Andere in wilde Thiere verwandeln, in einem Augenblick tauſend Meilen reiſen und doch mit all ihrer Allmächtigkeit nicht ſelten Noth leiden und in Armuth ſterben müſſen.

(Das Innere des Theaters öffnet ſich und man ſieht die Gefährten des Ulyſſes daſtehen in weißen Hemden, die Hände aufrecht, mit Zweigen darin, gleichſam als wären ſie in Bäume verwandelt.)

Ach, Himmel, da ſehe ich eine neue Wirkung von meiner

Madame ihren Künſten: Ulyſſes' Gefährten ſind in Bäume verwandelt! So muß ſie doch wenigſtens wieder auf Erden ſein; ich muß laufen. (Ab.)

Zehnte Scene.

Kilian mit einem Bündel auf dem Rücken.

Kilian. Na, nun ſind wir doch endlich ſo weit, daß die Reiſe losgehen wird, ich hätte meiner Treu nicht übel Luſt, das Kammermädchen mitzunehmen; ich kann ſie gut leiden, die hat, meiner Six, ein paar hübſche Brüſte und außerdem .... Aber was Teufel ſeh' ich denn da? Hört, Kerle, ſeid Ihr verrückt? Iſt das jetzt die Zeit, hier herumzuſtehen und Narrenspoſſen zu treiben? Ihr da, was ſoll die Narrheit bedeuten?

(Einer von den Bäumen ſagt: Wir ſind Bäume.)

Kilian. Ei ſo will ich auch ein Baum ſein.

(Er nimmt zwei Zweige in die Hände und ſetzt ſich in dieſelbe Poſitur wie die Uebrigen.)

Elfte Scene.

Ulyſſes. Die Vorigen.

Ulyſſes. Ach Himmel, was ſehe ich hier?! Meine geliebten und treuen Gefährten ſind durch Zauberkunſt in Bäume verwandelt! Ach Dido, höre doch einmal auf, mich zu verfolgen! Bedenke daß ich mich nich aus Verachtung oder Kaltſinn weigere, Dir zu Willen zu ſein, ſondern aus Treue gegen meine allerliebſte Penelope. Denn ehe ich gegen die nur die kleinſte Untreue beginge, wollte ich ja lieber den ſchmachvollſten Tod ſterben. (Geht auf die Bäume zu.) Ach, meine lieben Gefährten, wer ſoll Euch zum zweiten Male retten? Denn mein treuer Diener Kilian, durch deſſen Hülfe Ihr neulich erlöſt wurdet, befindet ſich diesmal, wie ich ſehe, in derſelben Lage wie die Andern. Nach dem Exempel, das er mir gegeben, werde ich mich ſchlafen legen, vielleicht offenbart Aesculapius oder Apollo auch mir

ein Mittel, meine theuren Freunde zu erlöſen. (Legt ſich hin mit dem Geſicht nach unten; während deſſen ſchlägt Kilian ihn mit ſeinem Zweig über den Kopf, ſetzt ſich aber gleich darauf wieder in Poſitur.) Ah, ich merke ſchon, daß ein Gott oder eine Göttin mich berührt, ich muß mich nur wieder ſchlafen legen und ihre Hülfe erwarten. (Kilian giebt ihm mit der flachen Hand einen tüchtigen Schlag auf den Hintern und ſetzt ſich ſogleich wieder in Poſitur. Ulyſſes ſchreit und ergreift die Flucht.)

Zwölfte Scene.

Kilian. Die Vorigen.

Kilian. Der Teufel mag hier länger ſtehen, die Arme ſind mir ſchon ganz ſteif; laß die Schufte ſtehen, ſo lange ſie wollen, ich und mein Herr können ja allein reiſen. Aber bevor ich reiſe, will ich doch nach alter guter Sitte meinen Namen einſchneiden zum Andenken in einen von dieſen Bäumen, blos dieſe Worte: Kilian Peerſen mann mea propria.

(Sucht ein Meſſer und fängt an, dem Einen in den Rücken zu ſchneiden. Der fängt an zu ſchreien und fällt dem Kilian in die Haare, der wieder einen andern Baum bei den Haaren kriegt, ſo daß eine allgemeine Schlägerei entſteht, während deren ſich das Innere des Theaters ſchließt.)

Dreizehnte Scene.

Dido. Rasmus.

Dido. Höre Rasmus, ein ander Mal mußt Du Dich beſſer aufführen, wenn ich Dir ſo etwas befehle; Du biſt nun ein gereiſter Mann und haſt ohne Mühe und Gefahr Dinge geſehen, welche andere Menſchen ſich zu ſehen glücklich ſchätzen.

Rasmus. Ich hatte wirklich gar keine Angſt, gnädige Frau, ich dachte blos, mich würde vor Schrecken der Schlag rühren; ich glaube auch nicht, daß ich es jemals verwinde. Uebrigens war ich doch neugierig genug, daß ich unterwegs ein paarmal die Augen öffnete, und da ſah ich einen ganzen Klump Sterne auf einmal. Ich fürchtete blos, ich würde an den Mond ſtoßen,

dem ich so nahe war, daß, hätte ich ein Messer bei mir gehabt, ich ein Stück davon hätte abschneiden können. Denn wie ich bemerkte, ist er aus dem schönsten holländischen Käse gemacht, den man sich nur wünschen kann; wär' ich nicht so bange gewesen, hätt' ich Seine Excellenz den Herrn Drachen gebeten, mir ein Messer dazu zu leihen. Früher hatt' ich mir immer eingebildet, der Mond wäre nicht so groß wie ein Eierkuchen, so etwa von acht oder neun Eiern, und wenn Maria Anna im Monde säße, so dacht' ich mir, müßte die ihn mit ihrem dicken Hintern ganz verdunkeln, besonders wenn sie ihren Reifrock mit Fischbein anhätte. Aber jetzt sehe ich, daß er größer ist, als ich dachte; denn ich will darauf schwören, daß er so groß ist wie sechzehn von den großen Sonnenblumen, die bei uns im Garten stehen. Dagegen ist er so dünn wie ein Sträußelkuchen, so daß es lauter Lügen sind, wenn die Leute sagen, im Monde wohnen Menschen, zum mindesten können die nicht größer sein wie Käsemilben.

Dido. Ei hör' doch auf mit Deinem dummen Geschwätz! Furcht und Schrecken haben Dich so verblendet, daß Du Dir einbildest, Dinge gesehen zu haben, die gar nicht existiren, Du bist blos einige Meilen in die Luft hinaufgekommen.

Rasmus. Na wie viel Meilen glauben Euer Gnaden denn, daß es zum Monde ist? Nicht über fünfviertel Meilen, und ich will darauf schwören, daß ich nicht weit vom Glashimmel gewesen bin, welcher nach Jacob Schulmeisters Berechnung über acht Meilen von der Erde ist; ich konnte schon die Sterne sehen, die in den Glashimmel eingesetzt sind, so säuberlich, wie kein Juwelier es kann. Ja ja, ich habe gute Augen, meiner Treu; ja, ich hab' etwas gesehen, meiner Treu, was noch mehr ist, nämlich die Milchstraße.

Dido. Ha, ha, ha! Was denkst Du denn, was die Milchstraße ist?

Rasmus. Nun wahrhaftig, das weiß ich jetzt ziemlich genau, das ist die Milch, die von den Himmelszeichen gemolken wird, genannt Stier und Jungfrau, davon wird der Käse gemacht, womit der Mond ausgeflickt wird, wenn er im Abnehmen ist. Rasmus ist meiner Treu nicht so dumm, wie Euer Gnaden denken.

Dido. Machſt Du noch eine ſolche Reiſe, ſo wirſt Du rein verrückt. Hör' auf mit Deinem Geſchwätz, ich habe nun an Anderes zu denken. Ich habe Eliſa ausgeſandt, nachzuforſchen, was Ulyſſes treibt, ſeitdem ſeine Gefährten in Bäume verwandelt ſind. Aber da, ſehe ich, kommt ſie.

Vierzehnte Scene.

Dido. Rasmus. Eliſa.

Eliſa. Ach, gnädige Frau, alle unſere Künſte, alle unſere Veranſtaltungen ſind vergeblich: Ulyſſes und ſeine Gefährten haben bereits die Flucht ergriffen, ſie ſind ſchon ſo weit fort, daß man nichts mehr von ihnen erblicken kann.

Dido. Iſt das wahr, was Du ſagſt, Eliſa?

Eliſa. Nur allzu wahr, ich ſelbſt habe das Schiff weit draußen im Meere erblickt.

Dido. Ha, Eliſa, ſo will ich auch keine Stunde länger leben! (Sie zieht einen Dolch und ſetzt ihn ſich auf die Bruſt. Eliſa und Rasmus laufen herzu und halten ihre Hände.) Laßt mich los, oder es koſtet Euch das Leben! Ich habe beſchloſſen zu ſterben und ich werde ſterben!

Eliſa (auf den Knieen). Ach, gnädige Frau, bedenkt doch, was die Nachwelt dazu ſagen wird, daß die preiswürdige Dido aus Liebe zu einer fremden Perſon ſich das Leben genommen und durch dies unerhörte Ende alle ihre früheren Tugenden vernichtet hat! Bedenkt, gnädige Frau, die traurige Lage, in die Ihr das ganze Land verſetzt, das durch ſolchen jähen Tod ein Raub der Feinde, eine Beute der Fremden wird! Bedenkt ....

Dido. Nichts kann mich in meinem blutigen Vorſatze erſchüttern; wollt Ihr nicht aufhören, mich daran zu hindern, ſo wird mein ganzer Zorn ſich auf Euch perſen.

Eliſa. Ach, gnädige Frau, als treue Diener und Dienerin ſind wir in ſolchem Falle verbunden, liſtig zu fallen!

Dido. Ihr könnt mich doch nicht hindern, es ſei denn für jetzt; was nicht in dieſer Stunde geſchieht, wird in der nächſten geſchehen. Dies allein erreicht Ihr durch Eure Widerſetzlichkeit,

daß Ihr zunächſt als Rebellen wider meinen Willen beſtraft werdet, und hinterdrein wird mein Vorſatz ohne Hinderniß ausgeführt werden.

(Sie reißt ſich los und ſtößt zuerſt die Eliſa, welche die Flucht ergreift, und dann Rasmus von ſich.)

Rasmus. Ach, gnädige Frau, ſtecht mich nicht todt! Ich will ja Euer Gnaden wahrhaftig nicht hindern, im Gegentheil, als ein treuer Diener will ich Euch ja in Eurem Vorſatz behülflich ſein.

Dido. Willſt Du mich nicht mehr hindern?

Rasmus. Nein, wahrhaftig, ich nicht.

Dido. So will ich mir auch das Leben nicht nehmen; Euch zum Trotz will ich nun leben. Auch läßt es, wenn ich es mir recht überlege, doch gar zu romanhaft. Kommt, laßt uns gehen. (Ab.)

Rasmus. Ich dachte mir ſchon, daß es ſo kommen würde; ich glaube wirklich, die alten Heldinnen, von denen die Poeten ſo manchen Vers gemacht, haben es nicht anders getrieben. —

Fünfter Akt.

Erste Scene.

Ulyſſes. Kilian.

Ulyſſes. Ach, Kilian, nun iſt die Stunde gekommen, wo ich mein theures Vaterland wiederſehe; laß uns nach der alten Helden Exempel niederfallen und den heimathlichen Boden küſſen.

(Sie fallen nieder und küſſen den Boden.)

Kilian (ſpringt gleich wieder auf). Twi, twi, twi, daß Dich der Henker! Wozu ſind nun wol ſolche dummen Ceremonien? Da hat eben Einer ſein Waſſer abgeſchlagen, ich kann es noch riechen.

Ulyſſes. Kilian, nun wollen wir uns beide verkleiden und zuſammen als Pilger ins Schloß gehen, um Penelopen zu überraſchen.

Kilian. Das iſt nicht vonnöthen, Herr! Denn da wir dreißig und etliche Jahre weggeweſen ſind, ſo brauchen wir uns nicht erſt zu verkleiden. Auch hab' ich gar keine Luſt, meine Frau zu überraſchen: denn was ich nicht mit Augen ſeh', davon thut mir das Herz nicht weh'.

Ulyſſes. Zweifle Du immerhin an der Treue Deiner Frau, an Penelopen zweifle ich nicht, dazu hab' ich ſchon zu große Proben von ihrer Tugend und Keuſchheit.

Kilian. Ja ja, Herr, in dreißig und einigen Jahren kann ſich manches verändern. Aber da kommt ein Bauer, den können wir examiniren, wenn es Euer Gnaden ſo beliebt.

Zweite Scene.

Ulyſſes. Kilian. Der Bauer.

Kilian. Guten Tag, Landsmann! Gehörſt Du zu dieſem Dorfe oder gehört dieſes Dorf Dir?

Der Bauer. Keins von beiden: denn ich wohne noch im Dorfe.

Kilian. Eins von beiden muß aber doch ſein?

Der Bauer. Nein, keins von beiden: denn ich wohne noch in dieſem Dorfe. Um aber auch eine Frage zu thun: gehören dieſe langen Ziegenbärte Euch oder gehört Ihr den Ziegenbärten?

Kilian. Das iſt ja eine läppiſche Art zu reden.

Der Bauer. Das iſt wunderlich, daß Du von mir verlangſt, ich ſoll vernünftig mit Dir reden.

Kilian. Kennſt Du mich denn?

Der Bauer. Nicht weiter, als daß ich einige Male die Ehre gehabt habe, Dich im Kartenſpiel zu ſehen. Biſt Du nicht der Treffbube?

Ulyſſes. Dieſer Bauer hat einen offenen Kopf.

Kilian. Nein, Landsmann, laß uns ernſthaft ſprechen: haſt Du nicht von dem trojaniſchen Kriege gehört?

Der Bauer. Ja, es iſt mir ſo, als hätt' ich einmal davon geträumt; das war ja wol der Krieg, wo Du aus dem Treffen liefſt und dafür gehängt wurdeſt.

Kilian. Wär' ich gehängt, ſo könnte ich jetzt doch nicht hier ſein?

Der Bauer. Ich dachte, es wäre Dein Geiſt; auch ſiehſt Du zum wenigſten ſo aus, als hätteſt Du ſchon einmal am Galgen gehangen.

Kilian. Nein, Landsmann, am Galgen gehangen hab' ich noch niemals.

Der Bauer. Das iſt Schade: denn Du ſiehſt doch aus, als hätteſt Du es verdient. Aber was für Leute ſeid Ihr? Seid Ihr Ziegen, Böcke, Menſchen, Schweine oder Eſel? Entſchuldigt

nur, daß ich so dreist frage: aber die Leute hier im Dorf sind neugierig.

Kilian. Schweine und Esel, so viel ich weiß, gehen nicht auf zwei Beinen.

Der Bauer. Ja so, ich meinte, Ihr wäret vielleicht von den zweibeinigen Eseln.

Ulysses. Höre, Landsmann, Du mußt nicht solchen Spott treiben mit fremden Leuten.

Der Bauer. Seid Ihr Fremde? Warum bleibt Ihr denn nicht zu Hause? Wir haben so schon Landstreicher genug. Aber mit Verlaub, aus welchem Lande seid Ihr?

Kilian. Wir sind aus einem Lande, das heißt Monomotapabrasiliadelphia.

Der Bauer. Was für ein Land ist das? Heißt das im Winter ebenso, wenn die Tage kurz sind?

Kilian. Das ist ein gesegnetes Land, da spazieren die gebratenen Schweine auf dem Felde mit Messer und Gabeln darin, da fliegen die gebratenen Tauben in der Luft, und für jede Stunde, die man schläft, bekommt man von der Obrigkeit einen Thaler.

Der Bauer. Ah so, so seid Ihr vermuthlich aus Jütland, weil Ihr so brav lügen könnt. Uebrigens wundert es mich, daß Ihr hierhergekommen seid und solch gutes Land verlassen habt, wo man einen Thaler bekommen kann für jede Stunde, die man verschläft.

Ulysses. Laß mich mit dem Manne allein reden, Du vertrödelst blos die Zeit mit Deinen Possen. Höre, Landsmann, wir sind nicht in dies Land gekommen, um Geld zu verdienen, sondern wegen anderer wichtiger Geschäfte. Sieh hier, da hast Du etwas, dafür mache Dich lustig.

Der Bauer (mit dem Hut unter dem Arm). Ich bedanke mich, gnädiger Herr, und wünsche nur, ich könnte Euer Wohlgeboren wieder dienen.

Ulysses. Wir verlangen nichts, als daß Du uns schickliche Antworten giebst auf unsere Fragen. Kennst Du die hochadelige Frau Penelope?

Der Bauer. Ja freilich kenn' ich ſie; ich habe ja die ganze Woche in ihres Liebſten Hauſe gearbeitet.

Ulyſſes. Was? Liebſten? Ihr Herr iſt ja nicht zu Hauſe, er iſt in fremden Landen.

Der Bauer. Ganz recht, ich meine auch nicht ihren Mann, der iſt außer Landes, wenn er noch lebt.

Ulyſſes. Ei freilich lebt er noch.

Der Bauer. Da bedaure ich den braven Herrn, der iſt, ſeit er weg iſt, wol ſechzehnmal zum Hahnrei geworden. Aber wenn man es recht bedenkt, ſo iſt er doch nicht zu bedauern; der Narr verläßt Frau und Kinder, um ein eitles Weibsſtück wieder zu holen, mit Namen Helena. Das war auch wol der Mühe werth, außer Landes zu ziehen mit ſo vielen ſtolzen Rittern, welche unſer Kaiſer hinterdrein bei verſchiedenen Gelegenheiten ſehr vermißt hat.

Ulyſſes (zu Kilian). Ach Himmel, was höre ich, Kilian?

Kilian. Kennſt Du auch eine Frau mit Namen Polidure?

Der Bauer. Polidure, die Hure?

Kilian. Das ſagſt Du wol nur ſo um des Reimes willen?

Der Bauer. Ob es ſich reimt oder nicht, wahr iſt es doch. Sie iſt zu beklagen, das arme Menſch, ſie hat lange nicht die Nahrung mehr, wie das erſte Jahr nach Kilians, ihres Mannes, Abreiſe; auch iſt ſie kaum mehr zu gebrauchen.

Kilian. Da wird es ihr übel gehen; denn ihr Mann Kilian lebt nicht allein, ſondern wird auch in wenigen Tagen hier eintreffen.

Der Bauer. Was will das ſagen, ob ſolch ein Schlingel lebt oder nicht; kriegten wir nur unſern Herrn Ulyſſes wieder, der war des Kaiſers andere Hand.

Kilian. Kennſt Du nicht Einen, mit Namen Langulafret, der Kilians Bruder war?

Der Bauer. Ei ja, aber der iſt ſeit zehn Jahren nicht hier geweſen.

Kilian. Warum denn nicht?

Der Bauer. Es war da ein gewiſſer Umſtand, weshalb er

nicht kommen konnte: nämlich weil er schon seit elf Jahren draußen aufgehängt ist.

Kilian. Danke für gütige Nachricht; adiös.

(Der Bauer geht ab.)

Dritte Scene.

Ulysses. Kilian.

Kilian. Haben wir nicht eine schöne Reise gemacht, Herr?

Ulysses. Ach, Kilian, das Herz bricht mir, wenn ....

Kilian (schlägt seinen Klepphut nieder und setzt ihn verquer wieder auf). Haben wir nicht eine schöne Reise gemacht, Herr?

Ulysses. Was sollen die Fragen bedeuten?

Kilian. Ich wollte, sie bedeuteten nichts; aber wenn das Unglück da ist, so muß man sich drein schicken. Jeder muß sich in seine Lage schicken und sich danach kleiden.

Ulysses. Ach, Kilian, ist das nun Zeit zu spaßen, da uns das Unglück rings umschlossen hält?

Kilian. Ich spaße wahrhaftig nicht; es ist nicht zum Zeitvertreib, daß ich mir den Hut so setze.

Ulysses. Noch bevor die Sonne untergeht, werde ich mich für ihre Untreue rächen; ihre Buhler sollen den schmachvollsten Tod sterben und sie mit ihnen. Was werden die übrigen stolzen Ritter der Welt sagen, wenn sie das erfahren?

Kilian. Nun was wollen sie weiter sagen, als daß wir Hahnreie sind? Und das ist gewiß genug.

Ulysses. Nichts soll mich in meinem Vorhaben hindern, keine Entschuldigung soll gelten. Beruft sie sich auf meine lange Abwesenheit, auf ihre blühende Jugend, die sie mit solchen Versuchungen heimgesucht, so stopfe ich mir die Ohren zu. Denn sie soll wissen, daß sie nicht allein ihren Eheherrn beschimpft hat, sondern auch einen von den größten Helden Ithaciens, der mit seinem siegreichen Arme Asiens größte Zierde verwüstet hat, ich meine die edle und stolze Stadt Troja.

Kilian. Aber da der Herr doch von Penelopens blühenden

Jahren ſpricht — wie alt war ſie denn, da wir unſere Reiſe antraten?

Ulyſſes. Sie war erſt fünfundzwanzig Jahre alt; den edlen Junker Telemachus brachte ſie zur Welt im ſechzehnten Jahre ihres Alters, und dieſer unſeres Eheſtandes erſter Sproß und edle Pflanze war erſt neun Jahre alt, da wir gen Troja zogen.

Kilian. Die Rechnung ſtimmt, ſechzehn und neun macht fünfundzwanzig. Aber darf ich den Herrn wol fragen, wie lange wir fortgeweſen ſind?

Ulyſſes. Es iſt jetzt im ſechsunddreißigſten Jahre.

Kilian. Sechzehn und neun iſt fünfundzwanzig und ſechsunddreißig dazu macht einundſechzig. Ja freilich, ſie iſt noch in blühendem Alter. (Zu den Zuſchauern) Ich hab' es ja vorausgeſagt, in dieſer Hiſtorie will ich nicht weiter nachdenken: denn ſonſt werd' ich verrückt im Kopfe. (Zu Ulyſſes) Auch mich, Herr, ſoll nichts daran hindern, mich an meiner Frau zu rächen, weil ſie in der Blüte ihrer Jugend, die vielen Verſuchungen unterworfen iſt, nicht allein ihren Mann beſchimpft hat, ſondern auch einen extraordinären Ambaſſadeur, einen Helden, der von dem ganzen Kriegsheere dazu auserwählt worden, ſich im Einzelkampf zu ſchlagen mit dem ſtärkſten Trojaner, und zwar war das, wie ich hinterher gehört habe, niemand anders, als Hector ſelbſt; ja, der zehn Jahre lang ohne Naſſes und Trockenes auf einem Fleck geſtanden hat, um der Stadt die Zufuhr abzuſchneiden, und wäre das nicht geſchehen, ſo hättet Ihr Andern mit Reſpect zu ſagen ....

Ulyſſes. Schnell, Kilian, bring' mir meine koſtbare Kleidung, ich will mich in meiner ganzen Herrlichkeit zeigen, um meinen Feinden einen deſto größeren Schreck einzujagen.

Kilian (holt eiligſt ein prächtiges Kleid und einen Hut mit Federn; er zieht dem Ulyſſes den Rock an, und ſagt). Element, was ſieht der Herr martialiſch aus. Mars ſteht ihm in den Augen geſchrieben und Vulcanus an der Stirn! (Macht die Schnüre am Hute los und ſetzt ihn dem Ulyſſes mit ganz niederhängenden Krempen wieder auf.)

Ulyſſes. Nun ſieh, Du Tölpel, mein Hut hängt ja ganz herunter.

Kilian. Ei, das ſoll ſo ſein, Herr.

Ulyſſes. Kilian, nähme ich nicht Rückſicht auf Deine langen treuen Dienſte, ſo ſollte Dich das Dein Leben koſten; ſchlag' den Hut wieder in die Höhe.

Kilian. Nur einen Augenblick Geduld, Herr, ich will nur erſt meinen eigenen Hut in die Höhe ſchlagen; denn wenn der Herr ſeinen Hut nicht ſo tragen will, ſo will ich meinen wahrhaftig auch nicht ſo tragen.

(Er klappt erſt ſeinen Hut in die Höhe, dann nimmt er den des Ulyſſes.)

Ich glaube, der Teufel ſitzt in dem Hute; ſowie ich die eine Seite in die Höhe klappe, fällt die andere wieder herunter. Ach, Herr, laßt uns die Hüte tragen, wie ſie ſind.

Ulyſſes. Meine Geduld geht augenblicks zu Ende!

Kilian. Ach, Herr, Geduld iſt eben die Tugend, die wir beide künftig am nöthigſten haben; von allen Tugenden paßt ſie am beſten für unſere Lage. Ach, Herr, laßt uns die Hüte tragen, wie ſie ſind, es hat ſeine Urſachen.

Ulyſſes. Kilian, ich warne Dich ein- für allemal, daß Du mich nicht zum Zorne reizeſt, es würde Dich das Leben koſten.

Kilian. Ach, gnädiger Herr, ich thue das ja wahrhaftig nicht aus böſem Willen, ſondern aus politiſchen Gründen; ich denke, wenn die Leute uns in dieſem Zuſtande ſehen, ſollen ſie ſich deſto mehr bewogen fühlen, unſere Partei zu nehmen und das Unrecht zu rächen, das uns widerfahren iſt. Aber ich will dem Herrn gehorſam ſein. (Klappt den Hut wieder auf.) Ach, Herr, laßt ſie uns doch tragen, wie ſie ſind; denn ....

Ulyſſes (ſeinen Degen ziehend). Willſt Du, Hund, Deinen Spott mit mir treiben?

Kilian (auf den Knieen). Ach, Herr, verzeiht mir meine Dreiſtigkeit; ich will dieſe Materie nie wieder berühren!

Ulyſſes. Steh' auf und lauf' ungeſäumt in die Stadt und laſſe Penelope ſammt ihren Galanen, ſowie ſämmtliche Einwohner wiſſen, daß ich zurückgekommen bin, und verkündige

ihnen meinen Vorsatz, Rache zu nehmen für die Schmach und Schande, die meinem Hause widerfahren.

Killian. Ach, Herr, mir ist blos bange, daß mir unterwegs ein Hund begegnet: es könnte mir gehen wie dem Actäon, welcher, nachdem er in einen Hirsch verwandelt worden, zerrissen ward von seinen eigenen Hunden.

(Geht ab.)

Vierte Scene.

Ulysses allein.

Ulysses. Jeder Augenblick dünkt mich ein Jahr zu sein, so brennt mir das Eingeweide vor Zorn und Bitterkeit gegen meine treulose Gemahlin. — Ach, ach, ich dachte, der Himmel wäre es jetzt müde, mich weiter zu verfolgen, und die vielen Jahre des Unglücks, der Beschwerden und Mühseligkeiten sollten nun versüßt werden durch Penelope's Umarmungen — Penelope, um deren willen ich das Gebot der Keuschheit so streng beobachtet, um deren willen ich mir vor der göttergleichen Dido verliebten Seufzern die Ohren zugestopft und ihre zärtlichen Anerbietungen zurückgewiesen habe. Ach, Ihr Götter, steht mir bei in meiner gerechten Rache! Die ganze Stadt soll dafür im Blut schwimmen. Erst werde ich ihre Galane opfern, dann sie selbst, damit niemand sage: der große Ulysses, der Troja zerstörte, der Helden Uebermuth dämpfte, unschuldige Jungfrauen von Berggeistern und Nixen errettete, den Stall des Augias reinigte, die Amazonen überwand, die hundertköpfigen Sirenen tödtete, verbringt den Rest seines Lebens in Schmach und Schande. Ach, ach, Penelope!

Wie konntest Du, o sprich, so den Ulyß verlassen?
Ha, selbst ein wildes Thier muß solche Untreu' hassen.
Vergißt auch Liebe je? Kann sterben sie so leicht?
Ist das auch Ehrlichkeit und Treu', was so entweicht?

Dein edler Herre, der ſo tapfer war, ſo bieder,
Ja, Dein Ulyſſes, ward er alſo Dir zuwider?
Veracht'ſt Du alſo ihn? Haſt Du Dich ſo gewandt
Von dem, der alſo feſt wie eine Mauer ſtand?

Ja, wie ein Fels ſogar in allen Ungewittern,
Wie eine Eiche, die kein Sturmwind kann erſchüttern?
Wo iſt der Himmelsſtrich, das Land, das Volk, das Reich,
Das eine That geſehn, die Deiner Untreu' gleich?

Und ob im Oſten man, im Weſten wollte ſuchen,
Doch als der Schlimmſten wird man allerwärts Dir fluchen,
Nie las in einem Buch man ſolche Mordgeſchicht';
Doch paß nur auf, jetzt trifft Dich Gottes Strafgericht!

Denn ehe ſollen ſich die Elemente miſchen,
Eh' ſollen Erd' und Meer wild durch einander ziſchen,
Eh' kehr' in Chaos' Nacht das Weltall ganz zurück,
Eh' ich noch zaudere nur einen Augenblick!

Aber ich merke, daß Morpheus, der Gott des Schlummers und des Todes Bruder, ſich auf meine Wimpern ſenkt; ich muß mich ein wenig ſchlafen legen, bis mein Diener zurückkommt.

(Setzt ſich auf einen Stuhl und ſchläft, während die Muſik das Lied ſpielt: „O du alter Hahnrei du!")

Fünfte Scene.

Zwei Juden. Ulyſſes.

Erſter Jude. Das is doch eppes Verfluchtiges mit denne Komödianter, wenn man den an Kleidung lahnt, ſchicke ſe ſe nimmer zurück zu rechter Zeit, und da muß man warte eine ganze Woche auf die Beßohlung.

Zweiter Jude. Des is wohr, Ephraim. Aber worum ſein wir ſo dumm? Ober ſieh en mol do: do ſitzt er und ſchloft mit de ſchene Rock. Hob' ich's mer nicht gedocht? Es is eine Un-

verſchamtheit ſo umzugehen mit gelahene Kleiders. (Geht zu Ulyſſes und zerrt ihn am Arm.) Heda, Muſje, is das ane Manier zu ſchloſen mit ſolche Kladerche?

Ulyſſes. Wer unterſteht ſich, mich in meinem Schlaf zu ſtören?

Zweiter Jude. Das bin ich. Muſje kennt doch den Ephraim?

Ulyſſes. Ich kenne Dich nicht.

Zweiter Jude. So kenne ich ihn, Muſje.

Ulyſſes. Ich bin der große Ulyſſes von Ithacien.

Zweiter Jude. Und ich bin der klane Jude Ephraim.

Ulyſſes. Ich bin derſelbe, der die edle Stadt Troja zerſtört hat, Aſiens Schmuck und Augapfel.

Zweiter Jude. Und ich bin an Mann, weſſen Vorfahren hoben gewohnt in der graußen Stadt Jeruſalem.

Ulyſſes. Und bin hierher gekommen, um blutige Rache zu nehmen an meiner treuloſen Gemahlin Penelope.

Zweiter Jude. Und ich bin hierher gekommen, um einzukaſſire de Beßohlung vor mane gelahnte Kladerche; ober des ſoll ablaafe ohne Blut.

Ulyſſes. An Deinem Bart ſehe ich, daß Du ein wandernder Ritter biſt.

Zweiter Jude. Wai geſchrien, nur ßu ſehr wandernd, ſowol ich, als andere Iſraels-Kinder!

Ulyſſes. Sag' mir, edler Ritter, wie ſteht es in Ithacien?

Zweiter Jude. Muſje, ich hob' kane Zeit, ich muß auslahne die Kladerche heit Abend ßu an Maskerod.

Ulyſſes. Unterſtehſt Du Dich, Hand zu legen an meinen edlen Leib? Pack Dich fort, augenblicks, oder Du ſollſt die Wirkung meines Zornes fühlen!

Zweiter Jude. Zieht Euch nur aus oder De ſollſt fühle de Werkung von Geſetz und Recht!

Ulyſſes. Ach, Himmel, ſo etwas ſoll mir begegnen nach vierzigjähriger Wanderſchaft!

(Sie ziehen ihm den Rock aus.)

Die Juden. Biſt De geweſen wag verzig Johr, mußt De auch

beßohlen fer verzig Johr, de Rechnung wulle mehr gleich mache. Adjes ſo lang.

Ulyſſes. Ach Himmel, hätte ich mir vorgeſetzt, alle Juden auszurotten, ſtatt nach Troja zu gehen, ſo wäre es mit meiner Ritterſchaft nicht ſo raſch zu Ende gegangen.

(Zu den Zuſchauern)

Jetzt, hoff' ich doch, wird Keiner mehr
Darüber ſich beſchweren,
Daß er Komödien geſehn,
Die mehre Tage währen.

Auch klagt gewißlich Keiner mehr,
Es müſſe mehr geſchehen;
Was gehen uns die Regeln an?
Wer zahlt, der will was ſehen.

Hier giebt es für daſſelbe Geld
Mehr als drei Dutzend Jahre,
Von Troja geht's nach Griechenland,
Ein Tag macht graue Haare.

Hier ſieht man Helden ſtolz und kühn,
Belag'rungen, Kanonen,
Schlacht, Jungfernraub und Hexerei,
Und Länder aller Zonen.

Nun Einen, der aus Gram und Pein
Hand an ſich ſelbſt will legen,
Verhexte Menſchen, Drachen nun,
Die durch die Lüfte fegen.

Ja, was am nöthigſten vordem,
Heut ſoll es auch nicht fehlen:
Ein Harlequin mit ſchnödem Wort
Muß ſeine Herrſchaft quälen.

Drei Dutzend Jahr' ſind nicht zu lang,
Will man ſich amüſiren;
Was thut's, muß man auch hinterdrein
Sich laſſen trepaniren.

Lehrt in Brolägger-Straße mich
Ein deutſches Schauſpiel kennen,
Das beſſer iſt, als dieſes war,
Sollt Ihr mich Peter nennen.

Heinrich und Pernille.

Komödie in drei Akten.

Personen:

Leander.
Heinrich, sein Diener.
Arv, ein Hausknecht.
Leonore, Leanders Frau.
Pernille, ihr Kammermädchen.
Magdelone, ein altes Weib.
Jeronimus, Leonorens Vater.
Leonard, Leanders Freund.
Ein Notarius.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Heinrich als Cavalier.

Heinrich. Ha ha ha ha ha ha! Die Sache macht ſich, ſie beißt richtig an; was doch die lumpigen Kleider thun! Ich hatte weiß Gott nichts anderes im Sinne, als ein bischen Narrenspoſſen zu treiben in meines Herrn Kleidern und Equipage; mein Glück damit zu machen, fiel mir nicht im Traume ein. Nun geht es mir wie dem Kohlenbrenner, der ſich einen Doctorrock anzog, um ſich von den Leuten als Doctor grüßen zu laſſen, und mit der Narrheit zuletzt ein wirklicher Doctor wurde. Ich werde wol ein wirklicher Hahnrei werden, denn kokett iſt die gute Dame wie nichts Gutes. Indeſſen, was hat das zu ſagen? Avancire ich doch auf die Art immer vom armen Teufel zum vornehmen Hahnrei. Die Hauptſache beſteht jetzt nur darin, daß ich mich recht anſtändig betrage und nichts von dem alten Lakaienweſen merken laſſe, das mich verrathen könnte. Geſtern hätte ich beinahe einen verfluchten Bock geſchoſſen; nämlich wie ich den fremden Leuten, die ich für meinen Herrn in Dienſt genommen, Befehl gebe anzuſpannen, ſo vergeſſe ich, daß ich der Herr bin, und will hinten auf den Wagen ſteigen, worüber der Kutſcher denn zu grinzen anfing und ſagte: Wo wollen Euer Wohlgeboren denn hin? Ich war ganz beſchämt und ließ den Kopf hängen wie ein Eſel, zog mich indeſſen doch noch ſo ziemlich aus der Verlegenheit, indem ich mich ſtellte, als hätte ich noch einen Fehler am Wagenhimmel geſehen. Geſtern war ich auch in

einer Aſſemblee, blos um vornehme Manieren zu lernen; da ſah ich unter Andern einen Edelmann, der friſch aus Frankreich zurückgekehrt, den will ich nun gehörig nachmachen, blos ausgenommen, daß ich nicht ſo durch die Naſe ſprechen werde, wozu der freilich ſeine aparten Gründe hatte, indem er nämlich ganz friſch aus Paris gekommen. Uebrigens habe ich ihm alle ſeine galanten Manieren wegſtibitzt, als zum Exempel (zieht ſeine Uhr hervor, pfeift, ſchlägt Entrechats, ſingt, holt einen Spiegel aus der Taſche und bringt ſeine Perücke in Ordnung). So bin ich mit mir zufrieden, ja ich bin verliebt in mich ſelbſt, das Fräulein hat par dieu einen guten Geſchmack.

Zweite Scene.

Arv. Heinrich.

Arv. Was Teufel iſt das für ein Kerl? der muß verrückt im Kopfe ſein.

Heinrich. Was Henker ſeh' ich da? Das iſt ja wahrhaftig Arv, den mein Herr vom Lande in die Stadt geſchickt hat.

Arv. Wenn die Leute auf dem Lande ſich ſo aufführen wollten, würde der Dorfrichter ſie gewiß für verrückt erklären, bis ſie vom Gericht in der Stadt, wo ſo was Mode iſt, wieder freigeſprochen würden.

Heinrich. Ich muß mich ihm zu erkennen geben. Aber erſt will ich ihn noch ein bischen zum Narren halten. Höre Du, wer iſt das, mit dem Du da ſprichſt?

Arv. Das bin ich.

Heinrich. Was für ein Ich? Wie kann man ſo antworten?

Arv. Das bin ich, Arv.

Heinrich. Ein Schlingel biſt Du, das hört man ſchon an Deinem Namen. Diable m'emporte, par tout dans la France, comment vous portez vous? Aber was ich ſagen wollte, Canaille, verſtehſt Du Franzöſiſch?

Arv. Nein, das verſteh' ich nicht.

Heinrich. Italieniſch?

Arv. Ebenſo wenig.

Heinrich. Spaniſch?

Arv. Nein.

Heinrich. So biſt Du ja wirklich ärger als ein unvernünftiges Vieh?

Arv. Nein, ich verſtehe davon wirklich nichts, mein ehrlicher Herr.

Heinrich. Ehrlicher Herr? Wofür nimmſt Du mich, Du Schlingel? Ich bin nicht ehrlich, ich bin wohlgeboren; wenn Du mit einem Deines Gelichters ſprichſt, da kannſt Du ſagen: Mein ehrlicher Mann.

Arv. Um Vergebung, wohlgeborner Herr, ich dachte wirklich nicht anders, als Er wäre ehrlich.

Heinrich. Nein, das iſt aus der Mode gekommen für Leute meines Standes; wo biſt Du aber zu Hauſe?

Arv. Ich diene bei einem jungen Herrn, mit Namen Leander.

Heinrich. Leander? Wie kann der Flegel ſich unterſtehen den Namen zu führen? Ich heiße Leander.

Arv. So ſind Ihro Wohlgeboren wol auch ein Flegel?

Heinrich. Weißt Du auch, was ein Flegel iſt?

Arv. Nein, das weiß ich meiner Seele nicht, ich denke mir blos, es muß etwas Vornehmes ſein, weil Er ja ſagt, daß mein Herr und Er ſelbſt es ſind.

Heinrich. Das iſt ein Glück, daß Du es nicht weißt. Aber wie kann Dein Herr ſich unterſtehen, den Namen Leander zu führen? Hätt' ich ihn hier, ſo ſollte ihn das Donnerwetter regieren, nun aber will ich Dich auf ſeine Rechnung umbringen! (Zieht den Degen.)

Arv (kniet). Ach, wohlgeborner Herr Flegel, laßt mich leben, ich bin ja blos ſein Hausknecht! Aber hier in der Stadt hat er einen Bedienten, den werde ich dem Herrn gleich holen, an dem kann Er Seine Rache weit beſſer befriedigen.

Heinrich. Wo iſt der Bediente? Wie heißt er?

Arv. Er heißt Heinrich, ſollte aber Taugenichts heißen; er iſt der größte Spitzbube, den ich jemals geſehen.

Heinrich. Ha ha ha, nun halt' ich es nicht länger aus!

Steh' auf, Arv, kennſt Du mich denn nicht? Ich bin ja der Heinrich, dem Du eben ſo viel Gutes nachſagſt!

Arv. Nein, da ſoll Dich doch wirklich der Henker holen, Einem ſo Angſt zu machen!

Heinrich. Und Dich ſoll der Henker ebenfalls holen, daß Du ſo ſchlecht von mir ſprichſt.

Arv. Deine Thaten zeigen doch, daß ich nichts Unwahres ſage; wie zum Kukuk kamſt Du auf den verrückten Einfall, in des Herrn Kleidern herumzulaufen?

Heinrich. Arv, Du biſt ja wol ein armer Teufel, der nicht zehn Thaler im Jahr für ſeine Arbeit kriegt?

Arv. Zehn Teufel verdiene ich, aber nicht zehn Thaler.

Heinrich. Noch dieſen Abend ſollſt Du fünfzig Thaler verdienen, wenn Du Dich ruhig halten und mir in meinem Anſchlag beiſtehen willſt.

Arv. Wie Teufel willſt Du mir fünfzig Thaler ſchaffen, außer Du müßteſt ſie ſtehlen?

Heinrich. Hör' die Geſchichte an, Arv, und alles wird Dir begreiflich werden. Leander, weißt Du, hat mich vor vierzehn Tagen in die Stadt geſchickt, ſein Haus in Stand zu ſetzen und neue Dienerſchaft und einen neuen Kutſcher für ihn zu engagiren, damit alles fertig iſt, wenn ſeine Braut kommt.

Arv. Ja, gewiß weiß ich das. Aber was mag das wol für ein Fräulein ſein, das er heirathet?

Heinrich. In dieſem Punkte bin ich ſo klug wie Du, kein Menſch weiß es, außer Chriſtoph, der andere Bediente, der mit ihm auf Reiſen war, als er ſich verliebte; ich weiß nicht eine Silbe davon. Denn als er zurück kam, ſagte er blos: Heinrich, in vierzehn Tagen halte ich Hochzeit in der Stadt, Du mußt auf der Stelle hin und alles in Stand ſetzen; laß den Wagen lackiren und nimm noch ein paar Bediente an, denn Chriſtoph hat mir unterwegs einen Streich geſpielt, daß ich ihn habe laufen laſſen. Ich war nun freilich naſeweis genug zu fragen, wer die Braut denn wäre, er aber lachte blos dazu und ſagte: es iſt ein Frauenzimmer, Du wirſt ſie ſchon noch zu ſehen kriegen, jetzt mach' nur, daß Du in die Stadt kommſt und thue, was ich Dir

befehle. Darauf habe ich denn ein paar Bediente engagirt und einen Kutſcher und habe alles ſo eingerichtet, daß er damit zufrieden ſein ſoll. Aber wie ich nun ſo freie Verfügung hatte über meines Herrn Haus und Equipage, da kam mir die Luſt an, ſelber den großen Herrn zu ſpielen.

Arv. Was für ein verfluchter Einfall!

Heinrich. Ja, das ſagſt Du nun ſo, Arv. Tag für Tag fuhr ich in der Kutſche mit zwei Bedienten hinten auf, in des Herrn beſten Kleidern, und hatte weiß Gott keine andere Abſicht dabei, als blos den Kitzel zu büßen, der mich angekommen war, und doch auch mal zu ſehen, wie es thut, ein vornehmer Herr zu ſein.

Arv. Aber haben der Kutſcher und die Bedienten Dir denn immer willig aufgewartet?

Heinrich. Der Kutſcher und die Bedienten wiſſen nicht anders, als daß ich der Herr ſelber bin.

Arv. Ha ha ha, daß Dich das Donnerwetter, das iſt eine nette Geſchichte!

Heinrich. Nun höre weiter, Arv. Hier im Hauſe wohnt eine fremde Dame vom Lande, die Leonore heißt und außerordentlich reich iſt; ſie führt ein Leben wie eine Prinzeſſin. Selbiges Fräulein hat mich öfters in meinem Staat geſehen und hat ſich darüber dermaßen in mich verliebt, daß ſie mir ein altes Weib geſchickt hat, den Zuſtand meines Herzens zu erforſchen, und ſo gedenke ich denn noch heute Abend Hochzeit mit ihr zu halten. Begreifſt Du nun, Arv, wie es mir möglich wird, Dir fünfzig Thaler zu geben, ja noch fünfzig dazu?

Arv. Du biſt nicht bei Troſt, Heinrich, an den Galgen kannſt Du kommen, wenn es herauskommt, wer Du biſt, und daß Du eine vornehme Dame ſo betrogen haſt.

Heinrich. Aber ſo höre doch nur erſt das Weitere! Ich betrüge ſie nicht, ſie ſelbſt iſt es, die ſich betrügt, indem ſie mir keine Ruhe läßt. Ich habe ihr nichts vorgeredet, als ob ich reich wäre und von vornehmer Geburt, ich habe blos geſagt, daß ich in dem Hauſe ihr gegenüber wohne. Sie läuft mir nach, nicht ich ihr; es iſt ſo Eine, die mit Teufels Gewalt unter die

Haube will. Locker wird ſie wol ſein, wie nichts Gutes, und Hahnrei werde ich ganz gewiß. Indeſſen das hat nichts zu ſagen, ich werde durch dieſe Heirath ſo reich, daß ich meine Hörner mit Anſtand tragen kann, und kann ſie mir vergolden laſſen.

Arv. Aber mit alledem giebſt Du Dich doch für einen vornehmen Herrn aus und führſt ein Fräulein hinter's Licht?

Heinrich. Du weißt nur nicht, Arv, was das hier in der Stadt für Menſchen ſind; hätte ich einen Thaler für jeden Lump und jeden Bettler, der hier im Sammtrock geht, ich wäre ein reicher Mann. Für das, was ich auf die Art thue, bin ich niemand Rechenſchaft ſchuldig als blos meinem Herrn. Warum zum Henker erkundigt ſie ſich nicht, wer ich bin? Warum läßt ſie mich überhaupt nicht in Frieden? Ich kann einen Eid darauf ablegen, daß ich ihr nicht die geringſte Veranlaſſung gegeben habe. Wohl aber verſichert das alte Weib, ſie wäre im Begriff vor Liebe zu mir zu platzen, ſo daß es offenbar blos meine Perſon iſt, in die ſie ſich verliebt hat, und riskire ich alſo nicht das Mindeſte dabei, wenn ich auf dieſe Weiſe mein Glück mache.

Arv. Ja, allerdings, ſo kann ſich das ſchon machen; ha ha ha, eine verfluchte Geſchichte!

Heinrich. Hier meine Hand, Arv, heute Abend kriegſt Du fünfzig Thaler!

Arv. Für fünfzig Thaler kann man ſchon etwas thun; was willſt Du denn, daß ich thue?

Heinrich. Ich verlange nichts weiter, als daß Du Dich ruhig verhältſt. Im Uebrigen kannſt Du meinen Jäger vorſtellen.

Arv. Das will ich wol thun.

Heinrich. Weswegen aber kommſt Du heute in die Stadt?

Arv. Ich ſollte nur nachſehen, ob alles in Ordnung wäre; denn der gnädige Herr will noch heute hereinkommen.

Heinrich. Potz tauſend, was ſagſt Du da? Will heute hereinkommen? Da muß ich mich ja wahrhaftig ſputen. Höre, Arv, in einer halben Stunde, ſo haben wir es abgeredet, mache ich meiner verliebten Dame meine Aufwartung; da mußt Du

dazukommen und nach Herrn Leander fragen und mir einen Brief überreichen.

Arv. Aber wenn unſer Herr die Streiche zu erfahren kriegt?

Heinrich. So wird er darüber lachen. Oder denkſt Du, daß mein Herr mir mein Glück nicht gönnt? Gerade weil ich ſeine Güte kenne, habe ich dies Wageſtück unternommen. Aber jetzt komm' und laß uns erſt noch ein bischen nach Hauſe gehen.

(Beide ab.)

Dritte Scene.

Pernille. Magdelone.

Pernille. Hier ſehe ich ja niemand, Magdelone.

Magdelone. Dann muß er eben fortgegangen ſein, ich ſah ihn, weiß Gott, noch dieſe Minute hier ſtehen und deshalb lief ich hinein und ſagte es Dir, Pernille.

Pernille. Ach, liebe Magdelone, lauf' ihm nach, vielleicht iſt er hier geweſen und hat nicht herein gekonnt.

Magdelone. Nein, Pernille, das geht nicht, alles mit Maßen; je zurückhaltender Du Dich zeigſt, je eher fängſt Du ihn. Er kommt gewiß pünktlich, wie er mir verſprochen, nämlich zwei Stunden vor Mittag, und jetzt iſt es ja noch nicht viel über neun.

Pernille. Aber, Magdelone, nun erzähle mir recht ausführlich, wie die Geſchäfte abgelaufen.

Magdelone. Ich habe meine Commiſſion aufs Beſte ausgeführt; Du haſt Glück, Pernille, aus einem geringen Dienſtmädchen ſolche vornehme Dame zu werden. Seinen rechten Verſtand hat er freilich nicht, aber viel Geld, wie es ſcheint.

Pernille. Je weniger Verſtand, deſto beſſer, und zwar aus zwei Gründen. Denn erſtlich, wenn es herauskommt, von was für niedrigem Stande und niedrigen Verhältniſſen ich bin, ſo werden die Leute, ſtatt mich als Intriguantin zu verdammen, weil ich einen jungen vornehmen Herrn ſo angeführt habe, vielmehr darüber lachen und ſagen: Daran iſt dem Narren recht

geſchehen, er hat es nicht beſſer verdient, eine Dame von ſeinem Rang und Stand hätte er doch nicht bekommen. Zweitens aber wird mir ſeine Einfalt auch noch in anderer Hinſicht von Nutzen ſein, wenn wir erſt verheirathet ſind. Ein Frauenzimmer, das ſich einen klugen Mann nimmt, verſteht ihr Intereſſe nur ſchlecht. Habe ich einen reichen Dummkopf zum Mann, ſo bin ich es, die das Regiment führt und er nur den Titel. Denn um die Herrſchaft iſt es uns doch zu thun, und die bekommen wir nicht bei einem klugen Manne, als höchſtens nach langer Anſtrengung und vieler Mühe. Solchen Dummköpfen dagegen geloben wir heute im Ehecontracte Gehorſam und Treue, morgen machen wir ſchon einige Nachträge zu dem Contracte, übermorgen machen wir einen Strich quer durch, überübermorgen haben wir das Scepter in der Hand, und bevor die Woche zu Ende iſt, regieren wir das ganze Haus.

Magdelone. Das läßt ſich begreifen.

Pernille. Wäre er nicht ſo einfältig, wie er iſt, nie hätte ein armes Dienſtmädchen wie ich ſich ſo was unterſtanden. Aber da ich ſah, was der Pinſel für Streiche trieb, ſo gerieth ich auf den Einfall, mich zu ſtellen, als ob ich eine große Dame wäre, und machte Gebrauch von meines Fräuleins Möbeln, Kleidern und Equipagen.

Magdelone. Wann denkſt Du wol, daß Dein Fräulein in die Stadt kommt?

Pernille. Sie kommt heute oder morgen, ich ſoll alles zu heute in Bereitſchaft halten. Kommt ſie, bevor ich mit meinem Liebhaber getraut bin, ſo ſage ich ihr alles rein heraus, wie es iſt, daß ich im Begriff bin, ein großes Glück zu machen, und daß ich mich zu dem Ende ihrer Kleider bedient habe; ich bin ſicher, daß ſie, ſtatt mich deshalb zu ſtrafen, ſich vielmehr ganz ruhig verhalten und mich in meinem Vorhaben ſogar unterſtützen wird. Aber nun erzähle mir ausführlich, Magdelone, wie es mit Deiner Commiſſion zugegangen.

Magdelone. Ich nahm die zwei Stücke Brocat, ging zu ihm und fragte, ob der gnädige Herr nicht was kaufen wollte, ſo recht was für einen vornehmen Herrn und doch nicht zu

theuer. Wie er nun mit mir zu handeln anfing, ſagte ich: Ach, wohlgeborner Herr, wenn Ihr wüßtet, was ich weiß, Ihr nähmet es gewiß nicht ſo genau; da iſt in dem Hauſe hier gegenüber ein vornehmes Fräulein .... Apropos, fiel er mir ins Wort, das Fräulein ſieht mich immer ſo freundlich an, wenn ich an ihrem Fenſter vorübergehe; wißt Ihr vielleicht, wer es iſt, Mütterchen? Ei ja wohl! gab ich zur Antwort, ich gehe in dem Hauſe täglich ein und aus; ſie iſt erſt kürzlich vom Lande hereingekommen und erwartet mit nächſtem ihren Vater hier. Hör', Großmutter, ſagte er, geſteh' die Wahrheit: iſt Dein Fräulein mir wol ein bischen gut? Sie hat mir ſchon zwei- oder dreimal Kußhände zugeworfen. Wie ich das hörte, fing ich denn an, ihm die ganze Sache auseinanderzuſetzen und habe ihn um zehn Uhr herbeſtellt.

Pernille. Vortrefflich. Wir müſſen es durchaus ſo einrichten, daß er heute anbeißt; denn ſonſt könnte jemand vom Lande hereinkommen, der mich kennt, und könnte verrathen, wer ich bin.

Magdelone. Nun ſag' mal aber, Pernille, wie heißt denn eigentlich Deinem Fräulein ſein Bräutigam?

Pernille. Das weiß ich wahrhaftig nicht. Wie ich das letzte Mal mit ihr in der Stadt war, war ich krank und mußte ſie allein zurückreiſen laſſen; wie ich aber wieder geſund war und ihr eben nachreiſen wollte, hörte ich, daß das Fräulein verlobt wäre, und wurde angewieſen, alles in Stand zu ſetzen, bis ſie käme. Aber kommt hier nicht ein Jäger? Der gehört gewiß dem Edelmann.

Vierte Scene.

Arv (als Jäger). **Pernille. Magdelone.**

Arv. Serviteur, wohlgeborne Mamſell, ich weiß nicht, ob Sie mich kennt?

Pernille. Nein, ganz und gar nicht.

Arv. Ich heiße Haſenſchreck und bin unwürdiger Jäger bei dem jungen gnädigen Herrn, der hier geradeüber wohnt; er

läßt ſein gehorſamſtes Compliment vermelden und läßt fragen, ob, wenn es Ihro Wohlgeboren genehm iſt, ſie ihm die Ehre erweiſen will, daß er der Mamſell aufwarten darf.

Pernille. Er ſoll mir herzlich willkommen ſein; aber ſeid doch ſo gut und erzählt mir ein bischen von Eurem Herrn, was für ein Mann er eigentlich iſt.

Arv. Das iſt ein unvergleichlicher Kerl, der trifft ein Zweiſchillingſtück gerade in die Mitte. Aber freilich hat er auch ein paar Büchſen, ſolche Büchſen giebt es auf der Welt nicht mehr.

Pernille. Iſt er denn ſolch großer Jagdliebhaber?

Arv. Ja, davon wiſſen unſere Hirſche und Haſen zu ſagen; die haut er alle Tage dermaßen in die Pfanne, daß es zum Gotterbarmen iſt. Aber ich weiß nicht, ob die wohlgeborne Madame ſchon gehört hat, daß ſein beſter Spürhund Fairfax todt iſt?

Pernille. Nein wirklich, das hab' ich noch nicht gehört.

Arv. Ja, leider, der iſt todt und begraben und mein Herr hat um ihn getrauert, als ob es ſein eigener Bruder wäre. Aber es war auch ein tout-à-fait-Vieh, wenn es ſich anders ſchickt, eines großen Herrn Hund ſo zu nennen. Ich weiß, hol' mich der Teufel, nicht, wie er es machte; er packte die Haſen ſo ſäuberlich, daß nicht einmal zu ſehen war, wo er ſie hingebiſſen. Als zum Exempel: Ihr ſeid nun ein Haſe, Großmutter, da kriegte er ihn ſo beim Genick und knack, da war es vorbei mit ihm.

Magdelone. Au, au! Ihr faßt etwas derb an, Jäger!

Pernille. Iſt Euer Herr noch Junggeſell, oder war er bereits früher verheirathet?

Arv. Nein, nicht ſo recht eigentlich. Sein Vater hat ihn zwar öfters bald hier, bald da verheirathen wollen, er aber will Keine haben, die nicht nach ſeinem Geſchmack iſt. Euer Wohlgeboren zu dienen, er hat meiner Seel' Recht; warum ſollte ſolch ein reicher Edelmann auch wol eine heirathen, die ihm nicht gefällt? Nein, wahrhaftig, in ſo was muß der Menſch ſich ſelbſt rathen. Da iſt jetzt wieder ſo was im Gange, der Henker weiß, was es iſt. Indeſſen er läßt ſich nicht zwingen; denn unter uns

geſagt, wohlgebornes Fräulein, er iſt vollſtändig verſcharmeriert in Dero werthe Perſon.

Pernille. Ich kann nicht in Abrede ſtellen, daß auch er mir beſſer gefällt als alle, die ich bisher geſehen habe; ich darf gar nicht nachſagen, wie viel unruhige Nächte ich ſchon ſeinetwegen gehabt habe.

Arv. Daß Sie mit ihm nicht betrogen wird, dafür ſtehe ich gut, ein Paar Waden hat er, die ſind nicht für die Langeweile. Gäb' es beſſere Waden im ganzen Lande, er ließe ſich wahrhaftig die Beine abſchneiden; ich möchte darauf wetten, gnädiges Fräulein, das Erſte, was Ihr kriegt, das werden gleich Zwillinge. Aber jetzt muß ich laufen und Antwort bringen.

(Geht ab.)

Fünfte Scene.

Magdelone. Pernille.

Pernille. Ha, ha, ha! das hat Mühe gekoſtet nicht loszulachen; aber je einfältiger er iſt, um ſo beſſer für mich, um ſo leichter fällt er mir in die Klauen.

Magdelone. An dem Jäger konnte man merken, wie der Herr iſt.

Pernille. Er iſt gut genug, Magdelone, ich bin gerade zufrieden mit ihm; wäre er gebildeter und manierlicher, ſo kriegte ich ihn nicht. Oder glaubſt Du, daß eine Dame von Stand wirklich einen ſolchen Gecken nehmen würde?

Magdelone. Sieh her, da kommt er gewiß.

Sechſte Scene.

Heinrich (in der Sänfte). **Pernille. Magdelone.** Nachher **Arv.**

Heinrich. Hal ... t! Stillgeſtanden, Ihr Canaillen! Hör', Chriſtoph, bleib' Du zu Hauſe und wenn Einer vom Hofe kommt, mich einzuladen, ſo ſag' nur, ich könnte heute nicht kommen, ich wäre anderweitig engagirt. Ach, mon cher, ver-

zeiht nur, daran ſind die Porteurs ſchuld, daß ich hier ſo nahebei ausſteigen muß. Mit dieſem Miethsgeſindel hat man doch nichts als Verdruß, es iſt ſo dumm wie das liebe Vieh; wär' es nicht aus Reſpect vor dem Fräulein, ich ließe Euch auf der Stelle aufhängen.

Pernille. Ach, mein Herr, pardonnirt ſie um meinetwillen!

Heinrich. Um Ihretwillen thue ich, weiß Gott, alles, wohlgebornes Fräulein. Apropos, mon cher, ich komme hier, Ihr den Proceß zu machen von wegen eines gewiſſen kleinen Diebſtahls, den Sie begangen hat.

Pernille. Was? Ich einen Diebſtahl begangen?

Heinrich. Ja, Sie hat mir mein Herz geſtohlen.

Pernille. Ach, mein Herr, aus demſelben Grunde muß ich Ihn ebenfalls verklagen. Zwar weiß ich wohl, daß es der Modeſtie unſeres Geſchlechtes zuwider iſt, ſich ſo etwas merken zu laſſen: dennoch muß ich frei heraus bekennen, daß ... Ach, ich weiß nichts weiter zu ſagen, der Hals iſt mir wie zugeſchnürt!

Heinrich. Ich bin die reine Canaille, wenn ich Ihretwegen ſeit drei Nächten ein Auge zugethan habe.

Pernille. Ach, mein Herr, mir geht es nicht um ein Haar beſſer, die Pfeile Seiner Blicke ſind bis in die innerſte Kammer meines Herzens gedrungen ...

Heinrich. Ah pardi, das war ſchön geſagt, dafür muß ich ma foi ein Küßchen haben.

Pernille. Eine große Ehre für mich. (Heinrich küßt ſie.)

Heinrich. Hört, Fräulein, mein Papa will mich mit einer andern vornehmen und reichen Dame verheirathen, aber eher will ich mich in Stücke ſchneiden und Wurſt aus mir machen laſſen, ehe ich mich entſchließe, Sie zu verlaſſen, mon cher!

Pernille. Ach, iſt es möglich? Ich bin wahrhaftig juſt in derſelben Deſperation; doch ſoll uns nichts ſcheiden als der Tod.

Heinrich. Hier meine Hand auf ewige Liebe und Treue!

Pernille. Hier hat Er ebenfalls meine Hand und daß ich mir nie einen Andern aufzwingen laſſe. (Sie umarmen ſich.) Will

Er aber nicht ein wenig näher kommen und ſich mein Meuble-ment anſehen?

Heinrich. Gern, meine Allertheuerſte. (Sie gehen ab.)

Magdelone (allein). Na nun hat ſie ihn ſicher, wenn er erſt alle die ſchönen Sachen ſieht, die ſeiner Meinung nach Pernillens Eigenthum ſind, während ihr doch ni t für vier Schillinge Werth davon gehört. Ha, ha, ha, was wird das für eine verfluchte Geſchichte werden, wenn der Junker dahinterkommt, daß er ſich ſo nichtswürdig verrechnet hat und hat ſtatt einer reichen Dame eine gemeine Dienſtmagd geheirathet! Indeſſen wie reich er auch ſein mag, und von wie vornehmem Stande, zu gut für ſie iſt er nicht; denn er iſt der größte Pinſel, den es auf Erden geben kann, und hat nichts Vornehmes an ſich, als ſeinen Reichthum und ſeine vornehme Herkunft. Könnte nur alles abgemacht werden, bevor Fräulein Leonore zur Stadt kommt, darauf kommt alles an. Pernille hat mir vierhundert Thaler für meine Bemühung verſprochen. Aber ich muß hinein und ſehen, was ſie machen, ſonſt halten ſie am Ende gar Hochzeit auf eigene Hand. (Ab.)

Heinrich (kommt). Ha ha ha, hi hi, ha ha ha! Heinrich, nun biſt Du oben drauf! Die hat, hol' mich der Teufel, ihre richtigen Tauſende, und ich komme wie durch Zufall zu einem Wohlſtand, den ich mir niemals geträumt habe. Wahr aber iſt es, ihren Reichthum abgerechnet, iſt ſie ein ganz ordinäres Mädchen, man müßte denn das für vornehm rechnen, daß ſie ſo kokett iſt. Indeſſen für ſolchen hungrigen Hund, wie ich bin, iſt Geld die Hauptſache. Ihre Zimmer ſind ausſtaffirt, als wäre ſie eine Gräfin, wollte mir Einer eine halbe Tonne Gold für das Vermögen geben, ich nähme ſie noch nicht einmal. Jetzt iſt ſie in ihr Boudoir gegangen, um ſich anders anzuziehen; denn, wie ſie ſagt, zieht ſie ſich alle Stunden anders an, was zwar verrückt, aber doch ein Zeichen von großem Reichthum iſt. Wir ſagen ſchon Du zu einander, wie alte Liebesleute, und ſie nennt mich ihr Herz. Aber da kommt ſie in einer prächtigen Adrienne

Pernille (kommt). Entſchuldige nur, mein Herz, daß ich Dich habe ſo lange warten laſſen; wie gefällt Dir dieſe Adrienne?

Heinrich. Sie iſt recht propre, mein Hühnchen; meine Schweſter, Fräulein Fieke, hat eine juſt von demſelben Zeug, ja ma foi von demſelben Zeug, ich will ein Hundsfott ſein, wenn es nicht daſſelbe iſt; was haſt Du für die Elle gegeben, mein Syrupsfäßchen?

Pernille. Denkſt Du, daß ich mich um ſo was kümmere? Wenn das Kammermädchen nach Hauſe kommt, können wir es erfahren. Aber haſt Du viele Geſchwiſter, mein Engel?

Heinrich. Blos eine Schweſter. Aber von den Stammgütern kriegt ſie nichts, ſie kriegt blos Geld und Juwelen. Aber ſieh, da kommt Haſenſchreck, mein Jäger.

Arv (kommt). Hier iſt ein Brief vom Lande an den wohlgebornen Junker.

Heinrich. Der iſt gewiß von meinem Vater, wollte ſagen meinem Papa; er ſchreibt mir immer franzöſiſch oder italieniſch. Kannſt Du Franzöſiſch, meine Seele?

Pernille. Nein, das iſt eine Sprache, die ich niemals habe leiden können, ſie iſt ſo verflucht ordinär.

Heinrich. Ich muß doch leſen, was er ſchreibt (lieſt): Vous plait-il dans la France comment, à Paris à cette heure, très humble non pas. Na richtig, da werden wir was Neues erfahren; aber ich muß weiter leſen. Roncollavet Bourdeaux fermez la porte, diantre. Na ja, da haben wir's, da möchte man doch toll werden! Weiter: Diable m'emporte pluraliter, voulez vous dormir, nominativus, genitivus, dativus. Jean fonte comment vous portez raportant autrement bestialement spaelamdisimo. Ach, ach, was für verwünſchtes Zeug! (Geht auf und ab, indem er ſich den Schweiß abtrocknet.)

Pernille. Ach, was giebt es, Du Hälfte meiner Seele?

Heinrich. Das wäre ja doch verwünſcht! Zwingen will er mich dazu, ſo heißt es am Schluß? Ja wahrhaftig! Autrement spaelamdisimo bestialement autrement! Aber ich ſtehe meinen Mann!

Pernille. Ach, was haſt Du denn nur, mein Schnutchen?

Heinrich. Und wenn alles Andere fehl ſchlägt, ſo bleiben

mir doch noch immer die beiden Rittergüter, die ich von meiner Mutter geerbt habe.

Pernille. Aber ſag' mir doch nur, was Du haſt, mein Balſambüchschen?

Heinrich. Er iſt mein Papa, das iſt richtig, und ich bin ihm Reſpect ſchuldig, aber meinetwegen kann ihn der Teufel holen!

Pernille. Was hat er denn geſchrieben?

Heinrich. Er ſoll erfahren pardi, daß ich, diable m'emporte, die Kinderſchuhe ausgezogen habe!

Pernille. Ach, verſchweig' es mir doch nicht länger!

Heinrich. Ich will darauf ſterben, daß das wieder ſo eine Intrigue von meiner Schweſter Fräulein Fieke iſt; der Teufel ſoll mich bei lebendigem Leibe holen, wenn das nicht ſo iſt!

Pernille. Was ſind das denn für Intriguen?

Heinrich. Aber wart' nur, Du kleine Canaille, biſt Du meine ma soeur, ſo will ich Dir zeigen, daß ich Dein mon frère bin!

Pernille. Aber ſo ſprich doch, ſüßes Herz, oder ich ſterbe?!

Heinrich. Weißt Du, mein Püppchen, was es iſt? Mein Papa ſchreibt mir, er habe mit großem Kummer vernommen, daß ich mich hier umhertreibe und einem Frauenzimmer in der Stadt die Cour mache. Pardi, bin ich denn nicht alt genug, um zu wiſſen, was ich thue? In dieſen Stücken läßt ſich doch jeder nur von ſeinem eigenen Herzen rathen.

Pernille. Der Anſicht bin ich ebenfalls.

Heinrich. Ich bin ſchon ein Kerl, der ſich dreimal die Woche raſiren läßt.

Pernille. Was ſchreibt er aber weiter, daß Du ſo aufgebracht biſt?

Heinrich. Ich bin ein Kerl, der ſein Franzöſiſch und Italieniſch verſteht, als wär' es ſeine Mutterſprache, und ſollte nicht wiſſen, was mir gut iſt? Aber ihr ſollt mit langer Naſe abziehen, mon cher papa!

Pernille. Was hat denn Dein Papa mit Dir vor, mein Schatz?

Heinrich. Er für ſeine Perſon, mein Püppchen, iſt gar nicht ſo übel, aber er hat ſich verführen laſſen; es iſt gar nicht zu ſagen, was meine Schweſter Fräulein Fieke für Ränke im Kopfe hat.

Pernille. Was macht ſie denn?

Heinrich. Ach, ich weiß ſchon, wonach ihr die Naſe juckt, gnädiges Fräulein! Aber Du weißt nur nicht, was für Freunde ich bei Hofe habe, und daß der König erſt neulich öffentlich bei Tafel zu mir geſagt hat: Der junge Herr hat ſehr was Apartes. Hör', mein Püppchen, mein Vater hat eine Heirath verabredet zwiſchen mir und einer Dame auf dem Lande und verlangt, daß ich ſofort Hochzeit mit ihr halte.

Pernille. Ach, Magdelone, halte mich, ich falle in Ohnmacht!

Heinrich. Sei nur ruhig, mein Hühnchen, da wird in Ewigkeit nichts draus! Weißt Du was? Um dem auf einmal zuvorzukommen, wollen wir noch heute Abend Hochzeit halten.

Pernille. Ja, das wird allerdings wol das Beſte ſein.

Heinrich. Haſenſchreck!

Arv. Wohlgeborner Junker!

Heinrich. Tarantala praeteritum perfectum je ne ſais pas generosement dans la France par couvert; verſtehſt Du wol?

Arv. Copis in sandung Spaeckavet fripon Monsieur ovis fort bien. (Ab.)

Heinrich. Ich habe meinem Jäger aufgetragen, den Boten mit Redensarten ſo lange aufzuhalten, bis ich nach Hauſe komme; durch ihn werde ich meinem Papa einen Brief zuſtellen, worin ich ihm meine Meinung ſagen, aber nichts davon erwähnen werde, daß wir noch heute Abend Hochzeit halten, weil er ſonſt Hals über Kopf zur Stadt kommt.

Pernille. Das iſt richtig, davon müſſen wir ſtill ſein.

Heinrich. Ich ſollte Dir wol einige Geſchenke machen, mein Engel, aber die Zeit iſt wirklich zu kurz dazu.

Pernille. Ach, ach, laß uns nur erſt Hochzeit halten, das Uebrige findet ſich ſchon.

Heinrich. Ich will Dir nur ein geringes Zeichen meiner

Liebe geben; hier nimm den kleinen Ring mit dem Namenszuge, die eigentlichen Geſchenke ſollen dann ſchon beſſer ausfallen.

Pernille. Ja, ſo muß ich Dir wol auch Spaßes halber irgend eine Kleinigkeit ſchenken; da hier iſt mein Porträt in Miniatur.

Heinrich. Aber das iſt nicht beſonders ähnlich, mein Schnutchen?

Pernille. Nein, allerdings, das iſt es nicht, aber ich habe auch ein anderes in Arbeit bei einem andern Maler.

Heinrich. Schlag vier komme ich zur Copulation.

Pernille. Bis dahin ſoll alles fertig ſein.

Heinrich. Adieu ſo lange, mein Putchen.

Pernille. Adieu, mein Engel.

(Heinrich ſtößt in ſeine Pfeife, die **Sänftenträger** kommen mit der Sänfte, in die er ſich ſetzt, indem er zum Abſchied Kußhände wirft. Sie thut desgleichen; er nimmt einen Spiegel aus der Taſche und bringt ſich in der Sänfte die Haare in Ordnung. Dann ab.)

Siebente Scene.

Pernille. Magdelone.

Pernille. Was meinſt Du nun, Magdelone? Haben wir das Spiel nun gewonnen?

Magdelone. Ja, wenn nur nicht noch bis vier Uhr ein Hinderniß eintritt. Aber was war das für ein Bildniß, das Du ihm gabſt?

Pernille. Das war Fräulein Eleonorens Porträt.

Magdelone. Haſt Du denn den Verſtand verloren, Pernille? Wie darfſt Du ſo etwas wagen?

Pernille. Wenn das Fräulein hört, daß ich auf dieſe Weiſe mein Glück gemacht habe, ſo wird ſie nicht böſe ſein, ſondern lachen und ihr Vergnügen daran haben. Komm, Magdelone, laß uns hineingehen und alles zu ſeiner Ankunft vorbereiten.

(Beide ab.)

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

Leander allein.

Leander. Hab' ich mein Lebtag ſo etwas gehört, hier wird ja dieſelbe Komödie mit mir geſpielt wie mit dem Amphitryon? Mein Geſinde hält mich offenbar für einen Dummkopf. Ich befehle, ſie antworten, ich habe nichts zu befehlen; ich frage nach meinem Diener, es heißt, er iſt vor einer halben Stunde mit dem gnädigen Herrn ausgegangen. Ich ſage, ich bin ſelbſt der gnädige Herr; ſie antworten: Ja, wo anders, aber nicht hier. Ich werde böſe, ſie zeigen mir die Thüre und drohen mir mit ihrem Herrn. Und wenn ich mich auf den Kopf ſtelle, ſo begreife ich nicht das Mindeſte davon. Aber da ſehe ich Arv. Höre, Arv!

Zweite Scene.

Arv, als Hausknecht. Leander.

Arv. Wer ruft nach mir? Ei, gnädiger Herr, willkommen in der Stadt!

Leander. Gut, daß Du mich nur kennſt.

Arv. Wie ſollte ich den gnädigen Herrn denn nicht kennen?

Leander. Ich dachte wirklich, ich wäre verwandelt, oder wenigſtens, ich wäre in ein falſches Haus gekommen. Höre, Arv, wohne ich wirklich hier?

Arv. Ich weiß es wenigſtens nicht anders. Aber warum thut der gnädige Herr ſolche Frage?

Leander. Wie ich ins Haus trete, will mich keiner für voll paſſiren laſſen, dieſe neuen Bedienten, die Heinrich angenommen hat, behaupten vielmehr, ihr Herr wäre ſoeben ausgegangen. Was Teufel ſind das für Durchſtechereien? Wo iſt Heinrich?

Arv. Ich habe ihn wahrhaftig erſt ein einzig Mal geſehen, unmittelbar wie ich in die Stadt gekommen war, da ſchickte er mich einen Gang für den gnädigen Herrn; er iſt, glaub' ich, noch zu Hauſe.

Leander. Könnt' ich den Schuft nur zu faſſen kriegen und hören, wie das zuſammenhängt, das iſt ja doch wahrhaftig eine hirnverrückte Geſchichte! Wohin pflegt er denn zu gehen, wenn er in der Stadt iſt?

Arv. Er pflegt zum Chriſtopher an der Ecke zu gehen; ich fürchte, da ſitzt er jetzt auch und macht ſein Spielchen.

Leander. Das ſoll ihm ſchlecht bekommen; iſt hier etwa nichts anderes zu thun? Spring' hin und ſieh, ob Du ihn findeſt. (Arv ab.) Das iſt gewiß meines Schwiegervaters Haus; ich will doch mal eintreten und hören, ob er bereits zur Stadt gekommen iſt. Aber da kommt ein Cavalier heraus; was mag der hier zu thun haben?

Dritte Scene.

Heinrich. Leander.

Heinrich (wirft der Pernille, die am Fenſter iſt, Kußhände zu). Adieu, ſo lange, mon cher, laß Dir die Zeit nicht lange werden, adieu, kleines Leonorchen! Daß ja alles um vier Uhr hübſch fertig iſt, mein Schatz!

Leander. Das iſt um verrückt zu werden, das iſt tauſendmal ärger als alles Bisherige.

Heinrich. Ha ha ha, die iſt verliebt wie eine Ratte!

Leander. Heda, mein Herr, was hat Er hier im Hauſe zu thun? Was für einen Schatz oder Engel hat Er hier? — Aber das Geſicht, dächt' ich, müßte ich kennen?

Heinrich. Ach, gnädiger Herr, ich bitte tauſendmal um Verzeihung.

Leander. Na, nun das wird ja immer beſſer? Heinrich, wo Teufel kommſt Du her in dieſem Aufzug?

Heinrich. Ach, gnädiger Herr, tretet doch nur nicht meinem Glück zu nahe; ich mache mein Glück in dieſem Hauſe.

Leander. Durch wen?

Heinrich. Durch ein Fräulein vom Lande, mit Namen Leonore.

Leander. Die hier im Hauſe wohnt?

Heinrich. Ja, das iſt ihres Vaters Haus.

Leander. Willſt Du nichtsnutziger Spitzbube mich noch zum Narren halten? (Zieht den Degen, Heinrich fällt auf die Kniee.) Willſt Du mir nun gleich ſagen, was das für Poſſen ſind?

Heinrich. Ach, gnädiger Herr, tretet doch nicht meinem Glück zu nahe, ich bin ja doch ein alter treuer Diener!

Leander. Ich ſpalte Dir auf der Stelle den Kopf, wenn Du mir nicht ſofort ſagſt, was das bedeutet und was Du hier im Hauſe zu ſchaffen haſt.

Heinrich. Ich will ja alles bekennen, vom Anfang bis zu Ende. Als der gnädige Herr mich in die Stadt ſchickte, um alles zum Empfang ſeiner Braut zurecht zu machen, und ich nun dem gnädigen Herrn ſeine Kleider und Sachen unter die Hände kriegte und auch neue Bediente annehmen ſollte, ſo wandelte mich ſolch ein eigenthümliches Gelüſte an (eine Frau in Wochen kann es nicht ärger haben), nämlich auch mal zu probiren, wie das thut, wenn man ein vornehmer Herr iſt. Und während ich mich nun noch ſo anſtellte, kriegte ich zu erfahren, daß ſich unterdeſſen ein vornehmes Fräulein in mich verliebt hatte und mir nachſtellte.

Leander. Was war das für ein Fräulein?

Heinrich. Ein Fräulein, das hier im Hauſe wohnt und Leonore heißt.

Leander. Höre, wenn Du Deine Poſſen jetzt noch weiter treibſt, ſo biſt Du des Todes!

Heinrich. Ich ſage wahrhaftig nicht ein unwahres Wort.

Dieſe ihre Verliebtheit hat mich verleitet, meine Rolle weiter zu ſpielen, indem ich nämlich ſo bei mir ſelbſt dachte: Wenn dem gnädigen Herrn auch zu Ohren kommt, daß ich ſeine Kleider angezogen habe, ſo nimmt er es doch nicht ungnädig, wenn er zugleich erfährt, daß ſein alter treuer Diener dadurch ſein Glück gemacht hat.

Leander. Weiter, weiter!

Heinrich. Zuletzt ließ ſie durch ein altes Weib um meine Liebe werben; ich bin heute ſchon zweimal bei ihr geweſen und um vier Uhr wollten wir Hochzeit halten.

Leander. Wie heißt das Fräulein, ſagſt Du?

Heinrich. Sie heißt Leonore.

Leander. Und wohnt in dieſem Hauſe?

Heinrich. Ja, es iſt ihres Vaters Haus; für gewöhnlich wohnen ſie auf dem Lande, aber wenn ſie in der Stadt ſind, ſo wohnen ſie hier.

Leander. Ich weiß genug; Du biſt ein Miſſethäter, Du mußt ſterben.

Heinrich. Ach .... erbarmt Euch, gnädiger Herr, ich habe doch nichts Böſes gethan, als blos, daß ich aus Narrheit des gnädigen Herrn Kleider angezogen habe, ihre eigenen Leute können mir bezeugen, daß ſie mir keine Ruhe gelaſſen hat!

Leander. Nicht für Deine Thaten ſollſt Du ſterben, ſondern für Deine Lügen und weil Du einem vornehmen Fräulein ſolchen Schimpf anthuſt.

Heinrich. Wenn nicht alles wahr iſt, was ich geſagt habe, ſo will ich für mein eigenes Geld den Strick kaufen, an dem der gnädige Herr mich aufhängen ſoll. Hier kommt Arv, der wird mir alles beſtätigen.

Vierte Scene.

Arv. Heinrich. Leander.

Arv. Nein, er iſt nirgend zu finden, gnädiger Herr.

Leander. Hierher, Du Hund, und bekenne die Wahrheit oder ich ſchlage Dich ebenfalls todt!

Arv (fällt auf die Kniee). Ah ....!

Leander. Iſt das wahr, daß das Fräulein in dem Hauſe da drüben in Heinrich verliebt iſt und noch heute Hochzeit mit ihm halten will?

Arv. Ja, das iſt weiß Gott wahr, gnädiger Herr! Aber was kann ich dafür? Ich habe ſie ſagen hören, ſie könne aus Liebe zu ihm nicht ruhig ſchlafen, auch habe ich geſehen, wie ſie ihn geküßt hat; was ſie ſonſt noch miteinander gemacht haben, das mögen ſie und der Teufel wiſſen.

Heinrich. Ueberzeugt der gnädige Herr ſich nun, daß ich nicht lüge? Ich habe noch das Porträt in der Taſche, das ſie mir geſchenkt hat.

Leander. Zeig' her — ach Himmel, iſt es möglich? Steht nur beide auf, es ſoll Euch nichts Böſes geſchehen! Was ſoll ich davon denken? Was ſoll ich ſagen? Was ſoll ich thun? Iſt wol ein Schmerz ſo groß wie dieſer? Iſt je ein Menſch ſo plötzlich ins Elend geſtürzt? Hat je ein Frauenzimmer ſich ſo zu verſtellen gewußt wie dieſe Leonore? Ueberlege ich ihren Stand und ihre vornehme Herkunft, ihre äußerliche Ehrbarkeit, Tugend und Züchtigkeit, ſo erſcheint mir die Geſchichte geradezu unglaublich; höre ich dagegen dieſe Ausſagen, ja ſehe ich ihr Porträt, ſo muß ich dennoch glauben. Mein Herz iſt ſo voll Kummer und Sorge, mein Hirn ſo verwirrt, daß ich nicht weiß, welchen Entſchluß ich faſſen ſoll. Ich will das Haus erbrechen und die Verrätherin tödten; niemand wird mich deshalb tadeln, vielmehr werden alle es eine gerechte Rache nennen und zugeſtehen, daß, gäbe es noch eine größere Strafe in der Welt als den Tod, ſie dieſelbe ebenfalls verdient hätte. Und doch, wo will ich den Muth hernehmen, die zu tödten, die ich ſoeben noch geliebt habe wie mein eigenes Leben? Und wäre es denn Strafe genug für ſie, durch meine Hand zu ſterben? Nein, ſie ſoll erfahren, daß es noch eine größere Strafe giebt, mich ſelbſt will ich umbringen, ſie aber ſoll leben in Schmach und Verachtung! (Geht auf und nieder.) Doch fragt ſolch ein Geſchöpf nach Schmach und Verachtung? Nein, eine, die ſich nicht geſchämt hat, ihr gegebenes Gelübde zu brechen und ſich in ſolchen Lump zu verlieben, die

würde ſich auch freuen über meinen Tod, der ihr erſt recht alle Hinderniſſe aus dem Wege räumte, ſo daß ſie ihren niedrigen Neigungen nun ganz und gar folgen würde. Nein, durch Verachtung will ich ſie ſtrafen und will Heinrichs Liebe unterſtützen, da ſie ja doch eben gut für ihn iſt. — Höre, Heinrich, weißt Du, wer Deine Geliebte iſt? Es iſt ebendieſelbe, mit der ich Hochzeit halten wollte.

Heinrich. Ach, gnädiger Herr, Barmherzigkeit! Ich bin ihr, weiß Gott, noch nicht zu nahe gekommen und verzichte gern auf alle Anſprüche!

Leander. Nein, fahre nur fort, ſie zu lieben wie bisher.

Heinrich. Ach nein, gnädiger Herr, da wär' ich ja die reine Canaille, wenn ich ſolchen braven gnädigen Herrn wollte zum Hahnrei machen.

Leander. Wenn Du ſie heiratheſt, kann ich doch nicht Hahnrei werden?

Heinrich. Ach nein, gnädiger Herr, dazu bin ich viel zu geringe, Ihnen den Kauf zu verderben; ich will gleich hin und ihr entdecken, wer ich bin, und ſagen, daß der gnädige Herr böſe iſt, ſo wird ſie gewiß klein beigeben und der gnädige Herr kann noch heute Abend Hochzeit halten.

Leander. Hätte ich nicht mehr Ehre im Leibe als Du, Heinrich, ſo ginge das wol an. Nein, ſei nur guten Muthes, ſie ſoll noch heute Deine Frau werden; ich ſelbſt werde Deine Liebe unterſtützen, es iſt die beſte Art, mich zu rächen.

Heinrich. Nein, ehe ich meinen Herrn aus dem Sattel hebe, da will ich lieber ſterben!

Leander. Höre, Heinrich, wenn Du Dich weigerſt, ſo ſtaffire ich den Arv dazu aus, daß der ſich den Weg zu dieſem Glücke bahnt.

Arv. Danke ſchön, Euer Gnaden; wenn er nicht will, ſo will ich.

Heinrich. Nichts da, Du Schlingel, dieſer Biſſen iſt zu gut für Dich. Will der gnädige Herr ſie denn wirklich nicht haben, ſo bin ich bereit.

Leander. Ihr könnt euch beide darein theilen, Du kannſt

mit Arv umſchichtig bei ihr liegen; denn ihr ſind ja, wie ich merke, alle recht.

Heinrich. Nein, gnädiger Herr, dazu bin ich zu eiferſüchtig. Wenn indeſſen der gnädige Herr ſelbſt mir mitunter die Ehre erweiſen will, ſo....

Leander. Nein, Heinrich, ich werde Dir keinen Schaden thun. Fahre nur ſo fort und laß Dir nicht merken, daß wir einander geſprochen haben; ich wollte hundert Thaler darum geben, daß ſie ſchon Deine Frau wäre.

Heinrich. Aber kann ich mich auch darauf verlaſſen, daß der gnädige Herr nicht blos ſeinen Spaß mit mir treibt?

Leander. Begreifſt Du denn nicht, wie nichtswürdig ſie mit mir umgegangen iſt, daß ich keine beſſere Rache an ihr nehmen kann, als daß ich ihr meinen Bedienten zum Manne gebe?

Heinrich. Aber wenn es nun herauskommt, daß ich blos ein armer Bedienter bin, ſo werde ich doch beſtraft?

Leander. Nicht im mindeſten; ich ſelbſt werde Dich ſchützen, und jeder, der hört, wie falſch und nichtsnutzig ſie geweſen iſt, wird ſich freuen über die Schmach, die ihr widerfahren.

Arv. Ich glaube, weiß Gott, mir iſt ſie auch nicht gerade böſe; Du haſt wol nichts dagegen, daß ich Dich ab und zu beſuche, wenn ſie erſt Deine Frau iſt?

Heinrich. Dich ſoll der Teufel holen, wenn Du mir ein einzig Mal über die Schwelle kommſt!

Leander. Ihr werdet euch ſchon darüber vergleichen, wie es Freunden gebührt; jetzt aber kommt und laßt uns hineingehen.

(Gehen ab. Heinrich zieht Arv bei den Haaren und droht ihm unterwegs.)

Fünfte Scene.

Leonore. Pernille.

Pernille. Ach, wohlgebornes Fräulein, wenn Ihr erſt die Veranlaſſung wißt, ſo wird Euer Zorn ſich, hoffe ich, legen.

Leonore. Das ſind nicht ſowol die Kleider, weshalb ich böſe bin, ſondern deshalb, daß Du Narrenſtreiche treibſt, während hier noch ſo viel zu thun iſt.

Pernille. Ich habe es wahrhaftig nicht zum bloßen Spaße gethan.

Leonore. Das Fieber von neulich, das Dich hier in der Stadt befiel, ſcheint noch nicht vorüber zu ſein, es iſt wol das Beſte, Du legſt Dich wieder hin. Aber was hat Dich zu ſolchen Narrenspoſſen veranlaßt?

Pernille. Ich mache ein großes Glück damit. Da iſt nämlich ein reicher junger Herr, ebenſo närriſch wie reich, der bildet ſich ein, als ob ich ein vornehmes Fräulein wäre, und macht mir die Cour.

Leonore. Solche Geſchichten dulde ich in meinem Hauſe nicht; iſt es aus Habſucht oder aus Liederlichkeit, daß Du ſolche Streiche treibſt? Pfui, ſchäme Dich, ich habe ſonſt immer ſo gut von Dir gedacht; ſolch ein Menſch wirft Dir eine Hand voll Ducaten hin und dann läßt er Dich laufen.

Pernille. Ach nein, Fräulein, ſo iſt es nicht gemeint; er hat mir die Ehe verſprochen und Glocke vier ſollten wir getraut werden, darum bitte ich, nicht meinem Glück im Wege zu ſein.

Leonore. Deinem Glück will ich nicht im Wege ſein, Pernille, aber was glaubſt Du wol, daß nachfolgen wird, wenn er hinterdrein erfährt, daß Du ein bloßes Dienſtmädchen biſt?

Pernille. Ach den kann jeder zum Narren halten. In mich iſt er ganz verliebt und hat um mich angehalten, ohne auch nur mit einer Silbe nach meinem Stand und meinen Verhältniſſen zu fragen; nicht ich betrüge ihn, ſondern er betrügt ſich ſelbſt.

Leonore. Willſt Du es riskiren, ſo habe ich nichts dagegen; aber ich fürchte, mein Vater kommt noch vorher zur Stadt.

Pernille. Wie bald kommt er wol?

Leonore. Als ich unſer Landhaus verließ, ſagte er, er wollte auf der Stelle nachkommen; er kommt gewiß noch vor Abend, da heute meine Hochzeit ſein ſoll. Aber was für ein junger Herr iſt es denn, der ſich in Dich verliebt hat?

Pernille. Er wohnt in dem Hauſe hier geradeüber.

Leonore. In welchem Hauſe?

Pernille. Nun da in dem Hauſe.

Leonore. Biſt Du verrückt, Mädchen? Vielleicht iſt er da ein paarmal aus- und eingegangen, aber wohnen kann er da nicht; denn dieſes Haus, wie ich genau weiß, gehört Leander.

Pernille. Ja richtig, Fräulein, Leander heißt er auch; ſeine Eltern haben ihn mit Einer verſprochen, die er nicht ausſtehen kann, und eben darum eilt er ſo mit unſerer Hochzeit.

Leonore. Es iſt, wie ich ſagte, Mädchen, das Fieber hat bei Dir noch nicht ausgeraſt.

Pernille. Nein wahrhaftig, es iſt, wie ich ſage, die alte Magdelone, die hier in unſerm Hinterhauſe wohnt, kann mir bezeugen, daß eben der Leander, der dort in dem Hauſe wohnt, mir die Ehe verſprochen hat. Magdelone, Magdelone! komm' mal ſchnell ein bischen heraus!

Sechſte Scene.

Pernille. Magdelone. Leonore.

Pernille. Iſt es nicht wahr, Magdelone, daß ich mit einem jungen Herrn verſprochen bin, der Leander heißt und hier geradeüber wohnt?

Magdelone. Ja, wahr iſt das. Aber, beſtes Fräulein, hindert ſie doch nicht in ihrem Glücke, ſie hat Euch ja doch ſo lange ſo treulich gedient; ſie wird zwar auf die Art eine reiche und vornehme Dame, wird aber, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen, immer dankbar bleiben.

Leonore. Wie doch? Habt Ihr Euch etwa verabredet, mich zum Narren zu halten?

Magdelone. Ei, wie käme uns ſo etwas in den Sinn, liebſtes Fräulein, es iſt wahrhaftig alles, wie ich ſage!

Pernille. Ich unterwerfe mich bereitwillig jeder Strafe, wenn das gnädige Fräulein die geringſte Unwahrheit findet in dem, was ich ſagte.

Leonore. Leander, ſagſt Du, heißt er?

Pernille. Ja.

Leonore. Und wohnt in dem Hauſe geradeüber?

Pernille. Ja, aber für gewöhnlich wohnt er auf dem Lande.

Leonore. Aber was iſt das für ein Ring, den Du da am Finger trägſt?

Pernille. Den Ring hat er mir heute geſchenkt.

Leonore. Ach, haltet mich, ich falle in Ohnmacht!

Magdelone. Hab' ich es mir nicht gedacht, daß es ſo gehen würde? Aber warum nimmt das Fräulein ſich das auch ſo zu Herzen? Es iſt ja ſo was Natürliches, daß der Menſch ſein Glück machen will.

Leonore (bei Seite). Ja, es iſt ſein Ring; ſo unglaublich die Geſchichte auch iſt, ſo iſt doch alles, wie ſie ſagen. Ach, wenn ich das größte Verbrechen begangen hätte, könnte der Himmel mich ja nicht ärger ſtrafen! Wer kann jetzt noch auf irgend eines Menſchen Gelübde bauen? Wer kann noch aus Mienen und Geberden ſchließen, wie es im Herzen beſtellt iſt? So lange habe ich gezögert, mich zu verehelichen, mehr als eine anſehnliche Partie habe ich ausgeſchlagen, keiner rührte mein Herz, als nur dieſer Leander, von dem ich nun entdecken muß, daß er der verworfenſte Menſch iſt, der ſich nur irgend denken läßt! Was ſoll ich thun? Welche Rache ſoll ich nehmen? Die Treuloſigkeit iſt ſo groß, daß keine Rache jemals zu furchtbar ſein kann. Ach, unſelige Leonore, zu einer unſeligen Stunde kam dieſer Menſch in Deines Vaters Haus! Zu einer unſeligen Stunde kamſt Du ſelbſt in die Stadt, dies zu vernehmen! Allein was thue ich? Worüber beklage ich mich? Warum nenne ich dies eine unſelige Stunde? Vielmehr den glücklichſten Tag meines ganzen Lebens ſollte ich ihn nennen, da ſolche Treuloſigkeit aufgedeckt wird und ich der Gefahr entgehe, dem nichtswürdigſten aller Menſchen in die Hände zu fallen! — Höre, Pernille: der Herr, der Dich liebt, iſt ebenderſelbe, mit dem ich verſprochen war.

Pernille. Ach, wohlgebornes Fräulein, nur keine Uebereilung, es könnte ja doch ein Irrthum ſein! Woher will Sie das denn wiſſen?

Leonore. Gewiß, Pernille, es ſind der Beweiſe nur zu viele. Er ſelbſt hat mir geſagt, daß er erſt kürzlich das Haus hier geradeüber gekauft hat, um mit mir darin zu wohnen, wenn wir in der Stadt wären; er wohnt für gewöhnlich auf dem Lande, er heißt Leander und zum Ueberfluß kenne ich ſeinen Ring!

Pernille. Ach, ich ſterbe vor Angſt und Schrecken!

Leonore. Und ich vor Erbitterung und Verlangen nach Rache!

Pernille. Ach, Fräulein, bringt mich doch um!

Leonore. Im Gegentheil, mein ganzer Troſt beſteht darin, daß Du leben bleibſt; denn das iſt die beſte Art mich zu rächen, daß er zur Strafe mein Dienſtmädchen heirathet.

Pernille. Aber wie kam das Fräulein dazu, ſich mit ſolchem Menſchen zu verloben?

Leonore. Es ſind jetzt ſechs Wochen, daß er zu meinem Vater kam, mit dem er Geſchäfte hatte. Da verliebte er ſich in mich und bat um meine Hand. Jetzt habe ich die Geduld nicht, Dir das Uebrige zu erzählen, mein ganzes Blut kocht nach Rache, ich reiſe augenblicks nach unſerm Gute zurück.

Pernille. Und ich reiſe mit. Ach, daß ich doch niemals in die Stadt gekommen wäre, meinem gnädigen Fräulein ſolchen Schaden anzurichten!

Leonore. Hör' an, Pernille, wenn Du mich noch im mindeſten achteſt und liebſt, ſo bleibſt Du hier und führſt die Komödie zu Ende, ohne Dir merken zu laſſen, daß ich hier geweſen bin und Dich geſprochen habe. Setzeſt Du die Rolle nicht fort, die Du angefangen, ſo ſiehſt Du mich heute zum letzten Mal; denn wenn ich mich nicht räche, ſo ſterbe ich, und eine andere Art, mich zu rächen, giebt es nicht.

Pernille. Ach, ach, Fräulein, iſt es möglich, daß ....?!

Magdelone. Na, Du Maulaffe, ſo thu' doch, was das gnädige Fräulein haben will; auf die Art wird ſie gerächt, Du wirſt eine große Dame und ich kriege das Geld, das Du mir verſprochen haſt.

Leonore. Mein einziger Troſt, ſage ich Dir noch einmal,

Pernille, beſteht darin, daß Du Deine Rolle gut ſpielſt; es iſt ja gewiſſermaßen zu Deinem Glücke, da er in der That ſehr reich iſt.

Pernille. Ja, das iſt freilich richtig, für mich iſt er noch ſachte gut genug. Na, wenn das Fräulein es denn ſo haben will, ſo will ich, weiß Gott, meine Rolle ſo gut ſpielen, wie ich nur immer vermag.

Leonore. Geh' nur hinein und thue genau, was ich Dir befohlen habe; ich gehe jetzt zu einer guten Freundin, die mich nach unſerm Landhauſe begleiten ſoll. (Pernille und Magdelone ab.)

Siebente Scene.

Leander. Leonore.

Leonore. So groß meine Liebe war, ſo heftig iſt jetzt meine Erbitterung.

Leander (zu Heinrich, der draußen bleibt). Wie geſagt, Heinrich, jetzt geh' ich ein wenig fort.

Leonore. Den ich bisher liebte wie mein eignes Leben, haſſe ich nun am meiſten von allen Menſchen auf Erden. Aber wer ſpricht da? Ach Himmel, da kommt der Verräther!

Leander. Iſt das nicht Leonore? Ei, geht Sie weg? Hat Sie etwa Furcht vor mir? Sie tugendhaftes Fräulein?

Leonore (wieder umkehrend). Wohlgeborner Junker, wie könnte wol bei mir oder irgend jemand noch von Tugend die Rede ſein? Er hat ja alle Tugenden allein gegeſſen, ſo daß für die Andern nichts übrig geblieben iſt.

Leander. Ha ha ha, keuſche Lucretia!

Leonore. Ha ha ha, keuſcher Joſeph!

Leander. Ich bewundere Sie, Fräulein!

Leonore. Und ſolche Junker wie Er giebt es nicht mehr auf Erden.

Leander. Kennt Sie dies Porträt, Sie tugendhaftes Fräulein?

Leonore. Nein, nicht in Seinen Händen.

Leander (indem er ihr das Porträt hinwirft). Sieh her, da hat Sie es wieder!

Leonore. Kennſt Du tugendſamer Junker dies Porträt?

Leander. Ja, leider.

Leonore. Sieh da, da liegt es!

Leander. Und da liegt die Tabaksdoſe, die Sie mir geſchenkt hat!

Leonore. Und da liegt Sein lumpiges Armband!

Leander. Und da liegt Ihr lumpiger Stock mit dem goldnen Knopf!

Leonore. Und da liegen Seine lumpigen Ohrringe!

Leander (indem er ausſpeit). Und da liegt die Liebe und Treue, die Sie mir gewidmet!

Leonore. Twi, und da liegt ſie ebenfalls!

Leander. Adieu, tugendſames Fräulein, einen ſchönen Gruß an Ihre Eltern!

Leonore. Adieu, unvergleichlicher Junker, proſit Mahlzeit! (Sie geht ab.)

Leander. Was für ein unverſchämtes Weibsbild, weit entfernt, ſich ihrer Unthat zu ſchämen, trotzt ſie noch obenein! Doch wird es eine geeignete Rache für mich ſein, wenn ſie hört, daß ihr neuer Liebhaber ſich in einen gemeinen Lakai verwandelt.

(Geht ab.)

Achte Scene.

Arv allein.

Arv. Mir war doch, als hörte ich hier etwas zanken, nun aber iſt niemand da? Nein, da iſt niemand; ſollte ich etwa geträumt haben? — Ich muß noch immer an den verwetterten Heinrich denken, was der heute für ein Glück macht. Es iſt doch ein hölliſcher Sprung, ſo auf einmal von ſo einem Lumpier zu einem vornehmen Herrn; neidiſch bin ich gerade nicht, das aber kann ich nicht leugnen, könnt' ich ihm in guter Manier den Hals umdrehen, ſo thäte ich's. Denn welche größeren Verdienſte hat er denn als ich? Ich habe ebenſo lange und ebenſo treu

gedient wie er, und ausſehen thue ich ebenſo gut wie der Schlingel. Wäre ich an ſeiner Stelle zuerſt in die Stadt geſchickt worden, ich hätte vermuthlich gerade daſſelbe Glück machen können. Weil ich aber zu ſpät gekommen, ſo bin und bleibe ich ein Schlingel und er wird Euer Wohlgeboren. Ich will mich aber nur tröſten von wegen der fünfzig Thaler, die er mir verſprochen hat. Vielleicht macht es ſich auch, daß ich mich noch an demſelben Ofen wärme; die Marielle, die er kriegt, wird ſich auch nicht mit einem Manne begnügen. Wäre das alte Weib nur hier, wollte ich ihr ſchon zureden, ein gutes Wort für mich einzulegen; ich will doch mal durch die Thürritze gucken, ob ich nichts von ihr entdecken kann.

Neunte Scene.

Heinrich. Arv.

Heinrich. Wo zum Henker ſteckt nur Arv? Ich brauche ihn eben. Aber ſieh, da ſteht er und guckt zur Thür hinein; ei, das iſt doch zum Tollwerden! (Schleicht ſich ſachte heran und zieht ihn bei den Haaren zurück.)

Arv. Ah . . . !

Heinrich. Willſt Du Hund wol Deine Naſe davon halten!

Arv. Was thu' ich denn Schlimmes, Heinrich?

Heinrich. Fort hier, ſag' ich!

Arv. Darf ich denn nicht auf der Straße ſtehen?

Heinrich. Aber nicht vor dieſem Hauſe; wenn ich merke, daß Du noch einen einzigen Blick nach dieſem Hauſe wirfſt, ſo laſſe ich Dich zum Fenſter hinaushängen, Andern zum abſchreckenden Exempel.

Arv. Dazu haſt Du das Recht nicht.

Heinrich. Ha ha, ein Mann mit einer halben Tonne Goldes, wie ich, ſollte nicht das Recht haben, einen Hausknecht aufhängen zu laſſen?

Arv. Und wenn Du ein Mann von einer ganzen Tonne Goldes wärſt, ſo biſt Du doch vom Hauſe aus nur ein Lakai;

es iſt immer noch ein großer Unterſchied, ein reicher Mann und ein vornehmer Mann.

Heinrich. Nicht der mindeſte Unterſchied. Setzen wir, ich bin Verwalter eines großen Herrn, ſo bin ich doch mit ihm verglichen nur ein ordinärer Kerl; weiß ich aber durch Spitzbüberei mich in den Beſitz ſeiner Güter zu ſetzen, gleich bin ich vornehmer als er, auch wenn er dieſelben Titel behält wie bisher und ich blos ſchlecht und recht Heinrich heiße wie zuvor.

Arv. Ja, ſiehſt Du wol, vornehm wirſt Du darum alſo doch nicht.

Heinrich. Ja, gewiß werd' ich es. Denn wenn dann ich und mein Herr zuſammen ins Wirthshaus kommen, ſo giebt der Wirth dem Herrn zwar den vornehmſten Platz, aber mir den beſten. Wird ein Kapaun tranchirt, ſo kriegt mein Herr zwar das erſte Stück, etwa ſo vom Hals oder Rücken, ich dagegen kriege die Bruſt; meinem Herrn werden Complimente geſchnitten um ſeiner Titel willen, mir aber wird ſolide Ehre erwieſen von wegen meines Geldes und weil ich dem Wirth bei Gelegenheit mal wieder das Doppelte kann vorſetzen laſſen. Bevor ich zu Monſieur Leander kam, diente ich bei einem vornehmen Manne, mit dem es rückwärts gegangen war. Dieſer, erinnere ich mich, wurde einmal an einem gewiſſen Orte zum Kaffe geladen, zugleich mit einem reichen Krämer. Die Leute ſtellten ſich, als thäten ſie meinem Herrn die größte Ehre an und ſchenkten ihm zuerſt ein, in der That aber geſchah es blos, um an ſeiner Taſſe zu verſuchen, ob der Kaffe ſchon gehörig gezogen hätte; der Krämer kriegte jedesmal zwar die letzte, aber auch die ſtärkſte Taſſe. Der Grund war leicht zu merken, nämlich wenn der Wirth meinem Herrn den Gegenbeſuch machte, ſo kriegte er blos eine Priſe Tabak, bei dem Krämer aber ein gutes Mittagseſſen. Es begegnen Dir gleichzeitig zwei Perſonen, Arv, die eine ſitzt im Wagen, die andere dagegen patſcht zu Fuße im Schmutz, wenn auch allerdings dem Fahrenden zur höheren Hand; welcher von beiden denkſt Du nun wol, daß der vornehmere iſt?

Arv. Nun, der fährt.

Heinrich. Das meine ich ebenfalls, obwol der Fußgänger

zuoberſt geht. Und darum, und weil denn alſo derjenige der vornehmſte iſt, dem die gründlichſte Ehre erwieſen wird, iſt auch ein reicher Handwerksmann jederzeit vornehmer als ein armer Edelmann; der eine wird vornehm titulirt und der andere iſt es wirklich. Darum, Arv, wenn ich durch dieſe Dame ſo reich werde, wie mein Herr iſt, ſo werde ich auch vollkommen ſo vornehm als er, und darum mußt Du Dich dann nachher auch auf einen andern Fuß mit mir ſetzen.

Arv. Es will mir noch nicht zu Kopf.

Heinrich. Höre, Arv, wenn ich Dir zwanzig Thaler Lohn mehr gebe als Leander, wem von uns beiden willſt Du da lieber dienen?

Arv. Nun verſteht ſich, Dir.

Heinrich. Es wird aber nichts daraus, Arv, ich ſage es blos ſo beiſpielsweiſe. Willſt Du wol nicht nach dem Hauſe ſehen, Du Schuft? Marſch hinein, es giebt noch allerhand zu thun. (Stößt Arv hinein.) Es iſt doch was Närriſches: heirathet man ſolche reiche Kokette, ſo muß man ihr im Anfang zu Willen ſein und das ganze erſte Jahr offene Tafel halten; ſitze ich jedoch erſt etwas feſter im Sattel, ſo kehre ich das Rauhe nach außen, und zuletzt muß meine gute Frau tanzen, wie ich pfeife. Anfangs muß ich mich hübſch demüthig und fügſam ſtellen, bis ich das Geld in Händen habe; nachher ſoll es ihr nicht beſſer gehen als andern ſolchen Damen, die auf eben die Art zum Manne gekommen ſind. (Geht hinein.)

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Leonore. Magdelone.

Leonore. So iſt es alſo völlig klipp und klar, Magdelone?

Magdelone. Ja, das ſind richtige Eheleute, die kann keiner mehr auseinander bringen.

Leonore. Und Du haſt ſelbſt geſehen, wie ſie getraut wurden?

Magdelone. Ja, mit dieſen meinen Augen. Aber eine Teufelsgeſchichte wird es werden, wenn der erfährt, daß er ein Dienſtmädchen geheirathet hat.

Leonore. Das hat nichts zu ſagen. Wäre er nicht ſo reich, ſo wäre ſie für den liederlichen Kerl noch immer zu gut; für ſolch armes Mädchen aber iſt es freilich ſchon etwas Großes, das kann ich mir denken, eine vornehme Dame zu werden. Aber wo mag nur Leander ſein?

Magdelone. Gleich nach der Trauung empfahl er ſich und verſprach, auf den Abend wiederzukommen und ſeine Braut mit ſich zu nehmen.

Leonore. Ha ha ha! Sieh doch, daß Du mir Pernille herſchaffen kannſt.

Magdelone. Ja, ich werde ſie gleich herbringen. Inzwiſchen hoffe ich, daß das Fräulein Sorge tragen wird, daß ſie mir ihr Verſprechen hält; ſie hat mir für meine Mühe vierhundert Thaler verheißen.

Leonore. Gewiß ſoll ſie ihr Verſprechen halten.

Magdelone. Nun geh' ich und hole ſie.

Leonore. Habe ich Hohn und Kummer leiden müſſen, ſo

habe ich mich dafür nun auch gehörig gerächt. Er ſchämte ſich nicht einmal des Geſchehenen, da er mit mir ſprach, ſondern höhnte und beleidigte mich noch obendrein; das iſt doch wirklich der äußerſte Grad von Nichtsnutzigkeit, in den ein Menſch verfallen kann. Nun weiß ich blos nicht, auf was für einen Fuß ich mich zu Pernille ſtellen ſoll; ich werde ſie wol gnädige Frau nennen müſſen, denn das erſte Buch, das ſolche Dirnen leſen, wenn ſie zu Reichthum und Ehre kommen, iſt die Rangordnung. Aber da kommt ſie.

Zweite Scene.

Leonore. Pernille. Magdelone.

Leonore. Ich muß doch mal erſt ſehen, ob ſie wirklich hochmüthig geworden iſt. Nun, Pernille, wie geht es? (Pernille macht ein verdrießliches Geſicht und antwortet nicht.) Na, wie iſt die Sache abgelaufen, meine liebe gnädige Frau?

Pernille. Ah, ſchön Dank, gnädiges Fräulein, für die Nachfrage, wir ſind nun richtige Eheleute; in einer halben Stunde kommt er und holt mich ab zu ſeiner ganzen Herrlichkeit.

Leonore. Nun, das iſt mir lieb, ich gratulire.

Pernille. Aber iſt das gnädige Fräulein inzwiſchen wirklich nach dem Landhauſe geweſen?

Leonore. Nein, ich habe mich anders beſonnen, ich habe einen Expreſſen an meinen Vater geſchickt, damit er um ſo ſchleuniger herkommt; er wird, hoffe ich, den Augenblick hier ſein.

Magdelone. Ich fürchte nur, wenn er den Zuſammenhang erfährt, dann wird er Dich ſitzen laſſen, Pernille.

Pernille. Wenn das gnädige Fräulein gnädige Frau zu mir ſagt, ſo kannſt Du Deinen Mund wol auch daran gewöhnen, Magdelone. Meinen Rang und Stand hab' ich nun einmal; mag er mich ſitzen laſſen oder nicht, ſeine Frau bin und bleibe ich.

Leonore. Wo wollte er denn wol hinlaufen, um Dich ſitzen zu laſſen, er hat ja lauter Landbeſitz, da muß er wol Stand halten.

Pernille. Nun iſt blos noch zu überlegen, ob ich ihm die

Wahrheit noch heute Abend entdecken ſoll, bevor ich mit ihm zu Bette gehe.

Leonore. Darüber wird mein Vater entſcheiden, er muß im Augenblick hier ſein; gehen wir ſo lange hinein. (Alle ab.)

Dritte Scene.

Leander. Heinrich.

Heinrich. Ich fange doch an, mich zu ängſtigen, gnädiger Herr, wenn ich mir überlege, was ich ſo eigentlich auf des gnädigen Herrn Zureden gethan habe.

Leander. Verlaß Dich darauf, Heinrich, es iſt der größte Dienſt, den Du mir jemals geleiſtet haſt.

Heinrich. Aber es war doch des gnädigen Herrn verlobte Braut?

Leander. Juſt dafür wollte ich ſie beſtraft wiſſen. Hätte ich nicht an ihr ſelbſt Rache genommen, ſo hätte ich mich an ihrem Vater vergriffen, der mich an ſolche Dirne hat verkuppeln wollen.

Heinrich. Hat ſie aber auch nur wirklich Vermögen?

Leander. Sie hat anſehnliches Vermögen ſchon allein von ihrer Mutter wegen, ohne daß ihr Vater ihr es zurückhalten kann; ich aber rufe den Himmel zum Zeugen an, daß es mir nicht um ihren Reichthum zu thun geweſen iſt, ſondern um ſie ſelbſt allein. Hätteſt Du geſehen, Heinrich, wie ehrbar ſie ſich in ihres Vaters Hauſe betrug, ſo lange ich da war, Du hätteſt es für unmöglich gehalten, daß ſie von dieſer Sorte wäre.

Heinrich. Ja, was die Frauenzimmer ſich verſtellen können, das iſt was Unglaubliches. Indeſſen ich werde ſie wol noch im Zügel halten, wenn ich nur erſt feſt im Sattel ſitze. Einſtweilen, wenn ich an ihren Vater denke, ſo zittern mir alle Glieder; ich fürchte, er kriegt mich zu packen und läßt mich ins Loch ſchmeißen.

Leander. Darum gräme Dich nicht; ich werde erſt mit Seigneur Jeronimus reden und mich über die abſcheuliche Auf-

führung ſeiner Tochter beſchweren; dann komm Du herein in Deiner Livree und erzähle ihm die ganze Geſchichte. Wird er dann böſe auf Dich und will ſich rächen, ſo werde ich Dich in Schutz nehmen als ein ehrlicher Mann, oder wenn er ſeine Hand von ſeiner Tochter abzieht und ſie verſtößt, was mir das Wahrſcheinlichſte iſt, ſo behält ſie doch immer ihr Mütterliches. Aber wie haſt Du Dich jetzt von ihr losgemacht?

Heinrich. Wie die Trauung vollzogen war, empfahl ich mich auf eine Stunde und verſprach auf den Abend wiederzukommen und ſie nach Hauſe zu führen. Ich hatte ordentlich Mühe, nur ſo lange von ihr loszukommen; denn ſie iſt verliebt wie eine Ratte, und ich glaube, ſie zählt jede Minute, wo ich nicht da bin.

Leander. Ach, das iſt eine entſetzliche Geſchichte, die Nachwelt wird es für eine Fabel halten! Aber hier kommt Seigneur Jeronimus. Lauf' Du hinein und zieh' Dir raſch Deine Livree an, bis ich Dich rufe. (Heinrich ab.)

Vierte Scene.

Jeronimus. Leander.

Jeronimus. Meine Tochter läßt mir durch einen Expreſſen ſagen, ich möchte ohne Verzug zur Stadt kommen; ich begreife nicht, was das heißen ſoll, fürchtet ſie etwa nicht zeitig genug ins Brautbett zu kommen? — Aber da iſt ja Monſieur Leander. Sein Diener, mein lieber Schwiegerſohn, wir haben wol beide einen Weg; hat Er meine Tochter ſchon geſprochen, ſeit ſie in der Stadt iſt?

Leander. Ja, geſprochen habe ich ſie.

Jeronimus. Aber warum ſchickt ſie mir nur einen Expreſſen?

Leander. Das mag ſie wiſſen; ſie wird ihrem Vater wol etwas zu entdecken haben, was ihr ſchwer auf dem Herzen liegt.

Jeronimus. Ei, das wäre; ſolltet Ihr das denn nicht wiſſen?

Leander. Nein, wir haben uns nur ganz flüchtig geſprochen.

Jeronimus. Ihr hattet wol keine Zeit zum Sprechen vor lauter Küſſen, das iſt mit Euch verliebtem Volk auch ein ewiges Gelecke.

Leander. Nein, für diesmal iſt es ziemlich ehrbar abgegangen.

Jeronimus. Na, das kann ich mir denken; hätte ich nur hundert Thaler für jeden Kuß, den Ihr gekriegt habt, ſeit Ihr hier ſeid, ich wäre ein reicher Mann.

Leander. Ihr ſeid im Irrthum, Seigneur Jeronimus.

Jeronimus. Aber nun im Ernſt, warum hat ſie nach mir geſchickt.

Leander. Davon weiß ich wahrhaftig nicht das Mindeſte.

Jeronimus. Na, dann iſt es gewiß ein Spaß, den Ihr mit einander verabredet habt. Aber ich werde ſchon noch dahinter kommen, wenn ich nur mit ihr ſpreche.

Leander. Daran zweifle ich freilich nicht.

Jeronimus. Ihr ſeid wol bange, nicht früh genug ins Brautbett zu kommen?

Leander. Ich wahrlich nicht; ob ihr die Zeit lang wird, das laſſe ich ungeſagt

Jeronimus. Ja richtig, als ob Ihr nicht genau ebenſo verliebt wärt wie ſie, ha ha ha! Nun kommt, laßt uns hineingehen.

Leander. Ich habe in dem Hauſe nichts mehr zu thun.

Jeronimus. Ei was, jetzt iſt keine Zeit mehr zum Spaßen, es wird gleich Abend ſein; kommt, laßt uns hineingehen, Ihr habt gewiß ein Späßchen vor, ha ha ha! Aber alles zu ſeiner Zeit.

Leander. Ihr werdet allerdings ganz verfluchte Späßchen zu hören kriegen, wenn Ihr mit ihr ſelber ſprecht.

Jeronimus. Sie hat ſich doch etwa nicht gar trauen laſſen, ehe ich gekommen?

Leander. Ja, allerdings, das hat ſie.

Jeronimus. Ei, wahrhaftig, das iſt mir nicht lieb, daß das

geſchehen iſt, das heißt auch gar zu hitzig drauf los gehen; Ihr hättet wol warten können, bis ich kam.

Leander. Sagt Ihr das zu mir? Ich fürwahr habe keine Schuld daran.

Jeronimus. Was Henker ſind das für Narrenſtreiche?

Leander. Sind hier Narrenſtreiche verübt, ſo ſind ſie allein auf ihrer Seite verübt worden.

Jeronimus. Erſt ſagt Ihr, Ihr habt Euch nur ganz flüchtig geſprochen, und nun ſagt Ihr, daß —

Leander. Ja, allerdings, ganz flüchtig, aber um ſo zärtlicher; denn das letzte Wort, das ich ihr die Ehre hatte zu ſagen, war: hol' Dich der Teufel, Du Metze!

Jeronimus. Was Henker iſt das, Schwiegerſohn? Dabei möchte man ja rein verrückt werden!

Leander. Mein Herr, das Wort Schwiegerſohn ſchneidet mich auf eine ganz verfluchte Art in die Ohren, verſchont mich mit dem Titel.

Jeronimus. Wie? habt Ihr denn nicht ſelbſt um meine Tochter angehalten?

Leander. Allerdings, das geb' ich zu!

Jeronimus. Habt Ihr Euch nicht mit ihr verlobt?

Leander. Das geb' ich ebenfalls zu.

Jeronimus. Seid Ihr alſo nicht mein Schwiegerſohn?

Leander. Das geb' ich ebenfalls zu.

Jeronimus. Den Teufel mögt Ihr zugeben! Wollt Ihr jetzt zurücktreten, ſo verklag' ich Euch, ſo lange ich einen Schilling im Sacke habe.

Leander. Ihr zieht den Kürzern, Seigneur Jeronimus, Ihr verliert den Prozeß, ja Ihr habt ihn ſchon verloren.

Jeronimus. Wie ſollte ich wol den Proceß verlieren?

Leander. Das werdet Ihr ſchon erfahren, ſobald Ihr mit Eurer Tochter ſprecht.

Jeronimus. Na, jetzt merk' ich ſchon, Ihr habt Euch gezankt.

Leander. Ja, es wird wol ſo etwas ſein!

Jeronimus. Aber weshalb habt Ihr Euch denn gezankt?

Leander. Ich will der Erzählung Eurer Tochter nicht vorgreifen, mein Herr, ſie wird Euch wol ſelbſt genügende Auskunft geben.

Jeronimus. Gewiß werde ich es ſofort erfahren. Aber das weiß ich zum Voraus, daß meine Tochter keinen Anlaß dazu gegeben hat; denn dazu — wiewol ich mein eigenes Kind nicht rühmen ſollte — iſt ſie viel zu ſanftmüthig und tugendhaft.

Leander. Ja wol, die Tugend ſelbſt.

Jeronimus. Was Henker ſind das für Capricen, Schwiegerſohn?

Leander. Monſieur, ich bitte mich zu verſchonen ....

Jeronimus. Was Henker iſt das nur? Ich muß gleich hinein und mir Licht verſchaffen.

Fünfte Scene.

Leander allein.

Leander. Sie ſoll ihm die Geſchichte ſelbſt erzählen, vertuſchen läßt ſie ſich doch nicht länger. Er giebt ihr dann ein paar Ohrfeigen und läßt ſie mit ihrem Lakaien laufen; denn weiter läßt ſich doch nichts thun. Meinetwegen mag er thun, wozu er Luſt hat; mir iſt es genug, daß ich meine gehörige Rache habe. — Nun will ich ins Haus und den Heinrich bereit halten; denn wenn ſie es nicht ſagt, ſo ſoll er es thun. Ach, hätte ich ſie nicht ſo ſehr geliebt, ſo wäre jetzt auch mein Durſt nach Rache nicht ſo groß! (Ab.)

Sechſte Scene.

Jeronimus. Leonore.

Jeronimus. Nein, komm nur heraus, damit er ebenfalls hört, was wir ſprechen; aber er iſt ſchon fort, wie ich ſehe.

Leonore. Wer iſt fort?

Jeronimus. Leander.

Leonore. Das glaub' ich wol, ſein böſes Gewiſſen hat ihm nicht erlaubt hier zu bleiben.

Jeronimus. Was Henker ſind das nur für Zänkereien, in die Ihr da gerathen ſeid? Er wurde ganz wild, wie ich ihn Schwiegerſohn nannte, den Grund aber wollte er mir nicht ſagen, ſondern verwies mich deshalb an Dich.

Leonore. Er ſchämt ſich ſeiner Niederträchtigkeit und will deshalb, daß ich es ſagen ſoll.

Jeronimus. Mir im Gegentheil ſchien er ein gutes Gewiſſen zu haben und die ganze Schuld Dir beizumeſſen.

Leonore. Die Sache iſt dieſe: wie ich zur Stadt kam, finde ich Pernille im höchſten Staat; ich verwundere mich darüber und frage ſie nach der Veranlaſſung, da bekennt ſie, daß Leander ſich im Laufe des Vormittags in ſie verliebt und ihr die Ehe verſprochen hat. Natürlich wollte ich es nicht glauben, bis die alte Magdelone es mir beſtätigte, die hier im Hinterhauſe wohnt, auch ſah ich an Pernillens Finger Leanders Ring, den ich wieder erkannte.

Jeronimus. Ei, das iſt ja doch gar nicht möglich, daß ein Herr von ſeinem Stand und Reichthum ein Dienſtmädchen heirathen will?!

Leonore. Er will ſie nicht blos heirathen, ſondern er hat ſie ſogar ſchon geheirathet. Aber freilich weiß er noch nicht, daß ſie ein Dienſtmädchen iſt; ſie hatte nämlich freie Hand über meine Kleider und meine ganze Einrichtung, und da hatte er ſich denn eingebildet, ſie wäre ein reiches, vornehmes Fräulein.

Jeronimus. Das iſt doch die ſchrecklichſte Geſchichte, die ich noch all mein Lebtage gehört habe! Aber haſt Du ihm denn ſchon früher ſolche Schlechtigkeit angemerkt?

Leonore. Hätte ich ſo etwas gemerkt, würde ich mich gewiß nicht mit ihm verlobt haben, vielmehr habe ich ihn, gerade wie Ihr ſelbſt, mein Vater, jederzeit für einen honneten und gebildeten Cavalier gehalten, und nach der Lebensweiſe, die er in unſerem Hauſe führte, konnten wir ja auch unmöglich etwas anderes denken.

Jeronimus. Allerdings, ich war ganz verliebt in ſeine trefflichen Eigenſchaften.

Leonore. Das iſt die Art, wie ſolche Menſchen ſich zu verſtellen wiſſen! Dafür aber iſt er auch furchtbar beſtraft; denn wenn das bekannt wird, daß ſeine Braut ein Dienſtmädchen iſt, ſo wird er das Märchen der ganzen Provinz.

Jeronimus. Es giebt gar keine Strafe, die groß genug für ihn iſt.

Leonore. Ich habe mir ſelbſt alle mögliche Mühe gegeben, dieſe Ehe mit Pernille zu Stande zu bringen.

Jeronimus. Das war wohlgethan, meine Tochter.

Leonore. Hätte ich nicht dieſe Rache genommen, ich wäre vor Kummer und Aergerniß geſtorben. Jetzt aber tröſte ich mich und danke dem Himmel, der mich davon gerettet hat, ſolchem nichtswürdigen Menſchen in die Hände zu fallen.

Jeronimus. Aber da kommt er ja aus dem Hauſe; ich muß ihm doch mal wirklich einen Spiegel vorhalten.

Leonore. Und ich gehe ſo lange hinein, denn ſein Anblick iſt mir unerträglich.

(Sie geht ab.)

Siebente Scene.

Jeronimus. Leander.

Jeronimus. Zum zweiten Mal willkommen, Monſieur; jetzt weiß ich die ganze Geſchichte.

Leander. Eine ſchöne Geſchichte, nicht wahr?

Jeronimus. Ja, Monſieur, und Ihr ſeid ganz unſchuldig.

Leander. Ja, was denn ſonſt?

Jeronimus. Solch ein niederträchtiges Betragen!

Leander. Sofern Er ihr Vater iſt, bedaure ich Ihn von Herzen.

Jeronimus. Und ich gratulire mir von Herzen, daß es ſo abgelaufen.

Leander (zieht den Hut). Na, dann wohl zu bekommen.

Jeronimus (zieht ebenfalls den Hut). Ja, zu Ihm mag ich wol ſagen: wohl zu bekommen. Er iſt mir der richtige Kerl, Monſieur.

Leander. Einerlei, wie ich bin, für Seine Tochter war ich noch immer zu gut, und wenn Ihr noch einen Tropfen honnetes Blut in den Adern habt, ſo müßt Ihr das ſelbſt ſagen, nämlich wenn Ihr anders die Geſchichte ordentlich erfahren habt.

Jeronimus. Ja, ich habe die Geſchichte erfahren, das Schönſte daran iſt aber doch immer das Nachſpiel.

Leander. Allerdings, das Nachſpiel iſt das Schönſte.

Jeronimus. Wenn es Euch etwa am Stricke fehlt, Euch aufzuhängen, ſo will ich Euch einen leihen, das heißt unter der Bedingung, daß Ihr ihn mir wiedergebt, wenn Ihr ihn gebraucht habt.

Leander. Bildet Ihr Euch denn etwa gar ein, ich ſehe es als einen Verluſt an und werde mich vor Kummer aufhängen, weil ich Eure Tochter nicht gekriegt habe? Nein, vielmehr umgekehrt, ich freue mich darüber.

Jeronimus. Seit ich weiß, was für ein niederträchtiger Menſch Ihr ſeid, iſt mir das allerdings ſehr wahrſcheinlich.

Leander. Wenn Ihr noch ihren Advocaten macht, ſo ſeid Ihr ſelbſt ein niederträchtiger Menſch; was ich gethan habe, habe ich gethan, um mich zu rächen, und alle Welt wird ſagen, daß ich Recht gethan habe.

Jeronimus. Aber womit hatte meine Tochter Euch denn beleidigt?

Leander. O mit nichts, mit nichts! Das iſt ja eine bloße Kleinigkeit, ſein gegebenes Wort brechen und eines andern Bedienten zum Manne nehmen.

Jeronimus. Ei, ſo ſoll Dich das Donnerwetter, Du Nichtsnutz! Das iſt mir doch wirklich das Aeußerſte von Niederträchtigkeit, ſich ſelbſt erſt wie ein Lump betragen und nachher einer anſtändigen Dame aufbürden, was man ſelber gethan hat! Pfui tauſend Teufel, Ihr ſeid nicht werth, daß Ihr das Leben habt!

Leander. Eure tugendſame Tochter, merk' ich, hat zu ihren

ſonſtigen Meriten auch noch dies hinzugefügt, daß ſie ihren Vater am Narrenſeil führt.

Jeronimus. Das lügt Ihr in Euren Hals! Und nun ſag' ich Euch: Eure Frau iſt mein Dienſtmädchen Pernille, dieſelbe, mit der Ihr Euch heute Vormittag verſprochen habt!

Leander. Ha ha, das iſt eine gehörige Naſe, die ſie dem alten Manne da drinnen gedreht haben! Aber für ſie iſt es bei alledem doch nur eine Galgenfriſt. (Beiſeite) Ich werde Euch gleich aus dem Traume helfen; Heinrich und Arv, kommt mal heraus!

Achte Scene.

Leander. Heinrich. Jeronimus. Arv.

Leander (zu Heinrich). Hier, Heinrich, hier iſt Dein Schwiegervater; mach' ihm hübſch Dein Compliment.

Heinrich (auf den Knieen). Ach, gnädigſter Herr Schwiegervater — ich —

Jeronimus. Ins Narrenhaus mit Dir, Du Hund! Bin ich Dein Schwiegervater?

Heinrich. Ich bin allerdings nur ein armer Bedienter, aber eben darum werdet Ihr einen deſto gehorſameren Schwiegerſohn an mir haben.

Jeronimus. Sieh her, Kamerad, da ſind acht Schillinge, und nun pack' Dich, ich rede nicht gerne mit Verrückten, ich habe meinen Kopf ſchon allein voll genug.

Heinrich. Ach, ich bitte unterthänigſt um Verzeihung —

Jeronimus. Bitte den lieben Gott um Verzeihung, der Dich zur Strafe Deines Verſtandes beraubt hat, mir, ſo viel ich weiß, haſt Du nichts gethan.

Heinrich. Ja, ich habe Ihm doch was gethan, und noch dazu etwas, worüber Er ſehr böſe werden wird; aber der ehrlichſte Menſch, wenn er ſo in Verſuchung gebracht wäre, hätte es nicht anders gemacht.

Jeronimus. Ja, allerdings, Du haſt ſchwere Verſuchungen;

ich bedaure Dich und will alle ſolchen Verrückten in mein tägliches Gebet einſchließen.

Heinrich. Ich bin ja aber, weiß Gott, nicht verrückt, nur —

Jeronimus. Nein, verrückt biſt Du nicht, Du haſt blos den Verſtand verloren; die ganze Stadt kommt mir heute wie ein Tollhaus vor. Pack' Dich, Kerl, da ſind acht Schillinge!

Heinrich. Das iſt aber doch wirklich zu wenig, eine einzige Tochter damit auszuſteuern.

Jeronimus. Der arme Kerl, was dem ſein Gehirn für Sprünge macht! Der Himmel erbarme ſich Deiner, armer Junge; geh' hin und erzähle Dir was mit dem Cavalier da, der iſt ebenfalls verrückt.

Heinrich. Das iſt ja mein Herr, der wird mich ſchon in Schutz nehmen.

Jeronimus (zu Leander). Iſt das Euer Diener?

Leander. Ja, das iſt mein Diener und er iſt vollſtändig bei Verſtande.

Jeronimus. Na, das freut mich, daß Ihr glaubt, er iſt bei Verſtande; nun ſehe ich doch, daß Ihr Eure Nichtswürdigkeiten in der Verrücktheit begangen habt, und das iſt auch wirklich das Einzige, was Euch entſchuldigt.

Leander. Verrückt oder nicht, er hat gerade Verſtand genug gehabt, Euer Schwiegerſohn zu werden.

Jeronimus. Bravo, das wird ja immer beſſer; na, adieu, Ihr klugen Köpfe mit einander.

(Er will gehen, Arv jedoch geht ihm nach und hält ihn zurück.)

Arv. Ach, gnädigſter Herr, ich habe eine Bitte.

Jeronimus. Was willſt Du denn?

Arv. Daß Heinrich angehalten wird, mir die fünfzig Thaler zu bezahlen, die er mir verſprochen hat.

Jeronimus. Meinetwegen; Ihr könnt dieſem Schlingel auch tauſend Thaler geben, wenn Ihr Luſt habt, Ihr Schubiacke!

Leander. Hört, mein werther Seigneur Jeronimus, ich habe Nachſicht mit Eurem wunderlichen Benehmen; was Ihr da eben erlebt habt, iſt allerdings von der Art, daß es den ſtärkſten Verſtand über den Haufen werfen kann, mir ſelbſt ging

es nicht anders, da ich es zuerſt erfuhr. Nun habt aber die Güte und laßt Euch die Geſchichte in aller Kürze erzählen und entſcheidet dann ſelbſt, ob ich im Unrecht bin oder nicht.

Jeronimus. Das will ich ſchon ſachte mit anhören. Nun, wie iſt die Geſchichte denn?

Leander. Eure Tochter wirft mir vor, mein Verlöbniß gebrochen, mich im Laufe des heutigen Vormittags mit ihrem Mädchen verlobt und mit eben derſelben heute Nachmittag Hochzeit gehalten zu haben; wenn ich nun beweiſen kann, daß ich noch nicht drei Stunden in der Stadt bin, wollt Ihr dann noch für wahr halten, weſſen Eure Tochter mich beſchuldigt?

Jeronimus. Könnt Ihr mir das beweiſen, ſo muß ich es wol glauben. Aber der Beweis, das iſt eben die Schwierigkeit.

Leander. Hält Er Monſieur Leonard für einen ehrlichen und zuverläſſigen Mann?

Jeronimus. Ja, gewiß, Leonard iſt ein braver Mann und obenein ein guter Freund von mir.

Leander. He, Arv, ſpring' mal auf der Stelle zu Monſieur Leonard und bitte ihn, er möchte doch mal auf einen Augenblick herkommen. (Arv ab.) Monſieur Leonard wird Euch nun ſeinen Eid darauf ablegen, daß ich ſeit einem vollen Monat nicht in der Stadt geweſen bin, bis heute Nachmittag um zwei Uhr.

Jeronimus. Wenn Monſieur Leonard das wirklich beſchwört, ſo weiß ich nicht mehr, was ich ſagen ſoll.

Leander. Habt nur Geduld, bis er kommt, und hört dann den Zuſammenhang. — Nämlich der Bediente hier hat während meiner Abweſenheit meine Kleider und Sachen zur Verfügung gehabt und aus purem Uebermuth, ſo wenigſtens ſchwört er, hat er ſich meiner Einrichtung bedient und den vornehmen Herrn damit geſpielt. Eure Tochter, die ſchon ſeit einigen Tagen in der Stadt war —

Jeronimus. Ich weiß in der That nicht, wann ſie gekommen iſt, ob heute oder ſchon ein paar Tage früher; denn ſie iſt von dem Hauptgut gekommen, während ich erſt heute zur beſtimmten Stunde von dem Landhauſe hereinkam.

Leander. Ja, leider, Herr Jeronimus, zu ihrem Unglück

iſt ſie ein paar Tage früher hier geweſen; ſie hat ein paarmal meinen Bedienten im Staat geſehen und hat ſich in ihn verliebt.

Heinrich. Ich kann Euch zuſchwören, daß ich von ſelbſt niemals auf ſo was gekommen wäre. Aber ſie kam mir ſelbſt entgegen und ſchickte eine alte Kupplerin nach mir aus, die mich zu heute Vormittag zu ihr beſtellte, und da haben wir uns denn verlobt und ſind Nachmittag getraut worden. Das iſt ja eben die Sache, weshalb ich vorhin auf die Kniee fiel und um Verzeihung bat.

Leander. Er wird ſich überzeugen, Herr Jeronimus, daß alles in der That ſo iſt.

Jeronimus. Aber genau daſſelbe, was Ihr mir da von ihr erzählt, erzählt ſie von Euch!

Leander. Das pflegt ſo zu gehen; wenn Einer etwas Böſes gethan hat, ſo ſucht er es einem andern in die Schuhe zu ſchieben. Ihr böſes Gewiſſen und die Furcht von dem Zorn ihres Vaters hat ſie veranlaßt, die Geſchichte ſo umzudrehen.

Neunte Scene.

Leonard. Jeronimus. Leander. Heinrich. Knecht.

Leonard. Nun, was giebt es Neues? — Sieh da, da iſt ja auch Seigneur Jeronimus; willkommen in der Stadt!

Jeronimus. Mein werther Herr Leonard, Er iſt ein ehrlicher Mann, der mir gewiß die volle Wahrheit ſagen wird; wir haben Ihn holen laſſen, um durch Ihn Licht in einer gewiſſen Sache zu bekommen.

Leonard. Was iſt das für eine Sache?

Jeronimus. Ich möchte gerne von Ihm wiſſen, wann Monſieur Leander zur Stadt gekommen iſt.

Leonard. Ha ha ha! Das muß doch Monſieur Leander ſelbſt am beſten wiſſen. — Haſt Du denn vergeſſen, Monfrère, wann wir zur Stadt gekommen ſind?

Leander. Vergeſſen hab' ich es keineswegs, aber man will mir keinen Glauben ſchenken. Sprich daher frei heraus, Mon-

frère, ſind wir ſchon ein paar Tage in der Stadt geweſen, oder ſind wir erſt heute gekommen?

Leonard. Was für eine verhenkerte Frage das iſt! Ihr wißt ja recht gut, daß wir heute gekommen ſind.

Leander. Sind wir Vormittag gekommen oder Nachmittag?

Leonard. Für uns war es allerdings Vormittag, nämlich weil wir nichts zu eſſen gekriegt hatten, im Uebrigen war zwei Uhr vorüber. Aber wozu dieſe Frage?

Leander. Dazu, den ärgſten Schandfleck abzuwiſchen, der einem ehrlichen Manne jemals angethan worden. Die Sache iſt dieſe —

Jeronimus. Laßt die Sache ruhen, mein Herr, ich habe ſie ſatt, ich glaube dem Manne aufs Wort.

Leonard. Monfrère Leander und ich ſind zuſammen acht Tage auf dem Lande geweſen und ſind heute um zwei Uhr in die Stadt gekommen, darauf kann ich einen Eid ablegen, und wenn das noch nicht genügt, ſo kann ich auch noch weitere Zeugen ſchaffen.

Jeronimus. Mein Herr, Er iſt in meinen Augen der zuverläſſigſte Mann, den ich kenne, ich brauche weder Eid, noch Zeugen. Meine Tochter, merke ich wol, hat mich belogen, und allerdings, da ſie im Stande war, ſo etwas zu thun, ſo kann mich das Weitere nicht mehr überraſchen.

Leander. Dann paßt doch ein ander Mal beſſer auf Eure Worte; bin ich nun noch verrückt? bin ich ein Schuft? bin ich ein Nichtswürdiger? Als ich zur Stadt kam, war dieſe abgeſchmackte Verlobung längſt vollzogen; der Himmel iſt mein Zeuge, wie weh es mir gethan und in welchen Zorn es mich verſetzt hat, als ich mich überzeugte, daß es keine andere Genugthuung für mich gab, als meinen Bedienten ſeinen Weg zu Ende gehen zu laſſen.

Jeronimus. Ach, ach, ſchon um meinetwillen hättet Ihr dieſe ſchmachvolle Partie verhindern ſollen, wenn Ihr ſelbſt auch allerdings genügend Urſache hattet, ſie zu verlaſſen!

Leander. Es iſt allerdings nur ein armer Bedienter, aber für ſie, mein Herr, iſt er doch noch immer zu gut.

Heinrich. Ach, theuerſter Schwiegervater, verzeiht mir und nehmt uns beide zu Gnaden an!

Jeronimus. Eingeſperrt ſollſt Du werden und aufgehängt!

Leander. Kein Haar auf dem Haupte ſollt Ihr ihm krümmen!

Jeronimus. Nein, kein Haar krümmen, aber den Kopf abſchlagen!

Leander. Er hat nichts verbrochen, ſie iſt die Verführerin.

Heinrich. Wenn niemand mehr ſtehlen ſollte, wer möchte da noch Dieb ſein; es giebt doch noch Geſetz und Recht im Lande.

Jeronimus. Allerdings, aber nicht zu Deinem Vortheil.

Heinrich. Ihr Mütterliches kann ihr doch nicht vorenthalten bleiben.

Jeronimus. Wie geſagt, morgen hängſt Du am Galgen!

Leander. Da werden wir doch auch noch ein Wort mitſprechen. Fürs Erſte citire ich Euch vor Gericht, weil Ihr mir ſolch ſittenloſes Frauenzimmer habt aufhängen wollen. Komm einſtweilen mit, Monſrère Leonard, ſo will ich Dir die ganze Geſchichte erzählen. (Beide ab.)

Zehnte Scene.

Jeronimus. Leander.

Jeronimus (pocht an ſein Haus). Heda, Leonore ſoll mal herauskommen, aber allein. Erſt will ich ihr meinen Fluch geben und dann will ich ſie einſperren laſſen.

Leonore. Nun, lieber Papa, hat er geſtanden?

Jeronimus. Komm nur mal her, Dir ſoll gleich der Hals umgedreht werden, Du Miſſethäterin!

Leonore. Ach, Himmel, was wird das, Papa?!

Jeronimus. Papa, Papa! bin ich Dein Papa? Dich mag wol einer von unſern Hofhunden gemacht haben, Sultan oder Fairfax, denn Menſchliches iſt nicht an Dir! (Sie weint.) Hol' mich der Henker, Du liederliche Dirne mit Deinen Krokodilsthränen,

in einen Käfig werde ich Dich ſperren, aller Welt zum Spectakel, und Dich von den Dienſtboten für Geld ſehen laſſen!

Leonore. Nein, das halte ich nicht aus! Und wenn Ihr tauſendmal mein Vater ſeid, ſo weit geht Eure Macht über mich nicht; ſo würde ja kein Herr ſeine Sclaven ausſchelten!

Jeronimus. So? Alſo Du darfſt noch trotzen?

Leonore. Was habe ich denn auch gethan? Ja, ich trotze Euch und Jedem, der meinem ehrlichen Namen zu nahe tritt! Ich weiß, daß ich meinem Vater Gehorſam ſchuldig bin, aber — — ach Himmel, ich laſſe meinen Vater zu mir bitten, um einen Troſt und eine Stütze zu haben in meinem Elend, und nun muß ich mich noch obenein behandeln laſſen, als wäre ich die nichtswürdigſte Creatur?!

Jeronimus. Verdienſt Du denn eine andere Behandlung, nachdem Du Dich ſo aufgeführt haſt?

Leonore. Aber was habe ich denn gethan?

Jeronimus. Buchſtäblich alles, was Du mir von Monſieur Leander vorgelogen, haſt Du ſelbſt gethan; Du haſt Dein gegebenes Wort gebrochen, Du haſt Dich aus Liederlichkeit mit einem gemeinen Kerl verheirathet, und nun kommſt Du noch obenein und willſt einen Narren aus mir machen und mich gegen einen ehrlichen Mann aufhetzen?!

Leonore. Ach, ach, das Herz bricht mir vor Jammer! Wagt er ſo etwas von mir zu ſagen? Wagt er zu leugnen, was er eben erſt vollführt hat?

Jeronimus. Gewiß, und er hat alle Urſache es zu leugnen, da er beweiſen kann, daß es Lügen ſind. Monſieur Leonard hat mir mit einem Eid bekräftigt, daß Leander ſeit einem Monat nicht hier in der Stadt geweſen, und daß er erſt dieſen Nachmittag zwei Uhr hereingekommen iſt.

Leonore. Nein, nein, das halte ich nicht aus! Pernille und Magdelone, hierher, zu Hülfe!

Elfte Scene.

Leonore. Jeronimus. Pernille. Magdelone. Nachher ein Notarius.

Leonore. Ach, kommt doch her und gebt Zeugniß für meine Unſchuld! Leander ſchiebt ſeine eigene Bosheit auf mich und unterſteht ſich, meinem Vater zu ſagen, er wäre eben erſt in die Stadt gekommen!

Pernille. So muß das wol ſein Geiſt geweſen ſein, der ſich heute Vormittag mit mir verlobt und mir dieſen Ring gegeben hat.

Magdelone. Ganz daſſelbe kann ich ebenfalls beſchwören.

Jeronimus. Und er beweiſt durch glaubhaftes und unverdächtiges Zeugniß, daß ihm die ganze Geſchichte angedichtet iſt!

Magdelone. Aber, gnädigſter Herr, der Notarius, der den Ehecontract aufgeſetzt hat, iſt ja noch im Hauſe, ihm werdet Ihr doch Glauben ſchenken, wenn Ihr auch uns übrigen für Lügner haltet; ich werde ihn gleich bringen.

Jeronimus. Wenn nun gar noch der Notarius für Euch zeugt, ſo weiß ich gar nicht mehr, was ich ſagen ſoll. Aber erſt will ich es doch hören, ehe ich glaube; ich fürchte, es ſind bloße Ausflüchte. Bleibt Ihr nur hübſch hier, Ihr ſollt mir nicht entwiſchen!

Leonore. Ich habe ein viel zu gutes Gewiſſen, als daß ich fliehen ſollte.

Jeronimus. Ach, ach, wenn Gott das doch gäbe! Wenn Gott das doch gäbe!

Notarius (eintretend). Der gnädige Herr befehlen?

Jeronimus. Herr Notarius, ich bitte Ihn um alles in der Welt, ſage Er mir aufrichtig: wer ſind die beiden Perſonen, die heute in dem Hauſe hier getraut worden ſind?

Notarius (auf Pernille zeigend). Da ſteht die Braut, gnädiger Herr, die wird es wol am beſten ſagen können.

Jeronimus. Aber mit wem wurde ſie getraut?

Notarius. Mit einem jungen Herrn, der hier gerade über wohnt.

Jeronimus. Das kann nicht ſein, Herr Notarius, denn —

Notarius. Und ich ſage, es iſt in der That ſo; denkt Ihr etwa, daß ein Mann von meinem Charakter in Dingen, die ſein Amt betreffen, lügt oder Spaß macht?

Magdelone. Ja, bei meiner Seele, ſie iſt in der That mit Leander verheirathet, das kann ich beſchwören!

Zwölfte Scene.

Leonard. Die Vorigen.

Leonard (ins Haus zu Heinrich ſprechend). Adieu, Monſrère, gieb Dich zufrieden, Du haſt Dich gehörig gerächt, das war eine verfluchte Geſchichte.

Jeronimus. Seht her, da iſt Monſieur Leonard, der das Gegentheil bezeugt.

Leonore. Wollt Ihr Euch unterſtehen, Monſieur Leonard, und ſagen, Leander iſt erſt heute Nachmittag in die Stadt gekommen?

Leonard. Wollt Ihr Euch unterſtehen und ſagen, daß es nicht ſo iſt?

Leonore. Hier ſind Zeugen darauf, daß er ſich heute Vormittag mit einem Dienſtmädchen verlobt hat.

Leonard. Und ich kann beſchwören, daß er heute Vormittag zwei Meilen von hier entfernt geweſen iſt.

Notarius. Seht Euch vor, Monſieur, was Ihr ſprecht; ich ſelbſt habe heute den Ehecontract zwiſchen ihm und dieſem Fräulein unterzeichnet.

Leonard. Das iſt wunderbar; noch hat mich doch kein Menſch auf einer Lüge betroffen. Wollt Ihr übrigens meinem Eid nicht glauben, ſo kann ich Euch ein Dutzend Zeugen verſchaffen.

Jeronimus. Ach Himmel, was iſt das für eine Confuſion?! Meine Tochter beſchuldigt Leander, daß er ſie verlaſſen, Leander beſchuldigt ſie, daſſelbe gethan zu haben. Hier ſind glaubhafte Zeugen, die für ſie ſprechen, hier ſind glaubhafte

Zeugen, die für ihn ſprechen; wie ſoll da ein Menſch aus der Sache klug werden?

Leonard. Da iſt kein anderes Mittel, um aus der Sache klug zu werden, Herr Jeronimus, als beide Parteien zu confrontiren; ich laſſe mein Leben darauf, daß hier ein Irrthum iſt. Bleibt nur alle ruhig hier, ich werde Leander mit ſeinen Leuten gleich holen. (Geht und holt ſie.)

Notarius. Ich glaube weiß Gott auch, es iſt ein bloßes Mißverſtändniß, die Sache iſt ſonſt zu unbegreiflich.

Dreizehnte Scene.

Leander. Heinrich. Arv. Leonard. Jeronimus. Leonore. Pernille. Magdelone. Der Notar.

Leonard. Nun ſchweigt jetzt alle ſtille und laßt mich allein machen. (Redet zuerſt Pernille an) Hört, behauptet Ihr wirklich, daß dieſer ehrenwerthe Herr hier mit Euch verheirathet iſt?

Pernille. Nein, Monſieur, das hab' ich auch noch niemals behauptet. Den Herrn kenne ich nicht, es iſt ein Anderer, den ich meine.

Leonard. Und Du, Heinrich, wagſt Du zu behaupten, daß Du mit dieſem ehrenwerthen Fräulein verheirathet biſt?

Heinrich. Nein, Monſieur, dieſe kenne ich gar nicht, das da iſt meine Frau, der ich hiermit alles geſtehe, und die ich um Verzeihung anflehe. (Fällt vor Pernille auf die Kniee.) Ach, Euer Wohlgeboren, ſeid doch nur nicht böſe, daß ich ſtatt eines großen Herrn nun auf einmal ein bloßer Lakai bin, bedenkt doch, wir ſind alle Menſchen, und Ihr ſelbſt habt mich zuerſt zu dieſem Wageſtück veranlaßt! Und doch würde ich es mir niemals erlaubt haben, hätte ich gewußt, daß Euer Wohlgeboren bereits mit Leander, meinem Herrn, verlobt waren, und daß dieſer Herr hier, vor dem ich die allermeiſte Angſt habe, Euer Wohlgeboren Vater iſt.

Pernille. Ah, Du alſo biſt der Junker, mit dem ich mich verheirathet habe? (Reißt ihn an den Haaren.)

Heinrich. Ach, bringt mich doch nur nicht um, Euer Wohlgeboren! (Die Uebrigen machen ihn los und halten Pernille zurück.)

Pernille. Nein, nun höre Einer die Geſchichte, ich dachte ihn anzuführen, und nun hab' ich mich ſelber angeführt! Weil ich ihn in ſeines Herrn Kleidern ſah, ſo bildete ich mir ein, er wäre ein großer Herr, und da machte ich mir denn ebenfalls meines gnädigen Fräuleins Sachen und Kleider zu nutze, um auf die Art mein Glück zu machen. Ach, Himmel, iſt es möglich, ſoll ich im Handumdrehen aus einer vornehmen Dame wieder die Frau eines bloßen Lakaien werden?!

Heinrich. Ei, daß Dich der Henker hole, ſo biſt Du alſo ein bloßes Dienſtmädel?! (Alle lachen.)

Pernille (giebt ihm eine Ohrfeige). Hier, das iſt für Deine beiden Rittergüter!

Heinrich (ohrfeigt ſie ebenfalls). Und das iſt für Dein Mütterliches!

Pernille (ſchlägt wieder). Und das iſt für Deine Schweſter, Fräulein Fieke!

Heinrich (ſchlägt ebenfalls). Und das iſt für Deinen Stammbaum!

(Sie fällt Heinrich in die Haare, er reißt ihr die Haube vom Kopf, die Uebrigen bringen ſie auseinander.)

Leonard. Ruhe da, und geſteht, wie eine Sache zuſammenhängt, bei der Eure Herrſchaft in ſo hohem Grade intereſſirt iſt!

Pernille. Ach, erlaubt nur erſt, daß ich ihm die Augen auskratze!

Heinrich. Ach, erlaubt nur erſt, daß ich ihr den Hals umdrehe!

Jeronimus. Still, ſag' ich, und bekennt, wie alles zuſammenhängt!

Pernille. Ich hielt den Hundsfott für einen großen Herrn.

Heinrich. Und ich hielt die Beſtie für eine reiche Dame.

Pernille. Daß er ein Narr war, ſah ich wohl.

Heinrich. Daß ſie ein lockerer Vogel war, ſah ich wohl.

Pernille. Aber juſt, weil er ein Narr war, that ich es erſt recht.

Heinrich. Aber juſt, weil ſie ein lockerer Vogel war, that ich es erſt recht.

Pernille. Er hatte den Namen ſeines gnädigen Herrn angenommen und nannte ſich Leander.

Heinrich. Sie hatte den Namen ihres gnädigen Fräuleins angenommen und nannte ſich Leonore.

Pernille. Aber nun ſehe ich wohl, daß er ein bloßer Schuhputzer iſt.

Heinrich. Aber nun ſehe ich wohl, daß ſie ein bloßer Stubenbeſen iſt.

(Sie wollen wieder auf einander losſchlagen, werden aber zurückgehalten.)

Leonard. Na, ſeht Ihr wol, Kinderchen, nun hört Ihr ja, woher der ganze Krieg entſtanden iſt; ſeid alſo nur wieder gut Freund und bittet einer den andern um Verzeihung.

Leander (kniet vor Leonore nieder). Angebetetes Fräulein, ich bekenne, daß ich mich aufs Aeußerſte gegen Euch vergangen habe; nichts in der Welt hätte mich bewegen ſollen, an Eurer Tugend zu zweifeln, allein dieſe wunderliche Begebenheit hatte mich ganz von Sinnen gebracht.

Leonore (kniet ebenfalls nieder). Ach, theurer Leander, ich bitte ebenfalls unter ſtrömenden Thränen um Verzeihung!

Leander. Wäre meine Liebe kleiner geweſen, nie wäre mein Haß ſo weit gegangen.

Leonore. Hätte ich Euch minder heiß geliebt, ich hätte niemals dieſe Rache genommen.

Leander. Will Sie mir denn meine Miſſethat verzeihen?

Leonore. Will Er mir die meine denn ebenfalls nicht nachtragen?

Leander. Von ganzem Herzen verzeih' ich Ihr.

Leonore. Und ich will Ihm ganz gewiß nicht mehr böſe ſein.

(Während dieſes Geſpräches haben Heinrich und Pernille ſich wieder geprügelt und müſſen wieder auseinander gebracht werden. Leander und Leonore, nachdem ſie ſich umarmt, ſtehen auf.)

Jeronimus (weinend). Meine theuren Kinder, ich bitte Euch ebenfalls um Verzeihung alle Beide.

Leander. Ei, theurer Schwiegervater, ſeid doch davon ſtill, dieſelbe Veranlaſſung, die uns verführte, hat auch Euch das Blut warm gemacht.

Jeronimus. Aber was ſoll nun aus dieſem verwetterten Paare werden, das durch ſeinen Muthwillen den ganzen Spectakel angerichtet hat?

Leander. Ei, theurer Schwiegervater, jetzt laßt uns nur an Luſt und Freude denken; ſie haben uns doch beide ſeit Jahren treu gedient, ſuchen wir ſie denn mit einander zu verſöhnen. Heda, Du junges Ehepaar, gleich hierher und Euch vertragen, Ihr ſeid gerade gut genug für einander.

Pernille. Aber er hat mich doch angeführt.

Heinrich. Nein, Du haſt mich angeführt.

Leander. Ihr ſeid einander nichts ſchuldig geblieben; marſch vorwärts und Euch die Hände gereicht!

(Sie reichen einander die Hände.)

Magdelone. Aber, Pernille, Du haſt mir doch vierhundert Thaler für meine Mühe verſprochen.

Pernille. Sieh her, da haſt Du vier Schillinge, Magdelone, mehr kannſt Du unter dieſen Umſtänden nicht kriegen.

Arv. Aber, Heinrich, wo bleibt das Geld, das Du mir verſprochen?

Heinrich. Da haſt Du eine Maulſchelle; wär' die Geſchichte anders ausgefallen, hätteſt Du ſollen mehr kriegen.

Leander. Nun, damit es hier nichts als vergnügte Geſichter giebt, ſo mache ich Heinrich zu meinem Unterinſpector. (Beide bedanken ſich.) Und nun, holdes Herz, laß uns hineingehen und die richtige Hochzeit halten.

Heinrich. Das iſt wahrhaftig ein ſchöner Poſten, den ich gekriegt habe, aber um ihn recht zu ſchätzen, muß ich mir doch erſt die Junkergrillen aus dem Kopfe ſchlagen, ich werde ein Vomitiv nehmen, um Pernillens Stammbaum ſammt ihrem Mütterlichen herauszukriegen, dann wird mir wol beſſer werden. Und Du, mein Schnutchen, komm nur mit hinein und nimm was zu ſchwitzen, damit Du meine beiden Rittergüter ausſchwitzeſt.

Anmerkungen.

Jacob von Tyboe.

„Jacob von Tyboe", das elfte der Holbergſchen Luſtſpiele — es kam im Frühjahr 1724, unmittelbar nach der „Maskerade", zum erſten Mal zur Darſtellung — iſt, wie der Dichter ſelbſt bekennt, hauptſächlich dem berühmten „Miles gloriosus" des Plautus nachgebildet; Vieles iſt auch dem „Eunuch" des Terenz, Einzelnes den „Promenades à Paris" des „Théâtre Italien" entlehnt. Der Stoff — den Holberg auch noch in einem zweiten Stücke, „Dietrich Menſchenſchreck" (von 1725) behandelte — war damals ſehr populär; dennoch ſcheint „Jacob von Tyboe" Anfangs nur geringes Glück gemacht zu haben, wenigſtens wurde er in den 21 Jahren von 1748 bis 1769 nur achtmal gegeben. Später verſchwand er ſogar völlig, bis er zu Anfang der achtziger Jahre, unterſtützt und getragen durch die vorzüglichen Darſteller, deren die Kopenhagener Bühne ſich damals erfreute, einen Schwarz als Tyboe, Gjelſtrup als Jens, Kemp und ſpäter Lindgren als Peter, Knudſen als Chriſtoph, Madame Knudſen als Mutter, Madame Gjelſtrup als Pernille ꝛc., viel Beifall erlangte und häufig wiederholt ward. — Auch in Deutſchland war das Stück ſehr beliebt und beherrſchte lange Zeit das Repertoire, wie denn Schröder noch 1760 in Straßburg zum erſten Mal den Peter ſpielte.

Seite 12. Erſter Akt, vierte Scene: „Im Studentenhofe oder in der Regenz." Der Studentenhof, eine Art Collegium, in welchem viele Studenten zuſammenwohnen; die Regenz, ein königliches Gebäude zu gleichem Zweck.

Seite 12. Ebendaſelbſt: „Was das Wort „von" ſo

eigentlich im Deutſchen heißen will.“ Der ächte alte däniſche Adel nannte ſich nie „von“; letztere Bezeichnung wurde erſt ſeit Mitte des 17. Jahrhunderts durch den deutſchen Adel eingeführt, der ſich damals maſſenhaft in Dänemark niederzulaſſen anfing, und griff dann freilich ſehr raſch um ſich.

Seite 14. Ebendaſelbſt: „In den Tuchlauben.“ Eine bekannte Straße in Kopenhagen (Klaederbörne). Ebenſo Apenrade, dazumal in der Vorſtadt, nahe am Thor belegen.

Seite 23. Ebendaſelbſt, neunte Scene: „Dies der, die, das.“ Er meint den Artikel „der, die, das“, deſſen Anwendung dem Dänen, der den Artikel als Suffix hinten an das Wort ſetzt, ebenſo ungewohnt iſt und ebenſo viel Schwierigkeiten macht wie uns Deutſchen der däniſche Gebrauch.

Seite 25. Zweiter Akt, erſte Scene: „Von Vlie“, d. h. Vließingen.

Seite 26. Ebendaſelbſt: „Das iſt ja der rechte Säbel nicht.“ Dieſe Worte ſind im Text deutſch; ebenſo Akt III, Sc. 5, „Wo iſt Seiner vorigen Corasia“, Akt IV, Sc. 6: „Einmal iſt keinmal“, Akt V, Sc. 8: „Aber in meinem Namen nichts“ ꝛc.

Seite 30. Ebendaſelbſt, zweite Scene: „Ein por caudi.“ Ein damals beliebtes ſtudentiſches Schimpfwort für Pedant, Bücherwurm, mit dem Nebenbegriff des Feigen, Unmännlichen.

Seite 33. Ebendaſelbſt: „Nach dem Modell vom Wimmelſchaft“, der nämlich eine der krummſten unter den namhafteren Straßen von Kopenhagen iſt. Amager Markt, ebenfalls eine bekannte Straße in Kopenhagen.

Ulyſſes von Ithacia.

„Ulyſſes von Ithacia“, das zwölfte der Holbergſchen Stücke, 1724 unmittelbar nach „Jacob von Tyboe“ zuerſt aufgeführt, iſt, ſowol in Betreff der Erfindung als der Ausführung, das Kühnſte und Gewagteſte, was die komiſche Muſe des Dichters überhaupt geſchaffen. Daſſelbe iſt in Form einer Parodie gegen die Ungeheuerlichkeiten der damaligen deutſchen Bühne gerichtet, nament-

lich gegen die Haupt- und Staatsactionen, die Hanswurſt- und Zauberkomödien, deren plumpe Uebertreibungen Holbergs nüchternem maßvollen Sinne doppelt anſtößig waren. Nun rivaliſirte eben damals ein derartiges deutſches Theater, unter Leitung eines gewiſſen von Quoten, mit der jungen däniſchen Bühne, und ſo war es für Holberg zugleich ein Kampf pro domo, indem er in dieſem „Ulyſſes von Ithacia" von Quoten und ſeine deutſchen oder doch nach deutſcher Mode zugerichteten Stücke der ausgelaſſenſten Verſpottung preisgab. Die Fabel des Stücks iſt in der Hauptſache nichts Geringeres als ein komiſches Zerrbild der geſammten Ilias und Odyſſee, von der Entführung der ſchönen Helena bis zu Ulyſſes' Heimkehr nach Ithaka; im einzelnen haben zahlreiche Stücke des „Théâtre Italien", wie „Ulyſſes und Livia", „Die Wünſche", „Harlekin Proteus", „Der Phönix" und andere, dazu beiſteuern müſſen. — Das Stück gehörte Anfangs zu den beliebteſten des Dichters; erſt ſeit dem Regierungsantritt Friedrichs V. wurde es ſeltener gegeben, ſo daß es in den 21 Jahren von 1750 bis 1771 nur noch ſechzehnmal über die Breter ging. Nachdem es dann einige Jahre ganz beiſeite gelegt worden, ward es im Mai 1774 neu in Scene geſetzt, und zwar mit ſolchem Erfolg, daß es von da ab volle 10 Jahre hindurch (bis 1784) regelmäßig am Faſtnachtabend als Carnevalſtück gegeben ward. Von der Ausgelaſſenheit, welche, getreu dem Genius des Stücks, auch die Darſtellung erfüllte, kann man ſich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß Juno und Minerva (im Urtheil des Paris) von den komiſchen Alten, die jüngferliche Helena aber, die in Ohnmacht fällt, ſo oft ſie von einer Mannsperſon hört, von einem Manne dargeſtellt wurde. — Auch in Deutſchland wurde das Stück längere Zeit hindurch häufig und mit großem Beifall gegeben.

Prolog, Seite 87: „Als dieſer verwetterte elfte Juni." Vgl. das gleichnamige Stück Bd. II, S. 8 unſerer Auswahl.

Ebendaſelbſt, Seite 88: „Vors Oberlandesgericht." Wörtlich: vors höchſte Gericht, til höjeſte Ret, eine noch jetzt beſtehende, auch in unſern Tagen häufig genannte Behörde in Kopenhagen.

Ebendaſelbſt, Seite 89: „Ihro Durchleuchtigkeiten, meine gnädigſten Frauen." Dieſe Anrede iſt auch im Text deutſch.

Ebendaſelbſt, Seite 91: „An die Kirche von Chriſtianshafen.“ Eine Vorſtadt von Kopenhagen auf der Inſel Amag.

Seite 105. Zweiter Akt, zweite Scene: „Niemals mehr als fünf Procent genommen.“ Dies war ſeit 1695 der geſetzliche Zinsfuß in Dänemark, der vorher ſechs Procent betragen hatte, 1767 aber auf vier Procent herabgeſetzt ward.

Seite 110. Ebendaſelbſt, fünfte Scene: „Vors Conſiſtorium citirt.“ Das früher beſprochene „Tamperret“, das auch über Alimentationsklagen ꝛc. entſchied.

Seite 128. Vierter Akt, erſte Scene: „Nach Cajanien.“ Bei ſeiner Krönung im Jahre 1607 hatte König Karl IX. von Schweden ſich den Titel „König der Lappen und Cajaner“ zugelegt, von dem freilich niemand recht wußte, was er bedeuten ſollte. Doch exiſtirt in der That eine alte Homannſche Landkarte, auf der die Provinz Oſtbothnien in dem früher zu Schweden gehörigen Finnland (wo es noch jetzt ein Städtchen Cajana oder Cajaneborg giebt) mit dem Namen „Cajanien“ bezeichnet wird.

Seite 146. Fünfter Akt, dritte Scene: „Schlägt ſeinen Klapphut nieder.“ Was das bedeutet, entſinnt der Leſer ſich aus der „Wochenſtube“.

Seite 153. Ebendaſelbſt, fünfte Scene: „Brolägger-ſtraße.“ Hier hatte von Quoten ſein Theater.

Heinrich und Pernille.

Der Stoff, der „Heinrich und Pernille“ zu Grunde liegt, iſt ein in der modernen Literatur außerordentlich verbreiteter und vielfach benutzter; in Cervantes' „Betrüglicher Heirath“ (in den Novelas ejemplares), in Beaumont und Fletchers „Rule a wife and have a wife“, in Molière's „Dépit amoureux“, in deſſelben Verfaſſers „Précieuses ridicules“, in „Les Chinois“ bei Gherardi — überall kehrt, mit leichten Variationen, daſſelbe Thema wieder, allerdings ein Thema, das für ein Intriguenſtück kaum beſſer gefunden werden kann. Welchen dieſer Vorgänger Holberg vorzugsweiſe benutzt hat, läßt ſich jetzt nicht mehr entſcheiden; bekannt waren ſie ihm ohne Zweifel ſämmtlich. Den „Don Quixote“ des

Cervantes wenigſtens kannte er, und daß die Beaumont- und Fletcherſchen Stücke ihm während ſeines Aufenthalts in Oxford in die Hände gerathen, iſt mindeſtens wahrſcheinlich. — Das Stück, das vom Dichter ſelbſt als reines Intriguenſtück behandelt iſt und daher weniger locale Anſpielungen enthält als irgend ein anderes des Verfaſſers, kam, als das ſechzehnte in der Reihenfolge der Holbergſchen Luſtſpiele, zuerſt 1724 zur Darſtellung; gedruckt erſchien es erſt 1731, wo es die neue Folge der Holbergſchen Komödien eröffnete. Beim däniſchen Publikum war es ſehr beliebt; noch von 1748 bis 1769 erlebte es 21 Aufführungen, und auch noch ſpäter wurde es häufig wiederholt.

Inhalt.

	Seite
Jacob von Tyboe oder Der großsprecherische Soldat	5
Ulysses von Ithacia oder eine deutsche Komödie	85
Heinrich und Pernille	155

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Bibliothek
ausländiſcher Klaſſiker

in

deutſcher Uebertragung.

Holberg's ausgewählte Komödien.

Vierter Theil.

Hildburghauſen.

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts.

1868.

Ludwig Holberg's

ausgewählte Komödien.

Aus dem Däniſchen übertragen

von

Robert Prutz.

Vierter Theil.

Hildburghauſen.

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts.

1868.

Hexerei

oder

Blinder Lärm.

Komödie in fünf Akten.

Perſonen:

Leander, Vorſteher einer Schauſpielertruppe.
Heinrich, Schauſpieler.
Zwei andere Schauſpieler.
Apollonia, Schauſpielerin.
Terentia, Leanders Verlobte.
Leanders Junge.
Ein fremder Herr.
Monſieur Glaubegern.
Ein altes Weib.
Monſieur Wahnſchlucker.
Zwei Mädchen.
Hans Franzen.
Zwei Sänftenträger.
Ein Diener.
Ein Mann.
Ein Drehorgeljunge.
Ein Zweiter.
Anführer.
Lars.
Bewaffnete.
Zwei Mädchen.
Ein Hausknecht.
Ein Mädchen.
Ein Mann.
Ein Schuſterjunge.
Eine Frau nebſt Geſinde.
Der Mann der Frau.
Ein Wirth.
Chriſtoph, } ſeine Knechte.
Peter, }
Drei von der Stadtwache.
Lucretia.
Jean de France.
Hermann von Bremen.
Von Quoten.
Ein Trommelſchläger mit Volkshaufen.
Ein Gerichtsdiener.
Der Richter.
Der Schreiber.
Meiſter Hermann.
Eines Schauſpielers Mutter.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Leander. Später ſein Junge.

Leander. Mit dem Komödienſpielen geht es jetzt doch auch gar zu ſchlecht, nicht zwanzig Thaler, das kann ich beſchwören, ſind dieſen Monat auf mein Theil gekommen; auch bin ich noch in meinem ganzen Leben nicht in ſolcher Geldverlegenheit geweſen wie jetzt. Wird mir nun gar noch der Wechſel proteſtirt, ſo bin ich verloren. Doch werde ich ja wol hoffentlich mit der Tragödie, die übermorgen zur Aufführung kommen ſoll, ſo viel verdienen, daß ich mich noch wieder herausreißen kann. Es iſt eine ziemlich ſtarke Rolle, die ich in dieſer Tragödie habe; dieſer Polidorus, den ich ſpiele, hat mehr zu thun als drei andere Darſteller. Heute und morgen muß ich daher fleißig ſtudiren; um nicht geſtört zu werden, werde ich alle Beſuche abweiſen laſſen. (Zieht ein Papier aus der Taſche, geht damit auf und nieder und lernt ſeine Rolle, indem er dabei leiſe vor ſich hin murmelt.)

Ein Junge (tritt ein). Monſieur, ich bringe Euch ſchlechte Zeitung.

Leander (fährt mit lauter Stimme in ſeiner Rolle fort). „Ja, Eliſa, Deine Falſchheit ſoll nicht ungerochen bleiben! Iſt das recht, Deinen treuen Philander zu verlaſſen, der Dich mit ſeinem Blute aus den Händen der furchtbaren Rieſen gerettet, der Dir ſeine ganze Wohlfahrt zum Opfer gebracht, der die Liebe der Prinzeſſin Climene, ihre Seufzer und Thränen verſchmäht hat,

und das alles um Deinetwillen?! Wo iſt wol ein Unglück, das ſich demjenigen des Polidorus vergleichen ließe? Wann iſt je treue Liebe ſo übel belohnt worden, wie jetzt die ſeine? Ach, treuloſe Eliſa, ich werde Dir nicht länger ein Dorn im Auge ſein, mit eigener Hand werde ich mir das Leben nehmen und dies wird das Ende meines Jammers ſein. Aber wenn ich todt bin, wird Dein Gewiſſen erwachen und Du wirſt für Deine Untreue von allen Menſchen gehaßt und verachtet werden!" (Zieht ſeinen Degen, als ob er ſich erſtechen will; der Junge hält es für Ernſt, läuft hin und hält ihm die Hand zurück.) Was Henker, willſt Du jetzt hier, Junge? Auch nicht einen Augenblick kann man Ruhe haben!

Der Junge. Was für ein Unglück bringt Euch zu dem verzweifelten Entſchluß, Euch ſelbſt das Leben zu nehmen?

Leander. Hol' Dich der Henker, Du Narr, ich übe mir ja blos die Tragödie ein, die übermorgen geſpielt werden und in der ich den Polidorus geben ſoll.

Der Junge. Ha ha ha, ich hielt es wahrhaftig für Ernſt.

Leander. Ja richtig, da kannſt Du lange warten, bis ſich heutzutage Einer aus Liebe das Leben nimmt. Glaube nur, in der ganzen Stadt ſind nicht zwei Mannsperſonen, die nicht lieber ein altes häßliches Weib mit zwanzigtauſend Thalern nehmen, als ein ſchönes, junges, tugendhaftes Mädchen, das aber nichts mitkriegt als eine gute Erziehung. Giebt es aber überhaupt noch Leute, die verliebt ſind, ſo iſt es eine andere Art von Liebe, nicht mehr ſo ausdauernd auf einen Gegenſtand gerichtet wie in alten Zeiten.

Der Junge. Ich habe doch hier auf der Straße bei einem Herrn gedient, da war mir doch mal recht bange, er würde ſich vor Liebe das Leben nehmen, und ich glaube auch wirklich, er hätte es gethan, hätte ich ihn nicht daran verhindert; der zog ſeinen Degen geradeſo wie Ihr.

Leander. Wer war das denn?

Der Junge. Ja wie er heißt, ſag' ich nicht, es wäre ja eine Schande, wollte ich ihn verrathen; aber er wohnt da drüben an der Ecke.

Leander. Ha ha, das iſt Jens Pfingſtroſe; den Kerl kennſt Du noch nicht, wie ich merke. Deſſen Zärtlichkeit ergießt ſich wie ein Kanal durch alle Straßen der Stadt; vor jedem Frauenzimmer kniet er, den Degen auf die Bruſt geſetzt, jetzt an dieſer Ecke, nun an jener Ecke, jetzt mitten in der Straße. Es giebt gar nicht ſo viele Mädchen in der Straße, als er Herzen hat ihnen zu opfern, noch ſo viele Seelen, als er Netze ausſpannt. Er könnte denſelben Wahlſpruch führen wie Kaiſer Karl der Fünfte: Plus ultra; vermuthlich will er eine fünfte Monarchie von lauter Frauenzimmern errichten. Du kennſt, merke ich wol, den Lauf der Welt noch nicht, daß Du Dir einbildeſt, ich wollte mir aus Liebe das Leben nehmen. Aber was bringſt Du? Ich habe heute keine Zeit zum Plaudern, ich ſoll morgen den Polidorus ſpielen und habe noch mehr als die halbe Rolle zu lernen.

Der Junge. Nun, Monſieur, wenn Ihr nicht Luſt habt aus Liebe zu ſterben, ſo kann ich Euch noch was anderes ſagen, was gerade auch gut genug iſt, um ſich deshalb aufzuhängen. Hier iſt ein proteſtirter Wechſel von fünfzig Thalern, und noch heute Abend, glaube ich, wird man Euch in Arreſt bringen.

Leander. Alle Wetter, könnte ich mich nur noch dieſe Woche durchbringen, ſo hätte ich Ausſicht, mit dieſer und noch einer Tragödie ſo viel zu verdienen, daß ich wenigſtens etwas davon abbezahlen könnte. Wenn Einer nach mir fragt, ſo mußt Du ſagen, ich wäre verreiſt, und nun lauf', damit ich zum Studiren komme. (Der Junge geht. Leander geht auf und nieder und fängt wieder an zu murmeln.) Da ſteckt der Knoten, wenn mir nur die Scene gelingt, wo ich den Teufel beſchwöre, das Andere iſt alles nur ein Pappenſtiel dagegen. Ich muß es noch mal verſuchen. (Zieht einen Kreis mit ſeinem Stab auf der Erde.) Ich rufe und beſchwöre Dich, Du Fürſt der böſen Geiſter, Mephiſtopheles, zu hören meine Befehle und zu vollziehen was ich gebiete. — Schon ſehe ich ihn, er kommt in ſeiner richtigen Geſtalt, wie ich ihn ſchon vor zehn Monaten erblickte. — Nein, halt, Mephiſtopheles! nicht in dieſen Kreis!! (Während dieſer Beſchwörung wird er eine Perſon gewahr, die andächtig dabeiſteht und ihm zuhört, worauf er weggeht und ſagt:)

Es iſt doch aber auch um des Teufels zu werden, nicht einen Augenblick kann man Ruhe haben. (Ab.)

Zweite Scene.

Monſieur Glaubegern.

Glaubegern. Ach Himmel, iſt es möglich, daß Chriſtenmenſchen in ſolche Gottloſigkeit verfallen und ſich dem Teufel verſchreiben?! Bisher habe ich es immer für Fabel gehalten, wenn es von Leuten heißt, die ſich dem Teufel verſchrieben; aber nun habe ich es ja mit meinen eigenen Ohren hören müſſen. Ach, ich bin wahrhaftig ſo erſchrocken, daß ich mich kaum auf den Beinen halten kann; nein, ſeht blos, wie meine Kniee zittern, ordentlich als hätte ich das Fieber. (Er ſchlägt ſich vor die Bruſt.)

Dritte Scene.

Ein altes Weib. Glaubegern.

Das Weib. Was fehlt Euch denn, mein Söhnchen, Ihr ſeht ja ſo erſchrocken aus?

Glaubegern. Ach, Großmutter, habt Ihr nichts zu riechen? Ich habe da eben etwas mit angehört, wovon mir ganz ſchlimm und übel geworden iſt.

Das Weib. Was war es denn?

Glaubegern. Ach, in dem Hauſe hier wohnt ein Hexenmeiſter.

Das Weib. Ei Poſſen, der Komödiantenmeiſter wohnt hier.

Glaubegern. Ja allerdings, aber er hat ſich dem Teufel verſchrieben, eben habe ich gehört, wie er ihn citirte, und zwar mit ſo ſchauderhaften Worten, daß ich nicht daran denken kann, ohne daß mir die Haare zu Berge ſtehen.

Das Weib. Habt Ihr den Teufel denn ſelbſt geſehen?

Glaubegern. Nein, für mich war er nicht ſichtbar, der Hexenmeiſter aber ſah ihn; denn er verbot ihm ja, in den Kreis

zu treten, den er gezogen, ich hörte blos die Beschwörung und dann das Gepolter, mit dem der Teufel kam und das so stark war, daß ich dachte: Na nun fällt das Haus ein. Gesehen habe ich weiter nichts, als blos ein paar Blitze, die vor meinen Augen hin- und herflogen.

Das Weib. Ei ei, man hört doch auch nichts als Böses. Hätt' ich doch nimmermehr gedacht, daß der Mann in solche Gottlosigkeit verfallen würde; er schien sonst ein ganz ordentlicher Mensch zu sein.

Glaubegern. Hättet Ihr aber wol für möglich gehalten, Mutter, daß so was vorkommt?

Das Weib. Vorkommt? Ei na recht sehr kommt es vor, leider Gottes, und zwar gerade jetzt am allermeisten; nämlich woher? Gerade weil es jetzt so viele superkluge Menschen giebt, die, statt so was zu hindern, die Klugen spielen und sich stellen, als ob so was gar nicht mehr existirte. Wie lange ist es nicht schon her, daß kein Zauberer, keine Hexe mehr verbrannt wird? Da muß das freilich überhand nehmen. Ei ja, ich will nichts Böses prophezeien, aber gebt nur Acht, wie es gehen wird, wenn die Welt noch länger steht. Indessen ich hoffe, zu Ostern geht sie unter, ich habe so einen gewissen Argwohn. Ich will Euch was erzählen, das so gewiß wahr ist, als ich hier stehe: eine Schmiedsfrau in Mariager lebte in Feindschaft mit ihrer Nachbarin, die guter Hoffnung war, und als selbige Nachbarin nun in die Wochen kommen sollte, so warf sie ihr einen Knäuel von Haaren und abgebrochenen Nägelköpfen in die Stube, worüber die Wöchnerin zwei Tage unter den größten Schmerzen dalag und konnte nicht niederkommen, bis zum Glück Einer den Knäuel fand und ihn ins Feuer warf, da kam sie auf der Stelle nieder.

Glaubegern. Das ist ja was Entsetzliches; hat Mutter es selbst mit angesehen?

Das Weib. Nein, aber daß die Geschichte richtig ist, darauf könnt Ihr Euch verlassen; denn mein Gewährsmann, der auch nicht auf den Kopf gefallen ist, der hat es von einem Mädchen gehört, mit dem er versprochen ist, und dieses Mädchen hat eine

Couſine, die in demſelben Hauſe dient mit einer Amme, und der Amme hat die Hebamme zugeſchworen, daß die Geſchichte ſich ganz gewiß ſo zugetragen hat.

Glaubegern. Ach, das iſt doch entſetzlich!

Das Weib. Ja, aber denkt Ihr wol, daß die Obrigkeit ſie beſtraft hat? Kein Gedanke; der Stadtvogt lachte noch darüber und verbot davon zu ſprechen, obwol eine zuverläſſige Frau bezeugen wollte, daß ſie geſehen, wie die Schmiedsfrau auf dem Waſſer geſchwommen ohne unterzuſinken, was nämlich allemal ein ſicheres Zeichen iſt, daß Eine hexen kann.

Glaubegern. Alle Wetter, was war das? Habt Ihr nichts geſehen, Großmutter?

Das Weib. Wo ſahet Ihr denn was?

Glaubegern. Hier am Fenſter, einen feurigen Drachen ſah ich durch den Schornſtein fahren; ſahet Ihr ihn nicht auch?

Das Weib. Ja wahrhaftig, nun fällt mir ein, daß ich auch ſo was ſah.

Glaubegern. Hier bleibe ich nicht und wenn mir Einer zehn Thaler gäbe; lebt wohl. (Ab.)

Vierte Scene.

Wahnſchlucker. Das Weib.

Das Weib. Ha Ihr da, Gevatter, nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht dem Hauſe da zu nahe kommt.

Wahnſchlucker. Wie ſo?

Das Weib. Da wohnt ein Mann drin, der hat mit böſen Geiſtern zu thun und das ganze Haus iſt voller Teufel.

Wahnſchlucker. Woher wißt Ihr das denn?

Das Weib. Juſt wie ich herkam, flog Herr Glaubegern zur Thüre hinaus, und da lag er eine halbe Stunde in Ohnmacht; wie er aber endlich wieder zu ſich kam, ſo fragte ich ihn, was los wäre, und da ſagte er mir, daß er an den Haaren heraus geriſſen worden ſei von drei Teufeln, die der Hexenmeiſter beſchworen, der hier wohnt.

Wahnſchlucker. Habt Ihr ſelbſt auch was davon geſehen, Gevatterin?

Das Weib. Nein, geſehen habe ich nichts, als blos die Füße von dem erſten Teufel, der ihn zur Thüre hinauswarf.

Wahnſchlucker. Wie ſahen ſie denn aus?

Das Weib. Wie ein paar große Adlerklauen. Ich werde gleich zum Herrn Niels laufen und ihm alles ſagen, damit er es bei Zeiten weiter berichten kann an die Obrigkeit; denn wenn der Menſch für ſeine Sünden verbrannt wird, ſo kann doch ſeine Seele vielleicht noch gerettet werden.

Wahnſchlucker. Das Haus muß wahrhaftig ebenfalls verbrannt werden.

Das Weib. Ei das verſteht ſich. Wenn die Obrigkeit es nicht thut, ſo thuen ich und meine guten Freunde es auf eigene Hand, wie neulich in Jütland, wo auch einige brave Frauenzimmer ſich zuſammengethan, einer Hexe das Haus in Brand zu ſtecken.

(Während ſie ſo reden, ſagt Leander drinnen immer wieder ſeine Rolle her.)

Das Weib. Horch, nun beſchwört er ſchon wieder! Horch, er ruft nach Polidorus, das iſt gewiß ein Teufel, der ſo heißt.

Wahnſchlucker. Na ſo viel iſt gewiß, daß ich in dieſer Straße nicht wohnen möchte, und wenn man mir alle Schätze der Welt gäbe.

Das Weib. Nun horch nur, wie das drinnen brauſt und ſauſt, gleichſam als ob ſich ein Sturm erhoben! Sieh nur, das ganze Haus zittert ſchon!

Wahnſchlucker. Ja, dies Haus, dächt' ich, und die drei andern mit.

Das Weib. Weiß Gott, ſo iſt es. Na, Ihr werdet ſchon noch ſehen, die ganze Straße iſt voller Hexenmeiſter. Aber jetzt muß ich gehen, gehabt Euch wohl, Gevatter.

Wahnſchlucker. Ach, ich traue mich die Nacht gar nicht ins Bette.

Das Weib. O, das hat nichts auf ſich, Ihr müßt

nur Flachsſamen auf die Schwelle ſtreuen und müßt in Eurem Schlafzimmer brav mit Lichtſchnuppen räuchern. (Ab.)

Fünfte Scene.

Zwei Mädchen. Wahnſchlucker.

Erſtes Mädchen. Hier in der Straße ſoll es ſein, Malone.

Zweites Mädchen. Sind es denn noch mehr Häuſer als das eine, wo der Teufel umgeht?

Erſtes Mädchen. In dieſer ganzen Straße wohnen lauter Hexenmeiſter, der aber, der in dieſem Hauſe wohnt, iſt der Oberſte von allen; die ganze Stadt iſt ſchon in Aufruhr, alle Häuſer werden ſchon eingeräuchert. — Sieh, wer mag das wol ſein, der da ſteht? Das iſt gewiß auch ein Hexenmeiſter.

Zweites Mädchen. Ja, wahrhaftig, das iſt gewiß einer; laß uns nur ja nicht zu nahe herangehen.

Wahnſchlucker. Na, nur immer näher, Kinder, ich höre, Ihr wißt auch ſchon von der Sache.

Erſtes Mädchen. Ja, leider nur allzu viel, Euch und Eurem Hauſe zum Verderben!

Wahnſchlucker. Was für Verderben iſt denn meinem Hauſe geſchehen? Kommt nur näher und laßt mit Euch reden.

(Sie bekreuzigen ſich, indem ſie auf die Kniee fallen, und ſchreien Ah, ah!)

Wahnſchlucker. Offenbar ſehen ſie etwas, das ich nicht ſehe. Kommt doch nur her, Ihr Kinderchen, und ſagt mir, was Ihr ſeht?

Zweites Mädchen. Nein, Ihr ſollt keine Gewalt über uns haben!

Erſtes Mädchen. Seid Ihr der Mann, der hier in dem Hauſe wohnt?

Wahnſchlucker. Nein doch, Ihr irrt Euch; ich fürchte mich vor dem Hauſe gerade ebenſo ſehr wie Ihr.

Zweites Mädchen. So ſeid Ihr alſo wol kein Hexenmeiſter?

Wahnſchlucker. Hol' Euch der Henker mit Eurem Gewäſche, ich bin Chriſtian Wahnſchlucker und wohne am Markt.

Erſtes Mädchen. Ach, um Verzeihung, Monſieur Wahnſchlucker, nun kenne ich Ihn. Aber habt Ihr nicht gehört, was in dem Hauſe paſſirt iſt?

Wahnſchlucker. Ja, gehört und geſehen, mehr als mir lieb iſt. Aber wie iſt es Euch ſo ſchnell zu Ohren gekommen?

Erſtes Mädchen. Ich hörte es auf dem Markte.

Wahnſchlucker. Wie hörtet Ihr es denn?

Erſtes Mädchen. Aufs Allergenaueſte, nämlich, daß in dieſem Hauſe der Teufel zu ſehen iſt, in Geſtalt eines Wolfes, und daß er drei Männer, die hineingehen wollten, in Stücke zerriſſen hat.

Wahnſchlucker. Und wo hörtet Ihr es?

Zweites Mädchen. Ich hörte es am Thor von einem Soldaten, ebenfalls aufs Allergenaueſte, nämlich, daß hier in der Straße vier Hexenmeiſter wohnen, die den Teufel beſchwören, der dann in Geſtalt eines Kaufmanns kommt, mit Hörnern an der Stirn, und ihnen Geld bringt.

Wahnſchlucker. Aber Kaufleute, ſo viel ich weiß, tragen doch keine Hörner.

Zweites Mädchen. Ja, das iſt doch, wie ich ſage, Monſieur Wahnſchlucker.

Wahnſchlucker. Nun ſollt Ihr von mir den allergenaueſten Bericht kriegen, Kinder, denn ich bin ſelbſt Augen- und Ohrenzeuge. Die ganze Straße hier iſt voller Hexenmeiſter und der Anführer davon wohnt in dem Hauſe da; vor einer halben Stunde citirte er den Teufel, und der kam denn auch mit einem Gepolter und Gelärme, als ob die Welt untergehen ſollte.

Erſtes Mädchen. Aber hat Herr Wahnſchlucker das denn ſelbſt mit angeſehen?

Wahnſchlucker. Ja, gewiß hab' ich es mit angeſehen, und darum kann Euch auch niemand beſſer Beſcheid ſagen als ich.

Zweites Mädchen. Wie ſah er denn aus?

Wahnſchlucker. Er hatte Krallen an den Füßen.

Erſtes Mädchen. Na, da hörſt Du nun die Geſchichte, Schweſter, und zwar von Einem, der alles ſelbſt mit angeſehen hat.

Zweites Mädchen. Aber, meiner Six, warum hat er denn nur Krallen an den Füßen?

Wahnſchlucker. Ja, wie ſoll ich das wiſſen, genug, daß ich es mit eigenen Augen geſehen habe. Wollt Ihr ein bischen hier warten, ſo kriegt Ihr ihn gewiß auch noch zu ſehen, wenn er wieder herauskommt; ich muß jetzt weiter.

Erſtes Mädchen. Ja, da müßte man ja wol nicht klug ſein, wenn man hier warten wollte.

Zweites Mädchen. Ich werde mich auch ſchön hüten.

Erſtes Mädchen. Ach, wir wollen uns nur dicht an den Herrn Wahnſchlucker halten.

(Sie faſſen ihn jede unter einen Arm und gehen mit ihm ab, indem ſie ſich bei jedem Schritte ängſtlich umſehen.)

Sechſte Scene.

Leander. Heinrich.

Leander. Heinrich!

Heinrich. Hier.

Leander. Die Tragödie, hoffe ich, ſoll morgen gut werden, wir müſſen nur blos noch für ein kleines Nachſpiel ſorgen.

Heinrich. Ja gewiß, ein luſtiges Nachſpiel müſſen wir haben, ſonſt liegt dieſe Tragödie vom Polidorus dem Publikum zu ſchwer im Magen.

Leander. Allerdings, es iſt eine verflucht ſchauerliche Tragödie.

Heinrich. Laß uns doch noch ein Stück aus dem italieniſchen Theater nehmen, den Doctor Baloardo.

Leander. Dazu brauchen wir ſo viel Koſtüme und Maſchinerien.

Heinrich. Ei, jeder beſorgt, was er braucht; mit meiner Doctormaſchine bin ich ſchon fertig.

Leander. Fertig wol noch nicht; wie wir das letzte Mal ſpielten, fehlte noch allerhand daran.

Heinrich. Nein, wahrhaftig, fix und fertig; ich werde ſie mal gleich heraus holen, um Euch den Beweis zu liefern.

(Läuft hinein, kommt aber gleich wieder mit der Doctormaſchine. Inzwiſchen geht Leander mit der Rolle in der Hand auf und ab und murmelt.)

Heinrich. Nun ſieh, ob da nicht alles im Stande iſt.

Leander. Laß einmal ſehen, wie Du Dich dabei anſtellſt.

(Heinrich kriecht in die Doctormaſchine und übt ſich damit.)

Leander. Ei ja, das geht vortrefflich; dieſe Doctormaſchine füllt uns allein vier Logen. Nun übe Dich nur weiter, ich will unterdeſſen hineingehen.

(Heinrich übt ſich auf der andern Seite der Bühne in ſeiner Doctormaſchine.)

Siebente Scene.

Von der andern Seite kommt **Hans Franzen** in einer Sänfte mit einem Diener. **Heinrich.**

Hans Franzen (in der Sänfte). Hier haltet mal ein bischen, Ihr Kerle, zu nahe möcht' ich dem Hexenmeiſter ſeinem Hauſe doch nicht kommen.

(Die Sänftenträger ſehen unterdeſſen, wie Heinrich ſich mit der Maſchine bald groß, bald klein machte, werfen die Sänfte mit dem Herrn darin um und laufen ſammt dem Bedienten fort; Heinrich übt ſich noch einige Zeit und geht dann ebenfalls ab.)

Achte Scene.

Ein fremder Mann. **Hans Franzen** in der Sänfte.

Der Mann. Ehe ich ſo was glaube, muß ich es meiner Treu erſt ſehen; die es mir unterwegs erzählt haben, waren lauter alte Kerle, Dienſtmädchen oder alte Weiber. Aber da liegt ja eine umgeworfene Sänfte, was ſoll das denn heißen? Alle Wetter, was ſeh' ich? da liegt ja ein todter Menſch? Ja, weiß

Gott, mauſetodt, da hilft kein Spötteln mehr. Aber er iſt doch noch warm, ich muß ihn einmal in die Naſe kneifen, ob das vielleicht hilft.

Hans Franzen (in der Sänfte). Au! — Ach, Herr Lucifer, laßt mir doch nur Zeit, meine Sünden zu beweinen!

Der Mann. Meinetwegen weint, ſo lange Ihr Luſt habt, ich bin nicht gekommen, Euch den Garaus zu machen.

Hans Franzen (in der Sänfte). Seid Ihr denn alſo kein Teufel?

Der Mann. Nicht daß ich wüßte; warum thut mein Herr aber ſolche Fragen?

Hans Franzen (in der Sänfte). Auch kein Hexenmeiſter?

Der Mann. Was Henker iſt das für ein Gewäſche?

Hans Franzen (in der Sänfte). Wie könnt Ihr Euch denn aber ſolch anderes Ausſehen geben?

Der Mann. So wenig wie ich können ſich gewiß wenig Menſchen ein anderes Ausſehen geben; ich will des Teufels ſein, wenn das nicht meine ganze Garderobe iſt, was ich auf dem Leibe trage.

Hans Franzen (in der Sänfte). Ihr ſaht doch vorhin wie ein Doctor aus und jetzt ſeht Ihr wieder aus wie ein Menſch?

Der Mann. Iſt denn ein Doctor kein Menſch?

Hans Franzen (in der Sänfte). Ein Doctor ohne Kopf, wie ich ihn ſah, nicht.

Der Mann. Ich kenne, meiner Treu, verſchiedene Doctoren ohne Kopf, denen doch niemand abſtreiten wird, daß ſie Menſchen ſind.

Hans Franzen (in der Sänfte). Ach, nicht doch, Ihr verſteht mich nicht. Da war ein Doctor, der hatte einen Kopf und bald wieder hatte er keinen; denn mit Naſe, Mund, Augen und Ohren rutſchte er herunter bis in den Bauch, ſo daß zuletzt nichts übrig blieb als der Hut, der ganz allein auf dem Rumpfe ſtand.

Der Mann. Steht doch nur auf, mein Herr, und erzählt mir Euer Abenteuer, Ihr braucht vor mir nicht bange zu ſein, ich bin Bürger hier in der Stadt, und bin blos aus Neu-

gierde hierhergekommen, um zu ſehen, ob das wirklich wahr iſt, was man ſich von den Zaubergeſchichten erzählt, die hier in der Straße paſſiren ſollen.

Hans Franzen (in der Sänfte). Ja, leider, das iſt nur allzu wahr. In derſelben Abſicht kam auch ich, eben zu meinem Unglück. Denn ſowie ich mich dem verwünſchten Hauſe näherte, ließ ſich der Teufel ſehen, worüber die Sänftenträger ſo erſchraken, daß ſie mich mitſammt der Sänfte mitten auf der Straße umwarfen und davonliefen.

Der Mann. Alle tauſend, ſo iſt es alſo doch wahr, daß hier Hexerei getrieben wird? Aber ſah und hörte mein Herr nichts weiter?

Hans Franzen (in der Sänfte). Ei ja freilich, ich kann es blos nicht alles ſo genau beſchreiben von wegen des Schreckens, der mich gepackt hat; es war ein Unwetter mit Donner und Blitz.

Der Mann. So laßt uns denn auch hier nicht länger verweilen.

Hans Franzen (in der Sänfte). Aber nun weiß ich nicht, wie ich nach Hauſe kommen ſoll, da die Sänftenträger fort ſind.

Der Mann. Wie heißt mein Herr denn?

Hans Franzen (in der Sänfte). Ich heiße Hans Franzen und bin eben erſt aus Paris zurückgekommen.

Der Mann. Ja, da hat Er freilich Recht; da würde es ſich allerdings für ihn nicht paſſen, zumal in der Stadt, zu Fuße zu gehen.

Hans Franzen (in der Sänfte). Ja, am Ende werde ich doch müſſen, da ich hier doch nicht länger bleiben kann.

Der Mann. Kann mein Herr ſich entſchließen zu Fuß nach Hauſe zu gehen, ſo wird er ſich ſelbſt eine Wohlthat erzeigen; denn in dieſer Nachbarſchaft ſich lange aufzuhalten, das thut nicht gut.

Hans Franzen (in der Sänfte). Ja, dann muß ich mich freilich entſchließen. Wenn mir nur unterwegs niemand begegnet, der mich kennt.

(Steigt hinaus.)

Der Mann. Ei, was will das bedeuten, mein Herr, ich habe wol ſo manchen von unſern ausländiſchen jungen Herren gekannt, die hatten auch lange Zeit keine Füße, ſondern ließen ſich fahren und tragen, zuletzt aber gingen ſie doch wieder auf zwei Beinen, gerade wie andere gemeine Bürger.

(Beide ab.)

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Leander. Nachher zwei Drehorgeljungen.

Leander. Nun kann ich meine Rolle an den Fingern hersagen. Ich wollte, das Stück wäre noch heute Abend, da nähme ich gleich etwas Geld ein, um den Wechsel zu bezahlen. Ich fürchte nur, sie bringen mich noch vorher in Arrest, darum muß ich mich vor niemand sehen lassen. Käme es übrigens zum Aeußersten, so sollte ich doch meinen, daß sich jemand erbarmte und für fünfzig Thaler für mich gut sagte.

(Unterdessen ist ein **Junge** eingetreten, zupft ihn am Arm.)

Der Junge. Kaufen der Herr nicht das neue Lied von dem Kerl, der sich dem Teufel verschrieben hat, auf Deutsch und auf Dänisch?

Leander. Verschreiben sich die Leute dem Teufel denn jetzt auf Deutsch und Dänisch? Ich dächte, es wäre an einem genug.

Der Junge. Nein, das ist nicht so gemeint: das Lied ist deutsch und dänisch zu haben.

Leander. Diese Art Lieder machen, was die Schnelligkeit der Uebersetzung anbetrifft, mehr Glück als unsere besten Komödien. Nein, Kamerad, Deine neuen Lieder mußt Du an die alten Weiber verkaufen, ich brauche dergleichen nicht.

Ein zweiter Junge (tritt ein). Monsieur, eine funkelnagelneue Relation von dem Teufel, der Einem erschienen ist in Kaufmannsgestalt mit Hörnern vor dem Kopfe!

Leander. Bist Du nicht bei Trost, Junge? Gehen denn

die Kaufleute mit Hörnern vor dem Kopfe? Aber freilich, auf gewiſſe Art iſt es doch ganz richtig. Nein, ich kaufe nichts, mach' fort mit Deinen Geſchichten. — Das iſt was Schreckliches in der Stadt mit dieſen neuen Liedern; man hat prophezeit, die Welt werde durch Feuer untergehen, wenn das aber ſo fort geht, ſo geht ſie, glaub' ich, vielmehr durch neue Lieder unter.

Leanders Junge. Monſieur, jetzt heißt es untergekrochen, die Schaarwache iſt auf dem Wege, um Euch ins Loch zu ſtecken.

Leander. Alle tauſend, hab' ich's doch gedacht! Das iſt doch verflucht hart, einen ehrlichen Kerl um lumpige fünfzig Thaler einzuſchweißen, beſonders wenn man weiß, daß er etwas verdienen kann. Aber wahrhaftig, da kommen ſie, ich muß laufen und die Thüre hinter mit zuſchließen.

(Sie gehen ab.)

Zweite Scene.

Eine anſehnliche Schaar **Bewaffneter** kommt. **Lars.** Nachher **Leander** und **Heinrich.**

Der Anführer. Hört, Leute, gehe Einer von Euch zuerſt hin und poche an die Thüre; wenn keiner aufmacht, ſo erbrechen wir ſie mit Gewalt, hört Ihr wol? Ich glaube gar, Ihr ſeid bange; vorwärts, oder es ſetzt meiner Seele Hiebe! Lars, geh' Du mal hin und klopfe an, Dir fehlt es ja ſonſt nicht an Courage.

Lars. Nein, allerdings, vor Menſchen bin ich nicht bange, und wenn ihrer noch ſo viele ſind, aber gegen den Teufel, da bin ich der reine Haſenfuß.

Der Anführer. Ei, Poſſen, was kann er Dir denn anhaben, ſo lange Du in Deinem Berufe biſt?

Lars. Warum geht Ihr denn nicht ſelbſt?

Der Anführer. Na, das werde ich auch, ich bin nicht bange vor dem Teufel. (Geht einige Schritte vorwärts, kehrt jedoch gleich wieder um.) Hört Ihr wol, Leute, geht gleich hin und pocht, oder Ihr ſollt die Schwerenoth kriegen! Iſt das nicht der reine Scandal, wir kommen hier zu ganzen Haufen und nicht Einer hat Courage!

Ei, Ihr Hundsſötter, ſo viel Ihr ſeid, nun ſollt Ihr gleich ſehen, wie ich anpochen werde! (Geht vorwärts, kehrt aber wieder um.) Wir wollen mal lieber rufen und ſehen, ob er vielleicht aufmacht.

(Alle rufen: Aufgemacht!)

Leander (oben am Fenſter). Ach, Ihr lieben Leute, ich bin ja doch ein anſäſſiger Mann, ich laufe Euch ja nicht fort!

Der Anführer (leiſe). Wir wollen ihm gute Worte geben, um ihn herauszulocken. (Laut) Na kommt nur heraus, Kamerad; ſeid Ihr unſchuldig, ſo wird Euch ja auch nichts Böſes geſchehen.

Leander. Schuldig bin ich, das kann ich nicht in Abrede ſtellen. Aber um einen ehrlichen Mann gleich ins Loch zu werfen, dazu iſt die Sache doch nicht angethan?

Der Anführer. Ha ha, nicht dazu angethan?

Leander. Dazu angethan oder nicht, ſo ſind jedenfalls hundert Menſchen in der Stadt, die mehr ſchuldig ſind als ich und doch nicht gleich eingeſteckt werden.

Der Anführer. Das thut uns leid zu hören, daß in einer chriſtlichen Stadt ſo viel gottloſe Menſchen ſind. Wenn Ihr ins Verhör kommt, müßt Ihr ſie alle angeben, ſo viel wie Ihr kennt, das rathe ich Euch; es iſt der einzige Weg, auf dem Ihr noch Pardon bekommen könnt.

Leander. Was zum Henker geht es mich an, ob ſie ſchuldig ſind oder nicht? Das mag jeder für ſich ſelbſt bekennen.

Der Anführer. Ja gewiß, jeder ſoll für ſich ſelbſt bekennen, aber Ihr müßt ſie nur erſt angeben.

Leander. Ich ſoll ſie angeben? Die Kerle müſſen wirklich verrückt ſein.

Lars. Sprecht nicht weiter mit ihm, er iſt beſeſſen, es iſt der böſe Feind, der aus ſeinem Munde ſpricht.

Leander. Und aus Deinem Munde, glaub' ich, ſpricht der Branntwein.

Der Anführer. Hört, Monſieur, kommt in Güte heraus, ſonſt geht es Euch ſchlecht; Ihr wißt ja wol ſelbſt, was das heißt, ſich der Wache widerſetzen.

Leander. Einſperren laſſe ich mich meiner Seel' nicht;

auch habt Ihr gar kein Recht dazu, indem ich mich erbiete, in Zeit einer Stunde Sicherheit zu ſtellen.

Der Anführer. Sicherheit? Nicht die ganze Welt kann Sicherheit für Euch ſtellen.

Leander. Hört, Meſſieurs, nun geht Eurer Wege und ſchlaft Euren Rauſch aus, Ihr ſeid im Thrane, merk' ich.

Der Anführer. Na, das ſoll Ihm theuer zu ſtehen kommen!

Leander. Na, dann habt Ihr den Verſtand verloren, eines von beiden muß ſein; denn ſonſt könntet Ihr unmöglich ſagen, die ganze Welt könnte nicht Sicherheit ſtellen für ſolche Lumperei.

Der Anführer. Ei, Du Böſewicht, nennſt Du das eine Lumperei? Du biſt doch wirklich des ſchmählichſten Todes werth!

Leander. Und Ihr ſeid werth, mit ſammt Eurer ganzen Gevatterſchaft in den Narrenthurm geſperrt zu werden. Ein-für allemal: wenn Ihr Euch nicht packt, ſo ſoll Euch das Donnerwetter auf den Hals kommen, ſo viele Euer ſind!

Der Anführer. Hört, Leute, wir müſſen das Haus mit Sturm nehmen, formirt Euch in zwei Glieder, ich werde den Rücken decken. Durch bloße Drohungen dürfen wir uns nicht ſchrecken laſſen; mag er ſo viel Teufel beſchwören, wie er will, an uns haben ſie keine Macht, ſintemal wir in unſerm löblichen Berufe ſind. Na, ſo marſchirt doch los, was ſteht Ihr ſo verzagt? Friſch zu, faßt Euch ein Herz und bedenkt, daß es uns ja für ewige Zeiten zu Spott und Schande gereichte, müßten wir unverrichteter Sache wieder umkehren! Denkt auch an den Zorn Eurer Vorgeſetzten und daß Ihr kaſſirt werdet ohne Paß und Abſchied! Ihr habt doch bei verſchiedenen anderen Gelegenheiten ein männliches Herz gezeigt; ſeid Ihr denn nicht mehr dieſelben? Wo iſt Eure alte Tapferkeit geblieben? Vorwärts, ſag' ich!

Lars. Ein Schuft will ich ſein, wenn ich vorangehe! Das iſt nicht unſer Metier, uns mit dem Teufel zu ſchlagen; habt Ihr nicht gehört, wie er uns drohte? Auch nützt es gar nichts, ihn anzugreifen, er hat ſich feſt gemacht, und wenn wir ſchießen, ſo kehren die Kugeln auf uns ſelbſt zurück.

Der Anführer. Auf der Stelle mir gefolgt! Die Spieße gefällt! Das muß nun biegen oder brechen!

(Leander feuert eine Piſtole ab, worauf die ganze Wache zur Erde fällt.)

Leander. Ha ha ha! Das ſind auch die richtigen Kerle, die man zu einer Execution ausſchickt. Heinrich, komm mal ſchnell her, hier iſt was Hübſches zu ſehen. — Na, aber ſteht der Narr nun nicht noch und übt ſich mit der Doctormaſchine? Komm doch her, Heinrich, und ſieh!

(**Heinrich** kommt heraus in der Doctormaſchine; die Wache ſpringt auf, ſchreit und ergreift die Flucht.)

Dritte Scene.

Leander. Heinrich.

Heinrich. Was Teufel ſind das für Geſchichten? Ich komme heraus und finde die ganze Straße überſäet mit einem halben Hundert von Bettelvögten und Häſchern, und meine bloße Annäherung reicht hin, ſie vom Tode zu erwecken und in die Flucht zu treiben; gewinne ich noch mehr ſolche Bataillen, ſo iſt Alexander Magnus gegen mich ein dummer Junge.

Leander. Sie ſind alle fort, wie ich ſehe, Heinrich.

Heinrich. Ja, verſteht ſich.

Leander. Wo ſind ſie denn geblieben?

Heinrich. Ja, frage, wo die geblieben ſind; mit dieſer Hand ſchlug ich ihren rechten, mit dieſer ihren linken Flügel in die Flucht und mit der Spitze meines Doctorhuts durchbrach ich ihr Centrum. Eigentlich, Monſieur, wäre es wol in der Ordnung, daß Ihr den Hut abnehmt, wenn Ihr mit einem Mann ſprecht, wie ich bin.

Leander. Soll das etwa eine Heldenthat heißen, ſo bin ich ein noch größerer Held: denn ich habe ganz allein einem lebendigen Kriegsheer Stand gehalten, Du aber blos einem todten.

Heinrich. Das iſt keine Kunſt, Leute todt zu ſchlagen, das können noch andere Doctoren als ich: aber ſie wieder lebendig machen, das will was heißen.

Leander. Aber wo blieben ſie nur?

Heinrich. Sie liefen fort, die undankbaren Hunde, ohne mir meine Mühe zu vergüten.

Leander. Nimm Dich nur in Acht, daß ſie Dir nicht das Fell ausklopfen, wenn ſie Dich erwiſchen.

Heinrich. Das wäre ja eine ſchöne Geſchichte: dem Doctor, der die Todten lebendig macht, wird das Fell ausgeklopft, der dagegen, der Lebendige todt ſchlägt, kriegt von den Erben der Verſtorbenen ſein Salair.

Leander. Aber genug des Spaßes; kannſt Du irgend etwas hiervon begreifen?

Heinrich. Der Teufel ſoll den holen, der nur das Mindeſte begreift!

Leander. Mir iſt ganz wirre davon im Kopfe.

Heinrich. Und mir ſchwindelt, als wäre ich aus dem Monde gefallen.

Leander. Daß man mich Schulden halber einſperren will, das kann ich allenfalls begreifen, die Redensarten aber, deren ſie ſich dabei bedienten, ſind mir ganz unfaßbar.

Heinrich. Ich begreife das Eine ſo wenig wie das Andere. Oder was hat Euer Gläubiger davon, daß er Euch einſtecken läßt? Im Gegentheil, es wäre ja gegen ſein Intereſſe, wenn er einen von den Schauſpielern greifen ließe. Es iſt gar nicht die Wache geweſen, Monſieur, ſondern einige Spaßvögel, die ſich verkleidet haben, um uns einen Schabernack zu ſpielen.

Leander. Glaubſt Du wirklich, Heinrich?

Heinrich. Ja, was ſoll ich anders glauben? Denkt Ihr, Ihr könnt mit einem einzigen Piſtolenknall den ganzen Magiſtrat zu Boden ſtrecken oder mit einem halben Quentchen Zündkraut die ganze ſtreitbare Häſcherfacultät in die Pfanne hauen?

Leander. Aber man hat mich ſchon vorher gewarnt, daß mein Gläubiger mich will feſtnehmen laſſen?

Heinrich. Der größte Dienſt, den Ihr Eurem Gläubiger jetzt erweiſen könnt, iſt, daß Ihr Eure Rolle gehörig memorirt; das will ich ebenfalls thun und kein Wort mehr über die Narrenspoſſen verlieren. (Heinrich geht hinein.)

Vierte Scene.

Leander allein.

Leander. Es iſt mir doch nicht denkbar, daß diejenigen, die mich auf die böſe Abſicht meines Gläubigers aufmerkſam machten, einen bloßen Scherz mit mir getrieben haben ſollten. Denn daß der Wechſel nicht acceptirt worden, iſt gewiß; er konnte auch nicht acceptirt werden, weil ich die fünfzig Thaler dafür nicht aufzutreiben wußte, wenigſtens nicht in der kurzen Zeit, auf die der Wechſel geſtellt war. Aber was hätte er davon, mich einſperren zu laſſen? Höchſtens, daß er ſich einbildet, die andern Schauſpieler würden mich auslöſen. Da müßte doch wirklich noch ein Artikel ins Geſetzbuch aufgenommen werden, daß niemand einen Schauſpieler dürfte einſtecken laſſen; vielleicht läßt ſich auf uns anwenden, was von den Beamten gilt, daß niemand in Ausübung ſeines Berufes verhaftet werden darf. Darum will ich nur meine Rolle weiter ſtudiren, damit, falls noch einige ſolcher Vogel Greifs kommen, ich ſagen kann: Meſſieurs, Ihr ſeht, ich bin in meinem löblichen Amte und Berufe. (Geht wieder auf und nieder und murmelt, mit der Rolle in der Hand.)

Fünfte Scene.

Leander. Zwei Mädchen.

Erſtes Mädchen. Hier alſo wohnt er, Schweſter?

Zweites Mädchen. Ja, und da geht er ſelbſt und murmelt.

Erſtes Mädchen. Gewiß ſtellt er Beſchwörungen an, um verlorene Sachen nachzuweiſen.

Zweites Mädchen. Sieh einmal, wie er den Kopf in die Höhe wirft!

Erſtes Mädchen. Ja, ſo Geiſter zu beſchwören, das koſtet Anſtrengung.

Zweites Mädchen. Darum laſſen ſie ſich auch tüchtig dafür bezahlen.

Erſtes Mädchen. Ich möchte doch keinen Geiſt ſehen.

Zweites Mädchen. Wir kriegen ſie auch gar nicht zu ſehen, der Hexenmeiſter ſieht ſie ganz allein, und übrigens hab' ich auch einen Stahl in der Taſche, da brauche ich nicht bange zu ſein. Aber ſieh mal, wie er ſich nun anſtellt!

Leander. Mit wem wollt Ihr ſprechen, Ihr Mädel?

Erſtes Mädchen. Er iſt ja wol der, der hier wohnt?

Leander. Warum fragt Ihr ſo, wollt Ihr hier etwa ſpioniren?

Erſtes Mädchen. Nein, wahrhaftig, wir verrathen Ihn gewiß nicht, wir ſind nicht von der Sorte.

Leander. Das hoffe ich ebenfalls; es iſt hier ein Lärm gemacht um gar nichts, daß man aus der Haut fahren möchte. Iſt das nicht wunderlich, Ihr Kinderchen? Da kommen ſie hierher ein ganzes Regiment ſtark und wollen mich ins Gefängniß bringen um nichts und wieder nichts.

Erſtes Mädchen. Monſieur mag wol ſagen: um nichts und wieder nichts, ich wollte nur, wir hätten mehr ſolche Leute in der Stadt wie Er, da würden die Diebe das Stehlen hübſch bleiben laſſen.

Leander. Schön Dank für die gute Meinung, die Ihr von mir habt: aber ich wüßte doch nicht, auf welche Weiſe ich den Dieben das Handwerk legte.

Erſtes Mädchen. Nun allerdings, ſo eigentlich nicht, mein Herr. Aber wenn die Obrigkeit nicht helfen will, ſo muß man doch ſeine Zuflucht zu ſolchen guten Leuten nehmen, wie Er iſt.

Leander. Alle Wetter, wofür haltet Ihr mich? Denkt Ihr, ich bin die Polizei hier in der Stadt?

Erſtes Mädchen. Ei nein, wir kennen Monſieur recht gut.

Leander. Nun, wer bin ich denn?

Erſtes Mädchen. Seinen Namen weiß ich zwar nicht, aber meine Madame kennt Ihn; ſie ſchickt mich her und läßt bitten, Monſieur möchte doch ſo gut ſein, Einem, der kürzlich eine gol-

dene Uhr bei ihr gestohlen hat, für Geld und gute Worte ein Auge auszuschlagen.

Leander. Hol' Euch der Teufel, Dich und Deine Madame mitsammt Eurer goldenen Uhr! Schlag' ich etwa den Leuten die Augen aus?

Erstes Mädchen. Ja, ich weiß es ja recht gut, daß Monsieur das nicht will bekannt werden lassen. Aber meine Madame verspricht auch heilig, daß sie Ihn nicht verrathen will, und will sich auch nichts merken lassen gegen keine Menschenseele.

Leander. Hört, mein Kind, ich will Euch nichts zu Leide thun, Ihr seid vermuthlich ein einfältiges Geschöpf, das man in den April geschickt hat: aber nun geht auch Eurer Wege mit dem Geschwätz.

Erstes Mädchen. Ach mein theuerster Monsieur, ich weiß ja, daß Er sich nicht Jedem zu erkennen giebt, aber so wahr ich ehrlich bin, wir verrathen Keinem was.

Zweites Mädchen. Das versichere ich ebenfalls; ich will tausendmal lieber ein Beest sein, ehe das über meine Lippen kommen soll.

Leander. Die ganze Stadt, glaube ich, ist von einer Krankheit befallen, die sie verrückt macht; eben erst war die Wache hier und wollte mich zwingen, die Leute in der Stadt anzugeben, die etwas schuldig sind, und nun wieder kommen diese hier und verlangen, ich soll den Leuten die Augen ausschlagen. Hört mal, wer hat Euch denn geschickt?

Erstes Mädchen. Das hat Madame mir verboten zu sagen; aber diese zwei Ducaten hat sie mir für Monsieur mitgegeben, und wenn der Dieb die Uhr wiederbringt, will sie gern noch mehr geben.

Leander (zu der zweiten). Und Euer Auftrag?

Zweites Mädchen. Ich komme von einer jungen Dame, die hat ein zärtliches Verhältniß zu einem jungen Herrn, in den sie verliebt ist, aber er erwidert ihre Liebe nicht, und darum möchte sie nun gern, daß Monsieur vermittelst seiner Kunst ihn ebenfalls in sie verliebt machte; zu dem Ende schickt sie hier zehn Reichsthaler als Vorausbezahlung.

Leander. Hört jetzt, was ich Euch ſage: ſeid ſo gut und vermeldet der Madame ſowol wie der jungen Dame meinen gehorſamſten Reſpect und ſagt ihnen, ich hielte ſie alle beide für ein Paar Canaillen, bis ſie den Beweis führen würden, daß ich ein Hexenmeiſter bin. Und was Euch anbelangt, wenn Ihr Beſtien nun nicht gleich Eurer Wege geht, ſo haue ich Euch das Fell durch! (Will gehen, ſie aber halten ihn zurück, bald zupft ihn die Eine, bald die Andere und zwingt ihm das Geld auf.)

Leander (bei Seite). Das ſind vierzehn Thaler, die mir hier ganz unvermuthet aufgedrungen werden. Könnte ich das Geld nicht ſachte behalten und mich ſtellen, als wäre ich wirklich ein Hexenmeiſter? Riskiren thue ich dabei nichts, da ſie ſich ebenſo wenig davon merken laſſen dürfen wie ich, und da ſie mir das Geld vorausbezahlen, ſo kann ich ihnen ja in Gottes Namen verſprechen, was ſie wollen. (Laut) Hört, liebe Kinder, da Ihr verſprecht, niemand nachzuſagen, daß ich dieſe Kunſt wirklich übe, ſo will ich Euch darin zu Dienſten ſein; ich thue es nicht für Jeden, ſondern blos für gute Freunde, von denen ich weiß, daß ſie ſchweigen. Die Obrigkeit iſt auf Leute meiner Profeſſion nicht gut zu ſprechen, obwol wir unſer Pfund lediglich zu unſeres Nächſten Beſten verwenden. Und nun hört zu! Montag früh, ſo gegen neun Uhr, da wird der Dieb kommen, auf einem Auge blind, und wird die Uhr zurückbringen; aber Ihr dürft ihm kein Leid weiter thun, er iſt ſchon beſtraft genug, daß er ſein Auge eingebüßt hat. Was die andere Affaire angeht, ſo ſoll der Herr, der jetzt kaltſinnig iſt, ebenſo verliebt in die junge Dame werden, wie ſie jetzt in ihn iſt, und ſie ſoll ſo kaltſinnig werden, als ſie bisher in Flammen ſtand.

Zweites Mädchen. Nein, mein Herr, das iſt nicht, was ſie wünſcht, ſie will ſo verliebt bleiben, wie ſie iſt, aber er ſoll ebenſo feurig werden; verſtanden?

Leander. Allerdings verſteh' ich, die Sache iſt aber nicht leicht. Indeſſen, weil Sie es iſt, werde ich ein Uebriges thun; es iſt aber gerade noch mal ſo ſchwer wie das Andere.

Erſtes Mädchen. Aber, mein Herr, dürfte ich Euch wol noch etwas unter vier Augen anvertrauen, ich möchte nicht gern,

daß Gertrud das hört. Ich bin nämlich des Nachts ſo erſchrecklich von Erſcheinungen geplagt; bald ſchwebt mir dies, bald jenes Mannsbild vor Augen und hindert mich am Einſchlafen, und dabei brennen mir die Glieder, als ob ich im hitzigen Fieber läge.

Leander. Es taugt Euch nicht, allein zu ſchlafen, mein Kind; Ihr müßt den Bedienten oder den Kutſcher bitten, daß er bei Euch ſchläft, natürlich unter der Bedingung, daß ſie Euch keinen Schaden anrichten.

Erſtes Mädchen. Nein, das wage ich doch nicht.

Leander. So will ich Euch einen andern Vorſchlag machen: nehmt einen guten reifen Apfel, theilt ihn in drei Stücke, auf das erſte Stück thut Ihr ein bischen Senf und eßt es den erſten Tag, auf das zweite Stück thut Ihr ein wenig Kampher und eßt es den zweiten Tag, auf das dritte Stück ſtreut Ihr ein wenig Kaffe, der darf aber nicht gemahlen ſein, blos geſtoßen, und eßt es den dritten Tag; damit fahrt drei Tage fort, ohne etwas anderes zu Euch zu nehmen, und wenn die Erſcheinungen dann nicht fort ſind, dann ſollt Ihr Euer Geld wieder haben.

Erſtes Mädchen. Das iſt eine harte Kur, da werde ich doch wol lieber Euren erſten Rath befolgen.

Leander. Ja, allerdings, der iſt ſicher und hat ſchon vielen geholfen; die Anweſenheit eines Mannes im Schlafzimmer eines Frauenzimmers vertreibt vermittelſt der Sympathie, die zwiſchen beiden iſt, die böſen Geiſter, die ſonſt da ihr Weſen treiben. Gefahr iſt weiter nicht dabei, und wenn Ihr den Männern den Grund ſagt und daß Ihr es blos geſundheitshalber thut, und bittet ſie, hübſch ſtill zu liegen, ſo thun ſie es gewiß mit dem größten Vergnügen.

Erſtes Mädchen. Alſo der Herr glaubt, daß mir niemand einen Vorwurf daraus machen kann, da ich es blos geſundheitshalber thue?

Leander. Ei, bewahre, die Geſundheit iſt ja das koſtbarſte Kleinod, das wir beſitzen.

Erſter Mädchen. Das iſt meiner Treu ein vortrefflicher Rath, ich hatte wol ſchon ſelbſt daran gedacht, ich dachte aber — na, Monſieur kann ſich wol denken, was ich meine.

Leander. Ja wohl, ich kenne dieſe und alle Eure ſonſtigen Gedanken.

Erſtes Mädchen. Iſt es möglich? Kann Monſieur mir da wol ſagen, was ich jetzt eben denke?

Leander. Ihr denkt, dieſer brave Mann, der mir ſolchen guten Rath gegeben, hätte für ſeine Mühe wol eine kleine Aufmerkſamkeit verdient.

Erſtes Mädchen. Zum wenigſten hätte ich es denken ſollen; will Monſieur dieſe zwei Mark nicht verſchmähen und wollt Ihr mir außerdem auch wol ſagen, wen ich liebe?

Leander. Ihr habt ſchon Verſchiedene geliebt, jetzt aber richten ſich Eure Gedanken am meiſten auf einen gewiſſen .... Laß ſehen, nun werd' ich den Namen gleich haben. Eine Mannsperſon iſt es, das weiß ich ſicher ....

Erſtes Mädchen. Ja gewiß; in dem Punkt hat Monſieur es getroffen.

Leander. Er iſt ein großgewachſener Menſch —

Erſtes Mädchen. Nein, von Statur iſt er doch nur mittelmäßig.

Leander. Wenn man es ſo nehmen will, allerdings, aber er iſt doch einen ganzen Kopf größer als Ihr.

Erſtes Mädchen. Wenn Ihr ihn mit mir vergleicht, ſo habt Ihr allerdings Recht.

Leander. Na, das wollt' ich meinen; wenn ich ſagte, er wäre groß gewachſen, ſo that ich das in Beziehung auf Euch, mit wem hätte ich ihn auch wol beſſer vergleichen können?

Erſtes Mädchen. Könnt Ihr ihn mir noch weiter beſchreiben?

Leander. Das iſt meine geringſte Kunſt; er iſt bildſchön.

Erſtes Mädchen. Na, davon wollen die Leute nun ſo eigentlich nichts wiſſen.

Leander. Was ſcheeren mich die Leute, wer kann allen gefallen? Er iſt ſchön, behaupte ich, in meinen Augen und iſt nicht minder ſchön in Euren Augen.

Erſtes Mädchen. Ja, das iſt meiner Seele richtig. Aber hält Monſieur ihn in der That nicht für recht niedlich?

Leander. Es iſt einer von den ſchönſten Mannsbildern, die mir je vor Augen gekommen ſind.

Erſtes Mädchen. Das freut mich, daß er Andern doch ebenſo erſcheint wie mir. Aber was hat er denn für eine Profeſſion?

Leander. Er iſt Commiſſionär.

Erſtes Mädchen. Nein, in dem Punkt ſeid Ihr irre, er iſt Sergeant.

Leander. Na, das meine ich ja eben, der Sergeant iſt ja des Fähnrichs Commiſſionär. Wenn der Fähnrich nicht da iſt, habt Ihr da nicht geſehen, wie der Sergeant für ihn eintritt und die Fahne trägt? Denkt Ihr, ich verſtehe meine Profeſſion nicht? Ich bin im Stande und beſchreibe ihn Euch von oben bis unten; er ſpricht nicht übel deutſch?

Erſtes Mädchen. Ja wahrhaftig, das thut er.

Leander. Er trägt ſein eigenes Haar und eine Schnur um den Hut.

Erſtes Mädchen. Ja.

Leander. Aber wenn er zu Hauſe iſt, da trägt er eine Mütze.

Erſtes Mädchen. Ach genug, genug, mein Herr, ich mag gar nicht mehr fragen, ich höre ſchon, daß Ihr doch alles wißt. (Zu dem andern Mädchen) Ach, Schweſter, das iſt ein erſtaunlicher Mann, der weiß alles, das Vergangene und das Zukünftige.

Zweites Mädchen. Ach, Schweſter, komm, laß uns gehen, ich bin bange, er weiß am Ende auch etwas, wovon ich nicht möchte, daß irgend ein Menſch es je zu wiſſen kriegt.

Erſtes Mädchen. So geh' hin und bitte ihn, ſo ſagt er gewiß nichts nach, er iſt ein ſehr honneter Mann.

Zweites Mädchen. Ach, mein theurer Monſieur, ich bin bange, Ihr wißt, was letzte Nacht paſſirt iſt —

Leander. Ja gewiß, das weiß ich alles haarklein. Erſt kam —

Zweites Mädchen (leiſe zu ihm). Ach, Monſieur, nicht weiter, ich will nicht, daß die Andere das hören ſoll; denn wenn es herauskäme, bliebe der Hausknecht nicht eine Stunde länger im

Dienſte. Möchte Monſieur doch dieſe achtundzwanzig Schillinge nicht verſchmähen —

Leander. Schön Dank.

Zweites Mädchen. Ihr werdet mich alſo nicht verrathen?

Leander. Nein, Ihr könnt Euch darauf verlaſſen. Adieu, alle beide, und mein Compliment an die Madame und das Fräulein. Will ſich ſonſt noch jemand Raths bei mir erholen, ſo bin ich gleich hier gegenüber zu finden. (Die Mädchen ab.)

Sechſte Scene.

Leander allein.

Leander. Je länger, je toller; laß ſehen, ob ich noch alles zuſammenbringe. Bewaffnete Mannſchaft vor meiner Thüre; die Sicherheit der ganzen Welt nicht ausreichend für fünfzig Thaler; ein Verbrechen, fünfzig Thaler eine Lumperei zu nennen; Aufforderung, ſämmtliche Debitoren der Stadt anzuzeigen. „Viele Empfehlungen von der Madame und ſie läßt ſchön bitten, Er möchte doch einem Dieb ein Auge ausſchlagen.“ „Eine ſchöne Empfehlung von dem Fräulein und ſie läßt ſchön bitten, Er möchte doch einen jungen Herrn in ſie verliebt machen.“ Hier zwei Ducaten in dieſe Hand, da zehn Reichsthaler in die andere Hand. Was Henker heißt das? Entweder ich bin toll und kenne mich ſelbſt nicht mehr, oder die ganze Stadt iſt toll. Iſt die ganze Stadt toll, ſo wünſche ich blos, daß ſie nicht eher wieder klug wird, als bis ich ſie heile, damit würde ich wenigſtens für einige Zeit meine Rechnung finden. Dieſe Mädchen werden mich um meiner Kunſt willen weiter recommandiren und in kürzeſter Zeit werde ich ſo viel Geld einnehmen, daß ich meinen Wechſel damit bezahlen kann. Und ſo will ich denn nur wieder ins Haus gehen; wenn jemand kommt und nach mir fragt, ſo kann der Junge unterdeß ſagen, ich wäre aufs Land und kaſſirte Geld ein, um bei meiner Rückkunft die fünfzig Thaler zu bezahlen, und wenn jemand kommt, der mich als Hexenmeiſter conſultiren will, ſo ſoll er ihn mir nur hineinſchicken.

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Arv, der Hausknecht, allein.

Arv. Ach, wenn ich mein Geſchäft doch nur erſt zu Ende gebracht hätte! Ich ſoll zu einem Hexenmeiſter gehen, der hier an der Ecke wohnt, und meine gnädige Fräulein bei ihm anmelden; ihr iſt ein Dutzend ſilberne Löffel weggekommen und da hat ſie nun einen von uns Dienſtboten in Verdacht. Sie wird gleich ſelbſt kommen mit ſämmtlichem Geſinde, um die Wahrheit zu erkunden. Ich zittere am ganzen Leibe; denn noch nie habe ich einen Hexenmeiſter geſehen, geſchweige denn mit einem geſprochen. Aber Courage, Arv, Du haſt ja ein gutes Gewiſſen! Ich fürchte blos, wenn er mich zittern ſieht, ſo denkt er, ich bin der Dieb; ich will mir mal vorſtellen, als ob ich bereits mit ihm redete, um zu ſehen, wie ich mich dabei benehme. (Arv nimmt den Hut unter den Arm, verbeugt ſich.) Ein Compliment von der gnädigen Frau an den Herrn. — „Was iſt ihr Begehr?“ — Sie läßt ergebenſt bitten, der Herr möchte doch ein gutes Wort für ſie einlegen beim Lucifer, um zu erfahren, wer ihre ſilbernen Löffel geſtohlen hat. — „Warum zitterſt Du ſo?“ — Blos vor Kälte, großgünſtiger Herr. — „Das iſt das böſe Gewiſſen, glaub' ich, das Dich ſo zittern macht, Du biſt vermuthlich ſelbſt der Dieb.“ — Nein, hol' mich der Teufel, wenn ich es bin, großgünſtigſter Herr! — „So haſt Du wenigſtens dabei geholfen.“ — Nein, großgünſtiger Herr, ich weiß von der ganzen Geſchichte nicht mehr als ein neugebornes Kind. — „Willſt

Du wol gleich ſtillſtehen, Du Schlingel?“ — Ja, großgünſtiger Herr! — „Sieh mir in die Augen! (Sieht in die Höhe.) Jetzt bekenne nur gleich alles, ehe es noch zum Verhör kommt, ſo ſoll Dir die Strafe geſchenkt ſein!“ — Ich kann nichts geſtehen, großgünſtiger Herr, ich bin ganz unſchuldig! (Zieht ſich ſelbſt bei den Haaren.) „Willſt Du Beſtie gleich bekennen?!“ — Ich habe aber doch nichts zu bekennen, gnädiger Herr, ich bin ganz unſchuldig.... Na, das geht ja. Aber nun muß ich anpochen.

Zweite Scene.

Arv. Leander.

Arv (ſtammelnd). Gehorſamſter Diener, wohlgeborene Frau, ich ſoll eine ſchöne Empfehlung machen vom Lucifer, und ſie läßt Euch ſchön bitten, Ihr möchtet ihr doch ſagen, wer ihr die — na, Ihr wißt ja ſchon. (Beiſeite) Nun hab' ich rein vergeſſen, was es war.

Leander. Was ſchwatzeſt Du da für Zeug zuſammen, da iſt ja kein Wort zu verſtehen?

Arv (zitternd, mit gefalteten Händen). Ich ſoll Monſör um was bitten.

Leander. Um was denn?

Arv. Ich weiß es wahrhaftig nicht.

Leander. Wer hat Dich denn hergeſchickt?

Arv. Ich weiß es bei Gott nicht.

Leander. Willſt Du Hund mich zum Narren halten? Du weißt nicht, wer Dich hergeſchickt hat?

Arv. O ja, ich weiß es ſehr gut.

Leander. Und alſo, wer iſt es?

Arv. Wozu ſoll ich Monſör das noch erſt ſagen?

Leander. Ei, ſo ſoll Dich das Donnerwetter, willſt Du mich zum Narren halten?

Arv. Ach, Herr Lucifer, verſchont mich!

Leander. Du biſt voll Furcht, mein Sohn, wie ich ſehe, gieb Dich zufrieden, ich thue Dir nichts Böſes; denke nach und ſage Deinen Auftrag frei heraus.

Arv. Ich ſoll den Herrn ſchön grüßen von zwölf ſilbernen Löffeln, und die laſſen auch recht ſehr bitten, Er möchte doch unſerer gnädigen Frau ein Auge ausſchlagen, denn die hätte ſie geſtohlen.

Leander. Aha, jetzt endlich verſtehe ich, was Du meinſt, ſo kauderwelſch Du Dich auch ausdrückſt. Deiner gnädigen Frau, merke ich, iſt ein Dutzend ſilberner Löffel geſtohlen worden?

Arv. Ja, und der Herr möchte doch ſo gut ſein und ihnen ein Auge ausſchlagen.

Leander. Den ſilbernen Löffeln ein Auge ausſchlagen?

Arv. Nein, dem von dem Geſinde, der die Löffel geſtohlen hat. Ach, Herr, thut mir nichts zu leide, ich bin ſo bange, Ihr macht einen Wehrwolf aus mir. (Weint.)

Leander. Du wirſt ſie wol ſelbſt geſtohlen haben, daß Du ſo ſehr bange biſt.

Arv (weinend). Nein, ich habe noch all mein Lebtag nichts geſtohlen, nicht einen Stecknadelknopf.

Leander. Haſt Du nichts geſtohlen, mein Sohn, ſo haſt Du auch nichts zu befürchten. Grüße Deine gnädige Frau und ich ließe ſie bitten, mit dem Geſinde herzukommen, ſo wollte ich ihr den Dieb zeigen.

(Arv geht ab, ſieht ſich unterwegs furchtſam um.)

Dritte Scene.

Leander. Ein Mädchen. Später ein Mann. Ein Junge.

Leander. Wie ſich die Menſchen doch vom Aberglauben beherrſchen laſſen; nicht im Traume hätte ich mir einfallen laſſen, daß die Leute noch einmal das Kreuz vor mir ſchlagen ſollten. — Aber da iſt ſchon wieder Eine; was wollt Ihr, mein Kind?

Das Mädchen. Ach, großgünſtiger Herr, mir iſt ein Unglück paſſirt mit einem jungen Mann, der mich zu Falle gebracht hat; ließe es ſich nicht machen, daß ich wieder Jungfer würde?

Leander. Ja, machen ließe ſich es ſchon, mein Kind; aber was hülfe es wol, Ihr verlört ſie ja doch gleich wieder?

Das Mädchen. Ja, es könnte mir doch ſo viel helfen, daß ich deſto eher einen Mann kriegte.

Leander. Ich will Euch ein gutes Mittel ſagen, das Ihr wöchentlich einmal brauchen müßt; aber hier in der Stadt nützt es Euch nicht, ſoll es Euch helfen, ſo müßt Ihr in eine fremde Stadt reiſen, und wenn Ihr das Mittel da noch einige Tage braucht, ſo werdet Ihr wieder eine ſo richtige Jungfer, wie Ihr je geweſen.

Das Mädchen. Was habe ich dafür zu bezahlen?

Leander. Zwei Thaler.

(Sie bezahlt das Geld, kriegt dafür ein Fläſchchen und geht ab.)

Ein Mann (tritt ein). Iſt Er nicht der weiſe Mann, der hier wohnt?

Leander. Ja; was ſteht zu Dienſten?

Der Mann. Mein Herr, ich habe ſolch verfluchtes Weibsſtück, das mich alle Tage bei den Haaren herumzieht; wolltet Ihr ſie nicht für Geld und gute Worte wieder zahm machen?

Leander. Schneidet von einem Baume einen Zweig, ſo von Daumendicke, und trocknet ihn bei mäßigem Feuer; wenn er ordentlich getrocknet iſt, ſo ſchmiert ihn mit Gänſefett und damit gebt Eurer Frau des Morgens früh zwölf tüchtige Hiebe. Hilft es den erſten Tag nichts, ſo ſchmiert ihn mit Schweinefett, das aber ein bischen ranzig ſein muß, und verſucht es damit zwei Morgen nach einander. Will das auch noch nicht helfen, was jedoch ſehr unwahrſcheinlich iſt, ſo müßt Ihr ihn mit Mandelöl ſchmieren und damit vier Tage nach einander fortfahren, und Ihr werdet die ſanfteſte Frau bekommen, die nur Einer verlangen kann.

Der Mann. Was koſtet der Rath?

Leander. Zwei Thaler. Seht aber ja wohl zu, daß der Zweig bei mäßigem Feuer getrocknet wird, ſonſt wirkt er nicht. (Der Mann ab. **Ein Junge** tritt ein.) Ei, ſieh, da iſt ſchon wieder ein Friſcher; das geht ja wie geſchmiert. Was fehlt Euch, mein Sohn?

Der Junge. Ach, ich bin ein armer Schuſtergeſelle und muß für mein Brod arbeiten wie ein Vieh; mein älteſter Bruder dagegen hat ſich auf die Bücher verlegt und iſt Doctor geworden in der Doctorkunſt, und da iſt er nun bei den Leuten ebenſo angeſehen, wie ich verachtet bin, und verdient an einem einzigen Fieber mehr als ich an zehn Paar Stiefeln. Meine unterthänigſte Bitte an meinen Herrn geht nun dahin, da Er ſich nun doch einmal dem Teufel verſchrieben hat und der ſchwarzen Kunſt mächtig geworden iſt, daß Er mir doch nur einen einzigen Wunſch erfüllen möchte.

Leander. Man kann die ſchwarze Kunſt erlernen, auch ohne ſich dem Teufel zu ergeben. Zwölf Perſonen thun ſich zuſammen und reiſen auf die ſchwarze Schule nach Wittenberg, elf von ihnen gehen frei aus, nur den zwölften, den das Loos trifft, holt der Teufel.

Der Burſche. So ging mein Herr alſo frei aus?

Leander. Gewiß, ſonſt wäre ich ja nicht hier. Aber was iſt Euer Begehr?

Der Burſche. Ich möchte gern Doctor werden wie mein Bruder.

Leander. Das koſtet vier Thaler.

Der Burſche. Hier ſind vier Thaler.

Leander. Nun höre an: Du kaufſt Dir zehn Ellen ſchwarzes Tuch bei dem Kaufmann hier gerade über; denn der hat allein das Tuch, das in der ſchwarzen Manufactur in Wittenberg gemacht wird. Von dieſem Tuche läßt Du Dir einen langen Rock machen, wenn Du das gethan haſt, ſo mietheſt Du Dir eine hübſche Wohnung und läßt mit großen Buchſtaben über die Thüre ſchreiben — wie iſt Euer Name?

Der Burſche. Ich heiße Jahn.

Leander. Ja, ſo müßt Ihr ſchreiben: Hier wohnt der weitberühmte Doctor Janſenius, der jegliche Krankheit curirt.

Der Burſche. Aber was ſoll ich denn brauchen, daß die Kranken geſund werden?

Leander. Das iſt einerlei, nehmt, was eben bei der Hand

iſt; habt Ihr nur den langen Rock an, ſo könnt Ihr in Eure Flaſchen gießen, was Ihr wollt, es iſt alles gleich.

Der Burſche. Nein, aber ſollte das wirklich ſo ſein?

Leander. Höre, Kamerad, auf Widerſpruch laſſe ich mich nicht ein. Thut nur, wie ich Euch ſage; wol hundert Doctoren kenne ich, die ihr Glück auf keine andere Weiſe gemacht haben. Glückt es Euch nicht, ſo erſtatte ich Euch die Koſten und zahle das Geld zurück. (Der Burſche ab.)

Vierte Scene.

Eine Dame mit ihrem **Geſinde.** **Leander.**

Die Dame. Dienerin, Herr Doctor, ich nehme mir die Freiheit, mich bei Euch in zwei Fällen Raths zu erholen. Vor drei Tagen wurde mir eine ſilberne Kanne geſtohlen und heute wieder ein Dutzend ſilberne Löffel, und in beiden Fällen bin ich überzeugt, daß es Hausdiebe ſind. Will der Herr Doctor mir die nun nachweiſen, ſo will ich Ihm ſeine Mühe redlich vergelten.

Leander. Verzeihung, da muß ich erſt ein wenig mit mir ſelbſt zu Rathe gehen. (Bei Seite) Wie ſoll ich mich da nun herausziehen? Indeſſen ich kann ja ſagen, der Dieb ſelber ſoll ihr die Sachen morgen wieder bringen. (Laut) Hört, meine beſte gnädige Frau, morgen Abend ſollen beide Diebe die geſtohlenen Sachen freiwillig zurückliefern.

Die Dame. Ach nein, Herr Doctor, ich weiß ja, Er kann es mir gleich ſagen.

Leander (bei Seite). Das iſt eine verwünſchte Verſuchung! Aber ich werde mir ſchon noch heraushelfen. (Laut) Na, dann werde ich ſehen, gnädige Frau, was ſich thun läßt. Stellt Euch mal alle in Eine Reihe, Ihr Leute! (Geht auf und nieder.) Steht Ihr nun alle in einer Reihe? (Sie antworten: Ja.) Nun fallt mal alle auf die Kniee. (Sie antworten: Ja.) Jeder hebe die rechte Hand auf! Nun hebt die linke Hand auf! Nun hebt beide auf! Nun faltet die Hände! (Während er ſeine Befehle giebt, wendet er ihnen

den Rücken.) Habt Ihr nun alle die Hände gefaltet? (Sie antworten alle: Ja.) Du, der Du die Kanne geſtohlen haſt, auch? (Er antwortet allein: Ja.) Seht da, gnädige Frau, da habt Ihr Euren Dieb; ich habe müſſen drei Geiſter beſchwören, um ihn zum Geſtändniß zu bringen.

Die Dame. Ach, Du abſcheulicher Dieb, an Dir iſt der Galgen ſicher!

Leander. Nein, gnädige Frau, ſtrafen müßt Ihr ihn nicht weiter, als blos aus dem Hauſe jagen. Höre, Kerl, diesmal habe ich noch für Dich gebeten, nun gieb auch hübſch die Kanne zurück und thue dergleichen nicht wieder.

Der Dieb (küßt ihm die Hand). Tauſend Dank für Eure Fürſprache, Herr Doctor; ich habe die Kanne mit ſammt den Löffeln in einem Loch auf dem Heuboden verſteckt.

Leander (leiſe zur gnädigen Frau). Laßt ihn laufen, um meinetwillen; eben ſagt der Geiſt mir, daß er die Kanne mitſammt den Löffeln in einem Loch auf dem Heuboden verſteckt hat.

Die Dame. Ach, Herr Doctor, Er iſt wahrhaftig der größte Schwarzkünſtler in der Welt!

Leander. Sie kann ſich aber auch kaum vorſtellen, meine gute Dame, was Einem das für Mühe macht, ſo was nachzuweiſen; ich will mich lieber ſechzehnmal in einen Wehrwolf verwandeln, als einen ſolchen Diebſtahl herausbringen.

Die Dame. Kann Monſieur auch Sturm und Gewitter machen?

Leander. Pah, das iſt Kinderſpiel, das kann ja der allerunterſte von unſerer Kunſt.

Die Dame. Mein Mann, Herr Doctor, iſt ein ſehr wißbegieriger und tiefſtudirter Mann, aber voll Unglauben, er lachte mich aus, da er hörte, ich wollte mich bei dem Herrn Doctor Raths erholen; er iſt nämlich der Meinung, daß es überhaupt keine Zauberei giebt. Jetzt werde ich ihn auf der Stelle herſchicken, damit der Herr Doctor ſelber ihn überführen kann. Adieu, mein Herr! (Die Frau mit dem Geſinde ab.)

Leander. Gehorſamſter Diener.

Fünfte Scene.

Leander allein.

Leander. Alle Wetter, jetzt geht es mir an den Kragen! Wenn ein Gelehrter, noch dazu ein Feind des Aberglaubens, mich auf die Probe ſtellt, ſo bin ich unfehlbar verrathen; ſo Einem eine Naſe zu drehen, das iſt was Anderes, als ſolchem einfältigen Weibsvolk. Es iſt daher wol das Gerathenſte, ich höre auf, während ich noch im beſten Zuge bin, damit es mir nicht am Ende geht wie dem Bauer in der Komödie, der zum Doctor wurde wider ſeinen Willen. So will ich denn jetzt nach Hauſe gehen und wenn der Executor kommt, will ich ihm die Hälfte von den fünfzig Thalern abbezahlen, ſo wird er ja doch wol wegen des Reſtes Geduld haben. Wenn ich alle dieſe Abenteuer überdenke, ſo ſind ſie ſo wunderlich, man könnte die ſchönſte Komödie daraus machen; gewiß wohnt hier Einer in unſerer Straße, der ſich für einen Hexenmeiſter ausgiebt, und die Mädchen, die zuerſt zu mir kamen, haben mein Haus für das ſeine gehalten. Jedenfalls iſt das Beſte, ich drücke mich, ehe der gelehrte Herr kommt. Heda, Herr Wirth!

Sechſte Scene.

Der Wirth. Leander.

Der Wirth. Was befehlen Monſieur?

Leander. Ich kann nicht über Nacht hier bleiben, wie ich erſt wollte, ich wünſche meine Rechnung.

Der Wirth. Die Rechnung iſt nicht groß, Monſieur hat blos zwei Mark verzehrt.

Leander. Hier ſind zwei Mark.

Der Wirth. Serviteur. (Beide ab.)

Siebente Scene.

Der Mann der Dame.

Der Herr. Es iſt doch etwas Seltſames, in der That! Alle die Zeit her habe ich dergleichen für Narrenspoſſen gehalten, nun aber merke ich, daß doch wol etwas daran iſt. Ich bin, weiß Gott, nie ſo begierig geweſen mit jemand zu ſprechen, als mit dieſem Hexenmeiſter. Aber hier iſt das Haus, wo er wohnen ſoll! Da iſt das Schild mit der Weinkanne und ein Hanswurſt auf der Flur; ich muß nur anklopfen.

Achte Scene.

Der Mann der Dame. Der Wirth.

Der Herr. Serviteur, Monſieur. Iſt Er hier der Herr vom Hauſe?

Der Wirth. Zu dienen, mein Herr.

Der Herr. Ich wollte mich noch recht ſchön bedanken von wegen meiner Frau.

Der Wirth. Gehorſamſter Diener, mein Herr. (Bei Seite) Was iſt das für Unſinn? Hab' ich denn was mit ſeiner Frau zu thun gehabt?

Der Herr. Ich hätte wirklich nicht gedacht, daß es überhaupt ſo etwas giebt.

Der Wirth (bei Seite). Ah, nun merke ich, der gute Herr iſt im Thran, mit dem muß ich vorſichtig umgehen.

Der Herr. Ich habe bisher niemals glauben wollen, daß ſo etwas überhaupt paſſirt.

Der Wirth. Ja, wie das nun geht, die Welt iſt wunderlich.

Der Herr. Hätte meine Frau oder andere Damen mir das erzählt, ich hätte es für Weiberklatſch gehalten.

Der Wirth. Nein, nein, wahr iſt die Sache.

Der Herr. Ja, allerdings, ich habe ja den Glauben in Händen.

Der Wirth. Hat der Herr es etwa früher nicht geglaubt?

Der Herr. Keine Spur.

Der Wirth. Ja, da zweifelt doch übrigens kein Menſch daran. (Bei Seite) Was das für verfluchter Unſinn iſt! Er will niemals geglaubt haben, daß die Welt wunderlich! Aber ich ſehe ſchon, der arme Kerl iſt im Thran, darum glaubt er, es geht alles in der Welt ſo vortrefflich; ich muß ihm nur zu Munde ſprechen, vielleicht trinkt er dann auch noch bei mir eine Flaſche Wein. (Laut) Der Herr hat vermuthlich nie in der Welt vorher einen Verdruß gehabt?

Der Herr. Ei, aus dem Verdruß mache ich mir nichts; ich hätte auch weiß Gott gar nichts davon geſagt, es war blos meiner Frau wegen, eine lumpige ſilberne Kanne mehr oder weniger, das hat nichts zu ſagen, Herr Doctor.

Der Wirth (bei Seite). Na nu zum Henker, bin ich nun gar ſchon Doctor? (Laut) Ich bin weder Doctor, noch Magiſter, mein Herr, ſondern ein ehrlicher, ſchlichter Bürgersmann.

Der Herr. Doctor nenne ich, wer ſeine Kunſt vollkommen inne hat, auch wenn er nicht zum Doctor promovirt iſt.

Der Wirth. Mich gehorſamſt zu bedanken für die gute Meinung, die der Herr von mir hat. (Bei Seite) Auf die Art werden wir verflucht viel Doctoren in der Stadt kriegen; mein Schuſter macht die beſten Schuhe und da werde ich ihn wol nächſtens auch Doctor nennen müſſen.

Der Herr. Wer es in ſeiner Wiſſenſchaft ſo weit gebracht hat, daß er ſeinen Mitmenſchen helfen und Beiſtand leiſten kann, wie Monſieur, den nenne ich Doctor.

Der Wirth (bei Seite). 's iſt wahr, mit meinem alten Wein hab' ich ſchon mehr als Einen geſund gemacht. (Laut) Aber, mein Herr, ich helfe niemand mit meiner Kunſt, der nicht bezahlt.

Der Herr. Das wäre ja auch unverſchämt, ſo etwas umſonſt zu verlangen.

Der Wirth (bei Seite). Nun ſeh' ich doch, ich habe dem Herrn Unrecht gethan, es iſt ein ganz ordentlicher, nüchterner Herr. (Laut) Wer mich bezahlt, dem ſteh' ich ſofort zu Dienſten.

Der Herr. Die Gelehrten freilich wollen von dem Gewerbe nichts wiſſen.

Der Wirth. Doch nicht alle, mein Herr; da ſind zum Beiſpiel zwei Magiſter, die ſprechen regelmäßig jeden Nachmittag bei mir ein.

Der Herr. Iſt es möglich? Haben ſie auch ſchon rechte Fortſchritte gemacht?

Der Wirth. Ei nun, ſie ſind nicht ſchlechter als meine andern Gäſte.

Der Herr. Monſieur ſagt Gäſte, er meint wol Schüler; indeſſen das kommt auf Eins heraus.

Der Wirth. Schüler kann ich ſie nicht nennen, mein Herr, da ich ſie ja nicht unterrichtet habe, das ſoll mir niemand nachſagen.

Der Herr. Monſieur hält mich doch hoffentlich nicht für einen Spion, der hierher gekommen iſt, ihn zu verrathen?

Der Wirth. Davor brauche ich keine Angſt zu haben, ich treibe mein Gewerbe mit obrigkeitlicher Erlaubniß.

Der Herr. Das iſt mehr, als ich gedacht hätte.

Der Wirth. Hat der Herr denn etwa geglaubt, ich wäre ein Bönhaſe?

Der Herr. Nein, nein, dazu habe ich ſelbſt ja zu ſprechende Beweiſe erlebt. Aber ſchreiten wir näher zur Sache; ich bin hierhergekommen, weil ich gern noch weitere Proben von Seiner Kunſt ſehen möchte.

Der Wirth. Gehorſamſt zu bedanken, aber das bloße Probenſehen nützt nichts, der Herr muß ſie auch koſten.

Der Herr. Was ſoll das heißen: koſten?

Der Wirth (bei Seite). Sieh da, nun redet wieder der Branntwein aus ihm. (Laut) Ich habe ſo einiges, mein Herr, wenn Ihr das ſeht, ſo denkt Ihr, es iſt nicht werth, daß man es koſtet; aber ſowie Ihr es nur auf die Zunge bringt, da merkt Ihr, wie köſtlich es iſt.

Der Herr (bei Seite). Das iſt wieder ſehr verblümt. Aber dieſe Leute ſprechen immer in Gleichniſſen in philosophia occulta. (Laut) Aber, Monſieur, wen haltet Ihr wol für den Meiſter

Eurer Profeſſion? Iſt es der Albertus Magnus oder der Cyprianus?

Der Wirth. Cyprianus? Bei unſrer Profeſſion kenne ich in der ganzen Stadt keinen, der Cyprianus heißt.

Der Herr. Er kennt den Cyprianus nicht?

Der Wirth. Nein, der Herr meint vielleicht den Julius.

Der Herr. Den Mann kenne ich wieder nicht.

Der Wirth. Das iſt ſeltſam, da er doch den beſten Wein in der Stadt hat..

Der Herr (bei Seite). Sieh da, nun ſpricht er ſchon wieder durch die Blume. (Laut) Wenn Monſieur doch die Güte haben wollte, ſich der gewöhnlichen Ausdrücke zu bedienen, ich verſtehe ſonſt nicht, was Er meint. Aber ſollte er wirklich den Albertus Magnus nicht geleſen haben, das iſt ja doch ein berühmter Autor in magia naturali?

Der Wirth (leiſe). Horch, nun ſpricht wieder der Branntwein aus ihm. (Laut) Wie ich jung war, mein Herr, habe ich allerdings etwas von Alexander Magnus geleſen, aber das war ein Kaiſer und ich bin blos ein Weinhändler, das ſind zwei unterſchiedliche Profeſſionen.

Der Herr (leiſe). Nun ſpricht er ſchon wieder durch die Blume. (Laut) Ein Weinhändler ſeid Ihr? Ha, ha, ha!

Der Wirth. Ja gewiß ein Weinhändler, das iſt eine Profeſſion, deren ich mich ganz und gar nicht ſchäme.

Der Herr (ſtreichelt ihm die Backen). Ei, mein Herr, ſo laßt uns von der Leber wegſprechen, ich weiß ja doch, wer Er iſt.

Der Wirth (leiſe). Ei ſo ſoll Dich doch das Donnerwetter! Wo Du Dein Bier trinkſt, da kannſt Du auch Deine Hefe verſchütten. (Laut) Für wen alſo hält der Herr mich?

Der Herr. Ihr ſeid ja doch Doctor magiae naturalis.

Der Wirth. Was heißt das?

Der Herr. Ihr ſeid ja doch Doctor in der Hexenkunſt.

Der Wirth. Na, wer mir das nachſagt, iſt kein ehrlicher Mann!

Der Herr. Iſt denn dies nicht Euer Haus?

Der Wirth. Ja, dies iſt mein Haus.

Der Herr (ſtreichelt ihm nochmals die Backen). Ei ſo laßt uns doch ernſthaft reden, ich verrathe Ihn wahrhaftig nicht.

Der Wirth. Monſieur, bisher dachte ich blos, Ihr wäret betrunken, jetzt aber merke ich, daß Ihr verrückt ſeid. (Will gehen.)

Der Herr (hält ihn zurück und liebkoſt ihn aufs neue.) Ich verrathe Ihn ja wahrhaftig nicht!

Der Wirth. Was will Er denn von mir verrathen?

Der Herr. Daß Er die ſchwarze Kunſt verſteht und übt.

Der Wirth. Das iſt ein Spitzbube, der mir ſo was nachſagt!

Der Herr. Nein, das geht doch zu weit. (Packt ihn bei den Haaren.)

Der Wirth. Heda, Peter, Chriſtoph, kommt heraus!

(Peter und Chriſtoph, mit Schürzen vorgebunden, kommen heraus und ſtehen dem Wirthe bei.)

Neunte Scene.

Zwei Poliziſten. Der Herr. Der Wirth. Peter. Chriſtoph.

Erſter Poliziſt. Was giebt's da?

Der Herr. Arretirt mir gleich dieſe Kerle, das ſind Hexenmeiſter.

Zweiter Poliziſt. Ha ha, das ſind juſt dieſelben, denen wir heute ſchon den ganzen Tag nachlaufen.

Der Wirth. Glaubt ihm nicht, Ihr guten Freunde, es iſt ein Verrückter.

Erſter Poliziſt. Ja wenn wir nur die ganze Stadt voll ſolcher Verrückten hätten, den Herrn Leonard kennen wir. Fort, fort mit Euch, Ihr Zaubertenfel, die ganze Stadt, glaub' ich, iſt mit dem Geſindel angeſteckt!

Der Wirth. Hei, hei, Gewalt!

Zweiter Poliziſt. Willſt Du gleich ſtill ſein, Du Hund, oder ich ſtoße Dir den Spieß in den Bauch! Aber wie hat der gnädige Herr ſie nur ausgeſpürt? Wir gehen ebenfalls und ſuchen den Komödiantenmeiſter, der ſich mitſammt der ganzen Bande dem Teufel verſchrieben hat.

Der Herr. Er hat ſoeben vor meiner Frau eine Probe ſeiner Kunſt abgelegt, das kann mein geſammtes Geſinde bezeugen.

Der Wirth. Ich will gleich des Teufels ſein, wenn ich ſeine Frau jemals geſehen habe; Ihr ſeht ja, es iſt ein Verrückter!

Erſter Poliziſt. Herr Leonard iſt ein vernünftiger und zuverläſſiger Herr, ein Wort aus ſeinem Munde iſt ſo gut wie hundert aus Eurem.

Der Herr. Ich werde meine Frau und mein geſammtes Geſinde als Zeugen ſtellen.

Erſter Poliziſt. Iſt gar nicht nöthig, Euer Gnaden; dieſen Kerlen ſieht man es ja am Geſicht an, daß ſie Hexenmeiſter ſind. Wollt Ihr gleich fort, Ihr Teufelsbraten? (Alle drei fangen an zu ſchreien.)

Der Herr. Hätteſt Du es mir im Guten geſtanden und mich nicht noch obendrein ausgeſchimpft, ich hätte Dich nicht verrathen.

Der Wirth. Ach, ach, Du abſcheulicher Verräther!

Erſter Poliziſt. Marſch fort, Ihr Hunde, die Andern werden wir ſchon auch noch kriegen. (Sie werden fortgeſtoßen.)

Vierter Akt.

Erſte Scene.

Terentia, des Schauſpielers Braut. Apollonia.

Terentia. Ach, es iſt nur allzu richtig, Apollonia, ich war bei meinem Bräutigam an der Thüre, um zu hören, was es gäbe, aber ich fand das Haus leer und die Thüre verſchloſſen. Ach, wenn er doch nur dem Gefängniß entflohen wäre; denn wenn er wirklich dem Henker in die Hände fällt, ſo mag auch ich nicht länger leben.

Apollonia. Ei Poſſen, Mamſell! Zwar wollt Ihr einen Schauſpieler heirathen und ſpäterhin ſelbſt Schauſpielerin werden, aber darum müßt Ihr doch nicht vor der Zeit Tragödien ſpielen.

Terentia. Wenn er, den ich ſo heiß geliebt habe, eines ſchmählichen Todes ſterben muß, wie könnte ich es wol überleben?

Apollonia. Das iſt ſchon wahr, Mamſell, und ich ſelbſt möchte Ihr nicht rathen, es zu überleben; indeſſen ſorgt wenigſtens, daß Ihr nicht anders ſterbt, als die Heldinnen der Tragödie nach der Regel des Theaters zu ſterben pflegen. Ihr müßt noch erſt einige Tragödien durchleſen und Euch eine Heldin zum Muſter nehmen, die recht galant und recht nach der Regel ſtirbt; in dieſem Falle wird niemand etwas dagegen haben, im Gegentheil, Ihr erweiſt dem Publikum noch einen Gefallen damit, da eben großer Mangel an tragiſchen Stoffen iſt.

Terentia. Ach, ſpotte nicht, Apollonia, wüßteſt Du, wie ich ihn geliebt habe, Du ſprächeſt gewiß anders.

Apollonia. Ich gebe zu, daß Ihr Anlaß hattet ihn zu lieben; jetzt jedoch, nachdem Ihr erfahren habt, daß er ſich dem Teufel verſchrieben und ein Schwarzkünſtler geworden iſt, jetzt, wenn Ihr noch die mindeſten Nachgedanken habt, muß Eure Liebe ſich in Haß verwandeln. Ich für mein Theil, hättet Ihr mich vor Eurer Verlobung um Rath gefragt, würde Euch von vornherein abgeredet haben; das Riſico iſt doch gar zu groß, ſich mit einem Schauſpieler zu verloben, der alle Abend neue Liebſchaften hat und ſo viel Frauen nimmt, als der Poet Luſt hat Komödien zu ſchreiben.

Terentia (weinend). Ach, Apollonia, ich kann ihn nicht verlaſſen, auch wenn ich wollte.

Apollonia. Wie ſo? Da iſt wol noch etwas mehr zwiſchen Euch vorgefallen als Redensarten und Verſprechungen?

Terentia. Ach eben das iſt ja das Unglück, ich bin, unter uns geſagt, nicht mehr ſo ganz frei —

Apollonia. Das iſt freilich dumm, aber das Leben nähme ich mir darum doch noch nicht. Ich bin ſelbſt einmal zu Falle gekommen, durch einen jungen Mann, mit dem ich nicht einmal verlobt war, aber darum bin ich doch eine eben ſo gute Jungfer wie vorher. Ein Mädchen in einer großen Stadt kommt niemals um ihren Ruf; kommt ſie in andere Umſtände, ſo liegt ſtatt ihrer eine Bauerfrau in Wochen und kriegt das Kind. Wenn Ihr einen Jungen kriegt, ſo wäre es ein wahres Glück für Euch; denn wenn ein Hexenmeiſter einen Jungen macht, das wird allemal ein Wichtelmännchen, das ſeine Mutter reich macht.

Terentia. Ach, ach, wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu ſorgen; ich will von der böſen Zunge nichts mehr hören. (Ab.)

Zweite Scene.

Apollonia. Lucretia.

Apollonia. Es thut mir doch leid, daß ihr das hat paſſiren müſſen; denn da nun ſämmtliche Schauſpieler als Schwarzkünſtler in Verdacht ſind, ſo werden dieſe Komödien, von denen wir ebenſo viel Nutzen als Zeitvertreib hatten, nun wol ganz aufhören müſſen. Aber ſieh, da kommt die prüde Madame Lucretia; die wird ſich gewiß darüber freuen, da ſie ja die Komödien niemals leiden konnte.

Lucretia. Nun, Apollonia, ſo habe ich denn endlich Genugthuung von der Komödie. Es ahnte mir gleich, daß es mit dieſen Schauſpielern kein gutes Ende nehmen würde; mit keinem Menſchen in keinem Stande haben ſie Frieden gehalten, bald ging es über die Doctoren her, bald über die Advocaten, über Obrigkeiten, Apotheker, Bürger und Edelleute, niemand iſt von ihnen verſchont worden, nicht einmal Papſt, Cardinäle, Biſchöfe, Barbiere, Kannengießer, noch Tanzmeiſter.

Apollonia. Eben darum ſchätzte ich ſie werth; das Theater iſt der Spiegel, worin die Menſchen ſich ſelbſt erblicken und ihre Fehler verbeſſern können.

Lucretia. Was mir bei den Komödien am beſten gefiel, das war immer der letzte Akt, und dann wieder im letzten Akt die letzte Scene, denn da wußte ich doch jedesmal, daß es zu Ende ging. Mein Mann war vorige Woche da, aber wie er wegging, ſpuckte er aus.

Apollonia. Das iſt mir ſehr begreiflich; der Held der Komödie war ein geduldiger Ehemann, und da war der Herr Liebſte denn für diesmal völlig in ſeinem Rechte.

Lucretia. Ei, Ihr Spottvogel, für wen haltet Ihr mich?

Apollonia. Für eine höchſt liebenswürdige Dame.

Lucretia. Na was ſollen denn da die Hiſtorien? Und übrigens hat mein Mann nicht blos in dieſer Komödie ausgeſpuckt, ſondern auch ſchon in der vorhergehenden.

Apollonia. Dazu wird er ebenfalls ſeine Gründe gehabt haben; es trat ein Jäger mit ſeinen Hunden auf, und das iſt ein

unangenehmer Anblick für gewisse Männer, denen dabei bange wird, es könnte ihnen gehen wie dem Actäon, der von seinen eigenen Hunden für einen Hirsch gehalten und von ihnen zerrissen ward.

Lucretia. Was war das für ein Mann, der Actäon?

Terentia (kommt). Das war eine gute alte Haut von Mann, nur —

Lucretia. Was meint Ihr mit Eurem Nur?

Apollonia. Nur soll er ebenfalls eine sehr liebenswürdige Frau gehabt haben.

Lucretia. Ihr müßt Euch deutlicher aussprechen, wenn Ihr mit mir sprecht, ich verstehe solche verblümte Redensarten nicht.

Apollonia. Nun, wahrhaftig, ich spreche doch so deutlich, daß man es mit Händen greifen kann.

Lucretia. Adieu, Mademoiselle, hier habe ich keine Lust länger zu bleiben. (Ab.)

Apollonia. Ganz nach Belieben. Von solchen thörichten Menschen werden wir gewiß noch mehr geplagt werden, die sich über das Ereigniß freuen, weil sie innerlich hoffen, das Theater, das ihre Thorheiten gegeißelt, werde bei dieser Gelegenheit zu Grunde gehen. Aber sieh, wer kommt denn da gesprungen, das ist ja wahrhaftig Hans Franzen.

Dritte Scene.

Jean. Apollonia.

Jean. Vertichoux! quel accident! On dit, que la bande va-être perdue, ha, ha, ha!

Apollonia. Worüber ist Er denn so vergnügt, Monsieur?

Jean. He bien, Mademoiselle, je vous gratule. Ihr sollt ja, wie ich höre, sammt und sonders gehängt werden.

Apollonia. Hat Einer von unserer Gesellschaft sich vergangen, so trifft das doch uns Uebrige nicht.

Jean. Que diantre? N'avez-vous, pas —

Apollonia. Ei, wenn Ihr es noch im Stande ſeid, ſo ſprecht doch hübſch Eure Mutterſprache.

Jean. Je vous dis, Mademoiselle, Ihr habt mardi alle zuſammen Galgen und Rad verdient für die Schandſchriften, die Ihr gemacht habt auf honnêtes gens.

Apollonia. Aber was geht das Monſieur an? Er wird doch hoffentlich nicht närriſch genug ſein, ſich unter die honnêtes gens zu rechnen?

Jean. Je me morcque de vous, Madame Grivoise. Ihr ſeid ein Kümmeltürke, ich aber als ein Cavalier bin im Auslande geweſen, pour faire honneur à la nation.

Apollonia. Pour faire honneur à la nation?!

Jean. Oui, Madame, pour faire honneur à la nation! Le roi de France, Monseigneur et Madame, ſah mich nie, ohne ſogleich zu ſagen: Laissez passer et repasser ce Cavalier là; denn er bringt uns Geld ins Land. Ich weiß noch recht gut, was mich die Anzüge gekoſtet haben, die ich mir allein zu den verſchiedenen Geburtstagen machen ließ, blos pour faire honneur à la nation. Oui pardi, si fait, Madame! Dafür paſſirte ich aber auch in Verſailles, Fontainebleau und Marly nicht allein für einen honnête homme, ſondern auch für einen honnête cavalier.

Apollonia. Nach dieſer Beſchreibung überzeuge ich mich denn freilich, daß ein Pferd mit einer goldgeſtickten Schabracke ebenfalls ein honnête homme heißen kann, beſonders wenn le roi de France, Monseigneur und Madame, zu befehlen geruhen: laissez passer und repasser ce cheval.

Jean. Vertichoux, quelle comparaison! Ah la pauvre bête! Je vous dis, Mademoiselle, daß Ihr allzuſammen den Galgen verdient habt, und Ihr kommt auch an den Galgen, wenn nicht wegen Zauberei, ſo doch ſchon von wegen der Schandſchriften, die Ihr habt ausgehen laſſen gegen honnêtes gens.

Apollonia. Je vous dis ebenfalls, Monſieur, daß Ihr mardi an den Galgen gehört, ſchon allein dafür, weil die mancherlei Rollen, die Ihr in der Komödie habt vorſtellen ſehen, nicht im Stande geweſen ſind, Euch zu beſſern.

Jean. Das Wenigſte, was Ihr kriegt, iſt das pilori.

Apollonia. Was heißt das: pilori?

Jean. Vertichoux! est il possible? Sie weiß nicht, was pilori iſt! Ah la pauvre bête! Ha ha ha! (ab.)

Vierte Scene.

Hermann von Bremen. Apollonia.

Hermann. Alles, was jetzt geſchieht, habe ich Bürgermeiſter und Rath vorausgeſagt, aber niemand wollte ja einem ſcharfſinnigen Kopfe, wie ich bin, Glauben ſchenken.

Apollonia. Da iſt meiner Treu der politiſche Kannegießer, der wird ſich auch nicht ſchlecht über den Vorfall freuen.

Hermann. Der Teufel iſt ein großer Politicus, das muß ich wiſſen, der ich meine Politica ſtudirt habe.

Apollonia. Was höre ich, der Teufel hat auch ſtudirt?

Hermann. Wer ſpricht da? Ah ſo, ſeid Ihr's, Mamſell? Es hat mir von Herzen leid gethan, das Unglück zu vernehmen, das Eure Bande betroffen hat.

Apollonia. Aber ſoll denn das wol Monſieurs Ernſt ſein, daß unſer Unglück Ihm leid thut?

Hermann. Ja, auf mein Wort, es thut mir ſehr leid. Freilich haben die braven Leute, die Schauſpieler, mit ihren Spöttereien allerhand Aergerniß gegeben, ich für meinen Theil indeſſen habe niemals den mindeſten Werth darauf gelegt. Ein ordentlicher Politicus ſieht und hört all ſo etwas mit Verachtung; Ariſtoteles ſagt: Ein weiſer Mann ſiehet der Thoren Schimpf mit Verachtung an.

Apollonia. Aber wenn Er ſolch ein guter Politicus iſt, Monſieur, ſo müßte Er doch billig alles in Schutz nehmen, was zur Bildung des Volkes beiträgt?

Hermann. Was trägt zur Bildung des Volkes bei?

Apollonia. Komödien, in denen die Thorheiten der Menſchen dargeſtellt werden.

Hermann. Ei, Mademoiſelle, das widerſpricht ja aller

wahren Politik; weit entfernt, etwas zu nützen, befördern die Komödien vielmehr den Untergang des gemeinen Weſens.

Apollonia. Das ſollte Ihm doch ſchwer fallen zu beweiſen.

Hermann. Ich dächte nicht; hört zu, Mamſell, ich werde Euch dienen. Die Stärke eines Staates oder Gemeinweſens beſteht in der Einigkeit der Bürger und wird durch Zwietracht vernichtet. Die Weltgeſchichte kennt vier große Monarchien, die alle durch Zwietracht zu Grunde gegangen ſind. Woran ging die aſſyriſche Monarchie zu Grunde? An Zwietracht, Madame! Woran ging die perſiſche zu Grunde? An Zwietracht, Madame! Was verwüſtete die griechiſche? Zwietracht, Madame! Was endlich brachte die römiſche zu Falle? Nichts anderes, meiner Seele, als Zwietracht. Alexander Magnus ſchoß einen Bock, es war ein großer Irrthum von ihm, daß —

Apollonia. Ei, Monſieur, das heißt denn doch wol etwas zu weit ausholen, was hat Alexander Magnus mit unſerer Komödie zu thun?

Hermann. Ich ſage es auch blos, um zu beweiſen, daß Zwietracht und Uneinigkeit einen Staat zu Grunde richten.

Apollonia. Aber Komödien verurſachen doch keine Uneinigkeit?

Hermann. Komödien geben einem Stande Anlaß, ſich über den anderen zu mokiren.

Apollonia. Auf die Art lernt ein Jeder mit der fremden zugleich ſeine eigene Narrheit kennen, und das kann ihm offenbar nur höchſt nützlich ſein.

Hermann. Dann wäre es alſo auch ſehr nützlich, ſich alle Tage herumzuprügeln, weil man auf die Art ſeine und anderer Stärke erprobt. Nein, nein, Madame, laßt uns als verſtändige Leute ſprechen, ohne Rancune, und in Ueberlegung ziehen, was die Komödien für Folgen haben. Da hält ein ehrlicher Junggeſell etwas auf ſeinen Anzug, gleich weiſen ſie mit Fingern auf ihn und rufen: Jean de France! Meint Sie etwa, er wird ſich dafür nicht zu rächen ſuchen? Da iſt ein anderer braver Mann, der ſein Pfund nicht in die Erde graben will, vielmehr ſich durch gelehrte Diſcurſe nützlich zu machen ſucht — gleich heißt er Geert Weſtphaler. Ein Mann, tief eingedrungen in die

Wiſſenſchaft des Staates, will der Obrigkeit einen Wink ertheilen — gleich heißt er der politiſche Kanngießer. Seht Ihr, das iſt die Frucht Eurer Schauſpiele, Madame, nämlich daß ein Bürger des andern ſpottet. Aus Scherzen und Necken erwächſt Verdruß, aus Verdruß erwächſt Haß, aus Haß Zwietracht und aus Zwietracht das Verderben des Staates; ergo deswegen dürfen keine Schauſpiele geduldet werden.

Apollonia. Durch Neckereien, Monſieur, fühlen ſich nur Thoren verwundet, die in dem Spiegel, den man ihnen entgegenhält, ſich ſelbſt erkennen; lernen ſie ſich ſelbſt erkennen, ſo ſuchen ſie auch ihre Fehler abzulegen; legen ſie ihre Fehler ab, ſo werden ſie gute Menſchen; werden ſie gute Menſchen, ſo werden ſie auch gute Bürger; ergo deswegen müſſen Komödien geduldet werden.

Hermann. Mein Principium iſt unumſtößlich, daß Spott Zwietracht erzeugt und daß Zwietracht die Bande der ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Ordnung löſt.

Apollonia. Und wenn ich nun beweiſe, Monſieur, daß Komödien dazu dienen, die Zwietracht zu beſeitigen und die Eintracht zu befördern?

Hermann. Das wäre ich wirklich begierig zu hören.

Apollonia. Iſt es etwa nicht wahr, Monſieur, daß des Abends der Eine hierhin, der Andere dahin geht, der ins Wirthshaus, der in die Reſſource, das Theater dagegen vereinigt ſie und hält ſie zuſammen an demſelben Orte, ergo nach meinem Principium beſeitigt es die Zwietracht, befördert die Einigkeit und befeſtigt den Staat?

Hermann. Nein, Spaß bei Seite, laßt uns ernſthaft ſprechen, Madame. (Indem er ſie bei Seite führt) Apropos, Madame, weil Ihr doch eben von Verſammlungen ſprecht, ſo muß ich doch etwas hervorheben, worüber ich mir in der Stille ſchon ſeit Langem meine Gedanken gemacht habe, nämlich ob es dem Staate wol wirklich dienlich iſt, daß derartige Verſammlungen überhaupt ſtattfinden. Kann dadurch nicht leicht Veranlaſſung zu Zuſammenrottungen gegeben werden? Ich habe von einem perſiſchen König geleſen, der aus eben dieſer Urſache alle Verſammlungen verbot; ſelbiger König hieß, wenn ich mich recht erinnere,

Pul Aſſer und hatte nur Ein Bein, wie aus Anders Chriſtenſens politiſcher Reiſebeſchreibung zu erſehen iſt, aber Gehirn für zwei.

Apollonia. Pul Aſſer hatte ganz Recht, Monſieur, er wollte aber blos ſolche Verſammlungen hintertreiben, wie von Euch und anderen politiſchen Handwerksleuten auf der Bierbank abgehalten werden, um vom Staate zu ſchwadroniren und die Obrigkeit durchzuhecheln; ſolche Verſammlungen ſind —

Hermann. Adieu, Madame.

Apollonia. Adieu, mein Herr Politicus.

Hermann. Statt zu ſpotten, Madame, ſolltet Ihr lieber zuſehen, wie Ihr Euch aus dieſer Hexengeſchichte rettet. (ab.)

Apollonia. Damit habe ich nichts zu ſchaffen, der Schuldige mag für ſich ſelbſt Rede ſtehen. Aber da kommt von Quoten. Alle Wetter, was der vergnügt ausſieht; nun denkt er gewiß mit ſeinem Puppenſpiel wieder auf den Strumpf zu kommen.

Fünfte Scene.

Von Quoten. Apollonia.

Apollonia. Serviteur, mein Herr von Quoten, Er ſieht ja ſehr vergnügt und wohlgemuth aus.

Von Quoten. Ick aben auch Urſachen, mich über Ihre Fall zu erfreuen. Denn erſtens kommen ick nu wieder in meiner alte Brodſtelle und zweitens werde ick gerächt an dene, die mich und meine Bande ſo ſchändlich perſiflirt aben.

Apollonia. Das Erſte, was Ihr nun gebt, wird gewiß Doctor Fauſtus ſein, weil jetzt doch gerade ſo viel von Hexerei geſprochen wird.

Von Quoten. Nein, Madame, wir aben noch was Beſſeres, das eißt Saubereien von die Armida und iſt ein tout-à-fait-Stück; es ſpielen von Anfang bis zu Ende in die Luft.

Apollonia. Alle Welt, von Anfang bis zu Ende in der Luft?

Von Quoten. Ja, und ſo oft Armida erſcheinen, reiten ſie

auf eine feuerſpeiende Drache; das ſein was anderes als Eure magere Komödier.

Apollonia. Bitte recht ſehr, wir haben auch Komödien mit feuerſpeienden Drachen gehabt, als zum Exempel das Stück, das ſich betitelt: Ulyſſes von Ithacien.

Von Quoten. Ick verſtehen ſchon, was Ihr meinen. Aber für dieſer und anderer Boseiten gehen es Euch nun an die Kragen.

Apollonia. Glaubt Ihr wirklich, daß das Vergehen Eines die ganze Bande zu Grunde richten wird?

Von Quoten. Man ſagen doch, daß mehr als ein Exenmeiſter bei Eurer Bande geweſen; ganzes Publikum freuen ſich über Eurer Sturz, Ihr aben in Eure Komödier anſtändiger Menſcher auf die Theater gebracht und das ſein niederträchtig.

Apollonia. Der Beweis möchte Euch ſchwer fallen, wohl aber können wir beweiſen, daß Ihr in Euren Komödien anſtändige Menſchen auf das Theater bringt, ja den lieben Gott ſelber, wie in der Komödie von Adam und Eva, und auf die Art die heilige Geſchichte ſelbſt in ein leichtfertiges Märchen verwandelt.

Von Quoten. In das Spanien, wo der Nation doch weit gebildeter ſein, ſein die meiſter Schauſpieler ſo.

Apollonia. Ja, in Spanien fällt auch das Parterre auf die Kniee und betet, wenn ein Mönch mit dem Crucifix in der Hand auf der Bühne erſcheint.

Von Quoten. Fallen Ihr, wenn Ihr ſchuldig ſein, nur ſelbſt auf der Knie und bereiten Euch zum Tode; ſein Ihr aber unſchuldig, ſo ſehen Ihr zu, daß Ihr eine Advocate kriegen, der Eure Sache durchbringen, nämlich wenn ſick vor Euch überaupt noch eine Advocate finden, weil Ihr es ja doch aben verderben mit die ganzer Welt.

(Geht ab.)

Sechſte Scene.

Apollonia allein.

Apollonia. Ich will ebenfalls gehen. Aber da kommen zwei von unſeren Schauſpielern; es taugt nicht, daß man uns jetzt beiſammen ſieht, ich will mich zu Hauſe halten, bis ich höre, wie die Geſchichte zu Ende geht. (Ab.)

Siebente Scene.

Zwei Schauſpieler.

Erſter Schauſpieler. Ach, Monſrère, wenn das wirklich wahr iſt, ſo iſt es eine furchtbare Geſchichte.

Zweiter Schauſpieler. Es iſt außer Zweifel, er iſt eingezogen und hat alles geſtanden.

Erſter Schauſpieler. Aber wie wäre es denn nur möglich geweſen, daß wir in einem ſo langen Verkehr nicht das Mindeſte hätten merken ſollen?

Zweiter Schauſpieler. Ja, das ſagſt Du nur ſo; er hat ſich eben meiſterhaft darauf verſtanden, ſeine Bosheit zu verbergen, in die Kirche ging er wie Einer, auch habe ich niemals ein läſterliches Wort aus ſeinem Munde vernommen.

Erſter Schauſpieler. Ich denke, es muß noch irgend anders zuſammenhängen.

Zweiter Schauſpieler. Nein, Monſrère, Du kannſt Dich darauf verlaſſen, die Sache iſt richtig, er hat es ſelbſt geſtanden.

Erſter Schauſpieler. Wenn es wirklich ſo wäre, ſo wollte ich gewiß nicht das kleinſte Wort zu ſeinen Gunſten ſagen, vielmehr ſelbſt noch Holz zu dem Scheiterhaufen tragen, auf dem er verbrannt werden ſoll. Aber kann ein Menſch ſich nicht ſelbſt belügen?

Zweiter Schauſpieler. Was für Gewäſche! Sich ſelbſt belügen, um des ſchmählichſten Todes zu ſterben?

Erſter Schauſpieler. Sage das nicht, Monſrère, ſo etwas kann allerdings geſchehen, ſei es aus Wahnſinn oder weil jemand

ſeines Lebens müde iſt und ſich doch nicht ſelbſt umbringen mag, ſo hilft er ſich auf dieſe Art vom Daſein. Hat man ja doch Exempel, daß melancholiſche Menſchen gemordet haben, blos um hingerichtet zu werden, während Andere ſich Verbrechen andichten, welche ſie nie begangen haben, blos um zu ſterben. Denn mit der ſogenannten Hexerei iſt das eine ſeltſame Geſchichte, die mir niemals hat einleuchten wollen; ſind doch gerade diejenigen Völker, bei welchen der Teufel angeblich am allermeiſten zu Hauſe iſt, die allerärmſten. Oder iſt es nicht ſeltſam, daß die Finnen, die doch für die größten Teufelsbeſchwörer gelten, arm ſind zum Sterben, während es dem Teufel doch leichter fallen müßte, ſeinen Anhängern Geld zu verſchaffen, als die größten Wunder zu thun, Wind und Wetter zu machen und um ihretwillen von einem Ende der Welt zum andern zu laufen, ſo oft ſie befehlen? Iſt es nicht ebenfalls ſeltſam, daß man in den großen Städten Paris und London, wo der Teufel in einem Tage mehr erbeuten könnte, als in Lappland in zehn Jahren, gleichwol niemals von ſolchen Geſchichten hört? Eins von beiden iſt gewiß: entweder iſt die Zauberei eine natürliche Wiſſenſchaft, oder ſie iſt eine Kunſt des Teufels. Iſt ſie eine natürliche Wiſſenſchaft, ſo müßte ſie in Blüte ſtehen bei den gebildeten Nationen, welche eigene gelehrte Anſtalten zur Erforſchung der Natur errichtet haben, nicht aber bei armen Schächern, die weder leſen, noch ſchreiben können. Iſt es dagegen eine Teufelskunſt, wie geht es dann zu, daß diejenigen, welche ſie ausüben, gerade die allerärmſten ſind? Aus welchem Grunde wol ſollte der Teufel die großen Städte mit ihrer Gottloſigkeit vorbeigehen und ſich in Lappland anſiedeln, wo er ja eine bloße Hand voll Menſchen zu verführen findet, es müßte denn etwa ſein, weil ihm für gewöhnlich glühend heiß iſt, und ſo ginge er denn vielleicht nach Finnland, um ſich abzukühlen: eine Hypotheſe, die aber doch auch mehr witzig als gründlich iſt? Nein, die Zauberei hat ihren Urſprung allein in der Unwiſſenheit und gedeiht nur da, wo die Menſchen nicht im Stande ſind, den Dingen auf den Grund zu ſehen. Darum ſieht man auch: iſt wo eine Provinz, in der die Obrigkeit dem Aberglauben die Zügel ſchießen

läßt, gleich wimmelt das ganze Land von Teufeln; befördert ſie dagegen die Aufklärung, ſo wird es augenblicks von allen ſolchen Dingen ſtill.

Zweiter Schauſpieler. Das alles räume ich Dir gerne ein, hier jedoch liegt ſowol ſein eigenes Bekenntniß, als die Ausſage zahlreicher Zeugen vor, welche geſehen haben, wie er den Teufel beſchwor. Du kennſt ihn ja ſo gut wie ich, er gehört doch ſicher nicht zu den Lebensmüden und hat ſich doch gewiß nicht ſelbſt ſo etwas andichten wollen.

Erſter Schauſpieler. Blos vielleicht die Schulden, in denen er ſteckt, die könnten ihn möglicherweiſe dazu gebracht haben.

Zweiter Schauſpieler. Ei warum nicht gar, er pflegte ſich die Dinge nicht ſo nah zu nehmen, daß eine vorübergehende Geldverlegenheit ihn hätte ſollen ſo muthlos machen. Ueberdies beweiſt gerade ſein Geldmangel, daß er kein Zauberer iſt; denn wenn ſich Einer doch mal dem Teufel ergiebt, ſo iſt Geld jedesmal die erſte Bedingung.

Erſter Schauſpieler. Aber vielleicht hat gerade der Geldmangel ihn verleitet und man hat ihn ergriffen, bevor er zu ſeinem Zwecke gekommen.

Zweiter Schauſpieler. Das kann wol ſein, aber für jeden Fall will ich ihn doch nicht vor der Zeit verdammen.

Achte Scene.

Ein Gerichtsdiener. Die Vorigen.

Ein Trommelſchläger tritt auf, geht dreimal um die Bühne, veranlaßt einen Auflauf bald von Einen, bald von Andern, wobei man ſo viel Perſonen zuſammenbringen muß, wie ſich irgend auftreiben laſſen, beſonders Kinder und alte Weiber, welche ſich um den Trommelſchläger herumſtellen, während Nachfolgendes verleſen wird.

Gerichtsdiener. Wir Bürgermeiſter und Rath dieſer Stadt thun hiermit kund und zu wiſſen, welchergeſtalt der Schauſpieler Leander überwieſen iſt, ſowol durch ausreichendes Zeugniß, als durch eigenes Geſtändniß, vermöge der ſchwarzen Kunſt den Teufel in ſein Haus citirt zu haben, allwo er auch

ergriffen worden und im Gefängniſſe bekannt hat, daß die meiſten Schauſpieler derſelben Bande ſich des gleichen Verbrechens mit ihm ſchuldig gemacht: als wird hiermit männiglich, der ſolche Schauſpieler beherbergt, verwarnt, unverzüglich danach zu ſehen, daß ſelbige bleiben, wo ſie ſind, und ſich nicht aus dem Hauſe entfernen; ſo aber jemand befunden würde, der Einen von ihnen verheimlicht, damit ſie der Obrigkeit entrinnen und der gebührenden Strafe, welche ſie verdient haben, andern zum abſchreckenden Exempel, entzogen werden, ſelbiger ſoll als Mitwiſſer der gleichen Strafe verfallen ſein, auch wenn ihm nichts weiteres nachgewieſen werden kann. (Rührt nochmals die Trommel und geht ab, begleitet von dem ganzen Haufen, der ein großes Geſchrei erhebt.)

Neunte Scene.

Die beiden Schauſpieler. Nachher zwei Jungen.

Erſter Schauſpieler. Haſt Du es gehört, Monfrère?

Zweiter Schauſpieler. Ja, ich habe es gehört und kann mich vor Schrecken kaum auf den Beinen halten; was haben wir doch nur verbrochen, daß man uns unſchuldigen Menſchen ſo etwas andichten kann?!

Erſter Schauſpieler. Wer im Unglück iſt, ſucht Geſellſchaft. Was ſollen wir nun anfangen? Fliehen wir, ſo machen wir uns verdächtig, und bleiben wir, ſo ſetzen wir uns der äußerſten Gefahr aus.

Zweiter Schauſpieler. Mir ſcheint am beſten, wir bleiben; eines Mannes Zeugniß iſt nicht hinreichend, uns zu ſtürzen.

Erſter Schauſpieler. Aber weil doch kein Menſch glauben wird, daß er ſeine beſten Freunde mit Unrecht eines ſolchen Verbrechens bezüchtigt haben ſollte, wird man uns nicht auf die Folter ſpannen, und werden wir da nicht am Ende Dinge bekennen, die uns nie in den Sinn gekommen ſind? Ja, welcher Gefahr ſind wir nicht von der Raſerei des Pöbels ausgeſetzt, gegen den die Obrigkeit ſelbſt nicht im Stande ſein wird uns zu beſchützen?

Zweiter Schauſpieler. Du haſt Recht, es iſt doch wol das Beſte, wir ergreifen die Flucht. Aber wohin ſollen wir fliehen? Gewiß wird niemand mehr aus dem Thore gelaſſen.

Zwei Jungen (kommen mit Liedern). Neue Lieder von den ſämmtlichen Komödianten, die ſich in Wehrwölfe verwandelt haben! (Sie kaufen das Lied und blättern darin.)

Erſter Schauſpieler. Ach Himmel, iſt es möglich, mit ſolcher Ausführlichkeit zu lügen? Hier finde ich uns beide, Monfrère, Dich und mich, in einer langen Unterredung, die wir mit dem Teufel gepflogen, und auch Tag und Stunde iſt angegeben, wo wir uns in Wehrwölfe verwandelt haben!

Zweiter Schauſpieler. Eine Lüge iſt wie ein Schneeball, der wird auch immer größer und größer.

Erſter Schauſpieler. Wir wollen uns zu meinem Schwager flüchten, er wird uns verbergen, bis dieſer Wahnſinn vorüber iſt.

Zehnte Scene.

Drei Bewaffnete. Die Vorigen.

Erſter Soldat. Zwei von ihnen ſollen ja hier auf der Straße ſtehen.

Zweiter Soldat. Ja, denk' mal die Unverſchämtheit, ſtehen da mitten unter dem Volk bei der Trommel, während die obrigkeitliche Bekanntmachung verleſen wird! Aber ſieh hier, wahrhaftig, das ſind ſie!

(Die Soldaten ſpannen den Hahn und zwingen ſie, ihre Degen abzugeben.)

Erſter Schauſpieler. Ach, iſt es möglich, daß Unſchuldige in einem chriſtlichen Lande ſo mißhandelt werden?

Erſter Soldat. Ja richtig, Du haſt auch wol noch von Unſchuld und Chriſtenthum zu ſprechen, Du, der ſeinen Glauben abgeſchworen und ſich mit ſeinem eigenen Blute dem Teufel verſchrieben hat?!

Erſter Schauſpieler. Nicht gedacht habe ich daran, geſchweige denn es gethan.

Zweiter Soldat. Und hat ſich in einen Wehrwolf ver-

wandelt, um Nachts auf der Straße unſchuldige Menſchen zu morden.

Erſter Schauſpieler. Davon wiſſen wir nichts.

Erſter Soldat. Der aus Bosheit Sturm und Ungewitter gemacht hat, den Seefahrern zum Unglück und Verderben! Geſtern allein ſind drei Schiffe geſcheitert, und den Sturm, in dem ſie untergegangen ſind, hat kein anderer verurſacht, als dieſe verfluchten Zauberhunde!

Erſter Schauſpieler. Ach, ach, welche unerhörten falſchen Beſchuldigungen!

Zweiter Soldat. Und drei honnete Bürgerfrauen haben ſie auch behext.

Erſter Schauſpieler. Glaubt nur, der Himmel wird unſere Unſchuld rächen.

Erſter Soldat. Der Himmel? Was habt Ihr Kerle mit dem Himmel zu thun? Dem habt Ihr ja doch durch Euer Bündniß ein- für allemal entſagt?

Zweiter Soldat. Wunderbar, daß dieſe Beſtien nur überhaupt noch den Himmel zu nennen wagen; ich dachte, das dürften die Zauberer gar nicht.

Erſter Soldat. Nein, Bruder, die Hunde, hol' ſie der Henker, machen es ſich im Contract aus, daß ſie ſowol beten, als in die Kirche gehen dürfen, damit niemand von ihrer Zauberei was merkt.

Erſter Schauſpieler. Aber genügt denn eine bloße falſche Beſchuldigung? Iſt unſere Ausſage nicht ſo gut wie ſeine? Wir ſind jeden Augenblick bereit, die Hand zum Himmel zu erheben und unſere Unſchuld zu beſchwören.

Zweiter Soldat. Ob Ihr ſchwört oder ein Hund bellt, das kommt auf Eins heraus; ſolche Schurken werden gar nicht zum Schwure zugelaſſen, die Folter wird Euch ſchon zum Geſtändniß bringen. (Die Schauſpieler werden abgeführt.)

Fünfter Akt.

Erſte Scene.

Die Gerichtsſtube wird vorgeſtellt. **Ein Richter. Ein Schreiber. Gerichtsdiener. Leander.** Zuerſt kommt ein Gerichtsdiener mit einer Räucherpfanne, indem er ſagt: „Ich muß räuchern, damit die Zauberei keine Macht hat.“ Darauf kommt der Richter und ſetzt ſich an das eine Ende des Tiſches und der Schreiber an das andere. Die Gerichtsdiener ſtehen in der Nähe des Richters.

Der Richter. Na, Kinder, mit ſolcher Angſt wie heute habe ich noch niemals zu Gericht geſeſſen. Denn hier iſt nicht von Mord oder Diebſtahl oder Raub die Rede, ſondern davon, eine Zauberei auszurotten, die vielleicht ſchon viel weiter um ſich gegriffen hat, als wir denken. — Führt den Hauptverbrecher zuerſt herein, damit wir ihn allein hören, nachher wollen wir die Andern vernehmen, und zuletzt wollen wir ſie alle confrontiren. Ach, ach, unſere gute Stadt!

(Der Angeklagte tritt ein.)

Laßt ihn mir nur nicht zu nahe kommen, hört Ihr wol? Bleib' da ſtehen, Menſch, da neben dem Schreiber!

(Der Schreiber rückt an den Richter heran.)

Bleibt nur ſitzen, Herr Schreiber.

Der Schreiber (zitternd). Ich möchte gern hier ſitzen und ſchreiben, Herr Richter, da drüben iſt es ſo finſter.

Der Richter. Ei, bleibt nur ſitzen, es iſt da gerade ſo hell wie hier.

Der Schreiber. Bitt' um Verzeihung, ich kann da wahrhaftig keinen Buchſtaben ſehen.

Der Richter. Ich befehle Euch aber, auf Eurem gewöhnlichen Platze zu bleiben.

(Schreiber ſetzt ſich mit Zittern wieder hin, ſteht ſich öfters um und fährt jedesmal in die Höhe, ſowie der Angeklagte ſich ihm nähert, und das geht ſo durch den ganzen Akt.)

Höre, junger Menſch, geſtehſt Du die Schuld, um deren willen Du in Verhaft genommen biſt?

Leander. Gewiß thue ich es, Herr Richter; ich werde niemals meine Handſchrift verleugnen.

Der Richter (leiſe). Ha ha, nun wiſſen wir alſo doch, daß er einen ſchriftlichen Contract mit dem Teufel geſchloſſen hat. (Laut) Haſt Du ſie mit Deinem eigenen Blute geſchrieben?

Leander. Das iſt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, eine ſeltſame Frage, Herr Richter; ſo lange ich Tinte zum Schreiben habe, brauche ich kein Blut.

Der Richter (leiſe zu den Nächſtſtehenden). Kann man ſich dem Teufel auch mit Tinte verſchreiben?

Gerichtsdiener. Ja, ich glaube, Herr Richter, man hat Exempel davon.

Der Richter. Was dieſen betrifft, ſo bedarf es alſo keiner weiteren Unterſuchung, da er ja ſelbſt alles zugeſteht.

Leander. Gewiß habe ich es nie geleugnet, Herr Richter, nur begreife ich nicht, wie man mich um einer ſolchen geringfügigen Sache halber ſo behandeln und mich ins Gefängniß ſetzen kann.

Der Richter. Hilf Himmel, iſt das eine geringfügige Sache? Schreibt, Herr Schreiber, daß er öffentlich vor Gericht geſagt hat, es wäre eine geringfügige Sache!

Leander. Ja, und in Betreff des Weiteren erbiete ich mich, ſofort einundzwanzig Thaler bei Gericht zu deponiren.

Der Richter. Schreibt, Herr Schreiber, daß er öffentlich die Abſicht zu erkennen gegeben hat, das Gericht zu beſtechen!

Leander. Das Gericht beſtechen will ich nicht, aber ....

Der Richter. Halt' Du Dein Maul, bis Du gefragt wirſt! Wie lange iſt es denn her ſeit der Verſchreibung?

Leander. Der Wechſel iſt ſechs Monate alt, aber ....

Der Richter. Sechs Monate! (Leiſe) Es iſt wirklich ſpaßhaft, daß er dies einen Wechſel nennt und auf die Art den Teufel zum Banquier macht.

Der Schreiber. Der Teufel, Herr Richter, ahmt dem Menſchen in allen Stücken nach und ſo macht er denn jetzt auch den Banquier; ich vermuthe, er nennt den Contract einen Wechſel, weil bekanntlich das Wechſelrecht am ſtrengſten iſt.

Der Richter (laut). Es iſt aber doch ſchrecklich, daß ſich ſo etwas, hat ein ganzes Jahr lang hinziehen können.

Leander. Der Mann hatte Geduld mit mir und prolongirte.

Der Richter. Du hätteſt klug genug ſein ſollen, Dich vor dem Manne in Acht zu nehmen.

Leander. Wie ſo? Es iſt ja ſonſt ein ganz honneter Mann.

Der Richter. Schreibt, Herr Schreiber, er nennt ihn einen honneten Mann! (Leiſe) Das iſt der leibhaftige Teufel, der aus ihm ſpricht.

Leander. Er hat mich ſonſt nie gedrückt, ſondern mir immer Credit gegeben, bis heute.

Der Richter. Ja, ſtelle Dich nur dumm, Patron, als ob Du nicht wüßteſt, daß er nur darum einige Zeit Credit giebt, um nachher deſto unerbittlicher zu ſein! Wann warſt Du denn zuletzt in der Kirche?

Leander. Das iſt noch nicht acht Tage her. Aber ich begreife wiederum nicht, warum ich in dieſer lumpigen Sache nach ſolchen Dingen gefragt werde?

Der Richter. Biſt Du es ſelbſt, junger Menſch, der Du redeſt, oder ſpricht der Teufel aus Dir? — Schreibt, Herr Schreiber, er nennt das eine lumpige Sache.

Leander (ein wenig bei Seite tretend). Ich glaube, der Richter und die ganze Stadt ſind toll im Kopfe; ich muß nur auch thun, als wäre ich toll, vielleicht geht es auf die Art beſſer.

Der Richter. In welcher Kirche biſt Du getauft?

Leander (verzerrt das Geſicht und ſtellt ſich, als wäre er toll).

Der Richter. Ach, Himmel, ſeht, was er für Convulſionen

kriegt, ſowie ich von Getauftſein ſpreche! Schreibt, Herr Schreiber ....

(Der Schreiber kriecht unter den Tiſch.)

Wo iſt denn nur aber der Schreiber? Hilf Himmel, das nenn' ich Zauberei! Er iſt verſchwunden, glaub' ich!

Ein Gerichtsdiener. Nein, Herr Richter, er ſitzt unter dem Tiſche.

(Leander verzerrt das Geſicht nochmals und wird in Folge deſſen hinausgeführt, worauf der Schreiber wieder hervorkriecht.)

Der Richter. Ich wollte, wir hätten die Sache erſt glücklich zu Ende; mit ſolcher Art Leuten zu thun zu haben, iſt was Furchtbares. Aber freilich, ſeine Amtspflicht muß man erfüllen.

Der Schreiber. Ja, gewiß, Herr Richter, wie geſchrieben ſteht: Scheu' das Recht und thu' dem Teufel nichts.

Der Richter. Ja, Ihr habt auch wol mitzureden, unter den Tiſch ſeid Ihr gekrochen.

Der Schreiber. Mir war blos eine Feder heruntergefallen, Herr Richter, aus Furcht habe ich es wahrhaftig nicht gethan.

Der Richter. Na, dann paßt nur gut auf, daß Euch keine Federn mehr herunterfallen, es wird hier ſich gleich noch ein ganz anderer Sturm erheben.

Zweite Scene.

Die beiden Schauſpieler. Die Vorigen.

Der Richter. Ich ermahne Euch, Eure Unthat freiwillig zu bekennen und uns nicht zu Mitteln zu nöthigen, zu denen wir nur ungern greifen, nämlich Euch die Wahrheit durch ein peinliches Verhör abzuzwingen. Euer Kamerad hat Euch ſämmtlich angegeben und ſeine Miſſethat frei bekannt, er iſt dadurch dem, was Euch noch droht, entgangen und wird ohne weitere Marter für ſeine Sünden kurzweg vom Leben zum Tode gebracht werden. Folgt ſeinem Beiſpiele, es iſt der beſte Rath, den ich Euch ertheilen kann, und gebt Eure Mitſchuldigen an.

Erſter Schauſpieler. Wir haben nie gethan, noch gedacht zu thun, weſſen man uns beſchuldigt, leben daher auch der Hoffnung, daß man uns nicht auf die falſche und leichtfertige Anklage eines böſen Menſchen hin verdammen wird; kann man uns jedoch dergleichen überführen, ſo ſind wir gerne bereit, uns jeder Strafe zu unterwerfen, die das Geſetz über uns verhängt.

Der Richter. Das iſt denn doch nicht wahrſcheinlich, daß eines Menſchen Bosheit ſo weit gehen ſollte, ohne Ausſicht auf den geringſten Nutzen oder Vortheil ſeine Freunde mit ſich in ſolchen Abgrund zu ziehen; ich merke daraus, daß Ihr verſtockte Sünder ſeid und mit Gewalt auf die Folter gebracht werden wollt.

Erſter Schauſpieler. Aber da wir ganz unſchuldig ſind, können wir uns doch unmöglich ſelbſt ſolche Miſſethaten andichten?!

Der Richter. Herr Schreiber, examinirt ſie denn nach beſtem Wiſſen und Vermögen; wir wollen es erſt mit den ſanften Mitteln verſuchen, bevor wir zu den ſtrengen ſchreiten.

(Der Schreiber, welcher daſitzt und ein Riechfläſchchen unter die Naſe hält, ſtellt ſich, als ob er auf einmal heiſer wäre, ſchlägt ſich vor die Bruſt und ſagt mit einer ganz erloſchenen Stimme, es wäre ihm ſo erbärmlich auf der Bruſt, daß er unmöglich reden könne.)

Der Richter. Die Heiſerkeit iſt Euch ſehr ſchnell gekommen; pfui doch, wer wird ſo furchtſam ſein! Bleibt nur ſitzen, ich werde es ſchon ſelbſt beſorgen. Sagt denn, Ihr Verbrecher, wer hat Euch zuerſt zur ſchwarzen Kunſt verführt?

Erſter Schauſpieler. Niemand hat uns verführt, und unſer letztes Wort iſt und bleibt, daß wir dieſe Kunſt niemals getrieben haben.

Der Richter. Sagt mir denn, wie lange iſt es her, daß Euer Kamerad ſich zuerſt damit befaßt hat?

Beide. Auch davon wiſſen wir nicht das Mindeſte. Hätten wir etwas davon gewußt, würden wir es ſogleich angezeigt haben.

Der Richter. Ihr wollt alſo wirklich nicht bekennen? So laßt den Erſten wieder hereinkommen, der wird ſie ſchon überführen.

Dritte Scene.

Leander. Die Vorigen.

(Der Schreiber kriecht wieder unter den Tisch.)

Der Richter. Wir haben Euch nochmals hierher rufen laſſen, nicht in Eurer eigenen Angelegenheit, ſondern um gegen Eure Spießgeſellen auszuſagen, die in ihrer beiſpielloſen Hartnäckigkeit nichts geſtehen wollen.

Leander. Das geht mich nichts an, Herr Richter; jeder mag ſich ſelbſt verantworten, mein Päckchen iſt gerade ſchwer genug.

Der Richter. Habt Ihr nicht geſtanden, daß die Uebrigen von der Bande ebenſo ſchuldig ſind wie Ihr?

Leander. Ja, geſagt habe ich es allerdings, aber kümmern thut es mich nicht.

Erſter Schauſpieler. Wenn Ihr geſagt habt, Monſieur Leander, daß wir ebenſowol ſchuldig ſind als Ihr, ſo habt Ihr nicht als ehrlicher Mann geſprochen; wir wiſſen uns durchaus rein und frei davon.

Leander. Nun ſeht, was die ſich heilig ſtellen; na, ich möchte wahrhaftig nicht Euer Advocat ſein. Ich ſage blos, daß Ihr ebenfalls ſchuldig ſeid, und darin liegt ja weiter kein Vorwurf, da Ihr es ja leicht gut machen könnt.

Der Richter. Ach, welch ein Spötter! Schreibt, Herr Schreiber — aber wo iſt der Schreiber nun wieder geblieben?

Ein Gerichtsdiener. Er ſitzt wieder unter dem Tiſche, glaub' ich.

Der Richter. Holt ihn vor, er hat ſich heute ſo betragen, daß er nie wieder mit zu Gericht ſitzen kann.

Der Gerichtsdiener. Ach, Herr Richter, er iſt ohnmächtig.

Der Richter. Seht zu, daß Ihr ihn herausbekommt, ſonſt iſt er noch des Todes, rein vor Furcht.

(Man trägt ihn hinaus.)

Zweiter Schauſpieler. Aber was haben wir Euch denn nur zu Leide gethan, Monſieur Leander, daß Ihr uns ſo etwas auf den Hals redet und uns dadurch ins Unglück ſtürzet?

Leander. In was für ein Unglück ſtürze ich Euch denn? Ich habe blos geſagt, warum ich in meinem dumpfigen Loch ſitzen ſoll, während Andere frei ſind, die ebenſo viel ſchuldig wie ich.

Zweiter Schauſpieler. So habt ihr uns alſo nicht namentlich angegeben?

Leander. Wie ſollte mir das einfallen, Meſſieurs, Euch anzugeben? Ich ſage blos, daß die meiſten von unſerer Bande nicht weniger ſchuldig ſind als ich.

Zweiter Schauſpieler. Das iſt der reine Teufel, der Euch verleitet, ſo etwas zu ſagen.

Leander. Ich glaube wirklich, Ihr ſeid toll im Kopfe; ſeid Ihr nichts ſchuldig, ſo iſt das ja deſto beſſer für Euch.

Erſter Schauſpieler. Aber warum habt Ihr uns denn angegeben?

Leander. Ich habe Euch nicht angegeben, ich ſagte blos....

Der Richter. Bringt die Folterbank her!

Leander. Die Folterbank wegen eines lumpigen Wechſels von fünfzig Thalern, wovon ich die Hälfte ſtehenden Fußes bezahlen will, ſo daß blos noch fünfundzwanzig Thaler bleiben, die ich in drei Tagen bezahlen kann!

Der Richter. Ach, Himmel, nun iſt er ganz toll!

Erſter Schauſpieler. Der Herr Richter hört, daß er den Verſtand verloren, und alſo kann auch kein Werth gelegt werden auf das, was er uns ſchuld giebt.

Leander. Und mir ſcheint, daß alle, die ich dieſe ganze Zeit über geſprochen habe, toll und verrückt ſind.

Der Richter. Das iſt eben das rechte Kennzeichen der Verrücktheit, wenn Einer ſich einbildet, allein klug zu ſein, während alle andern verrückt ſind.

Erſter Schauſpieler. Scheint dem Herrn Richter nicht zweckmäßig, daß Ihr ihm erſt zur Ader ließet und hinterdrein hörtet, ob er noch bei ſeiner Anklage ſtehen bleibt?

Der Richter (zum Gerichtsdiener). Geh' auf der Stelle zu Meiſter Hermann, er ſoll doch mal ſo gut ſein, mit ſeiner Lanzette herzukommen!

Leander. Das iſt ganz überflüſſig; wer ſeinen richtigen Verſtand hat, wird mir einräumen, daß es ein viel größeres Zeichen von Verrücktheit iſt, einen ehrlichen Kerl in ein finſteres Loch zu werfen um fünfzig Thaler willen, die er in drei Tagen zu bezahlen verſpricht, als über ſolche Behandlung Klage zu führen.

Der Richter. Horch, nun ſpricht er wieder vom Wechſel; es iſt wahrhaftig ein ſtarker Paroxysmus.

Leander. O mein Herr Richter, ich bin noch völlig bei Verſtande.

Erſter Schauſpieler. Das kommt Euch blos ſo vor, Monſieur Leander.

Leander. Hol' Euch der Henker mit Eurem Vorkommen, muß ich nicht am beſten ſelbſt wiſſen, wie es mit mir ſteht?

Erſter Schauſpieler. Nein, erſt wenn der Patient merkt, daß er krank iſt, iſt Hoffnung zur Beſſerung.

Vierte Scene.

Meiſter Hermann. Die Vorigen.

Meiſter Hermann. Wer iſt das, dem ich hier zur Ader laſſen ſoll?

Der Richter. Da ſteht er.

Leander (zeigt auf den zweiten Schauſpieler). Nein, der iſt es, Meiſter.

(Der Barbier kriegt den Unrechten zu faſſen und will ihm mit Gewalt zur Ader laſſen; er läuft fort und ſchreit: „Ich bin es nicht!" Der Barbier läuft ihm nach.)

Der Richter (leiſe zum Barbier). Nein, Meiſter, der Andere iſt es; er iſt angeklagt wegen Zauberei und hat bereits vor Gericht geſtanden, daß er ſich in der That dem Teufel verſchrieben hat. Nun wir ihn aber weiter verhören, ſchwatzt er dummes Zeug von einem Wechſel von fünfzig Thalern. Aber ganz gewiß ſtellt er ſich blos ſo, um die Sache in die Länge zu ziehen. Die zwei Andern dagegen, die er als ſeine Spießgeſellen angegeben hat, behaupten, er wäre verrückt, und verlangen vom Gerichts-

hofe, daß er zur Ader gelaſſen wird, um zu ſehen, ob er dann noch bei ſeiner Klage beharren wird. Glaubt Ihr nun wol, daß dies angebracht iſt?

Meiſter Hermann. Ja verſteht ſich. Vom Aderlaſſen rathe ich niemand ab; ein einziger Aderlaß hilft dem Patienten mehr, als wenn er die Pillen des Doctor Bombaſtus ein ganzes Jahr durch braucht. Ich will dem Herrn Richter ſagen, weil das Blut, auf Latein sanguis, obſtruxirt iſt, ſo folgt ja nothſächlich, daß die Ader oder vena muß eröffnet werden. Sextus Empiricus ſchreibt ſehr gründlich davon alſo —

Der Richter. Wir haben jetzt keine Zeit zu hören, was Sextus Empiricus ſchreibt; vollzieht hier nur raſch Euer Geſchäft, damit wir endlich mit dieſer verfluchten Geſchichte zu Ende kommen.

Meiſter Hermann. Aber ſollte der Andere nicht auch zur Ader gelaſſen werden? Schaden kann es nicht, ein gutes Mittel läßt ſich ja nie zu oft anwenden.

Der Richter. Nein, nein, blos dieſer Eine.

Meiſter Hermann. Nach Befehl. Aber gut wäre es doch, daß alle zuſammen zur Ader ließen, der Herr Richter mit eingeſchloſſen, in einer halben Stunde ſollten ſie alle zuſammen expediret ſein. (Zum Angeklagten) Nun, mein Freund, wo wollt Ihr denn nun zur Ader laſſen, am Arm, am Fuß oder an der Stirn?

Leander. Nirgend will ich zur Ader laſſen, denn mir fehlt überhaupt nichts.

Meiſter Hermann. Ja was geht das mich an, hier liegt ein interlocutoriſches Urtheil vor, wonach Ihr zur Ader gelaſſen werden ſollt; ich wollte, es würden bei Gericht lauter ſolche Urtheile gefällt, da wäre doch noch was zu verdienen. Nun kommt, Kamerad, ſetzt Euch her, ich mache das ſo geſchickt, daß Ihr es kaum fühlen ſollt.

Leander. Bleibt mir vom Leibe, ſag' ich, Euch ſelbſt thut ein Aderlaß wol mehr noth als mir!

Der Richter. Geht mal hin, zwei Mann, und haltet ihn!

Leander. Ach, Herr Richter, verfahrt doch nicht ſo grau-

ſam mit mir, bedenkt, ich habe das Recht, an die höhere Inſtanz zu appelliren! Ich bin wahrhaftig ſo geſund und friſch, wie ich nur jemals geweſen bin; wenn mir etwas weh thut, ſo iſt es blos der Kummer, mich ſo unſchuldig mißhandelt zu ſehen.

Der Richter. Aber Ihr habt doch ſelbſt erſt vor Gericht zugeſtanden, daß Ihr Euch vor ſechs Monaten dem Teufel verſchrieben, habt die Andern von der Bande angegeben, habt den Teufel als einen honneten Mann und Eure Sache als eine Kleinigkeit bezeichnet, zuletzt aber, wenn man Euch weiter befragt wegen der ſchwarzen Kunſt, ſo antwortet Ihr uns etwas von einem Wechſel von fünfzig Thalern; wie ſoll man nun wol ſo etwas nennen?

Meiſter Hermann. Das heißt nichts anderes als furorem oder mania.

Leander. Ach, Herr Richter, hier muß nothwendig ein Mißverſtändniß vorliegen. Da wird nämlich ein Wechſel auf mich proteſtirt, gleich kommt Einer gelaufen und warnt mich, daß ich in Arreſt gebracht werden ſoll; nachher kommen die Stadtwächter und wollen mein Haus ſtürmen; das war mir nun auch noch einigermaßen begreiflich, weil ich dachte, es handle ſich um den Wechſel. Das Uebrige dagegen, was nun folgt, das waren böhmiſche Wälder für mich. Denn wie ich mich erbot, Bürgſchaft zu ſtellen, da gaben ſie zur Antwort, nicht die ganze Welt könnte für mich Bürgſchaft ſtellen, und da ich ſagte, das wäre doch nicht die Sache, um Einen deshalb ins Gefängniß zu werfen, ſo nannten ſie mich einen Gottesläſterer. Hinterdrein kamen dann verſchiedene Leute und wollten mich um Rath fragen von wegen der ſchwarzen Kunſt, und endlich höre ich zu meinem Entſetzen, daß es nicht der Wechſel iſt, weshalb ich angeklagt bin, ſondern wegen Zauberei. Ich möchte darauf ſterben, Herr Richter, daß ich mit jemand anders verwechſelt worden, dem ich vermuthlich ähnlich ſehe.

Der Richter. Was Henker iſt das? Seid Ihr denn nicht wegen Zauberei verklagt?

Leander. Der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich nicht weiß, was Zauberei iſt.

Der Richter. Aber warum ſagtet Ihr denn da zu Anfang, Ihr wäret ſchuldig?

Leander. Wie der Richter mich fragte, dachte ich, er ſpräche von dem Wechſel.

Der Richter. Aber hier ſind ja doch Leute, die ſelbſt mit angehört haben, wie Ihr den Teufel citirtet?

Leander. Ich bitte gehorſamſt, mir die Leute gegenüberzuſtellen.

Glaubegern (tritt vor). Ich bin der Mann, Herr Richter, der zuerſt dahintergekommen iſt; ich habe gehört ſowol wie geſehen, wie er den Teufel citirte.

Der Richter. Habt Ihr den Teufel ſelbſt geſehen?

Glaubegern. Nein, aber es kam mir vor, als hörte ich ein ungeheures Gepolter.

Leander. Ich bitte gehorſamſt, der Richter wolle mir geſtatten, dem Manne einige Fragen vorzulegen, die Licht in die Sache bringen werden. Um welche Zeit war es denn wol, daß Ihr mich die ſchwarze Kunſt ausüben hörtet?

Glaubegern. Das war heute früh neun Uhr.

Leander. Und wo that ich es?

Glaubegern. Auf dem Vorſaal Eures Hauſes.

Leander. Könnt Ihr Euch nicht noch an die Worte erinnern, die ich dabei brauchte?

Glaubegern. So ziemlich. Ihr citirtet einen böſen Geiſt mit Namen Mephiſtopheles und verbotet ihm, einen Kreis zu beſchreiten, den Ihr auf den Boden gezogen hattet; eine halbe Stunde ſpäter hörte ich zugleich mit noch einem andern Bürger, wie Ihr noch einen zweiten Geiſt citirtet, mit Namen Polidorus.

Leander. Eben dieſer Mann, der mich anklagt, ſoll mich auch freiſprechen.

Der Richter. Mir ſcheint das Gegentheil.

Erſter Schauſpieler. Wohledler Herr Richter, jetzt rührt ſich auch mein Gewiſſen und zwingt mir das Bekenntniß ab, daß Monſieur Leander in der That den Teufel citirt hat und daß wir ſeine Mitſchuldigen dabei ſind.

Der Richter. Na das freut mich, daß Ihr endlich in Euch geht.

Leander. Ich getraue mir ſogar zu beweiſen, daß Meiſter Hermann, der Barbier, ebenfalls unſer Mitſchuldiger iſt.

Meiſter Hermann. Wer? ich? Nu ſeh' Einer die verfluchten Kerle an! Glaubt ihnen nicht, Herr Richter, ich bin bekannt als ein ehrlicher Mann und ein abgeſagter Feind von all dieſen Geſchichten; ja mit dieſer meiner eigenen Hand habe ich ein Haus angeſteckt, das wegen Zauberei in Verdacht ſtand, und doch wurden die Bewohner, die dabei ſämmtlich ums Leben kamen, hinterher unſchuldig befunden, ſo daß ich alſo ſechs unſchuldige Menſchen auf einmal aus der Welt geſchafft habe, ja es fehlte nicht viel, ſo hätte ich aus lauter frommem Eifer die ganze Stadt angeſteckt.

Leander. Stellt Euch nur ſo fromm, wie Ihr wollt, Meiſter Hermann, ich werde es doch ganz genau mit allen Umſtänden beweiſen, ſo daß Ihr es ſelber noch eingeſtehen ſollt.

Der Richter. Hilf Himmel, wie ſchnell die Sünde die Oberhand gewinnt; zuletzt iſt noch die ganze Stadt mit Zauberei angeſteckt!

Meiſter Hermann. Aber der Herr Richter merken ja doch wol, daß er das blos ſagt, um uns mit ins Verderben zu ziehen?

Leander. Ich verlange durchaus nicht, daß man mir aufs Wort glauben ſoll, wol aber erbiete ich mich, ſolche Zeugen beizubringen, daß alle Welt beiſtimmen ſoll, daß Ihr in der That mein Mitſchuldiger ſeid.

(Meiſter Hermann weint.)

Der Richter. Ja, mein guter Meiſter Hermann, jetzt kommt das Weinen zu ſpät, das hättet Ihr früher bedenken ſollen.

Meiſter Hermann. Ach, ach, ich bin ſo unſchuldig als ein Schaf!

Der Richter. Es thut mir nur leid um Eurer hübſchen Frau und Kinder willen. Darauf übrigens könnt Ihr Euch verlaſſen, wenn nicht noch andere gerichtliche Beweiſe vor-

liegen, auf dieſe bloße Ausſage hin ſollt Ihr nicht verurtheilt werden.

Leander. Ich will ihn dazu bringen, daß er ſelbſt bekennt.

Der Richter. Habt Ihr vielleicht noch ſonſt jemand anzugeben?

Leander. Ja, Herr Richter, wenn ich ein bischen nachdenke, ſo würde das ſchon gehen; unter andern kann ich beweiſen, daß der Schreiber beim Gericht hier ein ganzes Jahr lang Mitwiſſer geweſen.

Der Richter. Der Schreiber?! Nun begreife ich auch, warum der Schuft unter den Tiſch kriecht; das war noch mehr aus böſem Gewiſſen, als aus Furcht vor dieſem Zauberer. Wo iſt er geblieben?

Ein Gerichtsdiener. Wir haben ihn in das Cabinet gebracht, gleich hier nebenan.

Der Richter. Iſt ihm wieder wohl?

Der Gerichtsdiener. Ei ja, er ſitzt und ſpielt Dame mit des Herrn Richters Lakai.

Der Richter. Er ſoll mal auf der Stelle hereinkommen.

(Der Schreiber wird hereingeſchleppt, wobei er gottsjämmerlich ſchreit.)

Der Schreiber. Aber, Herr Richter, wenn ich von lauter Zauberern umgeben bin, ſo kann ich doch unmöglich meinem Amt vorſtehen, ſie haben mir die Hände ſo verhext, daß ich nicht eine Silbe ſchreiben kann!

Der Richter. Ei ei, was Ihr für ein frommer Mann ſeid! Und wenn man Euch nun beweiſt, daß Ihr ebenfalls mit der ſchwarzen Kunſt Beſcheid wißt?

Leander. Zehnfacher Strafe will ich mich unterwerfen, wenn ich nicht beweiſen kann, daß er zu verſchiedenen Malen Augen- und Ohrenzeuge bei dem geweſen, deſſen wir angeklagt ſind.

Die beiden Schauſpieler. Wir erbieten uns ebenfalls, es zu beweiſen.

Der Richter. Pfui, ſchämt Euch, ſo dazuſtehen! Ihr ſeid Beamter des Gerichts und ſollt daher doppelte Strafe leiden.

Der Schreiber. Ich bin jetzt vierzig Jahre alt, aber wenn ich bis zu dieſem meinen vierzigſten Jahre auch nur ſo viel ge-

ſehen habe von einem Kobold oder Wichtelmännchen, geſchweige denn von einem ordentlichen ausgewachſenen Teufel, ſo will ich auf der Stelle ſelbſt des Teufels ſein.

Der Richter. Wenn nur erſt die Zeugen vernommen werden, da wird die Wahrheit ſchon an den Tag kommen.

Der Schreiber. Was ſcheeren mich alle Zeugen der Welt, ich muß das ja doch ſelbſt am beſten wiſſen.

Leander. Jetzt werde ich Euch allen ſofort aus dem Traume helfen. Habt Ihr nicht vergangenes Jahr eine Tragödie geſehen, Polidorus betitelt?

Der Schreiber. Allerdings.

Leander. Erinnert Ihr Euch noch, daß in dieſer Tragödie eine Scene vorkommt, in welcher der Teufel citirt wird?

Der Schreiber. Ja gewiß erinnere ich mich, und zwar heißt der Teufel, der citirt wird, Mephiſtopheles. Aber das war nur ein Spiel.

Leander. Und ein bloßes Spiel hat auch dieſen großen Lärm veranlaßt. Die Sache iſt dieſe: um neun Uhr ging ich auf meinem Vorſaal auf und nieder und memorirte meine Rolle in der genannten Tragödie, die morgen zur Aufführung kommen ſollte. Der Biedermann hier hat dabei geſtanden, hat es gehört, hat es für Ernſt genommen und hat mich in der ganzen Stadt als Zauberer ausgeſchrieen. Da iſt die Geſchichte denn noch ausgeſchmückt worden, wie das ſo zu geſchehen pflegt, und in dieſer Geſtalt iſt ſie denn der Obrigkeit zu Ohren gekommen, und die hat nun ſofort die Polizei geſchickt, mich greifen zu laſſen. Nun war eben zu derſelben Zeit ein Wechſel mit Proteſt auf mich zurückgekommen, ich glaubte, es wäre aus dieſem Grunde, daß man mich einſperren wollte, und darum habe ich dem Gericht auch ganz ehrlich bekannt, daß ich allerdings ſchuldig — nämlich Geld ſchuldig, nicht aber der Zauberei, an die ich auch nicht im Traume gedacht habe. Zum Beweiſe dieſer meiner Ausſage überreiche ich hiermit dem Kläger meine Rolle, er kann ſich daraus ſelbſt überzeugen, ob nicht genau dieſelben Worte darin ſtehen, die er gehört hat.

Der Kläger (lieſt darin und fällt auf die Kniee). Ach ja, Herr

Richter, es ſind wirklich dieſelben Worte! Aber der Lärm, den ich verurſacht habe, iſt gewiß nicht böſe gemeint geweſen, ſondern ein bloßes Mißverſtändniß; der Mann iſt ganz unſchuldig und ich bitte demüthigſt, mich mit einer bloßen Abbitte und Ehrenerklärung zu entlaſſen.

Der Richter. Na, ſo ſoll Euch doch das Donnerwetter mit Euren verfluchten Denunciationen! (Geht ab, indem er den Kopf hängen läßt.)

Fünfte Scene.

Die Mutter eines der Schauſpieler. Leanders Braut. Die drei Schauſpieler. Der Schreiber.

Die Mutter (indem ſie den Schreiber zu packen kriegt). Ach, Herr Schreiber, verfahrt doch nicht ſo grauſam mit meinem Sohne!

Die Braut (zerrt ihn nach der andern Seite hin). Ach, Herr Schreiber, legt doch ein gutes Wort für meinen Bräutigam ein!

Der Schreiber. Ei, laßt mich in Ruhe!

Die Mutter. Ach, Herr Schreiber, ein junger Menſch iſt ja doch ſo leicht verführt!

Die Braut. Ach, Herr Schreiber, legt doch ein gutes Wort für ihn ein bei dem Herrn Richter!

Der Schreiber. Daß Euch das Donnerwetter, wenn Ihr mich nicht in Ruhe laßt!

Die Mutter. Ach, Herr Schreiber, wir ſind doch alle Menſchen!

Die Braut. Ach, Herr Schreiber, laßt ihn doch nur wenigſtens ehrlich unter die Erde kommen!

Der Schreiber. Laßt mich in Ruhe, ſonſt ſoll Euch das Donnerwetter!

Die Mutter. Ach, Herr Schreiber, wir laſſen Euch nicht los, bis Ihr uns verſprochen habt, zu helfen!

Der Schreiber. Heda, Gewalt!

(Die beiden Frauen werfen ſich dem Schreiber zu Füßen und umklammern ſeine Beine mit ſolcher Gewalt, daß er umfällt; er ſpringt in die Höhe und läuft fort, während die Frauenzimmer ihn verfolgen.)

Leander (an die Zuſchauer).

Hier waltet Glaubensloſigkeit
Und dort herrſcht Aberglaube,
Und beiden wird Religion
Und Landeswohl zum Raube.

Und fragſt Du, was das Schlimmſte ſei,
Das Schädlichſte von beiden,
So ſag' ich, daß die Welt durch ſie
Muß gleich viel Böſes leiden.

Nur einen winz'gen Unterſchied
Vermag ich zu ergründen,
Daß hier der Aberglaube ſich
Macht Tugenden aus Sünden.

Er brüſtet ſich mit Mord und Brand,
Er prahlt mit frommen Mienen
Und glaubt, durch ſchnöde Miſſethat
Den Himmel zu verdienen.

Erasmus Montanus

oder

Rasmus Berg.

Komödie in fünf Akten.

Perſonen:

Montanus.
Jeppe Berg, ſein Vater.
Nille, ſeine Mutter.
Lisbeth, Montanus' Braut.
Jeronimus, ihr Vater.
Magdelone, ihre Mutter.
Jacob, Montanus' Bruder.
Peter, Küſter.
Jeſper, Verwalter.
Ein Lieutenant.
Niels, Korporal.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Jeppe allein, mit einem Brief in der Hand.

Jeppe. Schade, daß der Küſter nicht da iſt; in meines Sohnes Brief ſteht ſo viel Latein, das ich nicht verſtehe. Das Waſſer tritt mir in die Augen, wenn ich denke, daß ein armer Bauerjunge ſo gelehrt geworden iſt, noch dazu, da wir nicht einmal zu den Univerſitätsbauern gehören. Leute, die ſich auf Gelehrſamkeit verſtehen, haben mich verſichert, daß er mit jedem Paſtor disputiren kann, wer es auch ſein mag. Ach, wenn ich und meine Frau doch nur noch vor unſerm Tode die Freude hätten, ihn predigen zu hören, und zwar hier im Ort, da wollte ich das viele Geld, das er uns gekoſtet hat, auch gern verſchmerzen. Peter, der Küſter, das merke ich ſchon, macht ſich allerdings nicht viel daraus, daß mein Sohn zurückkommt; er fürchtet ſich, wie es ſcheint, vor Rasmus Berg. Das iſt was Schreckliches mit den Gelehrten, daß ſie ſo neidiſch auf einander ſind, und daß nie einer dem andern ſeine Gelehrſamkeit gönnt. Der gute Kerl macht ſolche ſchöne Predigten, und wenn er vom Neid ſpricht, da tritt Einem gleich das Waſſer in die Augen; bei alledem aber ſcheint er ſelbſt mir nicht ganz frei davon zu ſein. Mir iſt das völlig unbegreiflich; wenn Einer nun auch ſagte, mein Nachbar verſteht den Ackerbau beſſer, wäre das wol ein Grund für mich, verdrießlich zu ſein, oder ſollte ich wol gar deshalb meinen Nachbar haſſen? Nein, weiß Gott, da kennt Ihr Jeppe Berg ſchlecht. — Aber wahrhaftig, da iſt ja der Küſter!

Zweite Scene.

Jeppe. Küſter Peter.

Jeppe. Willkommen zu Hauſe, Peter.

Peter. Schön Dank, Jeppe Berg.

Jeppe. Ach mein lieber Peter, da ſteht in meines Sohnes letztem Briefe ſo allerhand Latein; wenn Ihr mir das doch überſetzen könntet.

Peter. Ei was, dummes Zeug, glaubt Ihr, ich verſtehe nicht ebenſo gut Latein wie Euer Sohn? Ich bin ein alter Academicus, ja ich, Jeppe Berg!

Jeppe. Das weiß ich ganz wohl, ich meinte nur, ob Ihr auch das neumodiſche Latein verſtändet, da ſich dieſe Sprache ja wol ebenſo verändert wie unſre däniſche. In meiner Jugend wenigſtens ſprach man ganz anders als jetzt; was jetzt Lakai heißt, hieß damals Knecht, was jetzt Maitreſſe heißt, hieß Kebsweib, ein Fräulein hieß Jungfer, ein Muſikant Stadtpfeifer und ein Säckeltär hieß Schreiber. Darum meinte ich, das Lateiniſche könnte ſich ja wol auch verändert haben, ſeit Ihr von Kopenhagen weg ſeid. Seid denn ſo gut und überſetzt mir das; die Buchſtaben kenne ich wol, aber was ſie heißen ſollen, da hapert's.

Peter. Euer Sohn ſchreibt, er ſtudire gegenwärtig ſeine logicam, rhetoricam und metaphysicam.

Jeppe. Was heißt das: Logicam?

Peter. Das iſt die Kanzel.

Jeppe. Das freut mich; ach wenn er doch nur erſt Paſtor wäre!

Peter. Aber vorher Küſter.

Jeppe. Und das Zweite?

Peter. Das heißt Rhetorica, das iſt auf Däniſch das Ritual. Aber das Dritte muß verſchrieben ſein, oder es iſt franzöſiſch. Denn wenn es Latein wäre, ſo verſtände ich es ganz gewiß. Ich bin capabel, Jeppe Berg, und ſage Euch die ganze Aurora aus dem Kopfe her. Ala heißt der Flügel, ancilla das

Mädchen, barba der Wagen, coena der Nachttopf, cerevisia das Bier, campana die Glocke, cella der Keller, lagena die Flaſche, lana der Wolf, janua die Thüre, cerevisia Schmiere.

Jeppe. Ihr habt ein vertenfeltes Gedächtniß, Peter.

Peter. Ja, ich habe auch nicht gedacht, daß ich ſo lange auf ſolcher armſeligen Küſterſtelle bleiben ſollte; ich könnte auch ſchon längſt ganz was anders ſein, hätte ich nur mit einem Mädchen anbinden wollen. Aber lieber helfe ich mir durch, ſo gut ich kann, als daß ich mir nachſagen laſſe, ich hätte mein Glück durch eine Schürze gemacht.

Jeppe. Aber hier, lieber Peter, iſt noch etwas Lateiniſches, das ich auch nicht verſtehe; hier, dieſe Zeile.

Peter. Die Veneris Haſnia domum profecturus sum. Das iſt allerdings ein wenig ungewöhnlich ausgedrückt, ich verſtehe es aber doch ganz gut, obwol es manchem Andern Kopfbrechen machen würde. Auf Däniſch heißt das: Nach Kopenhagen ſind profecto die Ruſſen gekommen.

Jeppe. Na, was wollen die Ruſſen da nun ſchon wieder?

Peter. Ei was, Jeppe Berg, das ſind nicht ſolche Ruſſen von Moskau, das ſind junge Studenten, die heißen auch Ruſſen.

Jeppe. Ach, nun verſtehe ich ſchon, das iſt, wenn der große Spectakel iſt, wo ſie Salz und Brod kriegen und zu Studenten gemacht werden.

Peter. Wann erwartet Ihr ihn nach Hauſe?

Jeppe. Heute oder morgen. Aber wartet mal ein bischen, guter Peter, ich will blos die Nille rufen, ſie ſoll uns einen Krug Bier heraus bringen.

Peter. Ein Glas Branntwein wäre mir lieber, zum Biertrinken iſt es mir noch zu früh.

(Jeppe ab.)

Dritte Scene.

Peter allein.

Peter. Daraus mach' ich mir, die Wahrheit zu ſagen, auch nicht viel, daß Rasmus Berg nach Hauſe kommt. Nicht, als ob ich ſeine Gelehrſamkeit fürchtete; ich war ſchon ein alter Student, da er noch in die Schule ging und, mit Permiſſion zu ſagen, den Hintern voll kriegte. Das waren andere Kerle, die zu meiner Zeit deponirten, als jetzt. Ich deponirte an der Slagelſer Schule mit Peter Monſen, Rasmus Jeſperſen, Chriſtian Klim, Matz Hanſen, den wir in der Schule Matz Pfannkuchen nannten, Paul Iverſen, den wir Paul Finkeljochen nannten — alles Kerle, die trocken waren hinter den Ohren und Haare auf den Zähnen hatten und zu disputiren verſtanden, gleichviel worüber es war. Ich bin freilich blos Küſter geworden, aber ich habe doch wenigſtens mein tägliches Brod und verſtehe mein Amt. Auch habe ich die Sporteln ſehr in die Höhe geſchroben, ſo daß die Stelle mehr bringt als früher, worüber meine Nachfolger, wenn ich einmal todt bin, ja auch wol nicht böſe ſein werden. Die Leute denken immer, um Küſter zu ſein, braucht es kein Genie; ja richtig, ſo eine Küſterſtelle iſt weiß Gott keine Kleinigkeit, beſonders wenn man ſatt dabei werden will. Vor meiner Zeit hielten die Leute im Dorf alle Leichengeſänge für gleich gut, ich aber habe meine Einrichtungen ſo getroffen, daß ich zum Bauern ſagen kann: „Was für einen Pſalm willſt Du? Der koſtet ſo viel, der ſo viel", und ebenſo, wenn die Erde auf den Sarg geworfen wird: „Soll es weißer Sand ſein oder bloße gewöhnliche Erde?" Das ſind ſo Fineſſen, von denen hatte mein Vorgänger, der Chriſtoph, keine Ahnung; er hatte aber auch freilich nicht ſtudirt. Ueberhaupt begreife ich nicht, wie ſolch ein Kerl hat Küſter werden können, aber allerdings er war auch danach. Ein bischen Latein iſt dem Menſchen zu allen Dingen gut; ich wenigſtens möchte mein Latein nicht für hundert Thaler miſſen, das hat mir in meinem Amt ſchon mehr als hundert, ja zweihundert Thaler eingebracht.

Vierte Scene.

Nille. Jeppe. Peter.

Nille. Geſegne es Gott, Peter.

Peter. Schön Dank, Frau Nachbarin. Uebrigens trinke ich niemals Branntwein, außer wenn mir im Magen nicht recht iſt, aber es iſt mir meiſtentheils nicht recht im Magen.

Nille. Habt Ihr ſchon gehört, Peter, daß mein Sohn heute oder morgen nach Hauſe kommt? Da kriegt Ihr einen Mann, mit dem könnt Ihr Euch was erzählen, dem iſt die Zunge gelöſt, wie ich höre.

Peter. Ei ja, ſo ein bischen Latein für's Haus wird er wol verſtehen.

Nille. Latein für's Haus? Das iſt gewiß das beſte Latein, gerade wie die Hausleinwand die beſte iſt.

Peter. Ha ha ha ha!

Jeppe. Was lacht Ihr denn, Peter?

Peter. Ei, über nichts, Jeppe Berg! Geſegn' es Gott zum zweiten Mal, Euer Wohlſein, Frau Nachbarin! Ha ha ha! Da habt Ihr ein wahres Wort geſprochen: Hausleinwand iſt die beſte Leinwand, aber —

Nille. Aber es heißt doch Hausleinwand, weil ſie im Hauſe gemacht wird?

Peter. Ja, das hat ſeine Richtigkeit, ha ha ha! Aber Ihr könntet mir wol ein bischen zum Zubeißen geben zu dem Branntwein.

Nille. Hier iſt Brod und Käſe, nehmt vorlieb.

Peter. Schön Dank, Frau Nachbarin! — Wißt Ihr auch wie das Brod auf Lateiniſch heißt?

Nille. Nein, meiner Seele, das weiß ich nicht.

Peter (indem er zugleich ißt und ſpricht). Das heißt panis, Genitivus pani, Dativus pano, Vocativus panus, Ablativus pano.

Jeppe. Alle Wetter, Peter, das iſt eine weitläufige Sprache; was heißt denn da Grobbrod?

Peter. Das heißt panis gravis und ſein Brod heißt panis finis.

Jeppe. Das hört ſich ja beinahe wie Däniſch an.

Peter. Ja gewiß, aber es giebt auch eine ganze Menge lateiniſcher Wörter, die urſprünglich däniſch ſind. Nämlich das hängt ſo zuſammen: bei der hohen Schule in Kopenhagen war mal ein alter Rector, der hieß Saxo Grammatica, der verbeſſerte das Latein im Lande und ſchrieb eine lateiniſche grammatica, wovon er eben ſeinen Beinamen bekam: Saxo Grammatica. Selbiger Saxo verbeſſerte auch die lateiniſche Sprache weſentlich, indem er ſie mit däniſchen Wörtern bereicherte; denn vor ſeiner Zeit war das Lateiniſche ſo arm, daß man ſich gar nicht ſo recht darin ausdrücken konnte.

Jeppe. Aber was heißt nur das Wort grammatica?

Peter. Das iſt daſſelbe wie Donat; wird es in türkiſch Papier gebunden, ſo heißt es Donat, wird es dagegen in weißes Pergament gebunden, ſo heißt es grammatica und wird declinirt wie ala.

Nille. Nein, wie die Menſchen nur ſo was behalten können, mir wird allemal ſchon ganz ſchwindlich im Kopfe, wenn ich davon höre.

Jeppe. Darum ſind aber auch die Gelehrten meiſt nicht richtig im Kopfe.

Nille. Ei wie kannſt Du wol ſo was ſagen? So glaubſt Du alſo, unſer Sohn, Rasmus Berg, iſt nicht richtig im Kopfe?

Jeppe. Na hör' mal, Mutter, ein bischen wunderlich kommt es mir allerdings vor, daß er mir lateiniſche Briefe ſchreibt.

Peter. Ja wahrhaftig, da hat Jeppe ganz recht, es iſt auch eine Narrheit von ihm; es iſt gerade, als wollte ich mit dem Verwalter Griechiſch ſprechen, blos um zu zeigen, daß ich es kann.

Jeppe. Alſo Griechiſch könnt Ihr auch, Peter?

Peter. Pah, ſo vor zehn Jahren konnte ich Euch die ganze Litanei auf Griechiſch herſagen in einem Athemholen, und das weiß ich noch jetzt, das letzte Wort heißt Amen.

Jeppe. Ach Peter, was wird das für einen Spaß geben.

wenn mein Sohn nach Hauſe kommt und wir Euch da ſo auf einander los laſſen.

Peter. Will er mit mir disputiren, ſo ſoll er ſeinen Mann an mir finden. Was aber das Singen anbetrifft, da kommt er gegen mich zu kurz. Ich habe mit zehn Küſtern um die Wette geſungen und habe ſie alle zuſammen in den Sand geſetzt; ich ſchrie meinen Glauben ſo laut, daß ich von allen zehnen herauszuhören war. Schon vor zehn Jahren hätte ich können Cantor werden bei Unſerer Frauen Schule, aber ich wollte nicht, und ſag' ſelbſt, Jeppe, warum hätte ich es auch ſollen? Warum hätte ich mich trennen ſollen von meiner Gemeinde, die mich liebt und ehrt und die ich ebenfalls ehre und liebe? Ich lebe an einem Ort, wo ich mein Stück Brod habe und von allen Menſchen reſpectirt werde; ſelbſt der Herr Amtmann, ſo oft er herkommt, läßt mich ſofort holen, um ihm die Zeit zu vertreiben und ihm was vorzuſingen. Vor einem Jahr um dieſe Zeit gab er mir zwei ganze Mark, blos weil ich ihm die Scala vorſang, er ſchwur Stein und Bein, ich ſänge das ſo gut, wie er es in den größten Concerten in Kopenhagen nicht zu hören kriegte. Wollt Ihr mir noch einen Schnaps einſchenken, Jeppe, ſo ſollt Ihr es ebenfalls zu hören kriegen.

Jeppe. Ei wol, ſchenk' noch eins ein, Nille!

Peter. Ich ſinge nicht vor jedem, Ihr aber, Jeppe, ſeid mein guter Freund, ſo ſtehe ich Euch mit Vergnügen zu Dienſten. (Fängt an zu plärren, erſt langſam, dann raſcher) Ut, re, mi, fa, sol, la, si, ut! Nun wieder rückwärts: ut, si, la, sol, fa, mi, re, ut! Nun wieder auf eine andere Manier, damit Ihr auch einen Begriff von meiner Höhe kriegt: ut, re, mi, fa, sol, la, si, ut, re, mi, fa, sol, la, si, ut, re!

Jeppe. Potz Schlag, das letzte ging fein, ſo fein können es nicht mal unſere Ferkel.

Peter. Jetzt ganz geſchwinde: ut, re, mi, re, re — nein, das war falſch! Ut, re, mi, do, re, mi, ut — nein, das war wieder falſch! Ja, das iſt hölliſch ſchwer, mein guter Jeppe, ſo ſchnell zu ſingen. — Aber hier kommt Monſieur Jeronimus.

Fünfte Scene.

Jeronimus. Magdelone. Lisbeth. Jeppe. Nille. Peter.

Jeronimus. Guten Morgen, Schwager, hat Euer Sohn nichts von ſich hören laſſen?

Jeppe. Ei ja, er kommt, glaube ich, heute oder morgen.

Lisbeth. Ach, iſt es möglich? So erfüllt ſich mein Traum alſo doch!

Jeronimus. Was träumteſt Du denn?

Lisbeth. Mir träumte, ich läge heute Nacht bei ihm im Bett.

Magdelone. Es hat doch was auf ſich mit den Träumen, ſie ſind doch nicht ſo ganz zu verachten.

Jeronimus. Mag wol ſein. Ihr guten Mädchen aber, wenn Ihr des Tags nicht ſo viel an die Mannsperſonen dächtet, ſo würdet Ihr auch Nachts nicht ſo viel von ihnen träumen; Du, Magdelone, haſt wol auch recht viel von mir geträumt, als wir noch Liebesleute waren?

Magdelone. Verſteht ſich; aber jetzt iſt es meiner Seele lange her, daß ich nicht mehr von Dir geträumt habe.

Jeronimus. Das macht, weil die Liebe jetzt nicht mehr ſo heiß iſt als Anfangs.

Lisbeth. Aber ſo iſt es wahr, daß Rasmus Berg morgen zurückkommt?

Jeronimus. Nun ja, Du hörſt es ja, morgen kommt er.

Lisbeth. Ach, Herzväterchen, wie lange haben wir noch bis morgen?

Jeronimus. Was das für verfluchte Fragen ſind! Solch verliebtes Volk iſt doch rein wie verrückt.

Lisbeth. Ich zähle wahrhaftig jede Stunde.

Jeronimus. Na, nun frag' noch, wie lang eine Stunde iſt, dann merkt man gewiß, daß Du verrückt biſt! Halt Du den Mund mit Deinem Gewäſche und laß uns Aelteren ein Wort verſtändig mit einander reden. Hört, mein werther Jeppe Berg, ſcheint Euch das wirklich rathſam, daß wir die beiden jungen Leute zuſammengeben, bevor er ſein Brod hat?

Jeppe. Wie Ihr darüber denkt. Ernähren kann ich ſie freilich, aber beſſer wäre es doch, er hätte erſt ſein Brod.

Jeronimus. Mir ſcheint es durchaus nicht rathſam, ſie vorher heirathen zu laſſen.

Lisbeth (weint und heult).

Jeronimus. Ei, pfui Teufel, ſchäme Dich, das iſt ja eine Schande für ein Mädchen, ſich ſo anzuſtellen!

Lisbeth (weinend). Dauert das denn noch lange, bis er ſein Brod hat?

Jeppe. Das wird gewiß nicht lange dauern. Denn wie ich höre, iſt er ja ſo gelehrt, daß er jedes gedruckte Buch leſen kann, was es auch ſei; ich habe eben erſt einen lateiniſchen Brief von ihm gekriegt.

Nille. Und das iſt ein Brief, der ſich gewaſchen hat, davon weiß der Küſter zu ſagen.

Lisbeth. War er ſo gut geſchrieben?

Peter. Ei nun, für ſolchen jungen Menſchen war er nicht übel; wenn er ſich dazu hält, Mamſell, ſo kann er mit der Zeit ſchon werden. Wie ich in ſeinen Jahren war, da bildete ich mir auch ein, ich wäre ein Gelehrter, indeſſen —

Jeppe. Ja, Ihr Gelehrten laßt einander nie ein gutes Haar.

Peter. Pah, dummes Zeug, ich ſoll wol gar neidiſch auf ihn ſein? Wie er noch gar nicht auf der Welt war, da hatte ich ſchon dreimal auf Erbſen geknieet, und wie er in Sexta ſaß, da war ich ſchon ſeit acht Jahren Küſter.

Jeppe. Die Anlagen ſind verſchieden, mancher lernt in einem Jahre, wozu andere zehn gebrauchen.

Peter. Na, was das betrifft, ſo ſtehe ich meinen Mann.

Jeronimus. Ei ja, das iſt nun; wie es iſt. Aber nun wollen wir nach Hauſe gehen, Kinder. Adieu, Jeppe, ich ging nur eben ſo am Hauſe vorbei und wollte Euch blos guten Tag ſagen.

Lisbeth. Ach, laßt mich doch gleich wiſſen, ſowie er kommt.

(Jeronimus, Magdelone, Lisbeth ab.)

Sechſte Scene.

Jeppe. Nille. Peter. Jacob.

Jeppe. Was giebt's, Jacob?

Jacob. Wißt Ihr was Neues, Vater? Rasmus Berg iſt gekommen!

Jeppe. Alle Welt, iſt's möglich? Wie ſieht er denn aus?

Jacob. Ach, er ſieht außerordentlich gelehrt aus! Rasmus Nielſen, der ihn gefahren, ſchwört darauf, er hätte den ganzen Weg über nichts gethan als mit ſich ſelbſt disputirt auf Griechiſch und Elamitiſch, und dabei iſt er in ſolchen Eifer gerathen, daß er Rasmus Nielſen drei-, viermal mit geballten Fäuſten in den Rücken geſchlagen und hat dazu gerufen: „probe Majoren, probe Majoren!“ Ich denke mir, er wird wol vor ſeiner Abreiſe ſich mit einem Major gezankt haben. Und dann wieder hat er ganz ſtill geſeſſen und Mond und Sterne angeſehen, ſo tief nachdenklich, daß er dreimal aus dem Wagen gefallen und vor lauter Gelehrſamkeit nahe daran geweſen iſt, den Hals zu brechen, ſo daß Rasmus Nielſen darüber gelacht und zu ſich ſelbſt geſagt hat: „Am Himmel mag Rasmus Berg ein ganz geſcheidter Mann ſein, aber auf Erden iſt er ein Narr.“

Jeppe. Ei, kommt, laßt uns hineingehen, ihn zu empfangen! Kommt mit uns, guter Peter, am Ende hat er wol gar ſein Däniſch vergeſſen und kann blos noch Latein, da könnt Ihr den Dolmetſcher machen.

Peter. Ja, daß ich ein Narr wäre, ich habe anderes zu thun. (Alle ab.)

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

Montanus mit niederhängenden Strümpfen.

Montanus. Erſt einen Tag bin ich von Kopenhagen fort und ſchon ſehne ich mich dahin zurück; hätte ich nicht meine lieben Bücher bei mir, ich müßte auf dem Lande zu Grunde gehen. Studia secundas res ornant, adversis solatium praebent. Mir iſt ordentlich, als fehlte mir etwas, weil ich in drei Tagen nicht disputirt habe. Ob hier im Dorfe Gelehrte ſind, weiß ich noch nicht; ſind welche da, ſo ſollen ſie durch mich etwas zu thun bekommen, denn ohne zu disputiren kann ich nicht leben. Mit den armen Leuten, meinen Eltern, kann ich nicht viel reden; das ſind beſchränkte Menſchen, die kaum noch ihren Katechismus wiſſen, ſo daß ich alſo wenig Genuß von ihrem Umgang haben kann. Der Küſter und der Schulmeiſter ſollen zwar ſtudirt haben, aber viel wird das auch wol nicht ſein. Jedenfalls werde ich ihnen auf den Zahn fühlen. Meine Eltern erſchraken ordentlich, wie ſie mich ſahen; ſie hatten nicht erwartet, daß ich zur Nachtzeit von Kopenhagen reiſen würde. (Er ſchlägt Feuer, zündet eine Pfeife an und ſteckt ſie durch eine Oeffnung, die in der Krempe ſeines Hutes angebracht iſt.) Das heißt ſeine Pfeife Tabak studentikos rauchen, es iſt eine treffliche Erfindung für Einen, der zugleich rauchen und ſchreiben will. (Setzt ſich hin und lieſt.)

Zweite Scene.

Montanus. Jacob.

Jacob (küßt ſich die Hand und reicht ſie ſeinem Bruder). Willkommen zu Hauſe, mein lateiniſcher Bruder!

Montanus. Es freut mich, Dich wiederzuſehen; was aber die Bruderſchaft anbetrifft, ſo war das wol ehedem ganz gut, will ſich aber jetzt doch nicht mehr ſchicken.

Jacob. Wie ſo? Biſt Du nicht mein Bruder?

Montanus. Das läugne ich nicht; der Geburt nach, Du Schlingel, bin ich ohne Zweifel Dein Bruder, im Uebrigen jedoch mußt Du wiſſen, daß Du zur Zeit noch ein bloßer Bauerjunge biſt, ich aber bin ein Philosophiae Baccalaureus. Aber ſag' mal, Jacob, wie geht es denn ſo eigentlich meiner Braut und meinem Schwiegervater?

Jacob. O, ganz wohl, ſie waren eben hier und fragten, wann der Bruder zurückkäme.

Montanus. Schon wieder Bruder? Ich ſage das nicht aus Hochmuth, Jacob, aber es geht profecto nicht an.

Jacob. Wie ſoll ich den Bruder denn nennen?

Montanus. Du ſollſt mich Monſieur Montanus nennen, das iſt der Name, den ich in Kopenhagen führe.

Jacob. Ja, wenn ich es nur behalten könnte; war es nicht Monſieur Dromedarus?

Montanus. Kannſt Du nicht hören? Monſieur Montanus, ſag' ich.

Jacob. Monſör Montanus?

Montanus. So iſt es richtig. Nämlich Montanus heißt auf Lateiniſch daſſelbe wie Berg auf Däniſch.

Jacob. Da kann ich mich alſo wol auch Monſör Jacob Montanus nennen?

Montanus. Wenn Du erſt ſo lange in die Schule gegangen biſt wie ich und Deine Examina beſtanden haſt, ſo kannſt Du Dir ebenfalls einen lateiniſchen Namen beilegen. So lange Du aber ein bloßer Bauerlümmel biſt, mußt Du Dich

genügen laſſen und Dich ſchlecht und recht Jacob Berg nennen. Aber haſt Du wol bemerkt, ob meine Braut ſich auch nach mir geſehnt hat?

Jacob. Ei gewiß, ſie wurde ganz ungeduldig, wie Du ſo lange bliebſt.

Montanus. Du mußt auch nicht Du zu mir ſagen.

Jacob. Ich wollte ſagen: Monſörens Braut wurde ganz ungeduldig, wie Du ſo lange fortbliebſt.

Montanus. Doch jetzt bin ich ja hier und allein um ihretwillen. Aber alt werde ich hier nicht; ſo wie wir Hochzeit gehalten haben, nehme ich ſie mit mir nach Kopenhagen.

Jacob. Will Monſör mich nicht auch mit ſich nehmen?

Montanus. Was haſt Du da zu ſuchen?

Jacob. Ich möchte mir gern ein bischen die Welt beſehen.

Montanus. Ich wollte, Du wäreſt ſechs oder ſieben Jahre jünger, ſo brächte ich Dich auf die lateiniſche Schule und dann könnteſt Du ebenfalls Student werden.

Jacob. Nein, das ginge doch wol nicht an.

Montanus. Warum nicht?

Jacob. Ja, weil die Eltern dann ganz und gar an den Bettelſtab kämen.

Montanus. Nun höre Einer, was der Schuft für ſpitzige Reden führt!

Jacob. Ja, ich bin auch nicht auf den Kopf gefallen; hätte ich ſtudirt, ich wäre ein verfluchter Kerl geworden.

Montanus. Ich habe allerdings gehört, Du ſollſt einen guten Kopf haben. Aber was wollteſt Du in Kopenhagen anfangen?

Jacob. Ich möchte gar zu gern den runden Thurm ſehen und das Kloſter, wo die Gelehrten gemacht werden.

Montanus. Ha ha ha! Nein, da haben ſie im Kloſter wol anderes zu thun als Gelehrte zu machen. Aber iſt mein Schwiegervater wirklich ſo reich, wie die Leute ſagen?

Jacob. Ei freilich, der alte Jeronimus hat Geld, beinahe der dritte Theil vom ganzen Dorfe gehört ihm.

Montanus. Aber haſt Du auch gehört, ob er ſeiner Tochter wol etwas Anſtändiges mitgeben wird?

Jacob. Das glaub' ich wol, daß er ihr was Ordentliches mitgeben wird, beſonders wenn Monſör mal erſt bei uns gepredigt haben wird.

Montanus. Daraus wird nichts, ſo gemein mache ich mich nicht, vor Bauern zu predigen; ich disputire blos.

Jacob. Ich dachte, predigen wäre mehr?

Montanus. Weißt Du denn überhaupt, was disputiren iſt?

Jacob. Ei gewiß, ich disputire alle Tage mit den Mägden im Hauſe, ziehe aber freilich gewöhnlich den Kürzeren.

Montanus. Ja nun freilich an ſolchen Disputationen iſt kein Mangel.

Jacob. Worüber aber disputirt Monſör?

Montanus. Ich disputire über wichtige und gelehrte Gegenſtände, als zum Exempel: ob die Engel eher geſchaffen ſind als die Menſchen, ob die Erde rund oder oval iſt; ferner über den Mond, die Sonne und die Sterne, über ihre Größe, ihre Entfernung von der Erde und dergleichen mehr.

Jacob. Nein, darüber disputire ich nicht, das ſind Dinge, die mich nichts angehen; wenn ich meine Leute nur dazu bringe, daß ſie gehörig arbeiten, ſo mögen ſie meinetwegen glauben, die Erde iſt achteckig.

Montanus. O animal brutum! Aber höre, Jacob, ob meine Braut wol ſchon weiß, daß ich angekommen bin?

Jacob. Nein, ich glaube nicht.

Montanus. So würde es wol gut ſein, Du ſpringſt hinüber zum Herrn Jeronimus und meldeſt es ihm.

Jacob. Ja, das kann geſchehen; aber ſoll ich es nicht zuerſt der Lisbeth ſagen?

Montanus. Lisbeth? Wer iſt das?

Jacob. Aber weißt Du denn nicht einmal, Bruder, daß Deine Braut Lisbeth heißt?

Montanus. Und haſt Du Schlingel ſchon wieder vergeſſen, was ich Dich eben geheißen habe?

Jacob. Und wenn Du mich noch ſo oft Schlingel ſchimpfſt, ſo bin ich doch Dein Bruder.

Montanus. Hältſt Du nicht gleich den Mund, ſo werfe ich Dir profecto ein Buch an den Kopf!

Jacob. Na das wäre noch hübſcher, den Leuten die Bibel an den Kopf werfen.

Montanus. Das iſt keine Bibel.

Jacob. Na richtig, als ob ich keine Bibel kennte; das Buch iſt ja gerade groß genug für eine Bibel, ein Evangelienbuch iſt es nicht und ein Katechismus auch nicht, das ſehe ich wol. Aber gleich viel was es iſt, ſeinem Bruder die Bücher an den Kopf werfen, iſt immer nicht ſchön.

Montanus. Halt' das Maul, Schlingel!

Jacob. Solch ein Schlingel, wie ich bin, hilft doch wenigſtens mit ſeiner Hände Arbeit den Eltern das Geld verdienen, das Du durchbringſt.

Montanus. Biſt Du nicht gleich ſtill, breche ich Dir Arme und Beine entzwei! (Wirft das Buch nach ihm.)

Jacob. Au, au, au!

Dritte Scene.

Jeppe. Nille. Montanus. Jacob.

Jeppe. Was iſt denn das für ein Lärm?

Jacob. Ach, mein Bruder Rasmus ſchlägt mich!

Nille. Das hat nichts weiter zu bedeuten, er wird Dich gewiß nicht ohne Urſache ſchlagen.

Montanus. Nein, Mutter, gewiß nicht; er kommt hier herein und brauchte ſeinen Mund gegen mich, als wäre ich ſeinesgleichen.

Nille. Ei, Du verwünſchter Bengel, haſt Du nicht mehr Reſpect vor ſolch gelehrtem Manne? Weißt Du nicht, daß er eine Ehre iſt für unſer ganzes Haus? — Mein lieber Herr Sohn, Ihr müßt ihm das nicht weiter anrechnen, er iſt ein einfältiger Tölpel.

Montanus. Ich ſitze hier und ſpeculire auf wichtige Sachen, da kommt dieſer importunissimus und audacissimus juvenis herein und ſtört mich. Das iſt kein Kinderſpiel, mit dieſen transcendentalibus zu thun zu haben; zwei Mark wollte ich lieber verlieren, als daß mir das hat paſſiren müſſen.

Jeppe. Ach ſeid doch nur nicht böſe, mein theuerſter Sohn, es ſoll gewiß nicht wieder geſchehen. Wenn der Herr Sohn ſich doch nur nicht geärgert haben, die gelehrten Herren vertragen nicht viel. Ich muß noch immer daran denken, wenn Küſter Peter ſich mal ärgerte, der konnte ſich auch in drei Tagen nicht wieder erholen.

Montanus. Der Küſter Peter, iſt der auch ein Gelehrter?

Jeppe. Ei ja wol, ſo lange ich denken kann, haben wir noch nicht ſolchen Küſter im Dorf gehabt mit ſolcher Stimme wie dieſer.

Montanus. Darum braucht er doch noch lange kein Gelehrter zu ſein.

Jeppe. Er predigt auch ſehr ſchön.

Montanus. Darum braucht er ebenfalls kein Gelehrter zu ſein

Nille. Ach nicht doch, Herr Sohn, wie kann denn Einer gut predigen und doch kein Gelehrter ſein?

Montanus. Gewiß, Mutter! Gerade die am wenigſten gelernt haben, predigen am beſten; nämlich da ſie nicht im Stande ſind, ſelbſt etwas auszudenken, ſo ſchreiben ſie aus andern Predigten ab und bedienen ſich braver Leute Schriften, die ſie zuweilen ſelbſt nicht verſtehen, während dagegen einer, der wirklich etwas gelernt hat, ſich mit dergleichen nicht befaßt, ſondern ſich auf ſein eigenes Genie verläßt. Glaubt nur, es iſt ein ſehr verbreiteter Uebelſtand hier zu Lande, daß man die Gelehrſamkeit eines Candidaten allein danach beurtheilt, wie er predigt; disputiren ſollen die Kerle, wie ich, da zeigt ſich, ob einer was gelernt hat. Ich kann in gutem fließenden Latein über jede Materie disputiren, die mir vorgeſchlagen wird; wünſcht Einer bewieſen zu haben, daß dieſer Tiſch ein Leuchter, gut, ich werde es ihm beweiſen; will er bewieſen haben, daß Fleiſch und Brod

Stroh ſind, ich werde es ebenfalls beweiſen, wie ich ſchon Verſchiedenes derart bewieſen habe. Hört mal zu, Vater: glaubt Ihr wol, daß es ein Glück iſt, ſich zu betrinken?

Jeppe. Im Gegentheil, ein Unglück iſt es, da man ſich ja um Verſtand und Vermögen trinken kann.

Montanus. Nun werde ich Euch beweiſen, daß es dennoch ein Glück iſt. Quicunque bene bibit, bene dormit. Aber nein, es iſt ja wahr, Ihr wißt ja kein Latein. Alſo auf Deutſch: wer gut trinkt, ſchläft gut; hat das ſeine Richtigkeit?

Jeppe. Das hat ſeine Richtigkeit; wenn ich ſo einen kleinen Hieb habe, ſchlafe ich wie ein Pferd.

Montanus. Wer ſchläft, ſündigt nicht; iſt das auch richtig?

Jeppe. Ja, das iſt auch richtig; ſo lange einer ſchläft, ſündigt er nicht.

Montanus. Wer aber nicht ſündigt, der iſt doch glücklich?

Jeppe. Ebenfalls richtig.

Montanus. Ergo — wer ſich gehörig betrinkt, iſt glücklich. Nun, Mutterchen, will ich aus Euch mal einen Stein machen.

Nille. Ei Poſſen, das würde doch wol ein bischen ſchwer halten.

Montanus. Hört nur zu. Ein Stein kann nicht fliegen —

Nille. Nein, das iſt richtig genug, ausgenommen man wirft ihn.

Montanus. Ihr könnt nicht fliegen.

Nille. Das iſt auch richtig.

Montanus. Ergo — iſt die Frau Mutter ein Stein.

Nille (weint).

Montanus. Aber weshalb weint die Frau Mutter?

Nille. Ach, ich fürchte, ich werde wirklich ein Stein, die Beine fangen mir ſchon an ganz kalt zu werden.

Montanus. Seid nur ruhig, Mutter, ich werde Euch gleich wieder zum Menſchen machen. Ein Stein kann nicht denken, noch ſprechen.

Rille. Allerdings; ob er denken kann, weiß ich freilich nicht, aber ſprechen kann er nicht.

Montanus. Die Frau Mutter kann ſprechen —

Rille. Ja, Gott ſei Lob und Dank, was ſo eine arme Bauerfrau zu ſprechen weiß.

Montanus. Wohl. Ergo iſt die Frau Mutter kein Stein.

Rille. Ach, das war eine Wohlthat, nun komme ich doch wieder zu mir ſelbſt. Es müſſen doch meiner Seele ſtarke Köpfe zum Studiren gehören, ich begreife nicht, wie ihr Gehirn das blos aushalten kann. Jacob, Du ſollſt von jetzt ab Deinem Bruder zu Hand gehen, Du haſt ſo nichts anders zu thun; ſowie aber Deine Eltern erfahren, daß Du ihm nur den mindeſten Verdruß machſt, ſo ſollſt Du ſo viel Hiebe kriegen, wie Dein Buckel nur immer vertragen kann.

Montanus. Auch muß er ſich das abgewöhnen, liebe Mutter, daß er Du zu mir ſagt; für einen Bauerjungen ſchickt es ſich doch nicht, einen gelehrten Mann zu duzen, ich wünſche, daß er mich in Zukunft Monſieur nennt.

Jeppe. Hörſt Du wol, Jacob? Wenn Du von jetzt an mit Deinem Bruder ſprichſt, ſo ſagſt Du Monſieur.

Montanus. Und dann wünſchte ich noch, daß der Küſter zu heute Abend eingeladen würde, damit ich ſo eine kleine Probe anſtellen könnte, wozu er tauglich iſt.

Jeppe. Ei ja, das ſoll geſchehen.

Montanus. Ich will inzwiſchen meine Braut beſuchen.

Rille. Ich fürchte, wir kriegen Regen, Jacob kann Euch den Mantel nachtragen.

Montanus. Jacob!

Jacob. Ja, Monſieur.

Montanus. Komm und trage mir den Mantel nach, ich will einen Beſuch machen.

(Jacob trägt ihm den Mantel nach.)

Vierte Scene.

Jeppe. Nille.

Jeppe. Iſt das nicht eine Freude, die wir an dem Sohne haben?

Nille. Ja gewiß, an dem iſt kein Schilling unnütz ausgegeben.

Jeppe. Nun werden wir ja heute zu hören kriegen, wie es mit dem Küſter beſtellt iſt; ich fürchte nur, er kommt nicht, wenn er hört, daß Rasmus Berg hier iſt. Indeſſen brauchen wir es ihn ja nicht wiſſen zu laſſen, und dann wollen wir auch den Verwalter einladen, der ſchlägt es uns gewiß nicht ab, dem ſchmeckt unſer Bier.

Nille. Das ſcheint mir doch gefährlich, Mann, den Verwalter zu Gaſt zu bitten, die Art Leute dürfen niemals wiſſen, was man eigentlich im Kaſten hat.

Jeppe. In Gottes Namen mag er es; weiß ja doch das ganze Dorf, daß wir vermögende Leute ſind, und ſo lange wir unſere Abgaben und Steuern bezahlen, ſo lange kann der Verwalter uns kein Haar auf dem Kopfe krümmen.

Nille. Aber höre, lieber Mann, ſollte es wol wirklich ſchon zu ſpät ſein, den Jacob noch ebenfalls ſtudiren zu laſſen? Denk' einmal, wenn er nun auch ſolch ein gelehrter Kerl würde wie ſein Bruder, welche Freude müßte das nicht für uns alte Eltern ſein!

Jeppe. An dem Einen iſt es gerade genug; wir müſſen ja auch einen haben, der uns zur Hand geht und bei der Arbeit unterſtützt.

Nille. Ach, bei dieſer Art Arbeit wird ja doch knapp ſo viel verdient, daß man ſich ſatt eſſen kann; Rasmus Berg, weil er ein feiner Kopf iſt und ſtudirt hat, kann unſerer Wirthſchaft in einer Stunde mehr nützen, als der Andere in einem ganzen Jahre.

Jeppe. Nein, Mutter, das hilft nun nichts, unſere Aecker

müſſen einmal gepflügt, unſere Felder beſtellt werden, dazu iſt der Jacob uns unentbehrlich. Aber ſieh, da kommt er ſchon wieder.

Fünfte Scene.

Jacob. Jeppe. Nille.

Jacob. Ha ha ha ha ha ha! Ein gelehrter Mann mag mein Bruder wol ſein, ein großer Tropf aber iſt er bei alledem.

Nille. Du ungerathener Schelm, nennſt Du Deinen Bruder einen Tropf?

Jacob. Ja, wie ſoll ich ihn denn anders nennen? Es regnet wie mit Kannen, und er läßt mich mit dem Mantel auf dem Arm hinter ihm drein gehen!

Jeppe. Hätteſt Du nicht ſo höflich ſein ſollen und ſagen: Monſieur, es regnet, will Monſieur nicht gefälligſt den Mantel umnehmen?

Jacob. Nein, Vater, das kommt mir doch höchſt wunderlich vor, daß ich einem Menſchen, deſſen Eltern es ſich haben ſo viel koſten laſſen, ihn klug und geſchickt zu machen, wenn er naß regnet bis auf die Haut, noch erſt ſagen ſoll: es regnet, Monſieur, will Er nicht den Mantel umnehmen? Er brauchte wahrhaftig nicht erſt zu warten, bis ich ihn aufmerkſam machte, der Regen machte ſich bemerkbar genug.

Jeppe. Gingſt Du denn wirklich den ganzen Weg mit dem Mantel unterm Arm?

Jacob. Nein, wahrhaftig, da würde ich mich ſchön hüten, ich wickelte mich ſelbſt in den Mantel, und daher iſt denn mein Anzug auch ganz trocken geblieben. Diesmal verſtand ich das Ding beſſer, obwol meine Erziehung lange nicht ſo viel Geld gekoſtet hat; ich kenne zwar nicht einen lateiniſchen Buchſtaben, aber das begriff ich doch auf der Stelle.

Jeppe. Dein Bruder iſt in Gedanken geweſen, wie es gelehrten Leuten zu geſchehen pflegt.

Jacob. Ha ha! Na dann hol' der Henker ſolche Gelehrſamkeit.

Jeppe. Gleich ſei ſtill, Schlingel, oder ich ſtopfe Dir das Maul! Was hat denn das wol auf ſich, wenn Dein Bruder auch zuweilen in Gedanken iſt, da er doch übrigens ſo viele Früchte ſeiner Weisheit und ſeiner Studien an den Tag legt?

Jacob. Früchte ſeiner Studien? Hört nur weiter, was ſich auf unſerer Reiſe begab. Als wir an Jeronimus' Hofthor kamen, ging er geradewegs auf den Hofhund los, und der wäre denn auch gleich auf ſeine gelehrten Beine loscalfactert, hätte ich ihn nicht raſch auf die andere Seite herübergezogen; denn vor den Hofhunden gilt kein Anſehen der Perſon, die ſcheren alle, die ſie nicht kennen, über einen Kamm, und beißen in alle Beine, die ſie zu packen kriegen, mögen das nun lateiniſche oder griechiſche Beine ſein. Wie wir nun im Hofe waren, ging Monſör Rasmus Berg in ſeinen tiefen Gedanken in den Stall und rief: Heda, iſt Herr Jeronimus zu Hauſe? Aber die Kühe wieſen ihm den Hintern und blieben ſämmtlich ſtumm; hätten ſie ſprechen können, ich ſchwöre darauf, ſie hätten geſagt: Was iſt der Kerl auch für ein verfluchter Schafskopf!

Nille. Aber, lieber Mann, darf er wol den Mund ſo aufreißen?

Jeppe. Dich ſoll die Schwerenoth, Jacob, wenn Du nicht gleich das Maul hältſt!

Jacob. Ei, Vater, Ihr ſolltet mir vielmehr danken, daß ich ihn aus der Verlegenheit zog und vom Stall glücklich in die Stube brachte. Denkt nur, Vater, was daraus werden ſollte, wenn ſo ein Kerl allein eine weite Reiſe zu machen hätte; wäre ich nicht dabei geweſen, ich wette, er ſtände noch in dem Stall und guckte vor lauter Gelehrſamkeit den Kühen in den Hintern.

Jeppe. Ei, ſo ſoll doch das Donnerwetter auf Deinen frechen Mund ſchlagen!

(Jacob läuft fort, Jeppe hinter ihm drein.)

Nille. Was das für ein verwünſchter Schelm iſt! Jetzt aber will ich nach dem Verwalter und dem Küſter ſchicken, damit, wenn mein Sohn zurückkommt, er jemand hat, mit dem er disputiren kann.

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Nille. Montanus. Jeppe.

Nille. Mein Sohn Montanus bleibt ziemlich lange aus, ich wollte, er käme, ehe der Verwalter wieder weggeht. Denn der hat großes Verlangen, ihn zu ſprechen, und möchte ihn gern ſo nach dieſem und jenem fragen, was — aber da ſehe ich ihn kommen. Guten Tag, mein lieber Sohn, der gute Jeronimus hat ſich gewiß nicht wenig gefreut, den Herrn Sohn nach ſo langer Abweſenheit geſund und munter wiederzuſehen?

Montanus. Ich habe weder Jeronimus, noch ſeine Tochter geſprochen von wegen des Lumps, mit dem ich in Disput gerieth.

Nille. Wer war das? War es vielleicht gar der Schulmeiſter?

Montanus. Nein, es war ein Fremder, der hier zufällig durchreiſte. Ich kenne ihn ganz gut, obſchon ich in Kopenhagen in keinem Verkehr weiter mit ihm geſtanden. Ich muß mich jedesmal ärgern über dieſe Menſchen, die ſich einbilden, als hätten ſie die Weisheit mit Löffeln gegeſſen, und doch in Wahrheit die reinen Idioten ſind. Ich will Euch die Sache erzählen, Mutter. Der Lump iſt ein paarmal ordinarius opponens geweſen, das ſind ſeine ganzen merita. Aber wie verſah er ſeine partes? misere et haesitanter, absque methodo. Als der Praeses einmal inter rem et modum rei diſtinguirte, fragte er: quid hoc est? Ja, Du Schlingel, das ſollteſt Du gelernt haben, antequam in arenam descendis. Quid hoc est? Quae bruta! Ein Kerl,

der nichts von den Distinctiones cardinales weiß, und will publice disputiren!

Nille. Ei, der Herr Sohn muß ſich das nicht ſo ſehr zu Herzen nehmen, ich höre ja ſchon aus ſeiner Beſchreibung, daß der Kerl ein Narr iſt.

Montanus. Ein Ignorant!

Nille. Verſteht ſich.

Montanus. Ein Idiot!

Nille. Das ſieht Jeder.

Montanus. Et quidem plane hospes in philosophia. Da hat er's, und nun mag der Hund ſehen, wie er ſich rein waſchen will!

Nille. Hat er ſich denn vor all den Leuten vollgemacht? Na, das iſt aber doch wirklich ein Schwein.

Montanus. Nein, Mutter, er hat noch weit Schlimmeres gethan, er hat öffentlich materia cum forma confundirt.

Nille. Ei, ſo ſoll ihn doch die Schwerenoth!

Montanus. Und ſo ein Kerl bildet ſich ein, disputiren zu können?

Nille. Ja, den Henker mag er können!

Montanus. Gar nicht zu ſprechen von dem Fehler, den er gleich in ſeinem prooemio machte, indem er ſagte: Lectissimi et doctissimi auditores!

Nille. Was das für ein Schafskopf ſein muß!

Montanus. Setzt mir lectissimus vor doctissimus, da doch lectissimus ein Prädicat iſt, das man auch einem deposituro geben kann!

Jeppe. Aber hat der Herr Sohn mit Jeronimus denn gar nicht geſprochen?

Montanus. Nein, eben wie ich eintreten wollte, ſah ich den Kerl vorbeigehen, und weil wir einander kennen, ging ich, ihm guten Tag zu ſagen, wobei wir denn gleich in allerhand gelehrte Geſpräche und zuletzt ins Disputiren kamen, ſo daß ich meinen Beſuch auf ein ander Mal verſchieben mußte.

Jeppe. Ich fürchte nur, Monſieur Jeronimus wird böſe

werden, wenn er hört, daß der Herr Sohn dageweſen, aber wieder fortgegangen, ohne ihn zu ſprechen.

Montanus. Ja, das kann nun nicht helfen, wer die Philoſophie angreift, greift meine Ehre an. Ich bin Mademoiſelle Lisbeth gewiß ſehr gut, aber meine Metaphysica, meine Logica ſind mir doch noch lieber.

Nille. Ach, beſter Sohn, was hör' ich da? Haſt Du Dich mit zwei andern Mädchen in Kopenhagen verſprochen? Na das wird einen ſchönen Scandal vor dem Conſiſtorium geben!

Montanus. Ihr verſteht mich falſch, das iſt nicht ſo gemeint; nicht von Mädchen ſpreche ich, ſondern von zwei Wiſſenſchaften, die ſo heißen.

Nille. Ja, das iſt was anders. Aber hier kommt der Verwalter, nun ſeid nur nicht mehr böſe.

Montanus. Der kann mich nicht böſe machen, das iſt ein einfältiger unſtudirter Mann, mit dem laſſe ich mich in gar kein Disputiren ein.

Zweite Scene.

Jeppe. Nille. Montanus. Jeſper.

Jeſper. Serviteur, Monſieur, willkommen zu Hauſe!

Montanus. Danke beſtens, Herr Verwalter.

Jeſper. Es freut mich, daß wir jetzt ſolchen gelehrten Mann im Dorfe haben; das hat wol einiges Kopfbrechen gekoſtet, bevor Er es ſo weit gebracht? — Nehmt meinen Glückwunſch, Jeppe Berg, zu Eurem Sohne, das iſt eine Freude für Euch in Euren alten Tagen.

Jeppe. Ja, gewiß.

Jeſper. Aber hör' Er, mein lieber Monſieur Rasmus, ich möchte Ihn wol mal wonach fragen.

Montanus. Ich heiße Montanus.

Jeſper (leiſe zu Jeppe). Montanus, das iſt wol das Lateiniſche von Rasmus?

Jeppe. Ja, es wird wol ſo was ſein.

Jeſper. Na, dann hör' Er mal, mein lieber Montanus

Berg, da habe ich mir allerhand ſeltſames Zeug erzählen laſſen, was die Gelehrten alles glauben ſollen. Iſt das wirklich wahr, daß es in Kopenhagen Menſchen giebt, die die Erde für rund halten? Hier bei uns glaubt es kein Menſch, und wie könnte die Erde auch rund ſein, da man ja doch deutlich ſieht, daß ſie flach iſt?

Montanus. Das rührt nur daher, weil die Erde ſo groß iſt, daß man ihre Rundheit nicht merkt.

Jeſper. Ja, allerdings, groß iſt die Erde, ſie macht ja beinahe die Hälfte der Welt aus. Aber nun ſag' Er mal, Monſieur, wie viel Sterne gehören wol dazu, um einen Mond zu machen?

Montanus. Einen Mond? Der Mond verhält ſich zu den Sternen wie der Dorfteich zum Meere.

Jeſper. Ha ha ha ha, die Gelehrten ſind doch alle zuſammen nicht richtig im Kopfe! Da hab' ich neulich, weiß Gott, Einen gehört, der behauptete, die Erde drehte ſich und die Sonne ſtände ſtill; Monſieur glaubt das wol am Ende auch?

Montanus. Kein verſtändiger Menſch hegt mehr den mindeſten Zweifel.

Jeſper. Ha ha ha! Wenn die Erde ſich bewegte, ſo müßten wir ja alle zuſammen umfallen und den Hals brechen?

Montanus. Bewegt ſich ein Schiff, auf dem Ihr ſeid, nicht etwa auch, ohne daß Ihr den Hals brecht?

Jeſper. Ja, aber die Erde, behaupten ſie ja, dreht ſich im Kreiſe; wenn das Schiff ſich rund um drehte, würde die Mannſchaft da nicht ins Waſſer fallen?

Montanus. Nein, ich will Euch das deutlich machen, wenn Ihr nur Geduld habt zuzuhören.

Jeſper. Keine Silbe will ich mehr davon hören, ich müßte ja doch wahrhaftig verrückt ſein, wenn ich ſo was glauben wollte. Die Erde ſollte ſich umdrehen und wir ſollten nicht zum Teufel kopfüber in den Abgrund fahren? Ha ha ha! — Aber, mein lieber Monſieur Berg, nun erklär' Er mir mal das: warum iſt der Mond wol mitunter ſo klein und dann wieder ein ander Mal ganz groß?

Montanus. Wenn ich es Euch auch ſagen wollte, Ihr würdet es doch nicht glauben.

Jeſper. Ach nein, ſeid ſo gut und ſagt es mir!

Montanus. Das kommt daher: wenn der Mond zu groß iſt, wird er beſchnitten und aus den Stücken werden dann Sterne gemacht.

Jeſper. Das iſt doch wahrhaftig merkwürdig, das hab' ich wahrhaftig noch nicht gewußt. Aber allerdings, wenn man ihn nicht beſchnitte, ſo würde er ja immer wachſen und zuletzt würde er ſo groß, daß man ganz Seeland damit bedecken könnte. Die Natur hat doch alles außerordentlich weiſe eingerichtet. Aber woher mag das wol kommen, daß der Mond nicht ſo gut wärmt wie die Sonne, da er doch ebenſo groß iſt?

Montanus. Das kommt daher, weil der Mond an ſich ohne Licht iſt, aus demſelben dunklen Stoffe wie die Erde, und ſein Licht und ſeinen Glanz blos von der Sonne borgt.

Jeſper. Ha ha ha ha ha ha! Nun wollen wir doch lieber von was anderem ſprechen, das iſt zu verrücktes Zeug, man wird davon rein katholiſch im Kopfe.

Dritte Scene.

Jeppe. Nille. Montanus. Jeſper. Küſter Peter.

Jeppe. Guten Tag, Peter; wo hübſche Leute ſind, kommen hübſche Leute dazu. Da ſeht meinen Sohn, der eben angekommen iſt.

Peter. Willkommen zu Hauſe, Monſieur Rasmus Berg.

Montanus. In Kopenhagen pflegte ich Montanus zu heißen; ich darf wol bitten, daß Ihr mich ebenſo nennt.

Peter. Ja, verſteht ſich, darauf ſoll es mir nicht ankommen. Aber wie ſieht es in Kopenhagen aus? Deponiren dies Jahr viele?

Montanus. Nicht mehr als gewöhnlich.

Peter. Sind auch welche relegirt worden?

Montanus. So etwa zwei bis drei conditionaliter.

Peter. Wer iſt dies Jahr Imprimatur?

Montanus. Was ſoll das heißen?

Peter. Na, ich meine, wer Imprimatur iſt zu den Gedichten und Büchern, die gedruckt werden.

Montanus. Soll das lateiniſch ſein?

Peter. Ja, zu meiner Zeit war es richtiges Latein.

Montanus. Wäre es damals richtiges Latein geweſen, müßte es noch jetzt welches ſein; allein in dem Sinne, wie Ihr das gebraucht, iſt es niemals Latein geweſen.

Peter. Ja, meiner Seele, es iſt richtiges Latein!

Montanus. Soll es denn ein nomen ſein oder ein verbum?

Peter. Das iſt ein nomen.

Jeſper. So iſt's recht, Peter, diene ihm nur gehörig!

Montanus. Cujus declinationis ſoll denn das Imprimatur ſein?

Peter. Alle Wörter, die man ausſprechen kann, ſind achterlei, als da ſind: nomen, pronomen, verbum, principium, conjugatio, declinatio, interjectio.

Jeſper. Ja, ja, nun ſeh' nur einer den Peter, wenn der ſich den Säbel anſchnallt! Aber ſo iſt's recht, ſetz' ihm nur gehörig zu!

Montanus. Er antwortet ja aber gar nicht auf meine Frage. Wie hat denn Imprimatur im Genitiv?

Peter. Nominativus ala, Genitivus alae, Dativus alo, Vocativus alo, Ablativus ala.

Jeſper. Ja, ja, Monſieur Montanus, hier wohnen auch noch Leute hinter dem Berge.

Peter. Das wollt' ich meinen, das waren auch noch ganz andere Kerle, die zu meiner Zeit deponirten, als jetzt; das waren Kerle, die ließen ſich zweimal die Woche den Bart abnehmen und alle möglichen Verſe konnten ſie ſcandiren.

Montanus. Das iſt was Großes, allerdings, das können ſie jetzt ſchon in der zweiten Klaſſe vom Gymnaſium. In Kopenhagen aber deponiren jetzt Kerle, die können ihren hebräiſchen und chaldäiſchen Vers machen.

Peter. Na, mit dem Latein wird es dann vermuthlich nicht weit her ſein?

Montanus. Latein? Wenn Ihr jetzt aufs Gymnaſium kämt, Ihr kämt noch nicht nach Sexta!

Jeſper. Das ſag' Er denn doch nicht, Montanus, der Küſter iſt, weiß Gott, ein Mann, der was gelernt hat; das habe ich ſowol von dem Oberinſpector wie von dem Amtmann gehört.

Montanus. Vermuthlich verſtehen die beiden ebenſo wenig Latein wie er.

Jeſper. Ich höre aber doch, daß er ſich gehörig zu verantworten weiß.

Montanus. Er antwortet ja gar nicht auf das, was ich ihn frage. E qua schola dimissus es, mi domine?

Peter. Adjectivum et Substantivum genere, numero et casco conveniunt.

Jeſper. Er giebt's ihm gehörig, meiner Seele. So recht, Peter, dafür wollen wir auch nachher eins zuſammen trinken!

Montanus. Wenn der Herr Verwalter verſtände, was er antwortet, er müßte ſich krank lachen; ich frage ihn, in welcher Schule er deponirt hat, und er antwortet mir lauter dummes Zeug.

Peter. Tunc tua res agitur, paries cum proximus ardet.

Jeſper. Ja ja, das hat er weg, nun ſeht zu, wie Ihr Euch darauf verantwortet!

Montanus. Gar nichts kann ich darauf antworten, weil es der reine Blödſinn iſt. Laßt uns auf Däniſch mit einander reden, das verſtehen die Andern auch, und da werden ſie gleich hören, was das für ein Kerl iſt.

(Nille fängt an zu weinen.)

Jeſper. Warum weint Ihr, Gevatterin?

Nille. Ich bin ſo betrübt darüber, daß mein Sohn im Lateiniſchen ſo abgeführt wird.

Jeſper. Je nun, Gevatterin, das iſt ja natürlich, Peter iſt ja auch ſo viel älter als er, das iſt ja natürlich. Nun aber laßt ſie nur Däniſch ſprechen, das verſtehen wir alle.

Peter. Meinetwegen, ich bin zu allem parat, wir wollen einander Fragen vorlegen. Als zum Exempel: wer ſchrie ſo laut, daß alle Welt ihn hörte?

Montanus. Ich weiß keinen, der ſtärker ſchreit, als ein Eſel und ein Dorfküſter.

Peter. Ei Poſſen, können die auch von aller Welt gehört werden? Der Eſel in der Arche Noah war es, weil nämlich alle Welt damals in der Arche war.

Jeſper. Ha ha ha, das iſt wahrhaftig richtig, ha ha ha! Ja, das iſt ein Schlaukopf, der Küſter Peter.

Peter. Wer hat den vierten Theil der Menſchheit erſchlagen?

Montanus. Ei was, auf ſolche thörichten Fragen antworte ich gar nicht.

Peter. Das hat Kain gethan, als er ſeinen Bruder Abel erſchlug.

Montanus. Beweiſt erſt, daß damals blos vier Menſchen auf Erden waren.

Peter. Beweiſt, daß mehr waren.

Montanus. Das brauche ich nicht, affirmanti incumbit probatio, verſteht Ihr das?

Peter. Ja gewiß, omnia conando docilis solertia vincit; verſteht Ihr das?

Montanus. Ich bin nicht geſcheidt, daß ich hier ſtehe und mit ſolchem Schafskopf disputire; Ihr wollt disputiren und wißt weder Latein, noch Däniſch, noch viel weniger, was logica iſt. Laßt doch mal hören: Quid est logica?

Peter. Post molestam senectutem, post molestam senectutem nos habebat humus.

Montanus. Willſt Du Schlingel mich zum Narren halten?

(Kriegt ihn bei den Haaren, ſie prügeln ſich.)

Peter (läuft weg und ruft:) Schafskopf! Schafskopf!

(Alle ab, ausgenommen der Verwalter.)

Vierte Scene.

Jeſper. Jeronimus.

Jeronimus. Sein Diener, Herr Verwalter, treffe ich Ihn hier? Ich komme, meinem künftigen Schwiegerſohne Rasmus Berg meinen Beſuch zu machen.

Jeſper. Er wird gleich hier ſein. Aber ſchade, daß Ihr nicht eine halbe Stunde früher gekommen ſeid, da hättet Ihr hören können, wie er und der Küſter mit einander disputirten.

Jeronimus. Und wie lief die Sache ab?

Jeſper. Der Küſter iſt ein verfluchter Kerl, der iſt ſchlimmer, als ich dachte; er hat nichts vergeſſen, weder von ſeinem Latein, noch von ſeinem Ebräiſch.

Jeronimus. Das glaube ich auch, nämlich weil er nie etwas gewußt hat.

Jeſper. Sagt das nicht, Monſieur Jeronimus, er führt doch ein verfluchtes Maulwerk; es iſt eine wahre Luſt, den Kerl lateiniſch ſprechen zu hören.

Jeronimus. Das iſt mehr, als ich ihm zugetraut hatte. Aber wie ſieht denn mein Schwiegerſohn aus?

Jeſper. Verflucht gelehrt ſieht er aus, Ihr werdet Mühe haben, ihn wieder zu erkennen. Auch hat er ſich einen andern Namen zugelegt.

Jeronimus. Einen andern Namen? Wie heißt er denn jetzt?

Jeſper. Er nennt ſich Montanus, das iſt das Lateiniſche von Rasmus.

Jeronimus. Ei pfui, das iſt nicht ſchön. Ich habe allerhand Leute gekannt, die ebenſo ihren chriſtlichen Namen veränderten, doch hat es mit keinem von ihnen ein gutes Ende genommen. Einen kannte ich vor ein paar Jahren, der war Peter getauft, und wie er nun ein bischen in die Höhe gekommen war, da änderte er die Firma und nannte ſich Peiter. Aber der Peiter kam ihm theuer zu ſtehen, er brach ein Bein und ſtarb im tiefſten Elend. Der liebe Gott will ſo was nicht, Herr Verwalter.

Jeſper. Mit dem Namen möchte das noch ſein; aber nur, daß er ſo abſonderliche Religionsanſichten hat, das will mir nicht gefallen.

Jeronimus. Was hat er denn für Anſichten?

Jeſper. Ei, das iſt was Schauderhaftes, die Haare ſtehen mir noch zu Berge, ſowie ich nur daran denke. Alles, was er zu hören gab, habe ich natürlich nicht behalten, aber das weiß ich noch, daß er unter andern behauptete, die Erde wäre rund. Wie ſoll man das nun nennen, Monſieur Jeronimus? Das heißt doch offenbar, die Religion mit Füßen treten und die Menſchen von ihrem Glauben abwendig machen? Ein Heide kann es ja nicht ärger treiben.

Jeronimus. Er wird das wol nur im Spaß geſagt haben.

Jeſper. Für einen Spaß iſt es denn doch zu grob. Aber hier kommt er ſelbſt.

Fünfte Scene.

Montanus. Jeronimus. Jeſper.

Montanus. Willkommen, mein theurer Schwiegervater, ich freue mich, Ihn bei guter Geſundheit zu ſehen.

Jeronimus. Mit der Geſundheit iſt es in meinen Jahren nicht mehr weit her.

Montanus. Aber Ihr ſeht doch trefflich aus.

Jeronimus. Meint Ihr?

Montanus. Wie geht es Jungfer Lisbeth?

Jeronimus. So ziemlich.

Montanus. Aber was heißt das, mein theurer Schwiegervater? Ihr antwortet ja ſo ablehnend?

Jeronimus. Als ob ich keine Gründe dazu hätte!

Montanus. Was habe ich denn aber Böſes gethan?

Jeronimus. Wie ich höre, habt Ihr ſolche eigenthümlichen Anſichten, die Leute müſſen ja denken, Ihr ſeid verrückt oder katholiſch im Kopfe. Oder wie kann nur ein vernünftiger Menſch auf die Tollheit verfallen und behaupten, die Erde ſei rund?

Montanus. Ja, profecto iſt ſie rund; was wahr iſt, muß ich doch ſagen.

Jeronimus. Das mag den Teufel wahr ſein; dergleichen kommt von niemand anders als vom Teufel, als dem Vater der Lüge. Im ganzen Dorf hier, das weiß ich ſicher, iſt auch nicht Ein Menſch, der dieſe Anſicht theilt; fragt nur den Verwalter, der doch auch ein verſtändiger Mann iſt, ob er nicht ganz derſelben Anſicht iſt wie ich.

Jeſper. Mir kann es allerdings zuletzt egal ſein, ob ſie flach iſt oder rund; aber meinen Augen muß ich ja doch trauen, und die zeigen mir, daß die Erde flach iſt, wie ein Eierkuchen.

Montanus. Mir kann es ebenfalls egal ſein, was der Herr Verwalter und die Uebrigen im Dorfe darüber denken, aber das weiß ich, daß die Erde rund iſt.

Jeronimus. Sie mag den Teufel rund ſein! Ihr ſeid verrückt, glaub' ich; Ihr habt ja doch Augen im Kopfe, wie andere Menſchen!

Montanus. Aber das iſt ja doch eine bekannte Thatſache, mein theuerſter Schwiegervater, daß gerade unter uns Menſchen wohnen, die ihre Füße gegen die unſern kehren.

Jeſper. Ha ha ha! Hi hi hi! Ha ha ha!

Jeronimus. Ja, der Herr Verwalter hat wol Grund zu lachen, dem iſt wirklich eine Schraube im Kopfe losgegangen. Macht nur mal den Verſuch, geht hier unter dem Dach mit dem Kopfe nach unten und ſeht zu, wie das ablaufen wird!

Montanus. Das iſt ja ganz was anders, das —

Jeronimus. Ich mag gar nicht mehr Euer Schwiegervater ſein, dazu habe ich meine Tochter viel zu lieb, um ſie auf die Art wegzuwerfen.

Montanus. Ich liebe Eure Tochter wie mein eignes Leben, ohne Zweifel: aber daß ich um ihretwillen der Philoſophie entſagen und meinen geſunden Menſchenverſtand zum Hauſe hinausjagen ſollte, das iſt mehr, als Ihr verlangen könnt.

Jeronimus. Ah ſo, Ihr habt noch eine Liebſchaft, merk' ich. Na, ſo behaltet denn Eure Lucie oder Sophie, aufzwingen will ich Euch meine Tochter wahrhaftig nicht.

Montanus. Ihr mißverſteht mich, ich ſpreche von der Philoſophie, das iſt eine Wiſſenſchaft, die mir die Augen geöffnet hat, ſowol in dieſem als in andern Stücken.

Jeronimus. Vielmehr blind gemacht hat ſie Euch, an den Augen ſowol als am Verſtande. Wie wollt Ihr nur das alles beweiſen, was Ihr da zuſammengeſchwatzt habt?

Montanus. Es braucht keinen Beweis, alle Gelehrten ſind darüber einig.

Jeſper. Der Küſter wird Euch das meiner Seele nicht zugeben.

Montanus. Ach ja, der Küſter, das iſt auch der Rechte! Ich bin wirklich ein Thor, daß ich hier noch lange ſtehe und mit Euch über Philoſophie ſtreite. Um indeß Monſieur Jeronimus den Willen zu thun, will ich doch ein Paar Beweiſe anführen. Nämlich erſtens von Reiſenden, welche, wenn ſie ein paar tauſend Meilen zurückgelegt, Tag haben, wenn bei uns Nacht iſt, und einen andern Himmel mit andern Sternen erblicken.

Jeronimus. Seid Ihr denn ganz verrückt? Giebt es denn auch mehr als einen Himmel und eine Erde?

Jeſper. Ei ja, Monſieur Jeronimus, es giebt zwölf Himmel, einen immer höher als den andern, bis man zuletzt an den Kryſtallhimmel kommt; inſoweit muß ich Ihm Recht geben.

Montanus. Ach, quantae tenebrae!

Jeronimus. Ich bin doch, wie ich jung war, wol ſechzehnmal auf dem Kieler Umſchlag geweſen, aber wenn ich da einen andern Himmel geſehen habe, als wir hier haben, ſo will ich wahrhaftig kein ehrlicher Mann ſein.

Montanus. Ihr müßt aber auch ſechzehnmal weiter reiſen, domine Jeronime, bevor Euch der Unterſchied bemerkbar wird, indem nämlich —

Jeronimus. Geht mir ab mit den Faxen, damit iſt es nichts; laßt uns lieber Euren zweiten Beweis hören.

Montanus. Der zweite Beweis wird hergenommen von der Sonnen- und Mondfinſterniß.

Jeſper. Nein, nun höre ein Menſch, nun wird er ganz und gar verrückt!

Montanus. Was glaubt Ihr wol, daß es mit dieſen Finſterniſſen für eine Bewandniß hat?

Jeſper. Dieſe Mond- und Sonnenfinſterniſſe ſind ein zuverläſſiges Zeichen, daß ſich auf Erden irgend ein großes Unglück ereignen wird, das kann ich aus eigener Erfahrung beweiſen; denn wie meine Frau vor drei Jahren zu früh niederkam und wie meine Tochter Gertrud ſtarb, da war beide Male vorher eine Finſterniß geweſen.

Montanus. Möchte man über ſolchen Unſinn nicht toll werden!

Jeronimus. Der Verwalter hat ganz recht, ſolche Finſterniſſe haben allemal etwas zu bedeuten. Wie die letzte Finſterniß war, da ſchien es allerdings, als ob alles gut bleiben ſollte, aber lange dauerte es auch nicht; denn vierzehn Tage darauf kam aus Kopenhagen die Nachricht, daß ſechs Candidaten auf einmal durch das Examen gefallen waren, alle von guter Herkunft, darunter ſogar zwei Superintendentenſöhne. Hört man nach ſolcher Finſterniß an einem Orte nichts Schlimmes, ſo hört man es doch gewiß am andern.

Montanus. Das hat allerdings ſeine Richtigkeit, da natürlich kein Tag vorbeigeht, an dem nicht irgend ein Unglück paſſirte. Indeſſen was die ſechs Candidaten anbetrifft, ſo haben die wol keinen Grund, ſich über die Finſterniß zu beklagen; hätten ſie mehr gelernt, würden ſie gewiß nicht durchgefallen ſein.

Jeronimus. Was denkt Ihr denn nun aber, daß eine Mondfinſterniß iſt?

Montanus. Das iſt nichts weiter als der Schatten der Erde, welcher den Mond ſeines Scheins beraubt, und da nun dieſer Schatten rund iſt, ſo beweiſt das, daß die Erde ebenfalls rund iſt. Das hängt alles durch eine ganz natürliche Ordnung zuſammen. Man kann die Sonnen- und Mondfinſterniſſe ſogar berechnen, und darum iſt es Thorheit, zu ſagen, daß ſo etwas ein Unglück bedeutet.

Jeronimus. Ach, Herr Verwalter, mir wird übel. Eure Eltern haben Euch zur böſen Stunde ſtudiren laſſen.

Jeſper. In der That, es fehlt nicht viel, ſo wird er noch

ein Atheiſt. Ich muß ihm nur den Küſter auf den Hals ſchicken; das iſt der Mann dazu, der weiß mit Nachdruck zu ſprechen, der wird Euch ſchon überführen, lateiniſch oder griechiſch, wie Ihr wollt, daß die Erde, Gott ſei Lob und Dank, ſach wie meine Hand iſt. Aber da kommt Madame Jeronimus mit ihrer Tochter.

Sechſte Scene.

Magdelone. Lisbeth. Jeronimus. Montanus. Jeſper.

Magdelone. Ach, mein lieber Schwiegerſohn, wie freut es mich, daß Ihr friſch und geſund nach Hauſe zurückgekommen ſeid!

Lisbeth. Ach, mein Schatz, laß Dich umarmen!

Jeronimus. Sachte, ſachte, mein Kind, nicht ſo hitzig!

Lisbeth. Darf ich denn nicht meinen Bräutigam umarmen, den ich ſeit Jahren nicht geſehen habe?

Jeronimus. Bleib' ihm vom Leibe, ſag' ich Dir, oder es ſetzt Hiebe!

Lisbeth (weinend). Aber wir ſind ja doch öffentlich mit einander verlobt!

Jeronimus. Allerdings, aber das Ding hat noch einen Haken gekriegt. (Lisbeth weint.) Siehſt Du, mein Kind, als er ſich mit Dir verſprach, war er noch ein guter Menſch und honneter Chriſt, jetzt aber iſt er ein Ketzer und Schwärmer, einer, für den ich lieber will öffentlich beten laſſen, als ihn zu meinem Schwiegerſohne haben.

Lisbeth. Wenn es weiter nichts iſt, mein theuerſter Vater, damit wollen wir ſchon noch in Ordnung kommen.

Jeronimus. Bleib' ihm vom Leibe, ſag' ich!

Magdelone. Was heißt dies alles nur, Herr Verwalter?

Jeſper. Nicht viel Geſcheidtes; er ſteckt das Dorf mit falſchen Lehren an, behauptet, die Erde ſei rund und mehr dergleichen, daß ich mich ſchäme, es nachzuſagen.

Jeronimus. Aber ſind die armen braven Eltern nicht zu beklagen, die ſo viel Geld an ihn gewandt haben?

Magdelone. Ei, wenn es weiter nichts iſt! Hat er unſere Tochter wirklich lieb, ſo wird er bald genug anderen Sinnes werden und wird zugeben, daß die Erde flach iſt, ſchon ihr zu Liebe.

Lisbeth. Ach, mein Schatz, mir zu Liebe ſag' doch nur, daß ſie flach iſt!

Montanus. So lange ich den unverkümmerten Gebrauch meiner Vernunft habe, kann ich Euch in dieſem Punkte nicht dienen; ich kann der Erde doch keine andere Geſtalt geben, als ſie von Natur hat. Gern will ich Euch zu Liebe alles thun, was mir irgend möglich iſt, nur in dieſem Punkt vermag ich Euch nicht zu dienen. Wenn meine Collegen das hörten, daß ich ſo etwas ſtatuirt hätte, ſie müßten mich ja für einen Dummkopf halten und mich verachten. Ueberdies geben wir Gelehrten auch niemals eine Meinung auf, ſondern was wir einmal geſagt haben, das vertheidigen wir auch bis zum letzten Tropfen Tinte.

Magdelone. Ei, lieber Mann, ſo wichtig kommt mir das doch nicht vor, um die Partie deshalb rückgängig zu machen.

Jeronimus. Und ich würde deshalb auf Scheidung antragen, wenn ſie ſchon verheirathet wären.

Magdelone. Ich habe in der Sache wahrhaftig auch ein Wort mitzureden; iſt ſie Eure Tochter, ſo iſt ſie ebenſo gut auch meine.

Lisbeth (weinend). Ach, Schatz, ſag' doch nur, daß ſie flach iſt.

Montanus. Ich kann profecto nicht.

Jeronimus. Höre, Frau, vergiß nicht, daß ich Herr im Hauſe und daß ich ihr Vater bin.

Magdelone. Vergiß Du nur ebenfalls nicht, daß ich Frau im Hauſe und daß ich ihre Mutter bin.

Jeronimus. Aber Vater, meine ich, iſt doch allemal mehr als Mutter.

Magdelone. Und ich meine gerade umgekehrt: denn daß ich ihre Mutter bin, das iſt gewiß, ob Ihr aber — na ich will nur lieber ſtill ſein, ich könnte hitzig werden.

Lisbeth. Ach, mein Schatz, könnt Ihr denn nur nicht um meinetwillen ſagen, daß ſie flach iſt?

Montanus. Ich kann nicht, mein Püppchen, nam contra naturam est.

Jeronimus. Sag' mal, Frau, was haſt Du damit eigentlich ſagen wollen? Bin ich nicht ebenſo gut ihr Vater, wie Du ihre Mutter biſt? Höre, Lisbeth, bin ich nicht Dein Vater?

Lisbeth. Ich glaube ja, denn die Mutter ſagt es; ich glaube, daß Ihr mein Vater ſeid, aber daß ſie meine Mutter iſt, das weiß ich.

Jeronimus. Aber was ſagt Ihr nun dazu, Herr Verwalter?

Jeſper. So ganz unrecht kann ich der Mamſell nicht geben; denn —

Jeronimus. Genug davon, laßt uns gehen. Ihr aber, mein guter Rasmus Berg, verlaßt Euch darauf, daß, ſo lange Ihr bei Euren Irrlehren verharrt, meine Tochter niemals die Eure wird.

Lisbeth (weinend). Ach, Schatz, ſag' doch, daß ſie flach iſt!

Jeronimus. Marſch fort mit Dir!

(Die Fremden entfernen ſich.)

Vierter Akt.

Erſte Scene.

Montanus allein.

Montanus. Da bin ich nun eine volle Stunde von meinen Schwiegereltern geplagt worden; mit Seufzern und Thränen beſchwören ſie mich, von meiner Meinung abzuſtehen. Aber da kennen ſie Erasmum Montanum ſchlecht: und könnte ich dafür Kaiſer werden, ſo widerrufe ich doch nicht, was ich einmal geſagt habe. Ich liebe Mamſell Eliſabeth, ganz gewiß, aber um ihretwillen die Philoſophie Preis geben und widerrufen, was ich einmal öffentlich affirmirt habe, nein, das thue ich nicht! Auch hoffe ich noch immer, daß die Sache ſich in Güte beilegt und daß ich meine Braut kriegen werde, ohne an meiner gelehrten Reputation einzubüßen; ſowie ich nur Gelegenheit habe, mit Jeronimus zu ſprechen, will ich ihm ſeinen Irrthum ſo deutlich darthun, daß er ſelbſt ſich für beſiegt erklären ſoll. — Aber da kommen ja der Küſter und der Verwalter von meinen Eltern heraus.

Zweite Scene.

Jeſper. Peter. Montanus.

Jeſper. Wir haben heute um Euretwillen ein ſchweres Stück Arbeit gehabt, mein werther Monſieur Montanus.

Montanus. Worin beſtand es?

Jeſper. Wir ſind den ganzen Tag umhergelaufen zwiſchen Euren Eltern und Schwiegereltern, um Frieden zu ſtiften.

Montanus. Nun, was habt Ihr ausgerichtet? Will mein Schwiegervater ſich zur Ruhe geben?

Jeſper. Sein letztes Wort war: in unſerer Familie iſt noch nie eine Spur von Ketzerei geweſen; grüße Rasmus Berg — ich bediene mich ſeiner eigenen Worte, er ſagte wirklich nicht mal Montanus Berg — grüße Rasmus Berg von mir, ſagte er, und ſag' ihm, ich und meine Frau wären ein Paar ſchlichte und gottesfürchtige Menſchen, die ihrer Tochter lieber den Hals umdrehten, als daß ſie ſie einem Manne gäben, der die Erde für rund erklärt und damit falſche Lehrſätze im Orte verbreitet.

Peter. Allerdings haben wir hier im Orte jederzeit auf reinen Glauben gehalten, und Monſieur Jeronimus thut daher ganz recht daran, daß er dieſe Schwägerſchaft rückgängig macht.

Montanus. Nun, Ihr lieben Leute, grüßt den Monſieur Jeronimus von mir ebenfalls und ſagt ihm, er thäte eine große Sünde daran, daß er mich zwingen wollte, zu widerrufen, was ich einmal geſagt habe; das wäre vollſtändig wider leges scholasticas und consuetudines laudabiles.

Peter. Ei, Dominus, wollt Ihr wirklich um eines ſo geringfügigen Gegenſtandes willen ſolche hübſche Braut aufgeben? Alle Welt würde es Euch verdenken!

Montanus. Der große Haufe, vulgus, wird mich deshalb tadeln, meine Commilitones dagegen, meine Kameraden werden mich um meiner Beſtändigkeit willen zu den Wolken erheben.

Peter. Haltet Ihr es denn für eine Sünde, zu ſagen, die Erde iſt flach oder platt?

Montanus. Nein, für eine Sünde nicht, wol aber wäre es Schimpf und Schande für mich, als einen Baccalaureus Philosophiae, zu widerrufen, was ich einmal publice affirmirt habe, oder überhaupt irgend etwas zu thun, was unſerm Orden unanſtändig; es iſt meine Pflicht, darauf zu ſehen, ne quid detrimenti patiatur respublica Philosophiae.

Peter. Aber wenn Euch nun bewieſen wird, daß Ihr im Irrthum ſeid, haltet Ihr es da auch für eine Sünde, den Irrthum zu widerrufen?

Montanus. Beweiſt mir den Irrthum erſt, und zwar methodice!

Peter. Das fällt mir nicht ſchwer. Hier im Dorfe ſind ſo viel brave Leute, erſtlich Euer Schwiegervater, der ſich allein durch ſeine Feder ſo in die Höhe gebracht hat; demnächſt meine geringe Perſon, der ich hier ſeit vollen vierzehn Jahren Küſter bin; dann dieſer Biedermann hier, der Verwalter; desgleichen der Kirchenvorſteher nebſt zahlreichen anderen braven und angeſeſſenen Männern, die ihre Steuern und Abgaben pünktlich zahlen, in guten wie in ſchlimmen Zeiten.

Montanus. Das wird ein verflucht weitläufiger Syllogismus; wo will all das Geſchwätz hinaus?

Peter. Nun kommen wir gleich zur Sache. Fragt nun einmal die Reihe herum bei allen dieſen braven Männern, und ſeht zu, ob ein Einziger von ihnen Euch darin beiſtimmen wird, daß die Erde rund iſt; vier Augen ſehen ja doch immer mehr als zwei und ergo habt Ihr Unrecht.

Montanus. Laßt meinetwegen das ganze Dorf zuſammenkommen und mir opponiren, ich werde ihnen ſchon den Mund zu ſtopfen wiſſen. Solch Geſindel hat gar keine eigenen Anſichten, das muß glauben, was ich und andere gelehrte Leute ihm ſagen.

Peter. Aber wenn Ihr nun ſagtet, der Mond wäre ein Kräuterkäſe, ſollen ſie das auch glauben?

Montanus. Verſteht ſich. Sagt mal, was glauben die Leute ſo eigentlich, daß Ihr ſeid?

Peter. Sie glauben, daß ich ein braver und geſchickter Kerl und Küſter dieſes Ortes bin, und darin haben ſie ganz Recht.

Montanus. Und ich ſage, daß es gelogen iſt; ich ſage, Ihr ſeid ein Hahn und werde Euch das beweiſen, ſo klar, wie daß zweimal zwei vier iſt.

Peter. Den Teufel mögt Ihr beweiſen! Was? ein Hahn ſoll ich ſein? Womit wollt Ihr das darthun?

Montanus. Könnt Ihr mir auch Gründe anführen, weshalb Ihr kein Hahn ſeid?

Peter. Erſtens kann ich ſprechen, ein Hahn kann nicht ſprechen, ergo bin ich kein Hahn.

Montanus. Das Sprechen thut nichts zur Sache, Papageien und Staare können auch ſprechen, ſind darum aber doch keine Menſchen.

Peter. So will ich es noch anders als durch die Sprache beweiſen. Ein Hahn hat keinen Menſchenverſtand, ich habe Menſchenverſtand, ergo bin ich kein Hahn.

Montanus. Proba minorem!

Jeſper. Ei was, ſprecht däniſch!

Montanus. Ich verlange, Ihr ſollt erſt beweiſen, daß Ihr auch wirklich Menſchenverſtand habt.

Peter. Je nun, ich verrichte ja doch mein Amt, wie ſich's gehört.

Montanus. Was ſind Eure vornehmſten Amtsverrichtungen, aus denen Ihr beweiſen wollt, daß Ihr Menſchenverſtand habt?

Peter. Erſtlich verſäume ich nie, zur rechten Zeit zur Kirche zu läuten.

Montanus. Der Hahn verſäumt auch nicht, zur rechten Zeit zu krähen und den Menſchen anzuzeigen, wann ſie aufſtehen ſollen.

Peter. Zweitens ſinge ich ſo gut wie nur ein Küſter in ganz Seeland.

Montanus. Und der Hahn kräht auch ſo gut wie nur ein Hahn in Seeland.

Peter. Aber ich kann Wachslichter gießen und das kann doch kein Hahn.

Montanus. Aber der Hahn kann Eier legen und das könnt Ihr nicht. Seht Ihr nun, daß Euer Amt als Küſter noch kein Beweis dafür iſt, daß Ihr nicht wirklich ein Hahn ſeid? Im Gegentheil überlegt mal in Kürze ſelbſt, was für eine Aehnlichkeit zwiſchen Euch und einem Hahn iſt. Der Hahn hat einen Kamm auf dem Kopfe und mit Eurer Stirn iſt es auch nicht ſo ganz klar; der Hahn kräht, Ihr kräht ebenfalls; der Hahn brüſtet ſich und thut groß mit ſeiner Stimme, Ihr ebenfalls; der Hahn ruft die Leute, wenn ſie aufſtehen, und Ihr, wenn ſie in die Kirche gehen ſollen. Ergo ſeid Ihr ein Hahn; habt Ihr noch was einzuwenden? (Der Küſter fängt an zu weinen.)

Jeſper. Ei, Peter, weine nicht, wer wird ſich um ſo was grämen.

Peter. Es iſt alles, hol' mich der Teufel, erlogen und erſtunken, das ganze Dorf kann mir bezeugen, daß ich kein Hahn bin, und auch meine Verfahren ſind ſammt und ſonders ehrliche Chriſten geweſen.

Montanus. Refutirt mir denn dieſen Syllogismum, quem tibi propono. Die Eigenſchaften, durch welche ein Hahn ſich von andern Thieren unterſcheidet, ſind folgende: er weckt die Leute, wenn ſie aufſtehen ſollen, er giebt die Zeit an, er thut ſich groß mit ſeiner Stimme, er hat ein Gewächs am Kopfe. Alle dieſe Eigenſchaften habt Ihr auch, ergo ſeid Ihr ein Hahn; refutirt mir dies Argument!

(Peter weint wieder.)

Jeſper. Kann Euch der Küſter den Mund nicht ſtopfen, nun gut, ſo werde ich es thun.

Montanus. Nun wohl, laßt Eure Argumente hören!

Jeſper. Erſtlich ſagt mir mein Gewiſſen, daß Ihr Unrecht habt.

Montanus. Nach dem Gewiſſen eines Verwalters kann man ſich wol nicht in allen Fällen richten.

Jeſper. Und zweitens ſage ich, daß alles, was Ihr da ſagt, blanke baare Lügen ſind.

Montanus. Beweiſt es!

Jeſper. Und drittens bin ich ein ehrlicher Mann, dem überall aufs Wort geglaubt wird.

Montanus. Mit all dem Gewäſch lockt man keinen Hund vom Ofen!

Jeſper. Und viertens ſage ich, daß Ihr eine Canaille ſeid und daß man Euch die Zunge aus dem Halſe reißen ſollte.

Montanus. Ich höre noch immer keinen Beweis!

Jeſper. Und endlich zum fünften will ich es Euch haarklein beweiſen, wie Ihr wollt, mit dem Degen oder der Fauſt.

Montanus. Nein, für das Eine wie das Andere muß ich gehorſamſt danken; ſo lange Ihr indeſſen mit dem bloßen Munde disputirt, ſollt Ihr finden, daß ich nicht nur das be-

weiſen kann, was ich geſagt habe, ſondern auch alles, was ich ſonſt will. Zum Beiſpiel, Herr Verwalter, ich will Euch aus der geſunden Logica beweiſen, daß Ihr ein Ochſe ſeid.

Jeſper. Den Teufel mögt Ihr beweiſen!

Montanus. Habt nur Geduld und hört meine Argumente an.

Jeſper. Komm, Peter, laß uns gehen!

Montanus. Ich beweiſe es ſo: Quicunque —

(Jeſper ſchreit und hält ihm den Mund zu.)

Wollt Ihr meinen Beweis für diesmal nicht hören, gut, ſo kann es für ein ander Mal bleiben, wo und wann Ihr wollt.

Jeſper. Mit ſolch einem Schwärmer mag ich gar keinen Umgang mehr haben.

(Jeſper und Peter ab.)

Montanus. Wenn ich mit ſolchem Geſindel disputire, bleibe ich ganz kaltblütig, ſo grob ſie auch werden; in Hitze gerathe ich blos, wenn ich mit Leuten disputire, die ſich einbilden, methodum disputandi zu verſtehen und ebenſo ſtark in der Philoſophie zu ſein als ich. Darum gerieth ich auch zehnmal mehr in Hitze, wie ich heute mit dem Studenten disputirte; denn der hatte doch noch einen Schein von Gelehrſamkeit. Aber hier kommen meine Eltern.

Dritte Scene.

Jeppe. Nille. Montanus.

Jeppe. Ach, mein lieber Sohn, ſei doch nicht ſo widerſpenſtig und mache Dir nicht die ganze Welt zu Feinden! Der Inſpector und der Küſter, die auf unſer Bitten verſucht hatten, den Frieden zwiſchen Dir und Deinem Schwiegervater wieder herzuſtellen, ſagen mir jetzt, daß Du blos Deinen Spott mit uns treibſt; warum thuſt Du nun wol ſo etwas und machſt ſolche braven Herren zu Ochſen und Hähnen?

Montanus. Dafür hab' ich ſtudirt, dafür hab' ich mir den Kopf zerbrochen, daß ich ſagen und beweiſen kann, was ich will.

Jeppe. Auf die Art, glaube ich, wäre es beſſer, Du hätteſt nie ſtudirt.

Montanus. Ei ſo halte den Mund, alter Mann!

Jeppe. Du willſt doch nicht gar Deine Eltern ſchlagen?

Montanus. Wenn ich es thäte, ſo wollte ich es auch rechtfertigen vor aller Welt. (Die Eltern gehen weinend ab.)

Vierte Scene.

Montanus. Jacob.

Montanus. Ich gebe meine Anſichten nicht auf, und wenn ſie alle zuſammen raſend werden. — Aber was willſt Du, Jacob?

Jacob. Ich habe einen Brief für Monſör.

(Jacob ab. Montanus lieſt den Brief.)

Montanus. „Mein allerliebſter Freund! Nie hätte ich es für möglich gehalten, daß Du diejenige ſo leicht aufgeben könnteſt, die Dich ſo viele Jahre hindurch ſo treu und innig geliebt hat. Das kann ich Dich verſichern: die Anſicht, daß die Erde rund, iſt meinem Vater ſo verhaßt und erſcheint ihm als eine ſolche Ketzerei, daß er mich Dir niemals zur Frau giebt, es ſei denn, Du trittſt in dieſem Punkte ihm und den Uebrigen im Dorfe bei. Was haſt Du nur davon, ob die Erde rund oder lang, achteckig oder viereckig iſt? Bei der Liebe, die ich ſtets für Dich gehegt habe, beſchwöre ich Dich: entſchließe Dich doch zu der Meinung, bei der wir und das ganze Dorf uns ſo lange ſo wohl befunden haben. Thuſt Du mir das nicht zu Gefallen, ſo verlaß Dich darauf, daß ich mich zu Tode gräme und daß die ganze Welt ſich voll Abſcheu von Dir abwenden wird, weil Du den Tod derjenigen veranlaßt haſt, die Dich geliebt hat wie ihr eigenes Leben. Eliſabeth, Jeronimus' Tochter.

Mit eigener Hand."

O Himmel, dieſer Brief bewegt mich tief und verſetzt mich in lebhafte Zweifel, ſo daß ich wol ſagen mag mit dem Poeten:

— — — — — — — utque securi
Saucia trabs ingens ubi plaga novissima restat.
Qua cadat, in dubio est, omnique a parte timetur,
Sic animus — — — — —

Auf der einen Seite ſteht die Philoſophie und heißt mich Stand halten, auf der andern meine Braut und macht mir Kaltſinn und Untreue zum Vorwurf. Aber ſollte Erasmus Montanus ſich durch irgend etwas bewegen laſſen, ſeine Meinung aufzugeben, worin doch bis jetzt ſeine Haupttugend beſtanden hat?! Nein, nimmermehr! Aber freilich, Noth bricht Eiſen; füge ich mich diesmal nicht, ſo ſtürze ich mich ſelbſt und meine Braut ins Unglück, ſie verzehrt ſich vor Kummer und alle Welt haßt und tadelt mich wegen meiner Falſchheit. Soll ich ſie denn wirklich verlaſſen, ſie, die mich ſo manches Jahr mit ſo aufrichtiger Zärtlichkeit geliebt hat? Sollte ich jetzt die Urſache ihres Todes ſein? Nein, das darf nicht ſein! Dennoch bedenke wohl, was Du thuſt, Erasme Montane, Musarum et Apollonis pulle! Hier haſt Du Gelegenheit zu zeigen, ob Du ein richtiger Philosophus biſt; je größer die Gefahr, je herrlicher auch der Lorbeer, den Du inter Philosophos erwirbſt. Denk' nur, was Deine Commilitones ſagen werden, wenn ſie das Gegentheil von Dir zu hören kriegen; das iſt, werden ſie ſagen, nicht der alte Erasmus Montanus mehr, der ſeine Anſichten ſonſt bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen pflegte. Macht der ungelehrte Pöbel mir Falſchheit gegen meine Braut zum Vorwurf, ſo werden die Philosophi mich dagegen zu den Wolken erheben; was die Einen mir zum Verbrechen anrechnen, das iſt in den Augen der Andern mein größtes Verdienſt. Ich muß alſo ſtandhaft bleiben inmitten der Verſuchung, ich muß ihr widerſtehen, ich muß ſie zu überwinden ſuchen. Ich habe ſie ſchon überwunden — die Erde iſt rund — jacta est alea — dixi! (Ruft Jacob.) Jacob, der Brief, den Du mir von meiner Braut gebracht haſt, iſt ohne Wirkung geblieben; ich bleibe bei dem, was ich einmal geſagt habe, die Erde iſt rund und ſoll rund bleiben, ſo lange ich die Augen offen habe!

Jacob. Ich glaube allerdings auch, daß die Erde rund iſt; wollte mir indeſſen Einer eine Salzbretzel dafür geben, daß ich ſagen ſollte, ſie iſt flach, ſo ſage ich, ſie iſt es, mir kann es ja einerlei ſein.

Montanus. Für Dich würde ſich das allerdings ſchicken,

aber nicht für einen Philosophus, deſſen Haupttugend eben darin beſteht, niemals auch nur ein Haar breit von dem zu weichen, was er einmal geſagt hat. Ich will hier im Dorfe öffentlich darüber disputiren und ſtelle mich jedem, der ſtudirt hat.

Jacob. Darf ich Monſör aber wol um Eines fragen? Nämlich wenn Ihr den Disput nun auch gewinnt, was folgt daraus?

Montanus. Daraus folgt, daß ich die Ehre des Sieges habe und als ein gelehrter Mann anerkannt werde.

Jacob. Monſör will ſagen: als ein geſchwätziger Mann. Weisheit und Geſchwätzigkeit iſt nicht daſſelbe, das habe ich den Leuten hier im Dorfe angemerkt. Rasmus Hanſen, der allzeit das große Wort führt und gegen den niemand mit dem Munde aufzukommen vermag, gilt doch allgemein für einen bloßen Gänſekopf, während umgekehrt Niels Chriſtenſen, der Kirchenvogt, der nur wenig ſpricht und immer nachgiebt, allgemein für ſo geſcheidt gehalten wird, daß er jeden Augenblick Amtmann werden könnte.

Montanus. Nein, nun höre mir Einer den Schlingel, er will wahrhaftig auch miträſonniren.

Jacob. Monſör muß das nicht übel nehmen, ich ſpreche das nur ſo nach meinem einfältigen Verſtande, und nun möchte ich noch gerne wiſſen, wenn Monſör die Disputation gewinnt, ob aus dem Küſter da wirklich ohne Weiteres ein Hahn wird?

Montanus. Was für einfältiges Geſchwätz! Natürlich bleibt er, was er geweſen iſt.

Jacob. Ei, ſo hat Monſör ja doch Unrecht?

Montanus. Ich werde mich ſchön hüten, mit einem Bauerlümmel, wie Du, zu disputiren; wenn Du Latein verſtändeſt, wollte ich Dich ſchon bedienen, auf Däniſch zu disputiren bin ich nicht geübt.

Jacob. Das heißt: Monſör iſt ſo gelehrt geworden, daß er ſich nicht mehr in ſeiner Mutterſprache auszudrücken verſteht.

Montanus. Halt' das Maul, audacissime juvenis! Wozu ſollte ich mir wol die Mühe geben, meine Anſichten vor ſolchem groben und gemeinen Volk zu entwickeln, das nicht einmal weiß,

was universalia entia rationis und was formae substantiales ſind, geſchweige was Wichtigeres? Es iſt ja absurdissimum, dem Blinden von der Farbe predigen zu wollen. Vulgus indoctum est monstrum horrendum informe, cui lumen ademptum. Da war kürzlich jemand, der war zehnmal gelehrter als Du, der wollte mit mir disputiren; als ich jedoch merkte, daß er nicht wußte, was quidditas wäre, ſo ſchlug ich es ihm platterdings ab.

Jacob. Was heißt das, quidditas? denn ſo war es ja wol?

Montanus. Das weiß ich ſehr wol, was das heißt.

Jacob. Für ſich ſelbſt mag Monſör das wol wiſſen, aber es andern erklären kann er nicht. Dagegen das Wenige, was ich weiß, das begreifen gleich alle Menſchen, wenn ich es ihnen ſage.

Montanus. Ja, freilich, Jacob, Du biſt ein gelehrter Kerl; was weißt Du denn überhaupt?

Jacob. Aber wenn ich nun beweiſe, daß ich gelehrter bin als Monſör?

Montanus. Das möchte ich mal hören.

Jacob. Wer das wichtigſte Studium betreibt, der, meine ich, hat auch die gründlichſte Gelehrſamkeit.

Montanus. Ja, das iſt ſchon richtig.

Jacob. Ich ſtudire Landbau und Feldwirthſchaft und darum bin ich gelehrter als Monſör.

Montanus. So hältſt Du alſo grobe Bauernarbeit für das Wichtigſte?

Jacob. Ich weiß nicht, das aber weiß ich, daß, wenn die Bauern auch nichts weiter thäten, als eine Feder oder ein Stück Kreide zur Hand nehmen und damit ausmeſſen, wie weit es zum Monde iſt, da würde Euch Hochgelehrten der Magen bald verflucht wehe thun. Ihr Gelehrten verderbt die Zeit mit Disputiren, ob die Erde rund, vier- oder achteckig iſt; wir dagegen ſtudiren darauf, die Erde in gutem Stande zu erhalten. Da kann Monſör ſich nun überzeugen, daß unſer Studiren nützlicher und wichtiger als Eures und daß Niels Chriſtenſen der gelehrteſte Mann im Dorfe iſt, weil er nämlich ſein Land ſo

verbeſſert hat, daß die Tonne hart Korn davon dreißig Thaler mehr gilt als unter ſeinem Vorgänger, der den ganzen Tag da ſaß mit der Pfeife im Munde, und in der Poſtille oder in Doctor Arendt Hvitfeldts Chronik ſchmökerte.

Montanus. Da möchte man doch gleich des Todes ſein, es iſt der lichte Teufel, der aus ihm ſpricht! Nie in meinem Leben hätte ich für möglich gehalten, daß ein Bauerjunge ſo etwas über die Lippen bringen könnte! Denn wiewol alles, was Du ſagſt, falſch und gottlos iſt, ſo iſt es doch für Einen Deines Standes immerhin etwas ganz Außerordentliches; ſag' mir nur, von wem Du das gelernt haſt?

Jacob. Studirt habe ich allerdings nicht, Monſör, aber wie man ſagt, bin ich nicht auf den Kopf gefallen. Jedesmal, ſo oft der Amtmann herkommt, läßt er mich ſofort zu ſich laden; wol hundertmal ſchon hat er meinen Eltern geſagt, ſie ſollten mich hinter die Bücher ſetzen, da könnte etwas Großes aus mir werden. Wenn ich juſt nichts zu thun habe, gehe ich umher und ſpeculire. Neulich habe ich ſogar einen Vers gemacht auf Martin Nielſen, der ſich zu Tode ſoff.

Montanus. Laß mich den Vers hören.

Jacob. Vorher nämlich müßt Ihr wiſſen, daß der Vater ſowol wie der Großvater dieſes Martin Fiſcher geweſen und auf dem Waſſer ertrunken ſind. Der Vers aber heißt ſo:

Hier liegt Martin Nielſen begraben;
Um daſſelbe Ende wie ſeine Väter zu haben,
Die alle als Fiſcher der Tod im Waſſer betroffen,
Hat er in Branntwein ſich zu Tod geſoffen.

Den Vers mußte ich vor einigen Tagen dem Amtmann herſagen, der ließ ihn aufſchreiben und ſchenkte mir zwei Mark dafür.

Montanus. Formaliter taugt der Vers zwar keinen Pfifferling, materialiter dagegen iſt er nicht übel; nur die Proſodie, die doch die Hauptſache iſt, fehlt ganz.

Jacob. Was heißt das?

Montanus. Die Zeilen haben nicht die gehörigen pedes oder Füße.

Jacob. Keine gehörigen Füße? Aber ſie ſind doch meiner Seele in ein paar Tagen durch das ganze Land gelaufen?

Montanus. Du biſt ein ſchlauer Sohn, das merke ich ſchon, ich wollte, Du hätteſt ſtudirt und verſtändeſt Deine Philosophiam instrumentalem, ſo ſollteſt Du unter mir reſpondiren. Aber jetzt komm herein.

(Beide ab.)

Fünfter Akt.

Erſte Scene.

Ein Lieutenant. Jeſper.

Der Lieutenant. Wo kann ich den Kerl wol mal zu ſehen kriegen, Herr Verwalter, ich möchte doch mal erſt mit ihm reden; ſieht er gut aus?

Jeſper. Ei ja, er ſieht ziemlich gut aus und ein Maulwerk hat er wie ein Raſirmeſſer.

Der Lieutenant. Darauf kommt nichts an, wenn er nur hübſch ſtark und geſund iſt.

Jeſper. Er kann behaupten, was er will, und kann es auch beweiſen; neulich hat er uns aufs Haar bewieſen, der Küſter wäre ein Hahn.

Der Lieutenant. Iſt er auch hübſch breit in den Schultern?

Jeſper. Es iſt ein Kerl wie ein Rieſe, alle im Hauſe fürchten ſich vor ihm, ſogar ſeine Eltern; denn er macht ſie zu Kühen, Ochſen, Pferden und dann wieder zu Menſchen, wie er Luſt hat — das heißt, er beweiſt aus Büchern, daß ſie es ſind.

Der Lieutenant. Sieht er auch aus, als ob er einen Puff vertragen könnte?

Jeſper. Er beweiſt auch, daß die Erde rund iſt.

Der Lieutenant. Darum ſcheere ich mich nicht. Aber ſieht er auch hübſch muthig und herzhaft aus?

Jeſper. Er würde ſein Leben an einen Buchſtaben ſetzen, geſchweige an etwas Größeres. Ich bin feſt überzeugt, daß er ſich das ganze Dorf auf den Hals gezogen hat: aber das iſt

ihm einerlei, von ſeiner Meinung und Anſicht läßt er darum doch nicht.

Der Lieutenant. Danach zu urtheilen, giebt er einen excellenten Soldaten.

Jeſper. Aber wie will der Herr Lieutenant ihn zum Soldaten machen? Er iſt ja Student.

Der Lieutenant. Das hat nichts auf ſich; kann er die Leute zu Schafen, Ochſen und Hähnen machen, ſo will ich mal probiren, ob ich nicht einen Studenten zum Soldaten machen kann.

Jeſper. Mir ſoll es recht ſein, ja ich wollte mich darüber freuen wie ein Schneekönig.

Der Lieutenant. Nur kalt Blut, Jeſper; wo der Verwalter und der Lieutenant einverſtanden ſind, da iſt vor Gott kein Ding unmöglich. Aber da kommt jemand; iſt er es am Ende ſelbſt?

Jeſper. Ja, das iſt er; ich will bei Seite gehen, damit er keinen Verdacht auf mich wirft.

Zweite Scene.

Der Lieutenant. Montanus.

Der Lieutenant. Ich gratulire Ihm zur Ankunft in Seinem Dorfe.

Montanus. Schuldigen Dank.

Der Lieutenant. Ich nehme mir die Freiheit, Ihm aufzuwarten, da es hier ja übrigens keine Gelehrten giebt, mit denen man ſprechen könnte.

Montanus. Ich höre mit Vergnügen, daß Er ſtudirt hat; wann hat der Herr Lieutenant deponirt, mit Permiſſion?

Der Lieutenant. Ich habe ſchon vor zehn Jahren deponirt.

Montanus. So iſt der Herr Lieutenant ja ein alter Academicus; was ſtudirte der Herr Lieutenant, als Er Student war?

Der Lieutenant. Ich las hauptſächlich die lateiniſchen

Klaſſiker und daneben ſtudirte ich Naturrecht und Moral, was ich auch noch fortſetze.

Montanus. Ei, das ſind Lappalien, das iſt nicht die richtige academiſche Manier! Intereſſirte Euch denn die Philosophia instrumentalis nicht?

Der Lieutenant. Nein, nicht ſonderlich.

Montanus. So habt Ihr auch wol niemals disputirt?

Der Lieutenant. Nein.

Montanus. Ei, heißt das auch ſtudiren?! Philosophia instrumentalis iſt ja das einzige ſolide Studium; das Uebrige iſt wol ganz hübſch, aber ſo eigentlich zur Gelehrſamkeit gehört es nicht. Wer gehörig Logicam und Metaphysicam getrieben, kann nie in Verlegenheit kommen, ja über alles in der Welt kann er disputiren, wie fremd es ihm ſein mag. Ich für meine Perſon weiß nichts, was ich mir nicht getraute, zu behaupten und durchzuführen. Auch war meiner Zeit keine Disputation auf der Academie, bei der ich nicht opponens geweſen wäre; ein richtiger Philosophus instrumentalis iſt ſo gut wie ein Polyhistor.

Der Lieutenant. Wer iſt denn jetzt der größte Disputator auf der Univerſität?

Montanus. Das iſt ein Student, mit Namen Peter Iverſen. Wenn der ſeinen Gegner refutirt hat, ſo daß er kein Wort mehr zu erwidern weiß, ſo ſagt er: Nun nehmt Ihr meinen Satz, jetzt will ich Euren Satz vertheidigen. Zu ſo etwas iſt beſonders die Philosophia instrumentalis nütze. Es iſt wahrhaftig ſchade, daß der Kerl nicht Advocat geworden, der würde ſich ein ſchönes Stück Geld machen. Aber gleich nach ihm kam ich, ja wie wir das letzte Mal disputirten, rief er mir heimlich zu: jam sumus ergo pares, aber einſtweilen räume ich ihm doch noch den Vorrang ein.

Der Lieutenant. Aber wie mir erzählt ward, kann Monſieur beweiſen, daß die Kinder verpflichtet ſind, ihre Eltern zu ſchlagen; das ſcheint mir doch Unſinn.

Montanus. Hab' ich es geſagt, ſo bin ich auch der Mann dafür, es zu beweiſen.

Der Lieutenant. Da möchte ich doch einen Ducaten wetten, daß Er das nicht im Stande iſt.

Montanus. Ich wette einen Ducaten dagegen.

Der Lieutenant. Topp, es gilt; nun laßt hören.

Montanus. Wen man am meiſten liebt, züchtigt man am meiſten; man ſoll aber niemand mehr lieben als ſeine Eltern, ergo muß man auch niemand mehr züchtigen. Oder mit einem zweiten Syllogismo: was ich empfangen habe, darf ich nach Kräften wiedergeben; ich habe in meiner Kindheit von meinen Eltern Schläge bekommen, ergo gebe ich ihnen wieder Schläge.

Der Lieutenant. Genug, genug, ich habe verloren. Da habt Ihr weiß Gott Euren Ducaten.

Montanus. Ei, der Herr Lieutenant meint das nicht im Ernſt; ich mag profecto kein Geld haben.

Der Lieutenant. Er muß ihn auf Parole nehmen, bei meinem Eid!

Montanus. Ja, ſo will ich ihn denn nehmen, um den Herrn Lieutenant nicht eidbrüchig zu machen.

Der Lieutenant. Aber nun muß ich doch mal probiren, ob ich Ihn nicht auch zu etwas machen kann, par exemple: ich will jetzt einen Soldaten aus Ihm machen.

Montanus. Ei, das hat keine Schwierigkeiten, alle Studenten ſind ja Soldaten im Geiſte.

Der Lieutenant. Nein, ich will beweiſen, daß Er auch ein Soldat im Fleiſche iſt. Jeder, der Handgeld genommen, iſt ein geworbener Soldat, Ihr habt es genommen, ergo —

Montanus. Nego minorem!

Der Lieutenant. Et ergo probo minorem von wegen dem Ducaten, den Ihr auf die Hand bekommen.

Montanus. Distinguendum est inter nummos —

Der Lieutenant. Keine Disputation, Ihr ſeid Soldat!

Montanus. Distinguendum est inter τὸ simpliciter et τὸ relative accipere!

Der Lieutenant. Ei was, Geſchwätz! Ihr habt das Geld genommen, alſo iſt der Contract geſchloſſen.

Montanus. Distinguendum est inter contractum verum et apparentem!

Der Lieutenant. Könnt Ihr läugnen, einen Ducaten von mir gekriegt zu haben?

Montanus. Distinguendum est inter rem et modum rei!

Der Lieutenant. Komm nur gleich mit, Kamerad, Du sollst Deine Montur kriegen.

Montanus. Da habt Ihr Euren Ducaten wieder; überdies habt Ihr auch keine Zeugen, daß ich Geld von Euch genommen habe.

Dritte Scene.

Jesper. Korporal Niels. Montanus. Der Lieutenant.

Jesper. Ja, ich bin Zeuge, ich habe gesehen, wie der Lieutenant ihm Geld auf die Hand gegeben hat.

Niels. Ich gleichfalls.

Montanus. Aber in welcher Absicht nahm ich das Geld? Distinguendum est inter —

Der Lieutenant. Ei, wir wollen hier keine Faxen weiter hören; Niels, bleib' Du hier, während ich die Montirung besorge.

Montanus. Hei, Gewalt!

Niels. Willst Du gleich still sein, Du Hund, oder ich stoße Dir das Bayonnet in den Leib! Ist er nicht richtig geworben, Herr Verwalter?

Der Verwalter. Ja, er ist richtig geworben.

Der Lieutenant. Mach rasch, herunter mit dem schwarzen Kittel und den rothen angezogen!

Montanus (weint, während ihm die Montur angezogen wird).

Der Lieutenant. Ei, das schickt sich wol auch für einen Soldaten zu weinen? Du bist jetzt ein weit besserer Kerl geworden als vorher. Exercirt ihn nur recht tüchtig, Corporal Niels; er

iſt ein ganz gelehrter Kerl, aber was das Exercitium anbetrifft, darin iſt er noch dumm.

(Der Korporal hat ihm die rothe Montur angezogen, exercirt und prügelt ihn.)

Vierte Scene.

Der Lieutenant. Montanus. Niels.

Der Lieutenant. Nun, Niels, fängt er an zu capiren?

Niels. Er wird ſchon lernen, er iſt nur ein fauler Hund, der alle Augenblicke Prügel haben muß.

Montanus (weinend). Ach, großgünſtiger Herr, habt doch Erbarmen mit mir, ich habe ſolche ſchwache Geſundheit, ich kann die Behandlung nicht aushalten!

Der Lieutenant. Zu Anfang fällt es allerdings ein bischen hart, indeſſen wenn Dein Rücken nur erſt gehörig gebläut und gegerbt ſein wird, ſo thut es nachher nicht mehr ſo weh.

Montanus (weinend). Ach, hätte ich doch niemals ſtudirt, ſo wäre ich nicht in dieſes Unglück gerathen!

Der Lieutenant. Ei, das iſt nur der Anfang, wenn Du dann erſt ſo ein Dutzend Mal im Bock geſeſſen oder auf Latten gelegen haſt, ſo achteſt Du das nachher für Bagatelle.

(Montanus weint aufs neue.)

Fünfte Scene.

Jeronimus. Magdelone. Lisbeth. Jeppe. Nille. Der Lieutenant. Montanus. Der Korporal.

Jeronimus. Wißt Ihr es ganz gewiß?

Jeppe. Ganz gewiß, der Verwalter hat es mir eben erzählt. Ach, ach, nun hat mein Zorn ſich in Mitleid verwandelt!

Jeronimus. Ließe er ſich nur zum rechten Glauben bekehren, ich wollte ihn gern wieder loskaufen.

Lisbeth (im Eintreten). Ach, ich ärmſtes Mädchen!

Jeronimus. Mach' mir nur keinen Lärm, liebe Tochter, es nützt doch nichts.

Lisbeth. Ach, Herzensvater, wenn Ihr ihn so liebtet wie ich, Ihr hießet mich nicht still sein!

Jeronimus. Pfui, pfui, wie schickt sich das wol für ein Mädchen, sich so was merken zu lassen? — Aber da steht er, glaub' ich. Nun, Rasmus Berg, wie geht es?

Montanus. Ach, mein theuerster Monsieur Jeronimus, sie haben mich zum Soldaten gemacht!

Jeronimus. Ja nun werdet Ihr wol mehr zu thun kriegen, als Menschen zu Thieren und Küster zu Hähnen zu machen.

Montanus. Ach, ach, wie leid thut mir jetzt meine frühere Thorheit, aber leider zu spät!

Jeronimus. Nun denn, mein Freund, wollt Ihr Eure bisherige Narrheit fahren lassen und das Land mit Zwistigkeiten und Disputationen verschonen, so will ich mit Vergnügen mein ganzes Vermögen daran setzen, Euch auszulösen.

Montanus. Ach, ich habe nichts Besseres verdient, weil ich meinen alten Eltern mit Schlägen gedroht habe! Aber wenn Ihr Euch dennoch meiner erbarmen und mich wieder frei machen wollt, so schwöre ich Euch, daß ich ganz gewiß ein anderes Leben führen, ein ehrliches Geschäft treiben und niemand mehr mit Disputationen zur Last fallen will!

Jeronimus. Wartet denn hier so lange, ich will mit dem Herrn Lieutenant sprechen! — Ach, mein bester Herr Lieutenant, Ihr seid ja von jeher ein Freund unseres Hauses gewesen; der junge Mann hier, den Ihr zum Soldaten angeworben habt, ist der Bräutigam meiner einzigen Tochter, die ihn aufs zärtlichste liebt. Gebt ihn los, ich will dem Herrn Lieutenant gern hundert Thaler verehren. Zuerst, ich kann es nicht läugnen, freute ich mich, daß er so bestraft worden; denn sein wunderliches Betragen hatte mich und das ganze Dorf gegen ihn aufgebracht; aber da ich ihn nun in dieser Situation sehe, und da ich überdies höre, daß er seine frühere Thorheit von Herzen bereut und Besserung gelobt, so will mir das Herz vor Mitleid brechen.

Der Lieutenant. Alles, mein werther Herr Jeronimus, was ich gethan habe, war nur zu ſeinem eigenen Beſten; es iſt mir ja wol bekannt, daß er mit Eurer Tochter verlobt iſt, und eben deswegen, um Eurem Hauſe einen Dienſt zu erweiſen, brachte ich ihn in dieſe Lage und behandelte ihn mit dieſer Härte, damit er zur Einſicht ſeiner Thorheiten käme. Ich will Euch zu Liebe gern ſelbſt Geld an die Armen geben, da ich ja höre, daß er ſich gebeſſert hat. Laßt ihn nur herkommen. — Hört an, mein Freund: Eure Eltern haben ſolch ein ſchweres Stück Geld an Euch gewandt, in der Hoffnung, Ihr würdet dereinſt der Stolz und die Freude ihres Alters werden; allein Ihr gingt klug fort, um als ein Narr zurückzukommen, das ganze Dorf brachtet Ihr in Aufruhr, ſtreutet die wunderlichſten Anſichten aus und verfochtet ſie mit Hartnäckigkeit. Sollen das die Früchte des Studirens ſein, ſo müßte man ja wünſchen, es gäbe gar keine Bücher. Ich meine, das Wichtigſte, was man in der Schule lernen ſollte, wäre gerade das Gegentheil von dem, wie Ihr es getrieben; ein gelehrter Mann, meine ich, ſollte vornehmlich daran erkannt werden, daß er ſich ſelbſt mehr zu beherrſchen weiß und beſcheidener und nachgiebiger in ſeinen Aeußerungen iſt als der Ungelehrte. Denn eine geſunde Philoſophie lehrt uns, Zwiſtigkeiten zu vermeiden und zu beſeitigen und keine Meinung beizubehalten, von der uns nachgewieſen, daß ſie irrthümlich iſt. Das erſte Gebot der Philoſophie iſt, ſich ſelbſt zu erkennen, und je mehr Einer dies erwählt, je geringer wird er von ſich ſelbſt denken und je mehr wird er einſehen, daß ihm noch Manches zu lernen bleibt. Ihr dagegen macht die Philoſophie zu einer Art von Fechtkunſt, indem Ihr den für den größten Philoſophen erachtet, der am geſchickteſten iſt, durch Spitzfindigkeiten die Wahrheit zu verfälſchen und alle Einwendungen zurückzuweiſen. Auf die Art macht Ihr Euch aber nur verhaßt bei den Leuten und bringt die Gelehrſamkeit um die ihr gebührende Achtung, indem es den Anſchein gewinnt, als wären ſolche Thorheiten und Laſter in der That die nothwendige Folge des Studirens. Das Beſte, das ich Euch ſomit rathen kann, iſt, daß Ihr alles das zu ver-

geſſen und aus dem Gedächtniß zu entfernen ſucht, was Ihr mit ſo manchen Nachtwachen gelernt habt; ſucht Euch eine ordentliche Hantirung, durch die Ihr Euer Fortkommen in der Welt findet, oder wenn Ihr einmal bei den Studien bleiben wollt, ſo richtet ſie wenigſtens anders ein.

Montanus. Ach, großgünſtiger Herr, ich werde Seinem Rathe gewißlich folgen und ein anderer Menſch zu werden ſuchen.

Der Lieutenant. Gut, ſo gebe ich Euch wieder los, nachdem Ihr Euren Eltern und Schwiegereltern Euer Verſprechen wiederholt und beide um Verzeihung gebeten habt.

Montanus. Demüthiglichſt, mit ſtrömenden Thränen bitte ich Euch allerſeits um Verzeihung, verſpreche, einen völlig neuen Menſchen anzuziehen und breche ſelbſt den Stab über mein früheres Weſen, aus dem mich ebenſo ſehr das Unglück aufgerüttelt hat, in welches ich dadurch gerathen war, als die gediegene Anſprache und Unterweiſung dieſes trefflichen Mannes, dem ich dafür nächſt meinen Eltern die tiefſte Verehrung zollen werde.

Jeronimus. So haltet Ihr alſo, mein lieber Schwiegerſohn, die Erde nicht mehr für rund? Denn dies iſt der Punkt, der mir am meiſten am Herzen liegt.

Montanus. Mein werther Schwiegervater, ich will nicht weiter darüber disputiren; ich will nur das Eine ſagen, daß ſämmtliche Gelehrte der Gegenwart allerdings der Meinung ſind, daß die Erde rund iſt.

Jeronimus. Holla, Herr Lieutenant, ſteckt ihn nur wieder unter die Soldaten, bis die Erde flach iſt.

Montanus. Mein theurer Schwiegervater, ſie iſt ſo flach wie ein Eierkuchen; ſeid Ihr nun zufrieden?

Jeronimus. Ja, nun ſind wir wieder gute Freunde, nun ſollt Ihr auch meine Tochter kriegen. Kommt, tretet alle bei uns ein, und laßt uns eins zur Ausgleichung trinken; der Herr Lieutenant erweiſt uns wol die Ehre, mitzukommen.

(Alle ab.)

Don Ramudo de Colibrados

oder

Armuth und Hoffart.

Komödie in fünf Akten.

Perſonen:

Don Manudo de Colibrados, ein Grand d'Eſpagne.
Donna Olympia, ſeine Gemahlin.
Donna Maria, ihre Tochter, in Gonzalo verliebt.
Eugenia, deren Schweſter, halb erwachſen.
Gonzalo de las Minas, ein ſpaniſcher Edelmann, in Donna Maria verliebt.
Iſabella, ſeine Schweſter.
Leonora, Kammermädchen bei Donna Maria.
Gusman, Page bei Don Manudo.
Pedro, Bedienter bei Don Manudo.
Ein Gerichtsdiener.
Ein Dolmetſch.
Ein Notarius.
Ein Bauer.
Angebliches prinzliches **Gefolge**, darunter ein **Hofnarr.**

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Gonzalo de las Minas. Iſabella.

Gonzalo. Das iſt gewiß, liebe Schweſter, viel Vortheil habe ich von dieſer Partie nicht, aber Ihr müßt auch beachten, daß meine Liebe ohne Eigennutz iſt. Aelter und angeſehener iſt ihre Familie allerdings, doch iſt die unſere deshalb von keinem weniger guten Adel; haben ſie in ihrem Geſchlechte ſich mehr großer Männer zu rühmen, ſo dürfen wir uns dagegen unſeres Reichthums rühmen und ihn der erbärmlichen Armuth entgegenſetzen, in der ſie leben und die größer iſt, als ſich beſchreiben läßt. Aber wie geſagt, liebe Schweſter, mein Vortheil kommt hier überhaupt nicht in Betracht; mein Herz brennt von reiner und inniger Liebe zu ihrer Tochter Donna Maria, die ich ebenſo ſehr wegen ihrer Armuth beklage, als wegen der Thorheit ihrer Eltern, die durch ihren Hochmuth bereits das Märchen der ganzen Stadt geworden ſind, ſo daß die ganze ſpaniſche Nation darunter unſchuldig zu leiden hat.

Iſabella. Nein, theuerſter Bruder, ich habe nichts dagegen einzuwenden; Ihr ſeid reich genug, die Armuth, in der ſie ſich befinden, zu verdecken. Allein weshalb ſich ſo demüthigen? weshalb in Verbindung treten mit einer Familie, die Euch verachtet? Ihr hättet wol ſo viel Ehrgefühl haben ſollen, in demſelben Augenblick, wo Ihr das geringſte Zeichen von Verachtung bemerktet, ihr den Rücken zu wenden und nie mehr an dieſe Liebe zu denken.

Gonzalo. Ach, meine theure Schweſter, Ihr wißt nur nicht, was Liebe iſt; wüßtet Ihr es, würdet Ihr wol anders ſprechen. Mein Ehrgefühl hat in dieſer Angelegenheit nur allzu oft mit meiner Liebe in Streit gelegen, allemal hat die letztere den Sieg davon getragen.

Iſabella. Aber wenn es nun doch kein Mittel giebt, Euren Zweck zu erreichen, ſolltet Ihr da nicht als verſtändiger Mann Euch dieſe Liebe aus dem Sinne ſchlagen?

Gonzalo. Statt meine Liebe zu erkälten, dient die Geringſchätzung, welche ihre Eltern mir erweiſen, nur dazu, dieſelbe immer mehr zu entzünden; ſie iſt ein Oel, das meine Flamme erſt recht in Brand ſetzt.

Iſabella. Das wird ja, wie es ſcheint, mein lieber Bruder, ein vollſtändiger Roman; mir wenigſtens kommt eine derartige Liebe allemal höchſt phantaſtiſch vor.

Gonzalo. Meine Hoffnung iſt aber doch noch nicht ſo gänzlich vernichtet, daß nicht wenigſtens noch ein Fünkchen geblieben wäre; kommt es mit ihrer Armuth nur erſt zum Aeußerſten, ſo werden ſie hoffentlich, ehe ſie im Elend ganz und gar zu Grunde gehen, den thörichten Ehrgeiz doch endlich fahren laſſen und ſich dazu entſchließen, die Hand ihrer Tochter einem ehrenwerthen Manne zu geben, der vermöge ſeines Reichthums im Stande iſt, die Familie aus dem tiefſten Elend zu erretten.

Iſabella. Wenn Ihr ſo ſprecht, Gonzalo, ſo wißt Ihr noch gar nicht, wie hochmüthig ſie ſind; ich bin überzeugt, ſie würden lieber ſterben, als ſich dazu entſchließen.

Gonzalo. Aber ein Umſtand, Iſabella, iſt Euch doch vielleicht unbekannt?

Iſabella. Nämlich welcher?

Gonzalo. So groß die Geringſchätzung iſt, die ihre Eltern gegen mich hegen, ebenſo groß, davon bin ich feſt überzeugt, iſt die Liebe und die Hingebung, die ihre Tochter, Donna Maria, für mich empfindet; erſt kürzlich hat ſie ſich gegen meine Muhme über die Thorheit ihrer Eltern beklagt und die kümmerliche Lage derſelben mit den lebhafteſten Farben geſchildert.

Iſabella. Aber das wird alles nichts helfen, Gonzalo, die

Eltern haben ein viel zu wachſames Auge auf ſie, als daß es möglich wäre, ſie ohne Erlaubniß derſelben auch nur zu ſehen, geſchweige denn zu ſprechen.

Gonzalo. Aber Ihr wißt ja doch wol, Iſabella, daß Liebende Mittel finden, an die niemand denkt, und Wege zur Erreichung ihrer Abſichten entdecken, die niemand ſieht. Geht es mit Güte nicht, ſo muß es mit Liſt gehen, und will auch Liſt nicht verfangen, ſo muß Gewalt helfen, und wenn es mir das Leben koſten ſollte.

Iſabella. Gewiß, mein theurer Gonzalo, Eure traurige Lage erregt mein ganzes Mitleid. Auch will ich Euer Unternehmen nicht länger tadeln, da ich ja weiß, daß, wo die Liebe einmal die Herrſchaft an ſich geriſſen hat, der Menſch mehr zu beklagen als zu verurtheilen iſt. Ich werde Euch allen Beiſtand leiſten, den ich irgend vermag; könnte ich Euch nur wenigſtens mit gutem Rath an die Hand gehen. — Aber hier kommt Pedro; geht ein wenig bei Seite, ich will verſuchen, was mit ihm anzufangen iſt.

(Gonzalo ab.)

Zweite Scene.

Iſabella. Pedro.

Pedro. Heidi, das geht hübſch! Nun iſt vollſtändig reiner Tiſch gemacht; da ſind keine Löffel, keine Teller, keine Töpfe mehr im Hauſe. Nun ſoll ich jetzt auf meinen Namen (denn auf meiner Herrſchaft Namen kriege ich keinen mehr in der ganzen Stadt) einen Topf leihen. Aber wo ſoll ich ihn herleihen? Und wenn ich auch einen geliehen kriege, ſo haben wir, das weiß ich zum Voraus, doch nichts darin zu kochen; alles iſt leer und öde bei uns und nichts mehr vorhanden, als blos Titel, Durchlauchtigkeiten und Hoheiten, die doch, und wenn man ſie allzuſammen in einen Topf thäte, nur eine ſehr magere Suppe geben würden. Und doch tragen ſie den Kopf noch immer hoch, beſonders die gnädige Frau; die, glaub' ich, ſtürbe lieber vor Hunger, als daß ſie nur einen einzigen Buchſtaben von ihrem

großen Namen daran gäbe. Mir ſollte das auch einfallen! Im Gegentheil, ich ſchwärme für das entgegengeſetzte Extrem; ehe ich Noth litte, verkaufte ich lieber nicht blos meinen Vatersnamen, ſondern meine Ehre dazu, alles für einen einzigen Thaler. Vornehmheit iſt ganz ſchön, aber wenn man ſein Mittagsbrod oder ſein Abendeſſen davon machen ſoll, da wird man doch nicht ſo recht ſatt davon. Noch acht Tage will ich es in dieſem Hauſe aushalten; Eſſen und Trinken finde ich ſo lange bei guten Freunden in der Stadt, meine Herrſchaft aber mag unterdeſſen zu Hauſe ſitzen und ſich die Zähne ſtochern, wenn ſie ihre Erbsſuppe gegeſſen hat, und ſtatt des Deſſerts mag ſie ſich eine Güte thun an den Heldenthaten ihrer Ahnen. — Aber ſieh, was iſt das?! — Unterthänigſter Diener, Madame, gehen Sie ſo allein, ohne Hofmeiſterin?

Iſabella. Gewiß, Pedro, ich bin nachgerade alt genug, um meine eigene Gouvernante zu ſein. Was macht Deine Herrſchaft?

Pedro. Bei uns ſind heute Gäſte zu Tafel, ich ſollte eben hingehen und Confect einkaufen.

Iſabella. Wer ſind die Gäſte denn?

Pedro. Das iſt der Duc de la Veracruz mit der Fürſtin Donna Emilia de las Spadas; Hieronymus Victor, der Abt von San Jago; der Marquis Ferdinando Gonzalo; Filippo de St. Liſuenta mit der Marquiſin, ſeiner Gemahlin, nebſt unzähligen anderen, von denen zu reden ich viel zu geringe bin.

Iſabella. So darf ich heute wol nicht wagen, meine Aufwartung zu machen?

Pedro. Heute haben wir Befehl, niemand vorzulaſſen, als diejenigen, die ihr Geſchlecht noch von den alten Chriſten her rechnen können, die ſchon zur Zeit der Mohren in Spanien waren.

Iſabella. Aber wie kommen ſie dazu, gerade heute eine ſolche Fete zu geben? Sie geben doch ſonſt nicht eben viele Feten.

Pedro. Das geſchieht zur Erinnerung an die große Victoria, welche einer ihrer Ahnen, Don Ramiro de Colibrados, einſt an dieſem Tage über den König von Meſopotamien davontrug, indem

er ihn zu Toledo gefangen nahm. Es wäre allerdings ſchlimm, wenn ſolcher Tage viele im Jahre wären, der Geldbeutel meiner Herrſchaft würde ein verfluchtes Loch davon kriegen; denn das muß ich ſagen, unter ſo ein fünfhundert Mark haben ſie ſolchen Tag nicht.

Iſabella. Aber wie kommt es denn, Pedro, daß Du an ſolchem feſtlichen Tage in ſolcher zerlumpten und abgetragenen Livree einhergehſt?

Pedro. Das iſt zur Erinnerung an das Hauptpanier, das höchſtgedachter Ramiro de Colibrados getragen hat. (Dabei nimmt er den Hut ab.)

Iſabella. Aber der General trägt doch, ſo viel ich weiß, die Fahne in der Schlacht nicht ſelbſt?

Pedro. Nein, Madame, allerdings, ich habe ja auch geſagt ſein Fähnrich. Selbiges Hauptpanier wurde von Musketenkugeln dermaßen durchlöchert, daß es gerade wie meine Livree ausſah.

Iſabella. Wann war das denn, daß Don Ramiro dieſen Sieg gewann?

Pedro. Gerade heute vor ſechshundert Jahren.

Iſabella. Alle tauſend! und doch ſind es noch nicht dreihundert Jahre her, ſeit Kugeln und Musketen zuerſt in Gebrauch gekommen ſind?

Pedro. Ja, Madame, um mit Ihnen zu ſtreiten, bin ich viel zu gering, ich laſſe das alſo an ſeinen Ort geſtellt; darauf aber kann ich ſchwören, daß die Standarte verflucht übel zugerichtet worden iſt und daß ich zur Erinnerung daran noch heute dieſe Livree trage.

Iſabella. Aber ich dächte, ich hätte Dich in dieſer zerlumpten Livree ſchon einen ganzen Monat geſehen?

Pedro. Mag doch jeder ſich anziehen, wie er Luſt hat; ich habe meine guten Gründe dazu.

Iſabella. Was für Gründe können wol dazu gehören, im Dienſte einer ſolchen hochgebornen Herrſchaft ſo zerlumpt einherzugehen? Die Menſchen müſſen ja am Ende denken, als ob die Familie in Armuth gerathen wäre?

Pedro. In Armuth? Ja richtig, eine Herrſchaft in Armuth gerathen, die mehr als ſiebzehnhundert dreiunddreißig gute richtige Ahnen zählt! Wenn Ihr blos ein Kopfſtück für jeden Ahnen rechnet, ſo giebt das ja ſchon eine verfluchte Summe.

Iſabella. Ich glaube doch, bis ich beſſern Grund höre, daß es Armuth iſt.

Pedro. Um Ihnen die Gedanken zu benehmen, will ich Ihnen denn alſo meine Gründe angeben. Eine prächtige Livree zu halten, iſt, wie unſere Herrſchaft bemerkt hat, jetzt verflucht ordinär geworden, und deshalb, um als vornehme Leute etwas Apartes zu haben, ſind ſie auf dieſe Invention gerathen. Sollte ſich indeſſen zeigen, daß gemeine Diener auch anfangen zerlumpt zu gehen, ſo ziehe ich auf der Stelle wieder meine Livree mit Treſſen an. Madame hat das ja wol in Madrid bei Hofe geſehen: je mehr die Bürgersleute ſich putzen, um ſo einfacher geht man bei Hofe.

Iſabella. Einfach, ja, aber doch nicht zerlumpt.

Pedro. Immerhin, Madame, meine Herrſchaft weiß einmal was ſie thut; die fängt wahrhaftig nichts an, was ſie ſich nicht vorher wohl überlegt hat.

Iſabella (leiſe). Nun will ich ihm doch ſo lange zuſetzen, bis er bekennt. (laut) Aber wie Du eben ſagteſt, Pedro, trägſt Du dieſe zerriſſene Livree ja zum Andenken an die Hauptſtandarte, die in jener großen Schlacht in Fetzen geſchoſſen ward?

Pedro (leiſe). Na, ſo frag' Du und der Teufel! (laut) Ich erinnere mich nicht mehr ſo genau an alles, was ich geſagt habe: aber das weiß ich, daß meine Herrſchaft das ganze Haus voll Geld und Juwelen hat, na, und wenn das iſt, ſo kann ich doch wol nicht aus Armuth ſo gehen. Denkt doch nur, Madame, unter andern Koſtbarkeiten haben ſie einen Stammbaum, der mehr als eine Tonne Goldes werth iſt.

Iſabella. Aber vermuthlich, wenn es zur Auction käme, würden ſie doch nicht mehr dafür kriegen als vier Schillinge, es müßte ſich denn gerade ein beſonderer Liebhaber dazu finden; vom Juden, das weiß ich gewiß, kriegten ſie nicht mehr.

Pedro. Ja, was will das mit dem Juden auch ſagen? Ich

kenne jemand, der hat viele Tauſende für eine Jungferſchaft bezahlt, für die der Jude nicht einen Heller gegeben hätte. Aber um auf unſer Thema wieder zurückzukommen, ſo möchte ich Madame doch demüthigſt bitten, anders von meiner Herrſchaft zu denken; es ſind, auf mein Wort, blos ſchlechte Menſchen, die ihr nachſagen, ſie wäre arm.

Iſabella. Ich möchte von Herzen wünſchen, daß es ſo wäre, wie Du ſagſt. Doch klagen, wie ich höre, ſowol Kaufleute wie Handwerker darüber, daß ſie nicht zu ihrem Gelde kommen können.

Pedro. Ei, Madame, das ſagten ſie doch wol nur zum Scherz, Sie kennen den Lauf der Welt ja doch wol beſſer und wiſſen, daß es die feinſte Mode iſt in allen vornehmen Häuſern, die Leute mit der Bezahlung warten zu laſſen. Meine Herrſchaft läßt ſie ebenfalls warten, aber aus Geldmangel ſicher nicht; der gnädige Herr und die gnädige Frau wiſſen zu leben und wollen in dieſen wie in allen andern Stücken zeigen, wie vornehm ſie ſind. Ich kenne in der Stadt einen Kaufmann, der mahnt eine vornehme Familie noch heute um ein Stück Neſſeltuch, das ſein Urgroßvater creditirt hat, und allem Vermuthen nach wird er noch zehn Jahre darnach laufen müſſen, da nämlich die Familie nächſt der unſern faſt die vornehmſte in ganz Spanien iſt.

Iſabella. Die Mode machen wir nicht mit, mein Bruder Gonzalo läßt ſich nie zweimal mahnen.

Pedro. Das glaube ich ſchon, Madame, aber zwiſchen unſerm und Ihrem Hauſe iſt denn doch auch ein gewaltiger Unterſchied; das weiß ja die ganze Welt, daß unſere Familie die älteſte und vornehmſte iſt in ganz Spanien.

Iſabella. Mir ſcheint im Gegentheil, die reichſten Familien ſind auch allemal die vornehmſten.

Pedro. Ich verſtehe nicht, was Madame damit meint. Meine Herrſchaft iſt wahrhaftig nicht arm, Madame mag ſich nur in Acht nehmen, daß ſie nicht wegen Verleumdung belangt wird. Meine Livree hängt in Fetzen, das iſt richtig, aber nicht, weil meine Herrſchaft arm iſt; wie ſchlecht ich auch gekleidet bin,

ſo kann ich Madame doch zeigen, daß ich ein ſeidenes Schnupftuch in der Taſche trage. (Zieht zugleich mit einem alten Schnupftuch ein Stück verſchimmeltes Brod aus der Taſche.)

Iſabella. Ha ha ha, da iſt Dir ein Stück von Deinem Reichthum an die Erde gefallen.

Pedro. Das iſt ein Stück Chocolade.

Iſabella (hebt es auf). Wie, grobes verſchimmeltes Brod iſt es; ſieh her, iſt das Chocolade?

Pedro. Nein, allerdings, Madame, es iſt keine Chocolade, es iſt ein Stück Brod, das ich um einer gewiſſen Urſache willen bei mir trage. Nämlich jedesmal, wenn ich bei dem Fürſten von Mendez etwas zu beſtellen habe, ſo nehme ich ein Stück Brod mit, das ich dem Hofhund gebe, damit er mich nicht beißt.

Iſabella. Daran thuſt Du wohl, Pedro, reiche Leute ſind leicht um ihr Leben beſorgt; ha ha ha!

Pedro. Ich muß ſo frei ſein, der gnädigen Frau bemerkbar zu machen, daß es für eine Dame wie ſie nicht paſſend iſt, über alles zu lachen.

Iſabella. Schön Dank, mein braver Pedro, für gefällige Notiz; ha ha ha!

Pedro. Ei nicht doch, Madame, die gnädige Frau tritt ihrem guten Ruf zu nahe, wenn jemand das ſieht oder hört.

Iſabella. Warte noch einen Augenblick, ich habe Dir noch etwas zu ſagen. Wie kommt es nur, daß Du, bei ſo großem Verſtande und ſo vielen ausgezeichneten Eigenſchaften, doch nur ein bloßer Bedienter biſt? Du müßteſt doch wahrhaftig noch zu etwas Beſſerem zu brauchen ſein.

Pedro. Ich habe nicht ſtudirt, Madame, bin jedoch im Uebrigen meinen Eltern dankbar für die gute Erziehung, die ſie mir haben zu Theil werden laſſen; die Natur iſt ebenfalls ziemlich freigebig gegen mich geweſen, es wäre Unrecht von mir, wenn ich das leugnen wollte. Aber weiß Madame vielleicht eine beſſere Verwendung für mich?

Iſabella. Ja gewiß, Du biſt gerade der rechte Mann zum

Kalenderschreiben, und das ist doch ein Metier, von dem sich anständig leben läßt.

Pedro. Aber ich habe immer gehört, wer dergleichen schreiben will, muß tüchtig lügen können.

Isabella. Ich wüßte auch niemand, der in diesem Punkte mehr Talent hätte als Du; hättest Du der Wahrheit gemäß gesagt, daß Deine Herrschaft zu Hause ist und Erbssuppe ißt, und daß Du, statt Confect zu holen, ausgegangen bist, Dir eine Mahlzeit zu erbetteln, so hätte ich Dir dieses Metier nicht empfohlen.

Pedro. Nun denn, um die reine Wahrheit zu sagen: ich wollte gern, so weit irgend möglich, die Noth und Armuth meiner Herrschaft verheimlichen, nun aber hat das Stück Brod uns verrathen.

Isabella. Nein, Pedro, Deine Livree ist gerade hinreichend, um die Situation errathen zu lassen, in der die Familie sich befindet.

Pedro. Ihre eigenen Kleider, fürchte ich, werden es bald noch mehr thun. Der gnädige Herr geht allerdings noch im Sammtrock, allein das Uebrige will dazu nicht passen. Die gnädige Frau hat das Hintertheil aus ihrem Rock geschnitten, um das Vordertheil damit zu flicken. Darum kann sie, wenn sie in Gesellschaft ist, sich niemals umdrehen; wenn sie weggeht, geht sie immer rückwärts, aber nicht aus Demuth, wie einige thun, wenn sie sich von Personen verabschieden, vor denen sie Respect haben, sondern aus purer Großthuerei, damit niemand die Armuth sehen soll, die ihr auf den Rücken gemalt ist; muß sie sich durchaus mal umdrehen, so müssen ich oder das Kammermädchen ihr den Rücken decken.

Isabella. Dieser ganzen Noth könnte in kürzester Zeit abgeholfen werden, wenn sie nur ihren verrückten Hochmuth einmal bei Seite setzen und ihre Tochter dem Gonzalo geben wollten, der ihr mit der innigsten Liebe zugethan ist.

Pedro. Ich weiß, sie haben öfters mit Hohn davon gesprochen. Vielleicht aber, da ihre Noth jetzt aufs Aeußerste gestiegen ist, entschließen sie sich dennoch dazu, besonders wenn

Madame ſelbſt es ihnen vorſchlägt. — Aber hier kommt das Kammermädchen, das iſt ein ſchlaues Mädchen, und wird Madame daher gut thun, die Sache mit ihr in Ueberlegung zu ziehen.

Dritte Scene.

Leonora. Iſabella. Pedro.

Leonora. Ei, Du verwünſchter Schelm, Du Broddieb, Du haſt mir ja das Brod geſtohlen, das auf dem Herde lag!

Pedro. Was für Brod?

Leonora. Nun ſehe nur Einer, was er ſich fromm ſtellen kann! Gleich marſch, gieb mir mein Brod wieder, ich habe ſonſt heute nichts zu eſſen!

Pedro. Ei, dummes Zeug, ſieh Dich wohl vor, was Du thuſt, ehe du einen ehrlichen Menſchen beſchuldigſt, Dein Brod geſtohlen zu haben.

Leonora. Gleich her, ohne Redensarten!

Pedro. Ich kann aber darauf ſchwören, daß ich kein Brod genommen habe.

Leonora. Könnte der Dieb ſich vom Galgen ſchwören, würde keiner gehängt.

Pedro. Ich gebe Dir aber mein Ehrenwort darauf —

Leonora. Wie viel Ehrenwörter haſt Du wol? Du haſt Dich ſchon oft genug verſchworen; gleich gieb mein Brod heraus, Du Dieb!

(Sie zieht ihm das Brod aus der Taſche, daſſelbe bricht von einander, ſo daß jeder ein Stück bekommt. Dann erſt wird ſie Iſabella gewahr, ſchlägt ſich vor die Bruſt und will fortlaufen.)

Iſabella. Höre, Leonora, ich habe etwas mit Dir zu reden, woran mir viel gelegen iſt.

Leonora. Ach, Madame, ich ſterbe vor Scham!

Iſabella. Iſt die Herrſchaft zu Hauſe, Leonora?

Leonora. Ja, zu Hauſe iſt ſie, ich ſollte eben Chocolade kochen und der Spitzbube von Pedro hatte die Chocolade eingeſteckt, ſo daß ich ſie ihm erſt wieder fortnehmen mußte.

Isabella. Wahrlich, das ist eine glückliche Herrschaft, die solche treuen Diener hat, welche so eifrig bemüht sind, ihre Armuth zu verbergen. Indessen da die Lage fast der ganzen Stadt bekannt ist, und da Ihr Euch jetzt selbst verrathen habt, so ist da nichts mehr zu verbergen.

(Leonora weint.)

Weine nicht, mein Kind, den guten Leuten kann noch geholfen werden; Ihr wißt ja wol schon, daß mein Bruder Gonzalo sich in Euer gnädiges Fräulein verliebt hat?

Leonora. Freilich weiß ich es, Madame, nur läßt sich nicht gut davon sprechen; habe ich doch selbst gehört, wie meine gnädige Frau sich über Gonzalo's Dreistigkeit verwunderte und wie er sich nur unterstehen könnte, an eine Verbindung mit ihrem Hause zu denken. Das gnädige Fräulein, das, so viel ich sehe, Gonzalo nicht abgeneigt ist, äußerte sich unlängst in Gegenwart ihrer Eltern dahin, daß die Ungleichheit doch nicht eben so groß wäre; darüber sind ihre Eltern aber sehr böse geworden und haben sie eingesperrt.

Isabella. Das ist mir außerordentlich lieb zu hören.

Leonora. Mir hingegen ist es außerordentlich unlieb, denn es ist das beste Kind von der Welt; hätten ihre Bitten und Thränen mich nicht zurückgehalten, ich wäre schon längst aus dem Hause.

Isabella. Nein, es ist mir lieb, daß sie ebenfalls Neigung für meinen Bruder empfindet, weil ich auf die Art hoffen kann, mein Anschlag wird glücken, besonders wenn Ihr mich dabei unterstützen wollt, was Euer Schade gewiß nicht sein soll.

Leonora. Madame hat ganz über mich zu befehlen; wo es auf Ränke und Intriguen ankommt, da kann man sich an niemand besser wenden als an mich. Inzwischen wird es doch wol das Beste sein, Madame macht den Eltern zuerst ihren Antrag; vielleicht hat der Zwang der Armuth ihren bisherigen Hochmuth doch ein wenig gedämpft. Will Madame in einer halben Stunde die Herrschaft besuchen, so werde ich Sorge tragen, daß Sie vorgelassen wird. (Leonora und Pedro ab.)

Vierte Scene.

Iſabella. Gonzalo.

Iſabella. Sei jetzt ruhig und laß mich machen, in einer halben Stunde beſuche ich Don Ranudo und werde meine ganze Beredtſamkeit aufbieten; hilft das nicht, ſo müſſen wir auf andere Mittel denken. Ich habe das ſämmtliche Geſinde auf meiner Seite, das verſprochen hat mir beizuſtehen.

Gonzalo. Ach, meine theure Schweſter, könnte ich mein Gemüth doch nur ſo lange zur Ruhe bringen! Aber —

Iſabella. Welche Muthloſigkeit! Ihr werdet doch gut thun, Geduld zu haben; laßt uns ſo lange hineingehen. Aber da kommen das Mädchen und der Bediente zurück.

Fünfte Scene.

Iſabella. Gonzalo. Leonora. Pedro.

Iſabella. Hier, meine liebe Leonora, iſt mein Bruder Gonzalo, der ſein ganzes Wohl und Wehe in Eure Hände legt. Laßt nun ſehen, ob Ihr etwas ausfindig machen könnt, das ſeiner Liebe zum Vortheil gereicht.

Gonzalo. Ihr könnt Euch darauf verlaſſen, Mademoiſelle, daß ich mich dankbar bezeigen werde.

Leonora. Monſieur hat über mich und mein geringes Gehirn zu befehlen.

Pedro. Und über meinen ganzen Kopf.

Gonzalo. Aber haltet Ihr wirklich für rathſam, daß ich die Herrſchaft darum anſpreche?

Leonora. Geſtern wäre es noch unmöglich angegangen, heute indeß wird Eure Bewerbung möglicherweiſe ſchon beſſer aufgenommen.

Gonzalo. Warum heute beſſer als geſtern?

Leonora. Je nun, geſtern war noch ſo viel zu eſſen da, daß es allenfalls zu einer Mahlzeit hinreichte, und ſo lange das der Fall iſt, muß man ſich darauf gefaßt machen, mit Verachtung abgewieſen zu werden. Heute dagegen hat die Herrſchaft auch nicht das Mindeſte mehr, ihren Hunger zu ſtillen, ausgenommen die Heldenthaten ihrer Ahnen, und darum iſt ſie heute vielleicht etwas weniger hochfahrend.

Pedro. Darum giebt es auch nirgend ſolche ehrlichen Ratten und Mäuſe als bei uns im Hauſe; ich wette darauf, ſelbſt wenn man ihnen die Speiſekammerthüre weit offen machte, ſie rührten doch nicht das Mindeſte an.

Gonzalo. Ach, ich kann das nicht ohne Mitleid hören!

Leonora. Und doch iſt dies das einzige Mittel, ſie zur Vernunft zu bringen. Man muß es hier ebenſo machen, als wenn man eine ſtarke Feſtung erobern will; wenn nichts anders mehr hilft, ſo ſucht man ſie auszuhungern.

Pedro. Und wie Feſtungen erobert werden, damit weiß Leonora ganz genau Beſcheid; ſie hat vor Zeiten den niederländiſchen Krieg mitgemacht.

Gonzalo. Nur ſachte, Pedro, und keine ſolchen groben Späße gemacht!

Leonora. Was der ſagt, das will nicht viel bedeuten; ſchont er doch ſelbſt die Herrſchaft nicht.

Pedro. Allerdings, in einem Hauſe, wo man aus purer Generoſität dient, ohne Koſt und Lohn, muß man doch einige Freiheit haben. Auch ſage ich ihnen die Wahrheit blos, wenn wir allein ſind; ſind dagegen Freunde da, ſo zeige ich allemal die größte Ehrerbietung.

Gonzalo. Aber wird die gnädige Herrſchaft nicht doch zuweilen böſe darüber?

Pedro. Ach nein, ſie legen alles ſo aus, daß es ihnen obenein noch zu Ehre und Anſehen gereicht. Haben ſie nichts zu eſſen, ſo ſagen ſie, ſie haben heute Faſttag; das läßt vornehm. Trinken ſie Waſſer ſtatt Wein, ſo berufen ſie ſich auf das Beiſpiel ihrer Ahnen vor der Sündfluth, die ſtets nur Waſſer tranken; das läßt wieder vornehm. Trägt der Herr zerriſſene

Schuhe, ſo heißt es, er thut es abſichtlich, weil er Hühneraugen hat; das läßt wieder vornehm. Kann die gnädige Frau nicht in die Kirche gehen, weil ſie nichts anzuziehen hat, ſo heißt es, ſie läßt eine ſtille Meſſe in ihrer Hauskapelle leſen; das läßt ebenfalls vornehm. Und endlich, wenn ich ihnen nicht für einen Schilling Ehre laſſe, ſo heißt es, ich bin ihr Hofnarr; das läßt wieder vornehm.

Gonzalo. So ſteht mir denn bei, liebe Kinder, es ſoll Euer Schade gewiß nicht ſein; im Gegentheil, wenn ich meinen Wunſch erreiche, ſo wird Euch allen geholfen.

Leonora. Der gnädige Herr darf auf meine Bereitwilligkeit zählen; die Hauptſache iſt jedenfalls bereits erlangt, nämlich des Fräuleins Herz.

Gonzalo. Aber was hilft mir das, ſo lange ihre Eltern auf ihrem Hochmuth beharren?

Leonora. Der gnädige Herr muß nur zuerſt mit ſeiner Frau Schweſter den bewußten Antrag ſtellen; ſchlägt der fehl, ſo wird ſich ſchon was anders finden. Wir können ihnen immerhin einen Streich ſpielen, ohne die geringſte Gefahr, indem die ganze Stadt die Herrſchaft um ihres Hochmuths willen haßt und ſich freuen wird, ihre tugendhafte Tochter ſo wohl verſorgt zu ſehen. Geht denn alſo und ſucht Euch zu beruhigen, für das Weitere werden wir ſchon ſorgen.

(Iſabella und Gonzalo ab.)

Sechſte Scene.

Leonora. Pedro.

Leonora. In dieſer Angelegenheit verlange ich nichts weiter von Dir als Verſchwiegenheit.

Pedro. Ei nun, einen guten Rath kann ich allenfalls auch geben.

Leonora. Was für Rath kannſt Du geben?

Pedro. Als ob man den guten Rath ſo aus dem Aermel

ſchütteln könnte! Ich muß erſt Zeit haben nachzudenken; aber mir wird gleich was einfallen.

Leonora. Nun, was haſt Du herausgefunden?

Pedro. Nichts habe ich herausgefunden. Aber etwas iſt mir doch eingefallen, nämlich, ſowie wir durch unſere Schlauigkeit dieſe Heirath zu Stande gebracht haben, ſo treten wir ſofort bei Gonzalo in Dienſt.

Leonora. Nun ja, das ſind auch gerade die Einfälle, die für Dich paſſen. Aber ich will ſchon allein ſehen, wie wir das Ding durchſetzen; Dir empfehle ich blos Verſchwiegenheit und daß Du Dir nichts merken läßt, damit Gusman, der Page, nichts davon zu wiſſen kriegt.

Pedro. Hm, das iſt ſeltſam, daß ein Frauenzimmer einem Manne Verſchwiegenheit empfehlen will; weißt Du auch, was ein gewiſſer Philoſoph von den Frauenzimmern ſagte? Er ſagt — es iſt wahrhaftig ſehr hübſch, was er ſagt, ich kann mich blos nicht darauf beſinnen.

Leonora. Er ſagt, ſolch ein Schafskopf wie Du ſoll keine philoſophiſchen Bücher leſen. Im Uebrigen mag er von der Schwatzhaftigkeit der Frauenzimmer ſagen, was er will, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß die meiſten Geheimniſſe von den Männern beim Glaſe Wein ausgebracht werden. Darum ſollte auch (nach meinem Dafürhalten) niemand, dem nachgewieſen wird, daß er trinkt, irgend ein wichtiges Amt bekleiden, zu welchem Verſchwiegenheit gehört. Heimliche Sachen ſollten allein den Frauen anvertraut werden um deswillen, weil ſie nicht trinken.

Pedro. Es werden ihnen auch genug heimliche Sachen anvertraut. Aber hier kommt Gusman, laß uns jetzt ſtill davon ſein.

Siebente Scene.

Leonora. Pedro. Gusman.

Gusman. Na, Euch wird es ſchön gehen, daß Ihr hier ſteht und ſchwatzt, die Herrſchaft hat ſchon dreimal nach Euch gerufen. Wenn ich etwas mit Dir reden will, Leonora, da haſt Du niemals Zeit, aber mit ſolchem ordinären Lakaien kannſt Du ganze Stunden ſtehen und ſchwatzen.

Pedro. Freilich, Gusman, Du biſt verflucht vornehm, das ſieht man Deiner Livree an.

Gusman. Marſch fort und den Mund gehalten!

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

Don Ranudo. Donna Olympia. Pedro.

Don Ranudo. Nein, Donna Olympia, er war nicht unſer Ahnherr, ich kann Euch in unſerm Stammbaum einen Colibrados nachweiſen, der in Eſtremadura lebte, fünfzig Jahre früher, als die Mohren nach Spanien kamen. Wir ſind in der That weit vornehmer, als Ihr denkt.

Donna Olympia. Ei, iſt das möglich, Don Ranudo, laßt mal ſehen!

Don Ranudo. Seht hier, dieſer Antonio de Colibrados, den Ihr hier ſeht, war bedeutend älter.

Donna Olympia. Das wollte ich doch wahrhaftig nicht für eine Million miſſen! Bisher glaubte ich immer, ich hätte mir durch unſere Verheirathung etwas vergeben. Aber freilich, meinen eigenen Stammbaum kann ich an den Fingern herſagen wie mein Ave Maria, von Juliano de Monte Ricco an bis zu meinem Vater Ranudo Melchior de Monte Ricco.

Don Ranudo. Daran thut Ihr auch ſehr wohl, Donna Olympia, daß Ihr Euch das jederzeit ins Gedächtniß geprägt habt, denn das iſt das koſtbarſte Kleinod, das wir beſitzen.

Pedro. Ich glaube, gnädiger Herr, es iſt ſogar das einzige; denn was Ihr etwa ſonſt noch im Hauſe findet, dafür, wenn es auf die Auction kommt, giebt es nicht acht Groſchen.

Don Ranudo. Das hat nichts zu ſagen, Pedro, mein Name und mein Stammbaum ſind mir Reichthums genug.

Wenn ich in dem Buche hier leſe und mir die Heldenthaten meiner Ahnen vor die Seele rufe, da fühle ich mich ſo ſatt, als wäre ich bei dem prächtigſten Gaſtmahl geweſen.

Pedro. Ja, nun begreife ich ſchon, warum der gnädige Herr und die gnädige Frau auch ſo wenig Werth auf das Eſſen legen; wer ſo ſeine fünf bis ſechs Schock Colibradoſſe im Magen hat, der kann es freilich ſchon aushalten. Ich habe mir auch ſchon öfters gedacht, wenn ich das Knurren in des gnädigen Herrn Magen hörte, das rührt wol von dieſen alten Colibradoſſen her, die als ritterliche Helden noch im Tode Krieg mit einander führen. Dagegen wenn es bei mir knurrt, ſo bedeutet das ſchlechtweg Hunger. Aber mit mir iſt es auch was anders, ich habe blos einen ganz gemeinen leeren Magen, deswegen muß ich aber auch was zu eſſen kriegen, weshalb ich dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau ſonſt nicht länger dienen kann.

Donna Olympia. Das iſt doch was Schauderhaftes mit dieſen gemeinen Leuten; ich glaube wirklich, ſie ſind aus einem ganz andern gröbern Stoff, und auch ihre Seele muß anders ſein als bei uns Vornehmen. Ihr ganzes Dichten und Trachten geht nur immer dahin, ſich den Bauch zu füllen; ob dieſe gemeinen Leute, mein theuerſter Don Ranudo, wol auch in den Himmel kommen?

Don Ranudo. Ei nun ja, ſo gewiſſermaßen kommen ſie, glaube ich, wol ebenfalls in den Himmel, aber doch nicht in denſelben Himmel wie wir; denn wie ein Unterſchied iſt zwiſchen gewöhnlichen Menſchen und Thieren, ſo iſt auch wieder ein Unterſchied zwiſchen hoch- und niedriggeborenen Menſchen. Daß die letztern überhaupt nicht in den Himmel kommen, das will ich gerade nicht behaupten, obwol man ihnen nach den ordinären Anſichten, die ſie haben, nur wenig Gutes prophezeien kann.

Pedro. Seht einmal, gnädiger Herr, wie meine Livree ausſieht.

Don Ranudo. Das iſt doch aber eine vornehme Livree.

Pedro. Ei ja, nicht nur vornehm iſt ſie, ſondern ſogar durchlauchtig. Uebrigens freut es mich doch, daß der gnädige

Herr ſich wenigſtens mit dem Jenſeits tröſten kann; denn im Diesſeits iſt Ihro Hoheit auch nichts anderes zu Theil geworden als Hunger und Armuth.

Donna Olympia. Du mußt nie vergeſſen, Pedro, wer Du biſt und mit was für einer Herrſchaft Du ſprichſt; Du ſcheinſt mir das gar nicht mehr zu beachten.

Pedro. Redefreiheit, gnädige Frau, iſt das einzige Gute, das ich hier im Hauſe genieße; ſoll ich dieſe Freiheit auch noch verlieren, ſo diene ich wirklich aus purer Generoſität. Wollt Ihr mir indeſſen geben, was andere Herrſchaften ihren Dienern geben, ſo will ich auch denſelben Reſpect vor Euch haben wie andere Diener vor ihrer Herrſchaft.

Don Nannbo. Ei, ſo laßt ihn doch reden, Donna Olympia: Kaiſer, Könige und Fürſten ertragen ja gerne ſolche Spottreden von luſtigen Köpfen, die ſie dazu ausdrücklich anſtellen. Auch in dieſem Punkt müſſen wir zeigen, weß Standes wir ſind. Rede nur immerzu, Pedro, ſo lange wir allein ſind, magſt Du ſagen, was Du willſt; wenn Du uns nur in Anweſenheit Anderer den ſchuldigen Reſpect nicht verſagſt.

Pedro. So ſage ich denn, der hohe Rang, den die gnädige Herrſchaft in dieſer Welt einnimmt, iſt ein Baum, der nur ſchlechte Früchte trägt; hier wächſt Verachtung, dort Hunger und Durſt. Doch wird er vielleicht im Jenſeits beſſere tragen.

Don Nannbo. Was Du da zuſammenredeſt, Pedro! Wer vornehm iſt, iſt niemals arm; darum heißt es ja: riccos hombres, reiche Leute.

Pedro. Ja wol, reiche Leute, gerade wie die Mönche Diener Gottes heißen; denn die ſind auch gerade ſo gottesfürchtig wie jene reich ſind. Reiche Leute, das iſt blos dem Namen nach reich; wer aber blos dem Namen nach reich iſt, der iſt nicht wirklich reich.

Don Nannbo. Worüber ſeid Ihr ſo in Gedanken, Donna Olympia, Ihr ſteht ja ſo tief verſunken?

Donna Olympia. Ich dachte darüber nach, wie das wol zugeht, daß heute gar keine Poeten kommen, die mir Gedichte zum Namenstage überreichen.

Pedro. Ha ha, die gnädige Frau, merk' ich, kennt unſere Poeten ſchlecht! Hier in dies Haus kommt nie wieder ein Poet, weil hier der Magnet fehlt, der dieſes Eiſen an ſich zieht. Ihro Gnaden ſollten mal alle ihre Titel aufſchreiben und den Zettel an die Thüre heften, und der Schneider, unſer Nachbar, ſoll dagegen mal einen Braten oder eine Paſtete auf ſeine Hausflur ſtellen, dann würde ſich gleich zeigen, welcher Magnet der ſtärkere iſt. Ich kenne ſämmtliche Poeten der Stadt, und welchem von ihnen ich eine Mahlzeit vorſetze, der rechnet mir ſofort einen Stammbaum her von König Salomo und reimt ſich um Seele und Seligkeit, ja dem Teufel ſelber verſchreibt er ſich, daß ich vornehmer bin als die gnädige Herrſchaft.

Donna Olympia. Der Pedro iſt doch ein lächerlicher Menſch, es wäre ja doch ein ſchlechter Dienſt, den der Poet ihm erwieſe, wenn er ſeinen Stammbaum bis König Salomo heraufführte, indem das ja doch daſſelbe wäre, als wenn er Dich zum Juden machte.

Pedro. Ei nein, war König Salomo ein Jude? König Salomo kenn' ich recht gut, das kann die gnädige Frau mir glauben, ſo ungelehrt ich übrigens auch bin. Aber was ich ſagen wollte: wenn ein Poet ein Gedicht macht, ſo kümmert er ſich nicht darum, ob der Mann, dem zu Ehren er es macht, gottesfürchtig, tugendhaft, tapfer ꝛc. iſt, ſondern blos, ob er ſein Gedicht auch hübſch bezahlt kriegt. Sowie ſie das Geld ſehen, werden ſie ſofort vom Teufel auf den Gipfel des Apollo oder Helikon verſetzt, wie ſie das nun nennen, und da werden ſie ſofort von einem poetiſchen Geiſt erfüllt, daß ihnen die Verſe zugleich hinten und vorne abgehen. Bleibt dagegen das Geld aus, ſo wiſſen ſie auch von keiner Tugend, noch iſt in ihrem ganzen Leibe ein Reim zu finden, und wenn man ſie aufſchneiden und die Kaldaunen durchſuchen wollte; damit muß ich Beſcheid wiſſen, denn ich bin gewiſſermaßen ſelbſt ſo ein Stück Poet, inſofern ich in meiner Verwandtſchaft mehr als ſechs Poeten habe, die alle ähnliche Schlingel geweſen ſind.

Don Ranudo. Darum biſt Du noch nicht ſelbſt Poet, weil Du Poeten in Deiner Verwandtſchaft haſt.

Pedro. So könnte ich alſo auch ſagen: die gnädige Herrſchaft iſt darum noch keineswegs vornehm, weil ſie ſo viele große Männer in ihrer Verwandtſchaft hat; denn wenn nur der ein Poet heißen ſoll, der ſelbſt Verſe macht, ſo darf auch nur der berühmt und vornehm heißen, der ſelbſt große Thaten vollbringt.

Don Raundo. Nein, Pedro, das letztere wird Einem angeboren.

Pedro. Die Poeſie ebenfalls; ſagt man doch, der Poet wird geboren.

Don Raundo. Ja allerdings, aber das iſt doch anders.

Zweite Scene.

Leonora. Die Vorigen.

Leonora. Iſabella, Gonzalo's Schweſter, iſt draußen und wünſcht die gnädige Herrſchaft zu ſprechen.

Donna Olympia. Bitte, daß ſie die Güte hat, einen Augenblick in der andern Stube zu warten, bis wir uns ein wenig zurecht gemacht haben.

Don Raundo. Gieb mir meinen Sammtrock, Pedro.

Pedro. Das wird nett ausſehen zu den Löchern in den Strümpfen.

Don Raundo. Hab' ich Löcher in den Strümpfen?

Pedro. Ja, blos ſo ein Dutzend.

Don Raundo. Nimm etwas Tinte und ſtreiche ſie über die Löcher, ſo ſieht man es nicht.

Pedro. Ich fürchte nur, gnädiger Herr, das ganze Tintenfaß wird nicht ausreichen, es ſind gar zu viele Löcher.

Don Raundo. Komm und thu', wie ich Dir ſage.

(Pedro ſtreicht Tinte über die Löcher.)

Pedro. Soll ich die Schuhe auch mit Tinte beſtreichen? Denn die haben ebenfalls große Löcher.

Don Raundo. Nein, das geht nicht, ich kann ja aber ſagen, ſie ſind vorſätzlich gemacht von wegen der Hühneraugen.

Pedro. Aber da iſt ja kein Hintertheil am Rock, da kann man doch nicht ſagen, daß das vorſätzlich geſchehen iſt von wegen der Hühneraugen.

Don Rannbo. Zu Zeiten laſſe ich mir dieſe Späße ſchon gefallen, aber zu Zeiten gehen ſie auch zu weit. Doch hat es alles nichts zu ſagen, wenn Du mir nur in Gegenwart von Fremden die ſchuldige Ehrfurcht erweiſeſt. Um den Rock mach' Dir übrigens nur keine Sorge, ich will mich ſchon ſo ſtellen, daß niemand die Hinterſeite zu ſehen kriegen ſoll.

Pedro. Aber, gnädiger Herr, wäre es nicht beſſer, wir verkauften dieſen halben Sammtrock und kauften einen ganzen Tuchrock dafür?

Don Rannbo. Nein, Pedro, der Samm. giebt zu erkennen, daß ich, wenn auch keinen Reichthum, doch wenigſtens einen hochgemuthen Sinn habe. Hätte ich blos einen ſchlichten Tuchrock an, ſo könnte man mich ja für einen Bürgersmann halten oder denken, ich hätte mein Ehrgefühl oder das Bewußtſein meiner Hoheit abgelegt; ſo aber, trage ich auch kein reiches, ſo trage ich doch ein vornehmes Kleid. Iſt die gnädige Frau fertig?

Donna Olympia (hat ſich ebenfalls aufgeputzt). Ja, ich bin vollſtändig fertig.

Don Rannbo. Ach, Donna Olympia, das iſt ja eine Pracht und ein Glanz wie im Escurial.

Pedro. Ja, gnädiger Herr, aber hinten läßt es wie ein Armenhaus.

Donna Olympia. Nun laßt Madame Iſabella nur eintreten.

(Leonora geht zur Thüre, um ſie einzuführen; Pedro ſteht hinter ſeines Herrn Stuhl mit der Brille auf der Naſe, wie es in Portugal Mode iſt.)

Dritte Scene.

Iſabella. Die Vorigen.

Donna Olympia ſitzt in einem Lehnſtuhl in größter ſpaniſcher Grandezza und ſtochert ſich die Zähne; ebenſo Nanudo. Sie erheben ſich ein wenig von ihren Stühlen, bis ein Stuhl für Iſabellen herbeigebracht wird, ſetzen ſich jedoch früher wieder nieder als dieſe. Pedro hat einen Fächer, mit dem er ihnen Luft zuweht.

Iſabella. Ich bitte hundertmillionenmal um Verzeihung, daß ich ſo frei bin und mich unterſtehe, der gnädigen Frau heute mit einem Beſuche beſchwerlich zu fallen.

Donna Olympia. Keineswegs beſchwerlich, Madame, wir ſind das ſo gewohnt, Beſuch zu haben von früh bis ſpät. Heute, glaub' ich, haben wir bereits mehr als acht der vornehmſten Beſuche gehabt; kann Don Nanudo ſich vielleicht erinnern, wer heute ſchon alles bei uns geweſen?

Don Nanudo. Nein, das bin ich nicht im Stande, es geht ja bei uns ein und aus wie bei Hofe. Pedro, kannſt Du Dich vielleicht erinnern?

Pedro (rückt ſeine Brille zurecht und lieſt aus ſeinem Notizbuch ab). Das war Conte Jago de Monte d'Oro; Marquis Ferdinando de Leo Nigro nebſt der Marquiſin, ſeiner Frau Gemahlin; Don Sebaſtian de Broques d'Oro mit dem Herzog de Eta Caſa und der Frau Fürſtin; ferner Marquis Ferdinando Gonzaleo Filippo Carlos Jago Sebaſtiano Manuel de Riſuentez mit Frau Gemahlin. (Leiſe) Der letzte muß wol mehr als einen Vater gehabt haben, weil er ſo ſehr viel Namen hat.

Donna Olympia. Da hört Madame, was für Viſiten wir blos an dieſem einen Tage gehabt haben. Uebrigens wird Madame pardonniren, daß ich hier ſitze und mir eben die Zähne ſtochere; aber wir haben gerade einen Kapaun gegeſſen und Kapaunenfleiſch macht mir allemal große Beſchwerde an den Zähnen.

Iſabella. Die gnädige Frau will ſich ganz ihrer Bequemlichkeit bedienen. Auch bin ich hier nur im Auftrag eines vornehmen jungen Herrn, der kein dringenderes Anliegen hat, als

dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau beſtens empfohlen zu ſein.

Donna Olympia. Sowol meinem Gemahl wie mir ſelbſt iſt es ſtets ein beſonderes Vergnügen, wackeren Leuten gefällig zu ſein; er will vermuthlich nach Madrid reiſen und möchte gern Recommandationsbriefe von uns haben. Aber wer iſt der junge Mann?

Iſabella. Es iſt mein Bruder Gonzalo, der eine zärtliche Neigung zu Dero Tochter Donna Maria gefaßt hat.

Donna Olympia. Madame, ich ſowol wie mein Gemahl haben beide alle mögliche Hochachtung vor Ihnen und Ihrem Bruder, ſo weit unſer Rang es eben zuläßt; allein —

Iſabella. Ich weiß ſchon, was die gnädige Frau ſagen will: Dero Familie iſt älter als die unſere, und dieſer Unterſchied des Standes läßt keine Verbindung zu. Aber ſollte das Gleichgewicht nicht hergeſtellt werden, wenn man unſer Vermögen mit dem Ihren vergleicht?

Donna Olympia. Ach, Madame, nach Geld fragen wir ganz und gar nicht; lieber will ich die bitterſte Armuth aushalten, als etwas thun, das der Stellung unſerer Familie zuwiderläuft. Ich will Ihnen unſern Stammbaum vorlegen, daraus werden Sie ſich ſelbſt überzeugen, daß dies ein Ding iſt, das unmöglich angeht. Ich erinnere mich noch immer ſehr wohl an meines Herrn Vaters letzte Worte: Vermögen, ſagte er, laſſe ich Dir nicht, meine Tochter, aber Rang; fürchte Gott, ehre die Heiligen und ſtirb lieber als alte Jungfer, ehe Du etwas thuſt, was der Stellung der Familie zuwider iſt.

Iſabella. Recht chriſtlich, in der That, ſelbſt noch auf dem Sterbebette zum Hochmuth zu ermahnen.

Donna Olympia. Das war nicht Hochmuth, Madame, ſondern nur das richtige Ehrgefühl. Auch bin ich ſeiner Ermahnung nachgekommen und bin mit dem vornehmſten Hauſe von ganz Spanien in Verbindung getreten.

Iſabella. Aber bedenkt doch nur, wohledle Frau, was für ein Elend es für die Vornehmen iſt, ihren Stand aufrecht erhalten zu ſollen und nicht die erforderlichen Mittel dazu zu

haben. Denn außerdem, daß man Noth leidet, muß man auch noch Spott und Hohn über ſich ergehen laſſen.

Donna Olympia. Madame kann ſich verſichert halten, nicht einen einzigen Buchſtaben von meinem angeſtammten Namen verkaufte ich, und wenn ich das ſchönſte Rittergut in ganz Spanien dafür kriegen könnte.

Don Rannbo. Das war recht heldenmüthig geſprochen, Donna Olympia, mit goldenen Buchſtaben verdient das aufgeſchrieben zu werden: Nicht einen Buchſtaben verkaufe ich, nicht für das beſte Rittergut!

(Pedro wiederholt es nochmals und zeichnet es in ſein Taſchenbuch.)

Iſabella. Aber Dero Tochter würde dabei ja auch nichts von ihrem hohen Range verlieren?

Don Rannbo. Ei, Madame, das müſſen wir beſſer verſtehen; die ganze Welt kennt ja doch den Unterſchied, der zwiſchen den las Minas und den Colibrados iſt.

Iſabella. Aber dergleichen Familien haben ſich doch ſchon öfters verbunden.

Don Rannbo. Und wenn die ganze Welt es thäte, Don Ranudo de Colibrados thut es nicht.

(Pedro wiederholt es ebenfalls und ſchreibt es auf.)

Iſabella. Da ſehe ich denn allerdings, daß andere Nationen Recht haben, uns Spaniern unſeren Hochmuth vorzuwerfen.

Don Rannbo. Sagt das nicht, Madame, es gibt Nationen, wo der Adel noch von einem viel größeren Selbſtgefühl erfüllt iſt. Da giebt es beiſpielsweiſe in Indien Leute, Nairos genannt, die ſich allemal die Hände waſchen, wenn ſie Leute anderen Standes angerührt haben, und die daher, wenn ſie ausgehen, vor ſich her rufen laſſen, damit ihnen ja niemand zu nahe kommt.

Iſabella. Das ſind freilich ſehr gebildete Nationen, deren Beiſpiel Ihr citirt. Aber ich ſehe ſchon, daß hier mit Worten nichts auszurichten iſt. Beleidigt fühle ich mich übrigens von dieſer Zurückweiſung nicht, vielmehr habe ich aufrichtiges Mitleid mit der armſeligen Lage, in der Ihr Euch befindet und aus

der Euch in Folge Eures Hochmuths wol ſchwerlich wird zu helfen ſein.

Donna Olympia. Haltet ein, Madame, mit dieſen ſchnöden Redensarten; wer uns dergleichen vorzuwerfen wagt, dem ſoll es übel bekommen. Es iſt die pure Verleumdung, Madame; man braucht darum noch keineswegs arm zu ſein, wenn man auch einmal kein Geld hat; man thut ja zuweilen ſein ganzes Geld auf Zinſen aus, und wenn man dann etwas braucht, ſo muß man natürlich ſelber borgen. Das ſind nur böſe Menſchen, die uns nachſagen, wir wären arm.

Iſabella. Ich mache niemand ſeine Armuth zum Vorwurf, ich bin einzig in der Abſicht hergekommen, Euch einen honneten Antrag zu thun, beſonders bei der Lage, in der Ihr Euch befindet.

Donna Olympia. Wir ſind mit der Lage, in der wir uns befinden, gerade zufrieden.

Iſabella. Wenn Ihr mit Eurer Lage zufrieden ſeid, ſo habe ich nichts weiter zu ſagen. Doch möchte ich bitten, ſelbſt einmal zu überlegen, was für eine Zufriedenheit das geben wird, wenn, wie ich für ganz gewiß gehört habe, die Gläubiger kommen und das letzte Stück Möbel in Beſchlag nehmen, und ob Euch das nicht zu um ſo größerer Schande gereichen wird, wenn die Leute in Erfahrung bringen, was für ein vortheilhafter Antrag Euch in dieſer Lage gemacht und von Euch zurückgewieſen iſt.

Donna Olympia. So viel Scheinbares Ihre Worte auch haben, Madame, und ſo viel Vortheilhaftes in Ihrem Antrage zu liegen ſcheint, ſo laſſen doch weder ich, noch mein Gemahl uns dazu bereden.

Don Ranudo (lächelnd). Nein, das wollen Sie nur ernſtlich glauben, daß dies eine Sache iſt, aus der ſchlechterdings nichts werden kann.

Iſabella. So bedaure ich, mich dieſem Auftrag überhaupt unterzogen zu haben.

Donna Olympia. Wir ſind ganz gewiß nicht böſe darüber;

Sie ſind in unſern Augen entſchuldigt, weil Sie es ja für Ihren Bruder gethan haben, und auch deshalb ſind Sie entſchuldigt, weil wir ja wiſſen, wozu einen die Liebe alles treiben kann. Im Uebrigen iſt das aber etwas, was ſchlechthin unthunlich.

Iſabella. So will ich mich denn gehorſamſt empfehlen.

Donna Olympia. Ihr Diener, Madame, können wir Ihnen ſonſt worin dienen, ſo brauchen Sie nur zu befehlen. Was jedoch dieſen Punkt angeht, ſo werden Sie bei reiflichem Nachdenken wol ſelber finden, daß daraus nichts werden kann.

(Iſabella geht, von Leonora begleitet, während die beiden Andern ſich ein wenig von ihren Stühlen erheben.)

Vierte Scene.

Leonora. Don Rannbo. Donna Olympia. Pedro.

Leonora. Madame Iſabella läßt ihren unterthänigſten Reſpect vermelden und bittet, der gnädige Herr und die gnädige Frau möchten doch dieſe Börſe mit Geld nicht verſchmähen, die ſie mir gegeben hat.

Donna Olympia. Ei, die Canaille, die denkt wol gar, wir ſind Bettler? Gleich lauf' zurück und wirf ſie ihr ins Geſicht! Das ſoll wahrhaftig nicht ungerochen bleiben, das iſt eine Unverſchämtheit ſonder gleichen: eine lumpige de las Minas will einer Monte Ricco Almoſen geben, deren Aeltermutter die Hand eines Mannes verſchmäht hat, wie Don Alfonſo de Ribera?

(Leonora läuft mit dem Geld hinaus, kommt aber ſogleich zurück; ſie und Pedro äffen ihrer Herrſchaft nach, indem ſie ſich einer um den andern ſtellen, als ob ſie ebenfalls wüthend wären.)

Pedro (leiſe). Und die ihrer Enkelin zwei ungeheure Kiſten als Erbtheil hinterließ, die eine voll Hochmuth, die andere voll Armuth.

Don Rannbo. Einem Colibrados will ſie ein Almoſen geben, der dem Staate ſolche ungemeine Dienſte geleiſtet hat?!

Pedro (leiſe). Und deſſen Nachkomme nun Tag aus Tag ein im Lehnſtuhl ſitzt und ſich die Zähne ſtochert.

Donna Olympia. Deren Ahnen nie andere Geſchenke machten, ſelbſt nicht den Bettlern, als in Gold und Edelſteinen?!

Leonora (leiſe). Und deren Nachkommen jetzt nichts zu verſchenken haben, als — salva venia — einen alten Dreck.

Don Ranudo. Deren Ahnen allein durch ihre Tugend und Tapferkeit ſich auf dieſe Höhe geſchwungen haben?!

Pedro (leiſe). Und deren Nachkommen um ihrer Untüchtigkeit und Trägheit willen verdienten, kopfüber von ihrer Höhe wieder heruntergeſtoßen zu werden.

Don Ranudo. Der in gerader Linie abſtammt von dem großen Don Proſpero de Colibrados, der in der Schlacht bei Burgos vierhundert Mohren mit eigener Hand erſchlug?!

Pedro (leiſe). Und deſſen ruhmreicher Sprößling, der große Don Ranudo, täglich verſchiedene Creaturen mit den Nägeln todtſchlägt, mehr will ich nicht ſagen —

Donna Olympia. Was würde mein Stammvater Don Juliano de Monte Ricco wol ſagen, wenn er aufſtehen und das ſehen könnte?!

Leonora (leiſe). Er würde ſagen: nimm das Geld, Du Närrin, und kaufe Dir ein Hintertheil in Dein Kleid.

Don Ranudo. Was würde nicht Don Antonio de Colibrados ſagen, wenn er aus dem Grabe aufſtünde?!

Pedro (leiſe). Er würde ſagen: Du Narr, laß Deine Hochmuthsgrillen fahren und gehe hin und arbeite, damit Du Geld zu einem Paar Schuhe kriegſt.

Donna Olympia. Was würde meine Ahnfrau Donna Adonida ſagen, die ſich weigerte, ganze hundert Mark anzunehmen, welche die Regierung ihr anbot, aus Rückſicht auf die Dienſte, die ihr Gemahl dem Staate geleiſtet?!

Leonora (leiſe). Sie würde ſagen: bei mir war es eine Tugend, weil ich ohnedies reich genug war, Du aber verdienteſt in den Narrenthurm geſperrt zu werden, weil Du im Begriff biſt, Hungers zu ſterben, und dennoch verſchmähſt, was gute Menſchen Dir bieten.

Don Ranudo. Was würde Don Gusman de Colibrados ſagen, der allein eine Tonne Goldes auf die Errichtung dreier Pyramiden verwandte?!

Pedro (leiſe). Er würde ſagen: iſt es denkbar, daß aus unſeren Landen ſolche Subjecte hervorgegangen ſind, die ſich durch ihre Faulheit in ſolche Lage gebracht haben?!

Don Ranudo. Vermuthlich indeſſen hat ſie es nur aus Einfalt gethan; ſolche Art Leute ſind im Vergleich mit uns nicht beſſer als wie Bauern. Müßte ich mich freilich überzeugen, daß ſie es aus Geringſchätzung gethan hat, ſo wollte ich wahrhaftig nicht eher ruhen, als bis ich ihr ganz Geſchlecht ausgerottet. Doch hat ſie es gewiß nur aus purer Einfalt gethan, und alſo kann ich darüber lachen. — Das war eine ſchöne Geſchichte, nicht wahr, Pedro?

Pedro. Ja gewiß war das eine ſchöne Geſchichte. Ich kann den gnädigen Herrn verſichern, ſo ein armer Teufel ich auch bin, ſo habe ich neulich, da ich zufällig vier Schillinge in der Taſche hatte, mich doch kaum unterſtanden, ſie der gnädigen Herrſchaft aus Mitleid zu geben. Das Seltſamſte und Schönſte iſt aber doch, daß die gnädige Herrſchaft vor Zorn ſo außer ſich geräth, weil mildthätige Seelen ihr unter die Arme greifen wollen.

Donna Olympia. Nein, Don Ranudo, länger darf dieſer unverſchämte Menſch nicht in unſerm Hauſe geduldet werden, ſeine Frechheit geht zu weit.

Pedro. Die gnädige Frau kann überzeugt ſein, daß ſie mir einen großen Dienſt damit erweiſen würde, wenn ſie mich fortjagt; ich diene hier ja doch nur aus bloßer Höflichkeit.

Don Ranudo. Ich habe Euch ſchon geſagt, Donna Olympia, daß wir einem luſtigen Kopfe ſchon einiges zu Gute halten müſſen; ſo viel Unſinn er auch redet, ſo iſt doch immer ein Körnchen Wahrheit dahinter. Auch hat er inſoweit Recht, daß die gnädige Frau allerdings ſich einer kleinen Nachläſſigkeit ſchuldig gemacht, inſofern ſie unterlaſſen hat zum Kauf-

mann zu ſchicken und ſich in meinem Namen Zeug zu einem neuen Anzug geben zu laſſen. Weil ich gerade daran denke, Pedro: geh' doch nachher einmal zum Kaufmann Juan und laß Dir in meinem Namen einen ſeidenen Stoff zu einem Anzug für die gnädige Frau geben.

Pedro. Ich will einmal hingehen, vielleicht hat der Kaufmann heute eine andere Anſicht von der Sache als geſtern.

Dritter Akt.

Erste Scene.

Donna Maria. Leonora.

Donna Maria. Ach, Leonora, die Thorheit meiner Eltern und unsere Armuth sind gleich unbeschreiblich; Glück und Wohlstand wird uns geboten und aus reinem Hochmuth weisen wir es zurück. Wäre es eine gemeine Bürgerfamilie, die mit uns in eine derartige Verbindung treten wollte, so könnte man es doch begreifen; aber nein, der um meine Hand anhält, ist aus einem alten adeligen Hause und einer der reichsten und liebenswürdigsten Männer der Provinz.

Leonora. Mein theuerstes Fräulein, Ihr sündigt gegen Euch selbst, wenn Ihr Euren Eltern noch den mindesten Gehorsam erweist; das ist nicht mehr Ehrgeiz, das ist Tollheit.

Donna Maria. Ach, theure Leonora, Du bist mir wegen Deiner Treue zu mir so lieb wie mein eigenes Leben. Auch weiß ich, daß Du uns schon lange verlassen hättest, wäre es nicht um meinetwillen. Ich freilich kann Dir Deine Treue nicht belohnen, aber der Himmel wird es thun. Ich verlasse mich in dieser Angelegenheit ganz auf Dich und folge Deinem Rathe. (Sie weint.)

Leonora. Weint nicht, gnädiges Fräulein, wir wollen schon noch einen Ausweg finden. Keine Mauer ist so stark, ich reiße sie nieder, kein Riegel so fest, ich habe einen Schlüssel dazu. Folgt nur blindlings meinem Rathe, so soll alles schon noch gut werden. Ich habe mir mit Gonzalo's Schwester Isabella etwas

ausgedacht, das soll, hoffe ich, glücken. Und wenn es nicht glückt, so müssen wir Ernst machen und uns entführen lassen. Aber da kommen Eure Eltern, geht nur bei Seite. (Beide ab.)

Zweite Scene.

Don Ranudo. Donna Olympia. Pedro.

Don Ranudo. Nun, Pedro, was sagte der Kaufmann?

Pedro. Er antwortete kurz und gut: sag' Deiner betrügerischen Herrschaft, Du Schlingel, ich ließe sie grüßen und sie möchte mir erst bezahlen, was sie noch schuldig ist. Wenn man den Kaufleuten schuldig ist, da ist mit ihnen nicht zu spaßen; wenn man dann in dergleichen Berührungen mit ihnen kommt, so fallen ihre Complimente eben nicht feiner aus.

Don Ranudo. Hast Du keine Zeugen zu seinen Worten?

Pedro. Das ist eben das Unglück, Euer Gnaden, daß er gar nicht mit Worten gesprochen hat, sondern blos mit Geberden, nach der türkischen Mode in Constantinopel. Nämlich erst gab er mir rechts eine Maulschelle, das war so viel, als ob er sagte: Du Schling[illegible] und dann links eine zweite, die übersetzte ich mir: grüß' Deine betrügerische Herrschaft. Hernach schlug er mir den Hut vom Kopfe, das übertrug ich mir: bezahle erst, was Du schuldig bist; zuletzt, da ich fortlief, drohte er noch mit der geballten Faust hinter mir drein, das verstand ich so: will Deine Herrschaft nicht mit Gutem bezahlen, so werde ich sie von Gerichtswegen dazu zwingen. Selbst kann ich die Geberdensprache nicht sprechen, aber an andern verstehe ich sie perfect.

Donna Olympia. Es sind so verwünscht viel ordinäre Canaillen in dieser Stadt, da ist gar kein Respect mehr vor den Vornehmen.

Pedro. Gewiß, gnädige Frau, sie müßten es sich ja zur Ehre schätzen, von solcher Herrschaft betrogen zu werden.

Don Ranudo. Nun, nun, Pedro, menagire Dich nur etwas mit Deinen Expressionen, und jetzt geh' mal ein bischen hinaus, ich will mit der gnädigen Frau allein sein.

Donna Olympia. Heiß' meine jüngſte Tochter, Fräulein Eugenia, kommen, da kannſt Du hören, was die, wiewol ſie nur erſt ein Kind iſt, doch ſchon für nobles sentiments hat.

Pedro (leiſe). Darin, glaub' ich, verrechnet die gnädige Frau ſich, die iſt klüger als die Eltern alle beide.

Dritte Scene.

Donna Olympia. Don Ranudo.

Donna Olympia. So oft ich das Kind ſehe, Don Ranudo, freue ich mich jedesmal.

Don Ranudo. Sie gleicht in allen Stücken ihren Eltern, und zwar mehr als ihre Schweſter.

Donna Olympia. So oft ich ſie ſehe, iſt es mir jedesmal, als ſtünde meine Mutter Donna Elvira vor mir, ſie iſt ihr leibhaftiges Ebenbild und hat daſſelbe Bewußtſein ihres hohen Ranges wie jene.

Don Ranudo. Ja, Eure Mutter wußte jederzeit, daß ihr Rang und der Name ihres Geſchlechts ihr größtes Kleinod.

Donna Olympia. Das wird, wenn ich mich nicht täuſche, Eugenia ebenfalls thun, ihre Schweſter dagegen hat in Haltung und Mienen etwas Bürgerliches, das mir gar nicht anſteht. Mir ſcheint auch, als ob ſie ſich ab und zu mit Leuten geringen Standes familiariſirt; vergangene Woche ſah ich ſie mit einer Bürgersfrau ſprechen, als wäre ſie ihresgleichen. Aber ich habe ihr auch den Kopf dafür zurechtgeſetzt.

Don Ranudo. Das hätten Sie doch lieber nicht thun ſollen, Madame, man kann ſich familiariſiren mit Bauern und Bürgern, ja mit ſeinen eigenen Dienſtboten, ohne ſich dabei etwas zu vergeben. Dagegen wenn man mit Leuten zu thun hat, die ſich einbilden, als wären ſie unſersgleichen, da muß man feſt auf ſeiner Würde halten; denn jene empfangen unſere Familiarität als eine Gnadenbezeugung, dieſe dagegen beanſpruchen ſie als ein Recht.

Donna Olympia. So iſt es. Aber da kommt ſie.

Vierte Scene.

Donna Olympia. Don Ramiro. Eugenia. Pedro.

Donna Olympia. Komm mal her, Du allerliebſte kleine Eugenia, Du biſt doch das leibhafte Ebenbild Deiner Großmutter Elvira und ich hoffe, daß Du ihr auch übrigens nachfolgen wirſt.

Eugenia. Was that ſie denn?

Donna Olympia. Sie hatte jederzeit ihren Stand und ihre Würde vor Augen und hielt ſie höher als irgend etwas in der Welt.

Eugenia. Das will ich ebenfalls thun, nur —

Donna Olympia. Was willſt Du mit dieſem Nur ſagen?

Eugenia. Nichts, Mama, nur —

Donna Olympia. Was ſoll dies Nur heißen?

Pedro. Kann Euer Gnaden wirklich nicht errathen, was dies Nur bedeuten ſoll? Sie will damit ja offenbar ſagen: nur habe ich heute ſehr ſchlecht gefrühſtückt.

Donna Olympia. Was hat ſie denn heute gefrühſtückt?

Pedro. Genau daſſelbe wie wir andern, wir ſind alle noch nüchtern, ausgenommen der ſchwarze Kater, der ſich von der Jagd nährt.

Donna Olympia. Ihr gemeines Volk macht doch geradezu Euren Magen zu Eurem Gott und denkt an nichts als eſſen und trinken.

Pedro. Fragt nur das gnädige Fräulein, ob es nicht ganz ebenſo denkt.

Donna Olympia. Sag' mal, mein Kind, was achteſt Du höher, Deinen Adel oder Geld?

Eugenia. Geld achte ich am höchſten.

Donna Olympia. Was? Geld achteſt Du am höchſten? Warum iſt Dir Geld das Höchſte?

Eugenia. Weil man ſich für Geld Kleider und Eſſen und Trinken kaufen kann, aber für feinen Adel kriegt man gar nichts.

Pedro. Darin hat das gnädige Fräulein vollkommen

recht; für fünfzig Ahnen kriegt man auf dem Markte noch nicht ein Bund Schwefelfaden zu kaufen.

Donna Olympia. Haſt Du das von mir gelernt, meine Tochter?

Eugenia. Nein, Mama.

Donna Olympia. Warum ſagſt Du denn ſo was?

Eugenia. Weil der gnädigen Mama ihre Lehren falſch ſind.

Donna Olympia. Meine Lehren ſind falſch?

Pedro. Ja, und wenn ich frei von der Leber weg ſprechen darf, ſo hat der gnädigen Frau ihr Katechismus ein Loch.

Donna Olympia. Du, halt' nur den Mund, ich weiß doch ſchon, wer mir das Kind verführt hat. Ach Himmel, iſt es möglich, daß ich ſo was an dieſem Kinde erleben muß, von dem ich gerade ſo gut gedacht habe?! Hör' an, Eugenia, es heißt, eine Perſon, von niedrigem Stande verglichen mit unſerm Hauſe, hat ein Auge auf Deine Schweſter geworfen; gefällt Dir das?

Eugenia. Nein, es gefällt mir ganz und gar nicht, weil ich den jungen Mann für mich ſelber haben will. (Fängt an zu weinen.)

Donna Olympia. Ach, der Kummer bringt mich noch um meinen Verſtand. Höre Du, ich ſchicke Dich ins Kloſter.

Eugenia. Da werde ich doch wenigſtens keine Noth leiden

Donna Olympia. Ich enterbe Dich.

Eugenia. Enterben? Ha ha ha, hi hi hi!

Donna Olympia. Lachſt Du noch darüber?

Eugenia. Ihr habt ja gar nichts zu vererben!

Donna Olympia. Aus meinen Augen, Du ungerathenes Mädchen!

Eugenia. Enterben, ha ha ha, hi hi hi! (Geht ab.)

Donna Olympia. Sieh mal, wie trotzig ſie noch obendrein iſt und ihrer Eltern ſpottet.

Pedro. Wohlgeborne Frau, wenn Kinder und Dienſtboten nicht kriegen, was ihnen gehört, da achten ſie weder Eltern noch Herrſchaft, gleichviel von welchem Stande ſie ſind.

Donna Olympia. Ja wol, die verfluchten Dienſtboten, die haben das Kind verführt.

Pedro. Keineswegs. Aber Natur geht über Erziehung; was ſagt nicht Seneca?

Donna Olympia. Er ſagt, daß ſolche lumpigen Kerle, wie Du biſt, nicht ſo dreiſt ſein ſollen.

Pedro. Er ſagt aber auch: Mulier taceat in ecclesia.

Don Ranudo. Hinaus, Du Meiſter Philoſoph, und laß uns allein! (Pedro ab.)

Fünfte Scene.

Don Ranudo. Donna Olympia.

Don Ranudo. Die Aufführung unſerer jüngſten Tochter hat mich ganz aus der Faſſung gebracht.

Donna Olympia. Sie iſt durch die Dienſtboten verführt worden; ich will ſchon noch herauskriegen, wer daran ſchuld iſt.

Don Ranudo. Da ſieht man, was beim Umgang mit gemeinen Leuten herauskommt; das Kind iſt ja ſo verändert, daß man es gar nicht wiedererkennt.

Donna Olympia. Man muß ſie nur verhindern, dieſe Art von Umgang fortzuſetzen, ſo wird ſie ſchon auf den rechten Weg, zu ihrem alten edlen Stolze zurückkehren.

Don Ranudo. Ach, ach, einen größeren Kummer giebt es doch nicht, als wenn Eltern ſehen müſſen, wie die Kinder aus der Art ſchlagen! Sagt aber, Madame, was werden wir heute eſſen?

Donna Olympia. Ja, was werden wir anders eſſen, als was wir geſtern und vorgeſtern und alle die Zeit her gegeſſen haben? Zum erſten Gericht Erbſen, zum zweiten Gericht wieder Erbſen und zum dritten Gericht nochmals Erbſen.

Don Ranudo. Aber lange können wir auf dieſe Art doch nicht mehr fortleben; meine Kräfte haben ſchon dermaßen abgenommen, daß ich mich kaum noch auf den Beinen halten kann.

Donna Olympia. Ach, wenn es ſich doch nur für mich ſchickte, zu arbeiten und mein Brod zu verdienen; Hunger thut doch weh.

Don Ranudo. Da ſitzt ein armer Bauer vor unſerer Thüre und ißt; in dieſem Punkte iſt er glücklicher als wir.

Donna Olympia. Glücklicher als wir kann er nicht ſein; denn wie gut es ihm auch geht, ſo iſt und bleibt er doch immer nur ein Bauer. Uebrigens thut mir der arme Mann ordentlich leid, daß er da ſo unter freiem Himmel ſitzen und eſſen muß.

Don Ranudo. Aber was mag wol ſchlimmer ſein, unter freiem Himmel zu eſſen oder unter Dach und Fach zu hungern?

Donna Olympia. Es iſt beides ſchlimm; das Eine iſt gemein, macht aber ſatt, das Andere iſt vornehm, macht aber nicht ſatt.

Don Ranudo. Laß uns den armen Mann hereinrufen, damit er hier innen in Ruhe eſſen kann; draußen laſſen ihm ja Sonne und Wind, Fliegen, Menſchen und Hunde keine Ruhe.

Donna Olympia. Ja, er ſoll hereinkommen. Ein Bauer oder Bürger iſt mir in meinem Hauſe willkommener, als einer von ſchlechtem Adel; denn jene legen es mir als chriſtliche Demuth aus, dieſer dagegen will für meinesgleichen gehalten ſein und nimmt es als ein Recht in Anſpruch, mit mir umzugehen.

Sechſte Scene.

Don Ranudo. Donna Olympia. Der Bauer.

Don Ranudo. Hör', Du armer Mann, komm nur herein mit Deinem Ranzen!

Der Bauer. Dazu bin ich viel zu gering, wohlgeborner Herr, in ſolch ein Haus zu treten.

Don Ranudo. Wir ſind alle Menſchen; Du thatſt mir leid, wie ich Dich da ſo unter freiem Himmel ſitzen und eſſen ſah. Hier, ſetz' Dich auf den Stuhl, da kannſt Du doch wenigſtens in Ruhe eſſen.

Der Bauer. Schön Dank, wohlgeborne Herrſchaft.

Don Ranudo. Wo wohnſt Du?

Der Bauer. Vier Meilen von hier.

Don Ranudo. Was haſt Du heute zur Stadt gebracht?

Der Bauer. Ein paar Dutzend junge Hühner, die ich auf dem Markte verkauft habe.

Don Rannbo. Wenn Du ein ander Mal ſo ein paar recht fette Kapaunen haſt, die kannſt Du nur zu uns bringen.

Der Bauer. Will die Herrſchaft keine jungen Hühner haben?

Don Rannbo. Nein, aus jungen Hühnern mache ich mir nichts; wir eſſen überhaupt blos Kapaunen und Wildpret, das iſt das einzige Fleiſch, das wir eſſen.

Der Bauer. Ja, das ſieht man der gnädigen Herrſchaft auch an, ſie ſehen alle beide ein bischen mager aus.

(Beide fahren ſich mit der Hand übers Geſicht.)

Don Rannbo. Wie heißt Du, mein guter Mann?

Der Bauer. Ich heiße Juan.

Don Rannbo. Bewohnte Dein Vater denſelben Hof, den Du bewohnſt?

Der Bauer. Ja.

Don Rannbo. Wie hieß er denn?

Der Bauer. Das weiß ich wahrhaftig nicht.

Don Rannbo. Das iſt doch was Entſetzliches, nicht mal den Namen ſeiner Eltern zu wiſſen; das größte Glück in der Welt beſteht ja doch darin, den Namen ſeiner Eltern zu wiſſen und aus welchem Hauſe man ſtammt.

Der Bauer. Bei uns auf dem Lande wird es für das größte Glück gehalten, wenn das Land hübſch Korn und Früchte trägt, daß man zu leben hat, wenn die Weiber alle Jahre ein Kind kriegen und wenn die Kinder tüchtig wachſen, damit ſie uns bald an die Hand gehen können.

Don Rannbo. Das iſt eigenthümlich. Wir Vornehmen halten es für ein Unglück, viele Kinder zu haben; je mehr Kinder, je mehr Ausgaben.

Der Bauer. Bei uns heißt es umgekehrt: je mehr Kinder, je mehr Einkünfte. Je mehr Edelleute, je mehr Verzehrer im Lande, aber je mehr Bauern, je mehr Arbeiter.

Don Rannbo. In der That, Du ſprichſt wie ein Philoſoph. Aber wie alt warſt Du, als Du Dich verheirathetest?

Der Bauer. Ich war juſt achtzehn Jahre.

Don Raundo. Das war aber doch wol ein bischen zu zeitig. Wir Vornehmen heirathen nicht so zeitig; mitunter müssen wir sogar bis ins vierzigste oder fünfzigste Jahr warten, bis wir in der Lage sind, unsre Familien auf demselben großen Fuße zu erhalten wie unsere Väter.

Der Bauer. Wir im Gegentheil heirathen, sowie wir im Stande sind, uns fortzupflanzen. Denn für uns sind Weiber und Kinder keine Last; je mehr Hände im Hause, je mehr Arbeiter giebt es ja, und je mehr Arbeiter, je mehr bringt man ja vor sich.

Don Raundo. Dieser Mann spricht in der That wie ein Weiser, Donna Olympia, der Bauernstand hat es darin wirklich gut. Gewiß ist dies auch der Grund, weshalb die Kinder der Bauern gesünder und stärker sind als die Kinder der Vornehmen, weil jene erzeugt werden, während ihre Eltern noch im vollen Besitz ihrer Kräfte sind.

Der Bauer. Wenn der gnädige Herr es nicht ungnädig aufnehmen will, so ist das, glaub' ich, auch die Ursache, weshalb unter uns Bauern nicht so viel Hahnreie sind als unter den Vornehmen. Denn wenn die Vornehmen bis in ihr fünfzigstes Jahr warten, bis sie im Stande sind, ein Haus zu versorgen, so sind sie dann auch nicht mehr im Stande, eine Frau zu versorgen; es müßte denn sein, daß die Frauen der Vornehmen nichts weiter brauchen als Essen und Trinken, was jedoch bei uns auf dem Lande keineswegs der Fall ist.

Don Raundo. Ha ha ha, es ist wirklich unterhaltend, einen gemeinen Bauer über so was räsonniren zu hören. Uebrigens sehe ich mit Bewunderung, wie Du diese gemeine Kost mit so vielem Appetit verzehrst.

Der Bauer. Ei, das Brod und der Käse schmeckt mir vermuthlich besser als der gnädigen Herrschaft der beste Braten. Alle Kost ist gleich gut, es kommt nur darauf an, wie der Magen sich gewöhnt hat.

Don Raundo. Man muß alles in der Welt versuchen; laß mich mal curiositätshalber von Deinem Käse kosten, ich muß doch mal sehen, ob ich ihn hinunterkriegen kann.

Donna Olympia. Ach, Don Ranudo, das geht ja doch nimmermehr!

Der Bauer. Will der gnädige Herr mal verſuchen?

Don Ranudo. Nun ja, aber blos curioſitätshalber. — Ei, das ſchmeckt wirklich gar nicht ſo ſchlecht.

Der Bauer. Die gnädige Frau ſollte auch ein Stück nehmen.

Donna Olympia. In der That, der Käſe ſchmeckt nicht übel, ich hätte es wirklich nicht gedacht.

Don Ranudo. Ha ha ha, ich muß wahrhaftig noch ein Stück nehmen, das iſt ein merkwürdiges Abenteuer, das ich nie zu erleben gedacht hätte, und von dem ich noch meinen Enkeln erzählen werde. Schneide nur ein ganz gehöriges Stück ab, Juan, und gieb uns etwas von Deinem groben Brod dazu. (Sie eſſen beide tüchtig.)

Donna Olympia. Das ſoll wahrhaftig das Erſte ſein, was ich erzähle, ſowie ich wieder nach Hofe komme, daß ich mit einem Bauern Brod und Käſe gegeſſen habe.

Don Ranudo. Ha ha ha, gieb uns noch ein Stück, Juan, ich will doch wirklich mal eſſen, ſo lange es mir ſchmeckt.

Der Bauer. Ich zweifle nur, wohlgeborner Herr, ob mein Käſe noch viele ſolche Schnitte aushalten wird.

Don Ranudo. Ha ha ha! (Er nimmt den Käſe eigenhändig und ſchneidet die Hälfte davon ab.) Nun ſollſt Du Dich überzeugen, Juan, daß weder die gnädige Frau, noch ich gemeine Bauernkoſt verſchmähen.

(Der Bauer thut ſeine Eßwaaren wieder in den Ranzen und kratzt ſich im Kopfe.)

Donna Olympia. Gieb mir noch ein Stück, ich muß doch ſehen, ob mein Fräulein Tochter ebenfalls im Stande iſt, ſolche grobe Koſt zu genießen. Ha ha ha, ſo zur Veränderung iſt das wirklich gar nicht übel.

Der Bauer. Das Stück, das der gnädige Herr vorhin abſchnitt, war groß genug für eine ganze Familie, nicht blos zum Koſten, ſondern ſogar um ſich ſatt daran zu eſſen.

Don Ranudo. Wenn Du wieder zur Stadt kommſt, ſo laß Dich nur dreiſt bei uns ſehen.

Der Bauer. Mich bei der gnädigen Herrſchaft gehorſamſt zu bedanken. (Reiſe) Aber der Teufel ſoll den holen, der ſeinen Eßkober wieder mitbringt!

Don Nanudo. Wenn Du nach Hauſe kommſt, Juan, wirſt Du, hoffe ich, unſere Herablaſſung zu rühmen wiſſen.

Der Bauer. Verſteht ſich, beſonders, wenn der gnädige Herr ſo gut ſein will, mir eine kleine Entſchädigung zu geben; die Wahrheit zu ſagen, hatte ich nur gerade ſo viel zu eſſen bei mir, als ich ſelbſt unterwegs brauche.

Don Nanudo. Was ſollen wir dieſem ehrlichen Manne wol geben, Donna Olympia? Soeben erſt habe ich einem guten Freunde zweitauſend Roſenobel geliehen, ſo daß ich für den Augenblick auch nicht ein Goldſtück mehr in der Taſche habe, und Silbermünzen als Geſchenk zu geben, das ſchickt ſich doch nicht für mich, noch für irgend jemand aus dem Colibrados'ſchen Hauſe.

Der Bauer. Ei, gnädigſte Herrſchaft, ich will gern mit Silbergeld zufrieden ſein.

Don Nanudo. Nein, Juan, das geht nicht an, der Ruf unſeres Hauſes würde darunter leiden; die Belohnungen, die wir austheilen, ſind allemal Gold oder Ehre.

Der Bauer. Aber weil die gnädige Herrſchaft doch jetzt gerade kein Gold hat, und weil ich ſelbſt genau ſo viel Ehre habe, als ich brauche, ſo möchte ich doch gehorſamſt um eine kleine Entſchädigung in Silbergeld gebeten haben, damit ich mir wieder etwas zu eſſen kaufen kann.

Don Nanudo. Wollen wir ihm denn eine Hand voll Drittel reichen, Donna Olympia? das heißt: unter der Bedingung, daß es niemand nachſagt.

Donna Olympia. Nein, gnädiger Herr, das laſſe ich nicht zu, das wäre ja eine ewige Schande für unſer Haus.

Der Bauer. Ich will es ganz gewiß niemand nachſagen, daß ich Silbergeld bekommen habe.

Don Nanudo. Höre, Juan, ich bin überzeugt, wenn Du nach Hauſe kommſt und den übrigen Bauern erzählſt, was Dir

begegnet iſt, ſo wirſt Du in Zukunft der angeſehenſte Mann im Dorfe.

Der Bauer. Wenn die gnädige Herrſchaft denn gar nicht bei Gelde iſt, ſo möchte ich doch demüthigſt gebeten haben, mir etwas aus Dero Küche geben zu laſſen, theils um unterwegs davon zu leben, theils um es den andern Bauern zu zeigen, zum Beweiſe, daß ich auch wirklich in der gnädigen Herrſchaft ihrem Hauſe geweſen bin.

Don Rannbo. Ich werde Dir einen Abdruck unſeres Wappens geben, den kannſt Du mit nach Hauſe nehmen zum Beweiſe, daß Du wirklich bei der Herrſchaft im Hauſe geweſen biſt.

Der Bauer. Werde ich da auch ſo ein vornehmer Herr, wenn der gnädige Herr mir ſein Wappen ſchenkt?

Don Rannbo. Ei, warum nicht gar!

Der Bauer. Ich dachte, mit dem Wappen wäre alles gethan; giebt es ja doch manch Einen, der ſeinen hohen Rang durch nichts anderes beweiſen kann, als durch die Wappen ſeiner Vorfahren. Allein da mir das auf die Art doch nichts helfen kann, ſo gebt mir nur lieber etwas Eßbares, damit ich doch nicht unterwegs zu hungern brauche.

Don Rannbo. Wenn jemand einen Zweifel erhebt und ſagen ſollte: wie könnte das wol möglich geweſen ſein, daß Don Rannbo de Colibrados, der da abſtammt von Antonio Proſpero Alfonſo, Gonzalvo Hippolito Stephano Muſtacho ....

Der Bauer. Aber, gnädigſter Herr —

Don Rannbo. Lopez Melchior, Gusman Theodoſio, Theophraſto, Theodoro Carlos, Philippo Manuel, Balthaſar .....

Der Bauer. Aber gnädigſter Herr —

Don Rannbo. Manuel Juan Aurelio, Sancho Ramirez, Don Jago, Juliano Sebaſtiano, Valentino Stemogeniano, Melchior Lopez ...

Der Bauer. Aber, gnädigſter Herr, ich ſollte —

Don Rannbo. Caſparo Rannbo, Trincalo Bentoſo ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Der Bauer. Davon habe ich noch immer nichts zu eſſen, gnädigſter Herr.

Don Rannbo (zeigt ihm die Reihe der Namen auf ſeinem Stammbaum und ſagt). Etcetera, etcetera, etcetera!

Der Bauer. Der gnädige Herr mag mir ſo viele Don Juliane und ſonſtige Anen, ſo viele Don Quichoten und Don Sancho Panſa's herrechnen, als er will, ſo giebt mir das....

Don Rannbo. Wenn jemand, ſage ich, Zweifel daran erheben und ſagen ſollte: wie ſollte das möglich geweſen ſein, daß ein ſolcher Herr einem armen Bauer ſolche Ehre erwieſen hätte, ſo haſt Du nichts weiter zu thun, als ihm dieſen Abdruck zu zeigen.

Der Bauer. Aber will die gnädige Herrſchaft mir nicht wenigſtens einen Schluck Wein geben laſſen?

Don Rannbo. Höre, Donna Olympia, da liegt gerade ein Abdruck auf dem Tiſche, den kann der gute Mann mitnehmen als Erinnerung, daß er wirklich hier geweſen.

Der Bauer. Aber dürfte ich nicht erſt nach dem Lakaien rufen, daß er mir mein Fläſchchen füllt?

Don Rannbo. Sieh hier, Juan, verwahre das wol, und nimm Dich in Acht, daß es Dir nicht unterwegs entzwei geht.

Der Bauer. Aber darf ich nicht ſelbſt in die Küche ſpringen und den Kellermeiſter rufen?

Don Rannbo. Nun will ich Dir auch erklären, Juan, was alles in dem Wappen ſteht. Hier in dieſem erſten Felde iſt ein blauer Falke —

Der Bauer (leiſe). Na da ſoll mich doch dieſer und jener holen, wenn ich meinen Eßkober hier wieder herbringe!

Don Rannbo. In dem zweiten Felde iſt ein Leopard —

Der Bauer. Ich kann mich nicht länger aufhalten, ich muß gehen.

Don Rannbo. In dieſem dritten ſind vier Lilien —

Der Bauer. Meinetwegen können es ſechzehn ſein.

Don Rannbo. In dem vierten befindet ſich ein Schwert —

Der Bauer. Hol' ſie der Teufel alle beide, das Schwert ſo gut wie die Lilien!

Don Ranudo. Nun werde ich Dir aber auch erklären, was das alles zu bedeuten hat —

Der Bauer. Empfehle mich der gnädigen Herrſchaft und bedanke mich vielmals für die Ehre, die ſie mir angethan, indem ſie mir meinen Käſe und Brod aufgegeſſen hat. (ab.)

Siebente Scene.

Donna Olympia. Don Ranudo.

Don Ranudo. Wie wird der Bauer uns rühmen und preiſen, wenn er nach Hauſe kommt!

Donna Olympia. Ja gewiß, ich weiß aufs Haar, was er ſagen wird, nämlich: was iſt das für eine gnädige Herrſchaft, da iſt ja mancher Bauer nicht ſo herablaſſend wie der wohlgeborne Herr nebſt Frau Gemahlin.

Don Ranudo. Allerdings würden nicht viele unſeres Standes ſo mit einem armen Bauer umgegangen ſein wie wir.

Donna Olympia. Das hat nichts zu ſagen, Don Ranudo, das thut unſerer Ehre nicht das Mindeſte. Ich bin gewiß nicht hochmüthig, aber eben darum kann ich auch nicht leiden, wenn Einer was vorſtellen will, was er doch nicht iſt. Bauern geben ſich als Bauern, und die Ehre, die man ihnen erweiſt, ſehen ſie als eine Gnade an. Aber da ſind ſo gewiſſe Leute, ſo ein Monſieur und Madame (Ihr wißt ſchon wen ich meine), die geben ſich ſolch vornehmes Anſehen und doch guckt ihnen der Bürger überall hervor, wie ſehr ſie ihn auch zu verſtecken ſuchen. Es geht ihnen, wie einem gewiſſen Lakaien nacherzählt wird, der ſo viel Geld in der Lotterie gewann, daß er ſelbſt den Herrn machen und ein prächtiges Leben führen konnte; einmal aber verſah er es doch, denn ſtatt ſich in die Kutſche zu ſetzen, ſtellte er ſich hinten auf. So ſchlägt auch den Leuten, von denen ich ſpreche, der Bürger noch immer in den Nacken. Ich kann mich wahrhaft ärgern, wenn ich ſehe, wie Madame (der Name thut nichts zur Sache) in ihrer Portechaiſe ſitzt, den Kopf auf der linken Schulter mit einem melancholiſchen Ausdruck wie aus Un-

zufriedenheit, daß ihr Mann es noch nicht weiter gebracht hat — und doch, wenn ſie ſich nur erinnern wollte, daß ihre Frau Mutter in Sevilla auf öffentlichem Markte Feigen verkauft hat, ſo müßte ſie ja ganz ſchwindelich im Kopfe werden und ſich mit beiden Händen an der Portechaiſe feſthalten. Aber jeeilich, von ihrer Grandmama pflegt ſie nicht zu ſprechen, gerade wie Monſieur nicht von ſeinen Eltern zu ſprechen pflegt. In der That, mein theurer Ranudo, ich könnte gleich vor Aerger platzen, ſo oft in an dieſe Sorte denke.

Don Ranudo. Ei was, mein Schatz, Sie müſſen ſich darüber nicht ſo ſehr ärgern, es iſt ja nicht der Mühe werth.

Donna Olympia. Wenn ſie blos einmal die Frechheit hätten und wollten mir die Viſite machen, ſie ſollten mir, weiß Gott, eine ganze Stunde im Vorzimmer warten, das ſage ich und darauf ſchwöre ich. Was will das —

Don Ranudo. Hilf Himmel, wird der gnädigen Frau übel? Sie wird wahrhaftig ohnmächtig; hätte ich doch nur raſch etwas zu riechen! Hier, riecht an das Stückchen Käſe, vielleicht wird es davon beſſer. Ah, das nenne ich noch adeliges Gefühl! (Sie kommt wieder zu ſich.)

Donna Olympia. Eine ganze Stunde, ſag' ich, Don Ranudo, ſollte ſie im Vorzimmer warten, das wäre gerade gut für ſie, ich achte ſie nicht ſo viel wie das Stück Käſe, das Ihr da in der Hand habt.

(Mit dieſen Worten nimmt ſie ihm den Käſe aus der Hand und ißt ihn auf.)

Achte Scene.

Pedro. Die Vorigen.

Pedro. Na nun iſt der Teufel los! Da ſind die Gläubiger mit dem Gerichtsdiener, die wollen Execution vollſtrecken und tragen alles fort, was ſie finden.

Don Ranudo. Wo ſind ſie?

Pedro. Die grüne Stube haben ſie ſchon erbrochen.

Don Ranudo. Komm, laß uns gehen.

Neunte Scene.

Gerichtsdiener. Die Vorigen.

Gerichtsdiener (mit einer tiefen Verbeugung). Ich bitte die gnädige Herrſchaft allerunterthänigſt um Verzeihung, daß ich hier in ſolchem unangenehmen Auftrag erſcheine; ich bin nur ein geringer Diener, der bei Verluſt ſeines Amtes thun muß, was die Obrigkeit befiehlt.

Don Ranudo. Zu welchem Ende hat man Ihn hergeſchickt?

Gerichtsdiener. Ich bin angewieſen, eine allerunterthänigſte Execution bei Dero Gnaden zu vollſtrecken und kraft des vor vierzehn Tagen ergangenen Urtheils alles fortzunehmen, was ich in Dero hochadeligem Hauſe finde, ſelbſt auch die hochadeligen Kleider nicht ausgenommen, die Ihro Gnaden auf dem Leibe tragen.

Don Ranudo. Ich hoffe doch, daß Ihr ein wenig anders mit mir umgehen werdet als mit einem gemeinen Bürger.

Gerichtsdiener. Das wird wol nicht angehen; wo es ſich um Geldſachen handelt, macht das Geſetz leider keinen Unterſchied zwiſchen den Leuten.

Don Ranudo. Seht Euch wohl vor, was Ihr thut, Monſieur.

Gerichtsdiener. Ich habe mich ſehr wohl vorgeſehen, die wenigen paar Möbel, die ſich in den andern Zimmern befinden, habe ich bereits durch meine Leute in Beſchlag genommen. Da das alles jedoch für die ſchuldigen Summen bei weitem nicht zureicht, ſo muß ich ſchon ſo frei ſein, Hand an die Kleider zu legen, die Euer Gnaden auf dem Leibe haben, bitte jedoch allerunterthänigſt, es ja nicht ungnädig aufzunehmen.

Don Ranudo. Kann ſo etwas auch gnädig aufgenommen werden? Ihr könnt mir gewiß keinen Grund angeben, ſolch ein Verfahren zu rechtfertigen?

Gerichtsdiener. Gründe anzugeben iſt für diesmal keine Zeit. Im Uebrigen werde ich mit der größten Schonung ver-

fahren und dem gnädigen Herrn, mit Rückſicht auf Dero hohen Stand, die Unterhoſen laſſen.

Don Rannbo. Das iſt eine erſtaunliche Höflichkeit, das muß ich bekennen!

Gerichtsdiener. Ei ja, ich weiß was jedem gebührt.

(Zieht ihm den Rock ab, indem er drei tiefe Verbeugungen dabei macht.)

Don Rannbo. O Himmel, in welchen Zeiten leben wir!

Gerichtsdiener. Nun muß ich mich mit demſelben Anliegen auch an die gnädige Frau wenden.

Donna Olympia. Das kann den Hals koſten, Hand an eine Dame zu legen, wie ich bin, bedenkt das wohl!

Gerichtsdiener. Der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich aufs Aeußerſte darüber betrübt bin, dieſe Execution vollſtrecken zu müſſen; allein ich bin lediglich das unſchuldige Werkzeug, deſſen die Obrigkeit ſich bedient.

Donna Olympia. Dann ſagt dem Magiſtrat nur, daß er dafür exemplariſch beſtraft werden ſoll.

Gerichtsdiener. Werde unterthänigſt alles beſtellen, was die gnädige Frau befiehlt; jetzt aber muß ich mir die Freiheit nehmen und muß mich als Abrechnung auf die Schuld ihrer Kleider bemächtigen.

(Zieht ihr das Kleid ab, indem er der gnädigen Frau dabei die Schürze küßt.)

Donna Olympia. Ach Himmel, ich ſterbe vor Scham!

Don Rannbo (mit ſeiner Tabaksdoſe in der Hand). Ei, Madame, wir wollen das mit Verachtung behandeln, um zu zeigen, daß unſere Denkweiſe nicht minder hoch iſt als unſere Geburt. — Monſieur, wir nehmen Ihm das in der That nicht übel, ſeht da, will Er eine Priſe?

Gerichtsdiener. Dürfte ich wol fragen, ob die Doſe dem gnädigen Herrn gehört?

Don Rannbo. Ja wem denn ſonſt?

Gerichtsdiener. Dann muß der gnädige Herr entſchuldigen, wenn ich ſie ebenfalls auf Abrechnung mitnehme.

(Don Rannbo geht mit geſenktem Kopf und brummt ein Lied in den Bart.)

Weiter, wie ich ſehe, iſt hier nichts; haben Ihro Gnaden ſonſt noch was zu befehlen? (Macht drei tiefe Verbeugungen und geht ab.)

Pedro. Die Doſe hätte der gnädige Herr wol noch retten können.

Don Manuel. Es hat nichts zu ſagen, Pedro, laß uns hineingehen.

Pedro. Das war ein verteufelter Kerl! der verſteht ſich darauf, Einem mit der höflichſten Manier das Fell vom Leibe zu ziehen. Aber ich merke ſchon, er iſt noch nicht weg, er wird wol die übrigen Zimmer auch noch durchſchnüffeln; da muß ich nur laufen und mein bischen Armuth auf die Seite bringen.

Vierter Akt.

Erste Scene.

Leonora. Isabella.

Leonora. Nun, Madame, was meint Euer Bruder Gonzalo zu diesem Vorschlag?

Isabella. Es gefällt ihm ganz wohl, und auch mir scheint dieser Weg offenbar der sicherste.

Leonora. Er soll sich für den Sohn eines Königs aus Mohrenland ausgeben und soll sich nennen: Caspar Melchior Balthasar Ariel Theophrastus Bombastus, Prinz von Aethiopien,

Isabella. Das ist ein prächtiger Name; schon allein der Name Bombastus gefällt, glaube ich, Deiner Herrschaft so gut, daß sie ihm Donna Maria zur Frau geben. Aber ist es nicht ein wenig gar zu auffallend, sich für einen äthiopischen Prinzen auszugeben? Der Einfall erscheint mir etwas gar zu verwegen, selbst auf dem Theater würde man ihn nicht ertragen. Nimmt man ja doch schon in dem „Bürger als Edelmann" Anstoß daran, daß ein Kaufmann sich aufbinden läßt, der Sohn des türkischen Kaisers wäre nach Paris gekommen, um seine Tochter zu heirathen.

Leonora. Nein, Madame, so ungereimt die Erfindung in jener Komödie ist, so leicht läßt sie sich hier ins Werk setzen. Denn einem Kaufmann weiß zu machen, des türkischen Kaisers Sohn mitsammt dem Großmufti und der übrigen Geistlichkeit käme tief nach Europa hinein gereist, blos um sich mit einer unbekannten Pariser Bürgerstochter zu verheirathen, das ist aller-

dings eine Erfindung, gerade so keck wie jener war, der sich für den Gesandten des Kaisers im Monde ausgab, um eine Heirath zwischen seiner kaiserlichen Majestät und einer Doctorstochter zu Stande zu bringen. In diesem Falle dagegen kommt ein christlicher Prinz aus Afrika nach Spanien, unter dem Vorgeben, als ob er die römische Religion angenommen, der viele vornehme Herren in Aethiopien zugethan sind, und als ob er sich um deswillen nur mit einer der vornehmsten Familien in Spanien zu verschwägern sucht, als wofür er die Familie der Colibrados hält. Darin ist also nichts, was einen Scrupel machen könnte, ausgenommen, daß er schwarz ist. Indessen das ist ja ein Punkt, der allein die Braut angeht. Im Uebrigen wißt Ihr ja, daß in ganz Spanien keine Familie ist, auf welche meine Herrschaft nicht mit Geringschätzung herabblickt.

Zweite Scene.

Pedro. Die Vorigen.

Pedro. Hei, Leonora!

Leonora. Was giebt es denn?

Pedro. Mach' schnell, Du sollst herein kommen und versiegelt werden mitsammt den übrigen Möbeln im Hause.

Leonora. Versiegelt werden, was soll das heißen?

Pedro. Das heißt: es soll Euch ein Stempel aufgedrückt werden. Das war ein Spectakel im Hause, nicht ein Schrank ist da, den die Gläubiger nicht haben versiegeln lassen; alles, was nicht niet- und nagelfest, haben sie mitgenommen, selbst die Kleider, die der gnädige Herr und die gnädige Frau auf dem Leibe trugen.

Leonora. Na, das soll ihnen schön bekommen; die Kleider, die ich habe, sind sämmtlich mein Eigenthum, auch habe ich sie besessen, ehe ich hier ins Haus kam.

Pedro. Das hilft dabei nichts, ich machte denselben Einwand, wurde jedoch abgewiesen; der Gerichtsdiener ging mit

ſeinen ſämmtlichen Hoppheichen ab, und tröſtete mich damit, daß ich ja Regreß an meine Herrſchaft nehmen könnte.

Leonora. Allerdings, das war ein ſchöner Troſt.

Pedro. Auch nach dem Kammermädchen fragten ſie, ich war jedoch ſo ehrlich und ſagte, ſie wäre nicht zu Hauſe. bat auch, ſie möchten ſich nur ein Stündchen gedulden, ſie würde gleich wieder kommen.

Leonora. Nein, ſieh einmal, was der ehrlich iſt!

Pedro. Eure Hoppheichen würden ſie wahrhaftig auch nicht verſchont haben, wenn ich mich anders auf das Rechtsweſen verſtehe.

Leonora. Ich habe nichts, was das Einſchließen verlohnt, meinetwegen mögen ſie nehmen, was ſie finden. Aber was ſagen der gnädige Herr und die gnädige Frau dazu?

Pedro. Sie ſind noch gerade ſo hoffärtig wie vorher, obſchon ſie kaum noch ihre Blöße decken können; im ganzen Hauſe iſt, ſo viel ich weiß, nichts mehr zu finden, womit der gnädige Herr ſeinen armſeligen Leichnam bedecken kann, als ein alter Trauermantel.

Leonora. Ach, da tritt einem doch das Waſſer in die Augen, ſo was hören zu müſſen!

Iſabella. Nur Geduld, Leonora, es wird bald beſſer werden.

Pedro. Wie ſoll das beſſer werden? Wie ſoll das beſſer werden?

Iſabella. Aber Du weißt ja doch, was wir miteinander verabredet haben. Doch da kommt Gusman.

Dritte Scene.

Gusman. Die Vorigen.

Gusman (für ſich). Hol' Euch der Henker, Ihr Vogel Greifs, wie Ihr da gebacken ſeid! Wollt Ihr mir etwa das Fell über die Ohren ziehen? Das nützt Euch ja doch nichts. Oder wollt Ihr meine Kleider nehmen? Die ſind ja keinen Heller werth. Wollt

Ihr mir etwa meinen Pagentitel abpfänden? Das wäre mir gerade recht, ſo käme ich doch vielleicht bei honneten Leuten als Bratenwender unter. Aber es wird Euch ſchon noch zu Hauſe kommen, Ihr Gripomeneſſe, wie Ihr mit der Herrſchaft umgegangen ſeid! Erſt nahmen ſie alles, was im Hauſe zu finden war, und hinterdrein verhöhnten ſie die Herrſchaft noch. Erſt nahmen ſie dem gnädigen Herrn den Hut vom Kopfe, dann den Rock, dann, mit Reſpect zu ſagen, das Halstuch, ſo daß ihm endlich nichts übrig geblieben als ein Trauermantel. Kurz zu ſagen: im ganzen Hauſe iſt nichts mehr vorhanden, womit der gnädige Herr ſeinen Leichnam bedecken könnte, als blos ein Trauermantel, und in dem ſieht er aus ſchlimmer als der Teufel. Aber der Sinn ſteht ihm bei alledem noch ebenſo hoch wie früher; denn er ſagte zu mir: Sieh her, Gusman, in all dem Unglück habe ich doch meinen Stammbaum gerettet.

Leonora. Sieh da, Gusman, was giebt es Neues?

Gusman. Allerdings wird es wol Neues geben müſſen, da ja das Alte alles rein weg iſt. Doch da kommt die gnädige Frau.

Iſabella. So will ich mich nur entfernen. (Ab.)

Vierte Scene.

Donna Olympia. Leonora. Pedro. Gusman.

Donna Olympia. Ach, ich ſterbe vor Kummer! O Unverſchämtheit ſonder Gleichen! Rache muß ich haben und wenn es mich mein ganzes Vermögen koſten ſollte!

Gusman (bei Seite). Ja, das iſt ja aber ſchon lange flöten.

Donna Olympia. Sowie ich blos daran denke, kocht mir das adelige Blut in ſämmtlichen Adern!

Pedro (bei Seite). Na, dann kocht doch wenigſtens etwas im Hauſe, in der Küche hat es ſchon lange nicht mehr gekocht.

Donna Olympia. Ach, ich platze!

Pedro (bei Seite). Aber gewiß nicht von zu vielem Eſſen.

Donna Olympia. Hat das Pack denn nur ganz vergeſſen, wer ich bin?

Pedro (bei Seite). Nein, das iſt ja eben das Unglück, daß ſie uns nicht vergeſſen haben; ſonſt hätten wir doch das Wenige behalten, das noch übrig war.

Donna Olympia. Aber wo nur meine Leute ſein mögen, ich muß mit ihnen überlegen, was anfangen.

Leonora. Hier ſind wir alle zuſammen; was hat die gnädige Frau zu befehlen?

Donna Olympia. Ach, Leonora, Du biſt mir von jeher eine treue Dienerin geweſen.

Leonora. Ich habe jederzeit nur meine Pflicht gethan.

Donna Olympia. Ach, Leonora, weißt Du auch, was für eine Beſchimpfung mir widerfahren iſt?

Leonora. Nur allzu gut, leider!

Donna Olympia. Aber wie wird ſo etwas nur ſo bald ruchbar?

Leonora. Wie ſollte ſo etwas nicht ruchbar werden? Wir ſind ja alle im Hauſe in derſelben Verdammniß.

Donna Olympia. Was für treue Diener, ſo an dem Schimpf ihrer Herrſchaft Theil zu nehmen!

Leonora. Der Schimpf ließe ſich noch ertragen, aber der Schaden.

Donna Olympia. So kannſt Du unmöglich wiſſen, was uns begegnet iſt!

Leonora. O gewiß weiß ich, der Gerichtsdiener hat —

Donna Olympia. Ei, das iſt noch gar nichts! Nein, uns iſt noch etwas ganz anderes widerfahren, das noch weit ſchlimmer iſt. Kaum, daß der Gerichtsdiener fort war, kam ein Kammermädchen geradewegs in mein Zimmer, ohne ſich melden zu laſſen, und ſagte folgende ſpöttiſche Worte: Ein Compliment von meiner Herrſchaft, ſie nähme herzlichen Antheil an der Unannehmlichkeit, welche uns betroffen, und bäte, die gnädige Frau wollte doch dies ſeidene Kleid nicht zurückweiſen, es wäre erſt zweimal getragen. — Aber nein, die Wuth erſtickt mir die Stimme! (Ab.)

Fünfte Scene.

Don Ranudo, im ſchwarzen Trauermantel. **Leonora. Pedro.**

(Wie die beiden letzteren ihn ſehen, fallen ſie auf die Kniee und bekreuzigen ſich.)

Don Ranudo. Ei, nicht doch, Kinderchen, das iſt der Demuth zu viel, ich bin ja doch kein Heiliger, ein hochgeborner Edelmann bin ich allerdings, aber immerhin ein Menſch.

Pedro. Ach, ſeid Ihr es, gnädiger Herr?

Don Ranudo. Nun, das ſiehſt Du ja, ſteh' nur auf, ich verlange eine derartige Verehrung von meinen Dienſtleuten nicht.

Pedro. Aber es iſt auch, weiß Gott, nicht aus Demuth geſchehen, ſondern weil ich dachte, der gnädige Herr wäre ein Geſpenſt.

Don Ranudo. Ja freilich, das macht der ſchlechte Mantel, den ich umhabe. Indeſſen ſo wahr ich Don Ranudo de Colibrados heiße, ſo ſoll das nicht ungerächt bleiben, was mir heute paſſirt iſt, ſondern meine Gläubiger ſollen vernichtet werden, ſammt ihren Frauen und Kindern. Was meinſt Du wol, wenn das angezeigt wird, ob die Uebelthäter nicht an Vermögen und Gütern beſtraft, der geſammten Stadt aber ihre Privilegien entzogen werden?

Pedro. Ach, gnädiger Herr, nur die Stadt bitte ich zu verſchonen, was können andere ehrliche Leute dafür?

Don Ranudo. In ſolchen Fällen leidet der Unſchuldige mit dem Schuldigen.

Pedro. Aber wenn ſolch ein vornehmer Mann, wie der gnädige Herr, eine Fürbitte für die Stadt einlegt, ſo wird ſie gewiß verſchont.

Don Ranudo. Gut, Pedro, wenn es ſo weit iſt, ſo werde ich ſehen, was ſich thun läßt.

Pedro. Ich danke dem gnädigen Herrn im Namen der Stadt.

Don Ranudo. Aber was war das für ein Frauenzimmer, das hier eben wegliefe?

Pedro. Das war das Kammermädchen bei dem Prinzen, der hier angelangt iſt.

Don Rannbo. Wie nennt ſich der Herr?

Leonora. Er nennt ſich Melchior Caspar Balthaſar Theophraſtus Bombaſtus Uriel David Georgius, Prinz von Aethiopien.

Don Rannbo. Alle Wetter! Aber woher kennt ihn das Kammermädchen?

Leonora. Ihre Herrſchaft, nämlich die Mutter des gedachten Herrn und Schweſter des Kaiſers, will nicht haben, daß ſie mit Dienſtboten aus andern Häuſern umgeht als allein aus unſerm, und deshalb machte ſie mir die Viſite.

Don Rannbo. Das gefällt mir, die Leute wiſſen, merke ich, was ſich ſchickt; denn, die Wahrheit zu ſagen, iſt im Uebrigen in der That in der ganzen Stadt nicht eine Familie, mit der man umgehen kann.

Leonora. So viel ich merke, iſt jedoch noch etwas anderes dabei im Spiel. Wie das Kammermädchen nämlich zu verſtehen gab, iſt mehrgedachter Prinz lediglich zu dem Ende hergekommen, um ſich mit uns näher zu verbinden und unſer Fräulein zu heirathen. Er iſt nicht allein ein ſehr mächtiger, ſondern auch ein höchſt chriſtlicher Prinz, was Ihr ſchon daraus merken könnt, daß er nach den heiligen drei Königen getauft iſt.

Don Rannbo. Wäre es möglich, Leonora? Ruf' ſchnell die gnädige Frau, damit ſie es ebenfalls erfährt!

Sechſte Scene.

Donna Olympia. Die Vorigen.

Donna Olympia. Ach, Don Rannbo, ich ſchäme mich, in dieſer bürgerlichen Tracht mich ſehen zu laſſen.

Leonora (bei Seite). Das iſt meiner Treu ein altes Kleid von mir, das die gnädige Frau an hat.

Don Rannbo. Nur gemach, Donna Olympia! Soeben iſt ein mächtiger Prinz angekommen, der mit unſerer Familie in Verbindung treten will.

Donna Olympia. Vermuthlich einer von den neu creirten Prinzen?

Don Rannbo. Im Gegentheil, einer der älteſten in der Welt. Er ſtammt geradewegs von der Königin von Saba; es iſt ein äthiopiſcher Prinz, Leonora weiß den Namen.

Leonora. Er heißt Melchior Caspar Balthaſar Theophraſtus Bombaſtus Uriel David Georgius.

Donna Olympia. Iſt es möglich?!

Leonora. Ich glaube ganz ſicher, er macht noch heute Viſite bei uns. Nur Eines macht mich beſorgt: das gnädige Fräulein wird ihn nicht mögen, weil er nämlich ſchwarz iſt.

Donna Olympia. Das hat nichts zu ſagen, wenn er nur von richtigem alten Adel iſt. O welch ein Glück!

Don Rannbo. Aber ich kann doch nicht einen ſolchen Herrn in dieſem Aufzuge empfangen. Höre, Pedro, hier iſt ein fremder Prinz angekommen, der unſere Tochter zur Ehe begehrt, und zwar ein Prinz aus Mohrenland.

Pedro. Pfui, will der gnädige Herr ſein Fräulein Tochter einem Tartaren an den Hals werfen?

Don Rannbo. Das will nun weiter nichts helfen, ſie kommt dadurch in einen ganz vornehmen Stand. Aber wo ſoll ich einen Anzug herbekommen?

Pedro. Nur ein klein wenig Geduld, gnädigſter Herr, ich werde augenblicks einen Anzug ſchaffen, ich werde ihn auf meinen Namen borgen.

Don Rannbo. Aber nur hübſch ſchnell, lieber Pedro!

Pedro. Ich bin im Augenblick wieder da. (Geht ab.)

Don Rannbo. Aber was klopft da an der Thüre?

Donna Olympia. Lauf', Leonora, und ſieh zu, was es iſt.

Leonora. Ach, der Dolmetſcher des Prinzen iſt draußen und wünſcht die gnädige Herrſchaft zu ſprechen.

Don Rannbo. Ach, iſt es möglich?! Was ſollen wir nun anfangen? Ihr müßt ſagen, Leonora, wir wären nicht zu Hauſe.

Donna Olympia. Nein, wahrhaftig, das geht nicht, den

Boten eines ſolchen Herrn darf man nicht vor den Kopf ſtoßen, wir müſſen etwas anderes ausdenken.

Don Ranudo. Aber hier iſt nichts auszudenken, ich kann mich doch in dieſem Anzug nicht ſehen laſſen?

Leonora. Mir fällt etwas ein, das kann uns vielleicht doch noch helfen: der gnädige Herr muß ſich krank ſtellen und ſagen, der Doctor hätte ihm gerathen, ſolchen Mantel umzubinden, das wäre bei dieſer Art Krankheit ein beſonders kräftiges Heilmittel.

Don Ranudo. Nein, das geht nicht.

Leonora. Oder noch etwas anderes: der gnädige Herr kann ſich ja ſtellen, als ob er ſeinen Leib kaſteiete, um Pönitenz zu thun, und da hätte er dieſen Mantel daher aus lauter Frömmigkeit angezogen.

Don Ranudo. Ja, das geht, Leonora, laß ihn nur ſofort hereinkommen.

Siebente Scene.

Der Dolmetſch. Die Vorigen.

Leonora. Der Herr wolle ſich nicht verwundern über die Situation, in welcher er meine gnädige Herrſchaft findet. Mein gnädiger Herr, Don Ranudo, iſt nicht nur der vornehmſte Mann in der Stadt, ſondern auch der frömmſte; nach König Nabuchodonoſors Vorgang hat er ſich dermaßen gedemüthigt, daß er einem wilden Thiere ähnlicher ſieht als einem Menſchen und hat ſich vorgeſetzt, ſeiner Sünden halber ſeinen Leib volle vierzehn Tage lang zu kaſteien. Anfangs beſchloß er barfuß zu gehen, doch ſchien ihm dieſe Art der Buße nicht hinreichend, ſo daß er endlich die wahrhaft königliche Reſolution faßte, ſich eben ſo tief zu erniedrigen wie einſt Sanct Nabuchodonoſor, von dem er übrigens, ſo viel mir bekannt, ſelbſt abſtammt. Seine Familie iſt nämlich beinahe die älteſte in ganz Spanien. Eigentlich wollte er auch auf allen Vieren kriechen, wie Nabuchodonoſor, doch haben wir ihn ſämmtlich durch kniefälliges Bitten und Seufzen und Weinen davon abgebracht. Und auch das würde

uns nicht gelungen sein, hätte nicht der Erzbischof selbst nebst der gesammten Clerisei ihn durch eine Deputation ermahnen lassen, seinen frommen Eifer ein wenig zu mäßigen.

Der Dolmetsch. Ach, Don Rannbo, es giebt also, wie ich merke, nicht nur große Helden in der Colibrados'schen Familie, sondern auch große Heilige.

Don Rannbo. O nein, mein Freund, davon bin ich sehr weit entfernt, mich für einen Heiligen auszugeben, ich bin im Gegentheil überzeugt, daß ich der größte Sünder bin und daß, wenn meine Buße meinem Verbrechen gleich kommen sollte, diese Züchtigung noch lange nicht hinreichend wäre.

Der Dolmetsch. Gerade an diesem Bekenntniß, Don Rannbo, erkennt man den Heiligen; denn sowie ein Heiliger erst selbst daran glaubt, daß er ein Heiliger ist, so ist er kein Heiliger mehr. Aber wo ist Donna Olympia, Dero Frau Gemahlin?

Don Rannbo. Dort steht sie in der Gestalt einer gemeinen Bürgersfrau, in eben der Erniedrigung, in der wir beschlossen haben, volle vierzehn Tage zu verharren.

Der Dolmetsch. Ich darf darüber nicht streiten, vielleicht ist irgend eine außerordentliche Missethat die Veranlassung zu dieser außerordentlichen Buße.

Don Rannbo. Ich hatte vorgestern einen häßlichen, unanständigen Traum, ich beging im Schlaf eine vollständige Sünde, und das ist der Grund, weshalb ich mich dieser Buße unterwerfe.

Der Dolmetsch. Ah, dafür allein schon verdient Ihr heilig gesprochen zu werden. Im Uebrigen bin ich hierher gekommen, Euer Wohlgeboren anzuzeigen, daß der hochgeborene Prinz von Abyssinien, mein gnädiger Herr, in hiesiger Stadt angekommen ist. Doch ist dies weder mein einziger, noch mein vornehmster Auftrag, vielmehr erschien ich hier hauptsächlich, eine Allianz zwischen Dero hohen Häusern in Vorschlag zu bringen und Dero werthe Tochter, Fräulein Maria, für meinen gnädigen Herrn zur Ehe zu begehren.

Don Rannbo. Ein recht ehrenvoller Antrag. Allein dürfte ich Seine Excellenz wol fragen, wie der Prinz auf diesen Gedanken gekommen ist?

Der Dolmetſch. Die Veranlaſſung, um Dero willen Seine Durchlaucht ſich auf eine ſo weite Reiſe begeben haben, iſt dieſe: in Aethiopien oder Abyſſinien ſind zwar der Kaiſer ſowol wie die Unterthanen Chriſten, allein in einigen Punkten weichen ſie doch von dem Lehrbegriff der römiſchen Kirche ab. Und aus dieſem Grunde ſind auch zahlreiche portugieſiſche Jeſuiten hingeſchickt worden, um Abyſſinien dem römiſchen Stuhle wieder zu gewinnen. Durch die Vorſtellungen und Predigten dieſer Jeſuiten iſt mein gnädiger Herr nun dermaßen gerührt und überzeugt worden, daß er unter den Jeſuiten ſelbſt für einen durchaus rechtgläubigen Katholiken gilt. Auch ſeinem Oheim, dem Kaiſer, iſt dieſer Umſtand gar wol bekannt, doch läßt er ihm nicht nur, wie allen Uebrigen, volle Gewiſſensfreiheit, ſondern er hat ihm auch geſtattet, ſich nach Belieben eine hochadlige Dame aus Spanien oder Italien auszuſuchen. Zu dieſem Ende hat er mich, Jago de las Cores, ſeinen vornehmſten Dolmetſch und einen gebornen Spanier, um Rath gefragt und hat ſich bei mir nach den vornehmſten ſpaniſchen Familien erkundigt, unter denen ich Seine Durchlaucht denn ſofort auf das Colibradosſche Haus aufmerkſam gemacht habe, als das erſte und älteſte katholiſche Haus in Spanien und ſomit in ganz Europa. Nur bei uns in Abyſſinien ſind allerdings Familien, die bedeutend älter ſind; der Stammbaum Seiner Durchlaucht geht Mann für Mann bis auf die Königin von Saba zurück, ſeine erſten chriſtlichen Ahnen aber waren die heiligen drei Könige.

Don Raundo. So weit freilich reicht mein Stammbaum nicht.

Leonora. Das kann Euer Wohlgeboren nicht wiſſen; verſchiedene gelehrte Männer habe ich bereits ſo unter der Hand davon ſprechen hören, daß die Colibradoſſe in gerader Linie von einem Sohn Noahs herkommen mit Namen Sem, Ham und Japhet.

Don Raundo. Das iſt auch gar nicht unwahrſcheinlich; ſchade nur, daß es in alten Zeiten nicht gehörig aufgezeichnet worden iſt.

Der Dolmetſch. Das Einzige, was Dero Wohlgeboren vielleicht abhalten könnte, meinem gnädigen Herrn Dero Tochter zu geben, iſt, daß Seine Gnaden gerade ſo ſchwarz ſind wie die Mohren überhaupt.

Don Raundo. Das hat nichts zu ſagen, die Spanier haben ja auch einen kleinen Stich ins Schwärzliche.

Der Dolmetſch. Ich habe ebenfalls keinen Anſtand genommen, eine Eingeborene zu heirathen, nämlich die Helicon Comtra, dermalen Oberleibwaſchfrau des Kaiſers, ein Amt, das in Abyſſinien nur ſtets die allervornehmſten Damen bekleiden. Euer Wohlgeboren weiß ja, jedes Land hat ſo ſeine eigenen Manieren. Das Befremdlichſte indeſſen, das Einem in Abyſſinien aufſtößt, iſt doch die Sprache, die nicht ſowol eine Sprache iſt als ein Geſang. Als zum Exempel: ſpreche ich das Wort Tahunki im Baß aus, ſo bedeutet es einen Tiſch; eine Terz höher „Tahunki" bedeutet es einen Berg; noch einen Ton höher „Tahunki" bedeutet es eine Kirche und endlich noch einen Ton höher „Tahunki" bedeutet es einen Elephanten.

Don Raundo. Alle Wetter, die Sprache lernt meine Tochter im Leben nicht.

Der Dolmetſch. Binnen hier und einem Jahre wird ſie dieſelbe ſo geläufig ſprechen wie eine eingeborene Abyſſinierin.

Don Raundo. Ich fürchte nur, meine Tochter wird die große Hitze nicht vertragen können, die in Abyſſinien herrſcht.

Der Dolmetſch. Ei, in der kaiſerlichen Reſidenz iſt ein ganz temperirtes Klima. Aber unter dem Volke, da giebt es allerdings welche, die unter der Linie wohnen, und da iſt es denn freilich ſo heiß, daß man Schwefelfaden an ihnen anzünden kann; ja wenn ſie ihr Eſſen kochen wollen, ſo brauchen ſie blos aufs Holz zu nieſen, da haben ſie ſofort Feuer.

Don Raundo. Wunderbar!

Der Dolmetſch. Ja allerdings, die Natur iſt ſehr wunderbar. Auf Eines aber muß ich noch aufmerkſam machen, nämlich, daß der gnädige Herr, wenn der abyſſiniſche Prinz zu ihm kommt, die Güte hat, das Haupt zu entblößen und die erſte Verbeugung zu machen, das iſt eine Ehrenbezeigung, die er von allen Unterthanen fremder Fürſten fordert, welche nicht ſelbſt aus königlichem Blute ſtammen.

Don Raundo. Nein, dazu entſchließe ich mich nimmermehr! Was? Ein Colibrados, ein Grand d'Eſpagne, der das

Privilegium hat, bedeckten Hauptes mit dem König von Spanien ſelbſt zu ſprechen, ſollte vor einem fremden Prinzen den Hut abnehmen?

Leonora (bei Seite). Das iſt doch um die Schwerenoth zu kriegen! Aber es iſt echt ſpaniſch; er iſt ſo arm, daß er weder Mütze, noch Hut hat, und doch weigert er ſich, ſein Haupt zu entblößen.

Der Dolmetſch. Dann wird aus der Sache freilich nichts werden können; es iſt dies die einzige Bedingung, unter welcher Seine Gnaden ſich zu einer Zuſammenkunft herbeiläßt.

Don Nannbo. Ich bedaure, daß aus ſolcher anſehnlichen Heirath nichts werden ſoll, will jedoch lieber vor Armuth ſterben, als irgend etwas thun, was der Hoheit meines Ranges zum Präjudiz gereichen könnte.

Leonora (bei Seite). Wie geſagt, echt ſpaniſch!

Donna Olympia. Und wenn Don Nannbo ſich dazu überreden ließe, ſo würde ich ſofort auf Scheidung von Tiſch und Bett antragen.

Don Nannbo. Wieder ein Ausſpruch, der mit goldenen Buchſtaben über die Thüre unſeres Vorſaales geſchrieben zu werden verdient.

Leonora (bei Seite). Ja richtig, mit gewiſſen andern Buchſtaben an einem gewiſſen andern Flecke.

Der Dolmetſch. So ſehe ich denn wol, daß Seine Gnaden unverrichteter Sache wird abreiſen müſſen.

Don Nannbo. Das bedaure ich, kann mich aber nicht dazu entſchließen, und wenn ich mich damit vom Tode erretten könnte.

Donna Olympia. Mit der Muttermilch haben wir das Bewußtſein unſeres Standes eingeſogen.

Leonora (bei Seite). In der That, erzſpaniſch!

Don Nannbo. Lieber mag meine Tochter ins Kloſter gehen.

Leonora (bei Seite). Und ihr beide in den Narrenthurm.

Der Dolmetſch. So muß ich mich denn empfehlen und die abſchlägige Antwort Seiner Durchlaucht hinterbringen. (Ab.)

Don Nannbo. Nun, Leonora, was ſagſt Du nun? Wiſſen wir nicht für unſere Ehre gut zu ſtehen?

Leonora. Ja allerdings, so gut steht Ihr, daß Ihr sie mit Füßen tretet. Denn was die Herrschaft Ehre und schuldigen Respect nennt, das rechnen Andere vielmehr für unauslöschlichen Spott, Schimpf und Schande. Dieser Hochmuth geht wirklich zu weit, eine ganze Komödie könnte man davon schreiben. Das Schönste dabei ist, daß der gnädige Herr gar keinen Hut hat.

Don Rannbo. Höre, Leonora, um Deiner langjährigen treuen Dienste willen muß man Dir schon etwas durch die Finger sehen.

Leonora. Das Reden müssen Euer Gnaden mir schon frei lassen, denn seit vier Jahren bekomme ich geringe Kost und keinen Lohn.

Achte Scene.

Pedro. Die Vorigen.

Pedro. Hier ist ein Rock, gnädiger Herr, ich habe aber heilig versprechen müssen, ihn binnen hier und drei Tagen wiederzubringen.

Don Rannbo. Ja nun ist das zu spät, des Prinzen Dolmetsch war hier, ist aber unverrichteter Sache wieder fortgegangen, so daß aus der Partie nichts wird.

Donna Olympia. Es wird vielleicht doch noch was; wir können nicht wissen, ob der Prinz nicht von seinen Prätensionen absteht und noch einmal herschickt. Laßt uns unterdessen fortgehen. (Sie gehen fort.)

Pedro. Was ist denn der Grund, Leonora, daß die Herrschaft auf einmal anderen Sinnes geworden ist?

Leonora. Der gnädige Herr wollte sich ein- für allemal nicht entschließen, den Prinzen mit entblößtem Haupte zu empfangen.

Pedro. Aber was soll auch dieses närrische Verlangen?

Leonora. Damit sie ihn desto sicherer für einen Prinzen halten. Laß mich nur sorgen, es wird schon alles gut gehen. Der falsche Prinz kann seine Prätensionen ja jederzeit zurück-

nehmen. Aber hier kommt der gnädige Herr zurück, und zwar umgekleidet.

(Don Ranudo und Donna Olympia kommen zurück.)

Don Ranudo. Nein, wie groß unſere Armuth auch ſei, ſo werde ich mich doch dazu niemals herbeilaſſen.

Donna Olympia. Ei was Armuth, das iſt auch ſo ein Wort, das die gemeinen Leute im Munde führen; Leute von unſerem Range ſind niemals arm.

Pedro. Aber wenn die gnädige Herrſchaft nun Hungers ſtürbe, wie ſollte man das nun mit offenen ehrlichen Worten nennen?

Donna Olympia. Vor Hunger ſterben iſt noch nicht vor Armuth ſterben, man nennt das vielmehr einen heroiſchen Tod, und edelgeſinnte Herzen wählen denſelben freiwillig, ehe ſie ſich erniedrigen.

Pedro. Ich fürchte nur, der gnädigen Herrſchaft wird man aufs Grab ſchreiben: Hier ruhet Don Ranudo mit ſeiner hochgeborenen Frau Gemahlin; um der Armuth zu entgehen, ſtarben ſie vor Hunger. — Aber ſieh da, da kommt der Abgeſandte wieder!

Neunte Scene.

Der Dolmetſch. Die Vorigen.

Der Dolmetſch. Seine Durchlaucht, mein gnädigſter Herr, fühlen ſich durch Euer Wohlgeboren Widerſtand nicht im mindeſten beleidigt, im Gegentheil, ſie bewundern dieſe Hochherzigkeit um ſo mehr und achten Euer Wohlgeboren um ſo höher, überlaſſen es auch Dero eigenem Ermeſſen, ob Sie ihm die verlangte Ehrenbezeigung erweiſen wollen oder nicht.

Don Ranudo. Sintemalen der Prinz es nicht als ein Recht verlangt, ſo will ich mich aus freien Stücken dazu herbeilaſſen.

Donna Olympia. Wie?

Don Ranudo. Ja, Donna Olympia, wir können jedem ſelbſt die größte Ehre gewähren, ſobald ſie uns nicht abgezwungen wird, das heißt dann blos Höflichkeit, nicht Schuldig-

keit. Aus der ſpaniſchen Chronik kann ich Euch beweiſen, daß Einer unſerer Ahnen, Don Sancho, den Hut abzog vor einem gemeinen Soldaten, der in der großen Feldſchlacht bei Xeres de la Frontera acht Mohren niedergemacht hatte.

Der Dolmetſch. So gratulire ich Euer Wohlgeboren denn zu dieſer großen und glänzenden Schwägerſchaft und werde in Zeit einer Stunde die Ehre haben, Seine Durchlaucht mit Ihrem ganzen Gefolge herzuführen.

Fünfter Akt.

Erſte Scene.

Leonora. Gusman.

Gusman. Aber, Leonora, was wird nur der verliebte Gonzalo dazu ſagen, daß ſeine Liebſte nach Mohrenland ziehen ſoll? Daß ſie aus Gefängniß, Hunger und Armuth zu Hoheit und Wohlſtand gelangt, freut mich allerdings aufrichtig, aber um Gonzalo's willen wäre es mir doch lieber, dieſe Partie zerſchlüge ſich.

Leonora. Nein, Gusman, dieſe Partie iſt beſſer.

Gusman. Ich ſehe ſchon, Du biſt eine Wetterfahne und haſt Deine Mucken wie alle Kammermädchen.

Leonora. Ei Thorheit! Wenn das gnädige Fräulein ſelbſt ganz zufrieden damit iſt —

Gusman. Aber hilf Himmel, wie kann ſie ſich nur entſchließen, einen Schwarzen zu nehmen?!

Leonora. Es iſt ein chriſtlicher und tugendhafter Prinz aus einem gebildeten Lande, ich für meine Perſon bleibe bei dem Fräulein und begleite ſie, wohin es iſt.

Gusman. So begleite ich ſie meiner Seele ebenfalls.

Leonora. Nun verſteht ſich!

Gusman. So bleiben wir alſo in demſelben Dienſt, und das iſt mir höchſt erwünſcht. Denn ich liebe Dich, Leonora, und hänge an Dir wie der Doctor am Fieber; denkſt Du wie ich, ſo können wir uns nur auf dem Fleck verloben, und in kürzeſter Zeit wirſt Du meine Frau. Lange warten taugt uns

beiden nicht, und obenein habe ich noch meinen ganz besondern Grund, mich baldmöglichst zu verheirathen.

Leonora. Ei Du Tölpel, weißt Du auch, daß Du mit einer spanischen Jungfrau sprichst und weder in Frankreich, noch in Deutschland bist, wo man heute sagt: wollt ihr mich haben? und morgen Hochzeit hält, ja wo man schon vor der Hochzeit so bekannt mit einander wird, daß man sich in der Brautnacht nichts Neues mehr zu sagen hat? Willst Du Dir meine Liebe erwerben, so mußt Du es hübsch machen, wie es hier zu Lande Mode ist. Erst mußt Du ein ganzes Jahr umhergehen und seufzen und in Alteration gerathen, wenn Du mich siehst; von Zeit zu Zeit mußt Du auch den Anschein haben, als wolltest Du Dich aus Liebe aufhängen, ohne bei alledem merken zu lassen, wem das gilt, vielmehr muß ich das ganz von selbst errathen. Später darfst Du Dich dann auch bei mir in Gunst zu setzen suchen, indem Du unter meinem Kammerfenster Musik machst und verliebte Lieder singst; wenn ich Dich aber mit Scheltworten hinwegweise und Dir Wasser über den Kopf gieße, so mußt Du das ruhig ertragen. Demnächst mußt Du durch Geld den Beistand eines alten Weibes erkaufen, das eine gute Freundin von mir ist, damit es Dich gegen mich herausstreicht, auf bewegliche Weise die traurige Lage schildert, in die Deine Liebe Dich gebracht hat, und mir zuredet, aus Christenliebe Dein Leben dadurch zu fristen, daß ich Dich gnädig ansehe und von Zeit zu Zeit ein Gedicht von Dir annehme, das Du mit Deinem Blute geschrieben hast; sodann Geschenke von Dir anzunehmen, dann mit Dir durchs Fenster zu sprechen und endlich Dich in meine Kammer einzulassen.

Gusman. Du hast Recht, Leonora, so sollte es sein, aber die Zeit wartet nicht, und in weniger als fünfzig Jahren könnte ich mit diesen Weitläufigkeiten nicht zu Stande kommen; es fehlt blos noch, daß Du mir räthst, mich aus Liebe ernstlich aufzuhängen. Nein, Leonora, ich weiß, was besser ist und wie wir in aller Schleunigkeit ein Paar werden können, ohne gegen die Gebräuche des Landes zu verstoßen. Du mußt nur hübsch mal des Nachts Deine Kammerthüre offen lassen und mußt Dich

ſtellen, als ob Du im allertiefſten Schlafe lägeſt; dann ſchleiche ich mich hinein und beſchlafe Dich. Dabei kannſt Du immerhin um Hülfe rufen, aber nur nicht ſo laut, daß es Einer hören kann. Habe ich Dich dann auf dieſe Weiſe erobert, ſo folgt daraus ganz nothwendig, daß Du die Hochzeit beſchleunigſt, um Deine Ehre wieder zu erhalten, die ich Dir auf ſo betrügeriſche und gewaltſame Manier geraubt habe.

Leonora. Sei doch ſtill, Gusman, mit ſolchem Gewäſche, ich ſage es ſonſt wahrhaftig der Herrſchaft, und da ſollſt Du dann Dein böſes Maul ſchon büßen.

Gusman. Es war ja nur ein Vorſchlag, Leonora, Du kannſt ja noch immer thun, was Dir beliebt, und endlich thut mir das Heirathen ja auch noch nicht ſo ſehr noth.

Leonora. Mir wahrhaftig auch nicht.

Gusman. Siehſt Du, Leonora, da kommen wir ja doch zuſammen. Aber hier iſt Donna Maria, ich kann ihren Anblick nicht ertragen, das Herz im Leibe blutet mir, wenn ich denke, daß ſie einen ſchwarzen Prinzen kriegen ſoll. Ich mache mich alſo davon. (Ab.)

Zweite Scene.

Donna Maria. Leonora. Pedro.

Donna Maria. Ach, Leonora, der Anſchlag, den Du erſonnen, iſt zwar unvergleichlich, dennoch fürchte ich, er wird entdeckt, bevor der Ehecontract noch unterzeichnet iſt.

Leonora. Wenn wir uns nicht ſelbſt verrathen, wird er ſchwerlich entdeckt. Deshalb habe ich auch dem Gusman nichts davon geſagt, er iſt ein Schwachkopf und könnte uns verrathen.

Donna Maria. Aber iſt das nicht ein Jammer, daß meine Eltern ſo blind vor Hochmuth ſind, daß ſie lieber Hungers ſterben, als ihre Tochter einem ehrenwerthen Manne geben, der nicht nur das Vermögen, ſondern auch den Willen hat, ihm wieder aufzuhelfen, blos weil ſein Rang um eine Kleinigkeit geringer iſt?

Leonora. Das iſt der verfluchte Hochmuth, der hier zu Lande regiert. Daher kommt es auch, daß im Auslande ſpaniſch ſo viel heißt wie hoffärtig.

Donna Maria. Nein, Leonora, die Landesart iſt das nicht, das hieße unſerer Nation Unrecht thun. Es iſt allerdings richtig, daß es eine ganze Menge ſolcher Leute in Spanien giebt, doch darf man deshalb noch nicht einen Charakterzug der geſammten Nation daraus machen. Denn nichts iſt in der That unbilliger, als nach dem Betragen Einzelner ſich das Bild einer ganzen Nation entwerfen. Auf dieſe Weiſe geſchieht es, daß eine und dieſelbe Nation bald als gut, bald als ſchlecht dargeſtellt wird. Hat man das Glück, die kurze Zeit, die man im Lande iſt, mit honneten Leuten in Berührung zu kommen, ſo heißt nachher das ganze Land honnet. Giebt es dagegen in der Gegend, wo man eingekehrt iſt, ſtolze und hoffärtige Menſchen, ſo werden bei der Rückkehr ganze Bücher davon geſchrieben, daß das ganze Land voll Hoffart ſteckt. Wenn meine Eltern z. B. ſo thöricht ſind, daß ſie lieber vor Armuth ſterben, als ihre Tochter in eine Familie verheirathen wollen, die nach ihrer Anſicht nicht ganz ſo vornehm iſt wie ſie ſelber, darf man darum wol das ganze Land dieſes Laſters beſchuldigen? Nein, das wäre unbillig; die meiſten Menſchen in der Stadt verdammen ſie ſogar deswegen und werden ſich freuen, wenn unſer Anſchlag gelingt.

Pedro. Das gnädige Fräulein hat vollkommen Recht; auch beweiſt ſie ſelbſt ja durch ihr eignes Beiſpiel, daß keineswegs alle mit dieſem Laſter befleckt ſind. Aber ſieh da, da iſt die gnädige Herrſchaft.

Dritte Scene.

Don Raundo. Donna Olympia. Donna Maria. Eugenia. Leonora. Pedro. Guëman.

Don Raundo. Endlich, meine Tochter, hat der Himmel Dir einen Bräutigam beſcheert, deſſen Hand Du annehmen

kannſt; ohne Deine Familie zu erniedrigen; der Gemahl und Herr, den ich Dir beſtimmt habe, iſt Theophraſtus Bombaſtus, der große Prinz von Aethiopien.

Pedro. Alle Wetter, ſchon an dem einen Wort Bombaſtus hört man, was das für ein Mann ſein muß!

Don Ranudo. Es iſt gerade ſolch ein braver und tugendhafter Herr, wie die Prinzen von Aethiopien von jeher geweſen ſind.

Pedro (bei Seite). Das hat nichts zu ſagen, wenn er nur vornehm iſt.

Don Ranudo. Auch ſoll er von wohlgefälligem Aeußern ſein.

Pedro (bei Seite). Das thut ebenfalls nichts, und wenn er weder Naſe, noch Ohren hätte, wenn er nur blos ein Prinz iſt.

Don Ranudo. Er ſoll auch ein ſehr reicher und mächtiger Prinz ſein.

Pedro (bei Seite). Ei, der braucht keinen Reichthum, in dem einen Wort Bombaſtus ſteckt ja ſchon ein ganzes Vermögen.

Donna Maria. Ich danke meinen werthen Eltern für die Fürſorge, die ſie für mich gehegt haben; denn allerdings iſt es jederzeit mein Vorſatz geweſen, lieber ins Kloſter zu gehen, als mich mit jemand von mittelmäßiger Herkunft zu vermählen.

Donna Olympia. Ach, Don Ranudo, dieſer Ausſpruch unſerer Tochter ſollte mit goldenen Buchſtaben verzeichnet und als Inſchrift über alle vornehmen Häuſer geſetzt werden. Aber freilich, aus dieſem Colibrados'ſchen Stamme konnte nur ein ſolcher Sprößling erwachſen.

Leonora. Wäre das gnädige Fräulein auch geneigt geweſen, einen von mittelmäßiger Herkunft zu nehmen, ſo würde ich doch niemals meine Zuſtimmung dazu gegeben haben; lieber wäre ich geſtorben, als daß ich ſo etwas mit angeſehen hätte.

Don Ranudo. Du ſollſt Dank haben, Leonora, für Deinen Eifer; Du biſt von jeher ein treues Mädchen geweſen, voll Ehrerbietung für Deine Herrſchaft.

Pedro. Wahrhaftig, ſo lange ich den Kopf noch zwiſchen den Schultern trage, ſo lange hätte ich ebenfalls nicht zugegeben, daß unſer gnädiges Fräulein einen Mann genommen hätte wie

dieſen Gonzalo de las Minas, und wenn er noch reicher geweſen wäre, als er iſt. Wie ich zuerſt von dem Antrag hörte, den ſeine Schweſter gethan, da habe ich mich doch auf mein Wort dermaßen geärgert, daß ich es noch nicht verwunden habe; noch jetzt ſitzt mir davon ſo was im Rücken, das auch nicht für die Langeweile iſt. Au, au, au! Das reißt mich jedesmal, ſo oft ich daran denke. War das nicht unverſchämt, daß ein Kerl wie er ſich unterfing, um ein Colibrados'ſches Fräulein anzuhalten? Denkt er, meine gnädige Herrſchaft iſt ſo hinter das Geld her, daß ſie ſich ſo weit erniedrigte? Was bildet der Lump ſich nur eigentlich ein? Hätte ich ihn zu packen gekriegt, umgebracht hätte ich ihn auf der Stelle! Nein, ehe ich das zugelaſſen hätte, hätte ich lieber das ganze Haus in Brand geſteckt und hätte alle zuſammen verbrannt, den gnädigen Herrn, die gnädige Frau, das gnädige Fräulein und mich ſelbſt.

Donna Olympia. Solche Diener verdienen ſolche Herrſchaft, und ſolche Herrſchaft verdient ſolche Diener.

Don Raundo. Seine Worte gefallen mir, inſofern ein ungewöhnlicher Eifer daraus hervorleuchtet. Im Uebrigen aber ſcheint es mir doch kein beſonderes Verdienſt, ſeine Herrſchaft verbrennen zu wollen.

Pedro. Und doch würde die Aſche der gnädigen Herrſchaft, wenn ſie hätte ſprechen können, mir Dank dafür geſagt haben, es wäre ein heroiſcher Tod geweſen, und alle Welt würde geſagt haben: ſie lebten heroiſch und ſtarben heroiſch. Der Ruf, in dem man ſteht, iſt ja doch das theuerſte Kleinod in der Welt; iſt das fort, was können Reichthum und Wohlleben nützen? — Das iſt meine wahre Herzensmeinung, habe ich ſonſt anders geſprochen, ſo habe ich in Scherz geſprochen.

Don Raundo. Gewiß, Pedro, auch ich bin überzeugt, daß, wenn Du zuweilen anders geſprochen, Du es allein gethan haſt, um uns zu amüſiren.

Pedro. So iſt es, auf mein Wort. Aber ein Hofnarr kann auch einmal ehrbar ſein, und wenn es ſich um den Reſpect handelt, den ich der gnädigen Herrſchaft ſchuldig bin, ſo meine ich es immer im Ernſte.

Don Raundo (greift in die Taſche). Sieh da, Pedro, da haſt Du einen Roſenobel, weil Du ſo brav geſprochen. Aber richtig, da fällt mir ja ein, daß ich nicht ſo viel Geld bei mir habe; Du behältſt den Roſenobel aber gewiß zu Gute und ſogar noch mehr als den.

Pedro (bei Seite). Der gnädige Herr hat vermuthlich keine Hoſen an, ſonſt hätte ich ihn gewiß gleich gekriegt.

Don Raundo. Bekommſt Du ihn aber nicht, ſo ſollſt Du dafür etwas Beſſeres bekommen.

Pedro. Und was, gnädiger Herr?

Don Raundo. Ich werde Sorge tragen, daß, wenn die Hiſtorie unſeres Hauſes geſchrieben wird, was nächſtens von einem unſerer Clienten geſchieht, auch Dein Name mit verdienter Auszeichnung darin genannt wird.

Pedro. Alle Wetter, was habe ich nun wol noch für Noth?! Aber ſeht da, da kommt der Prinz.

Guſman. Ach, wenn ich doch nun Aethiopiſch könnte, ich hätte verſchiedene Fragen an ihn zu richten. Ich habe mir ſo mancherlei von dieſem Lande erzählen laſſen, beſonders von dem rothen Meere und dem großen Fluß Seine, der mitten hindurch fließt und voll Goldſand iſt.

Don Raundo. Ei, dummes Zeug, Du Narr, die Seine fließt ja bei Paris in Frankreich.

Guſman. Ich muß den gnädigen Herrn um Verzeihung bitten, ich habe mit dieſen meinen eigenen Augen in einer Tragödie dieſe Woche geleſen: die Scene iſt im Mohrenland. Aber hier iſt er — ach, gnädiger Herr, der führt ſeinen Namen mit Recht, ſchon ſein bloßer Anblick wirkt auf mich wie eine Bombe, ſo daß ich mich kaum auf den Beinen halten kann! Aber ſchickt ſich das wol für den gnädigen Herrn, ihm entgegenzugehen?

Don Raundo. Vollkommen. Aber allerdings iſt es auch der einzige nichtregierende Herr, dem ich die Ehre erweiſe.

Pedro. Ich muß mir nur die Brille aufſetzen.

Guſman. Und ich ebenfalls. Nun, hoffe ich, wird die gnädige Herrſchaft uns Revanche verſchaffen an dem Gerichtsdiener, der uns auf ſo ſchmähliche Weiſe ausgeplündert hat.

Don Rannbo. Wer würde wol ſo niedrig ſein, jetzt noch an dergleichen zu denken?

Gusman. Inzwiſchen aber bin ich doch das Wenige los, das ich hatte. Ich werde wahrhaftig Seine äthiopiſche Durchlaucht erſuchen, den Stadtvogt mitſammt Bürgermeiſter und Rath aufhängen zu laſſen, wenn ſie mir meine Sachen nicht wiederſchaffen.

Don Rannbo. Du wirſt ſchon für Deine Sachen entſchädigt werden, auch ohne den Prinzen.

Gusman. Aber, gnädigſter Herr —

Leonora. Ei, halt' den Mund, Gusman, denkſt Du etwa, Aethiopien ſoll wegen Deiner Schuhe und Hoſen Spanien den Krieg erklären? Jetzt iſt nicht mehr die Zeit, von ſolchen Lumpereien zu ſprechen. Aber was höre ich da für einen Lärm? Sieh da, da kommt wahrhaftig der Prinz in voller Proceſſion!

Vierte Scene.

Der Prinz nebſt Gefolge. Notarius. Die Vorigen.

Der Prinz zieht in Proceſſion herein mit ſeinem ganzen Gefolge, welches aus lauter Mohren beſteht. Während der Zug dreimal um die Bühne geht, wird eine wunderliche Muſik aufgeführt. Der Zug iſt folgendermaßen geordnet: 1) Trägt einer ein Käſtchen mit Geſchenken. 2) Einer mit einer Tabakspfeife, ſo lang wie ein Spieß. 3) Der Prinz mit einem Hofnarren, der mit Schellen behängt iſt und im Umherlaufen allerhand Geſichter ſchneidet. 4) Andere mit Armbrüſten und Pfeilen. Endlich hält der Zug ſtill, einer der Bewaffneten tritt vor den Prinzen, ſchlägt zweimal ſeinen Kopf gegen den Boden, überreicht dann dem Prinzen eine Armbruſt nebſt einem Pfeil, den er auf Rannbo abſchießt, der darüber erſchrickt und fragt, was das bedeuten ſoll. Darauf antwortet der

Dolmetſch. Das iſt ſo die Art, wie ſich in Aethiopien Mannsperſonen begrüßen.

(Darauf tritt ein Zweiter vor und ſchießt einen Pfeil auf Gusman, welcher vor Schreck umfällt und um Hülfe ſchreit. Der Hofnarr richtet ihn wieder auf und ſagt: Gostuki, Gostuko, Gostuka.)

Gusman. Das war beim Henker nichts Honnetes; ein Spitzbubenſtreich war das, auf einen unſchuldigen Mann zu ſchießen!

Gonzalo (der den Prinzen vorſtellt). Laham Tuibu, Secomta posi, la ham hubo, la hom haba.

Dolmetſch. Der Prinz äußert den Wunſch, daß Euer Wohlgeboren noch ſo viele Jahre leben mögen, als Meilen zur Sonne und Sandkörner auf dem Grunde des rothen Meeres ſind.

Gusman (bei Seite). Die Sprache hat eine ausgezeichnete Kürze, die iſt gut im Winter.

Don Rannbo (indem er den Hut lüftet). Ich danke Seiner Durchlaucht für Ihre Wünſche und wünſche Ihr ebenfalls den Segen des Himmels.

Dolmetſch (zum Prinzen). Allola.

Gusman (bei Seite). Das iſt eine verwünſchte Sprache, mit der läßt ſich eine ganze Chronik auf eine Seite ſchreiben.

Gonzalo. Lacotrang hi li li.

Dolmetſch. Der Prinz ſagt, daß er dieſe weite Reiſe lediglich deshalb unternommen hat, um ſich mit einem hochadligen Hauſe zu verbinden, das der römiſchen Religion zugethan iſt, und daß er deshalb Dero Tochter, Fräulein Maria, zur Gemahlin begehrt.

Gusman. Alle Wetter, was für eine bequeme Sprache! Wenn hi li li ſo viel heißt, ſo können ſie ja in eine einzige Zeile eine ſpaniſche Litanei bringen, ſo lang wie die ganze Faſtenzeit.

Don Rannbo. Ich nehme mit Vergnügen Seiner Durchlaucht Bewerbung an und übergebe Ihr meine Tochter zur Gemahlin.

Dolmetſch (zum Prinzen). Lalaka.

Gusman. Was mag er wol jetzt mit Lachs wollen?

(Don Rannbo führt ſeine Tochter vor und übergiebt ſie dem Prinzen, bittet auch den Notarius, den Ehecontract aufzuſetzen. Der Notarius ſetzt ſich zum Schreiben, unterdeſſen ſchleicht ſich der Hofnarr zu Gusman und zupft ihn unverſehens an den Haaren.)

Gusman. Ach, Herr Dolmetſch, warum zieht der mich an den Haaren? Ich habe ihm ja doch nichts zu leide gethan?

Dolmetſch. Das hat nichts zu ſagen, mein Freund, die

Hofnarren und Abyſſinier ſprechen nie anders als durch Zeichen; ſprechen ſie mit Höherſtehenden, ſo bedienen ſie ſich derjenigen Art von Geberden, welche Poloki heißt, ſprechen ſie aber mit ihresgleichen, ſo bedienen ſie ſich wieder einer andern Art von Geberden, welche Hokipo heißt. Die Geberden, die er jetzt zu Euch machte, wollten ſo viel ſagen: ich hoffe, wir werden gute Freunde miteinander.

Guſman. Der Henker hole die Freundſchaft! Iſt das Freundſchaft, ehrliche Leute bei den Haaren zu zupfen, was will er denn da für Geberden machen, um ſeine Feindſchaft kund zu geben?

(Der Hofnarr zupft ihn nochmals an den Haaren.)

Au, au, laß mich in Frieden, Du ſchwarzer Hund!

Dolmetſch. Durch dieſe letzte Geberde giebt er zu verſtehen: wäre ich doch ſo glücklich, ſtets in Deiner Nähe zu ſein.

Guſman. Das wünſche ich keineswegs, der Teufel mag in ſeiner Nähe ſein; dieſe Art Leute nennen einen ſo lange gut Freund, bis man auf dem Platze liegen bleibt, und das heiße ich die Menſchen mit Redensarten todt machen.

(Der Narr droht Guſman mit den Fäuſten.)

Was Teufel meint er nur, daß er mir mit Fäuſten droht?

Dolmetſch. Damit will er ſagen, daß er Euch etwas von ſeiner Reiſe aus Mohrenland erzählen will.

Guſman. Ei was, Herr Dolmetſch, ſagt ihm nur, ich wäre gar nicht neugierig; ehe der zur Hälfte fertig iſt, hat er mir ſämmtliche Knochen im Leibe zerſchlagen. (Der Narr giebt ihm Naſenſtüber.) Au, au, au!

Dolmetſch. Das heißt: nun fange ich an, meine Reiſe zu erzählen.

Guſman. Na, da muß ich nur auch Anſtalten machen, Hokipo zu machen.

(Er zieht den Narren ebenfalls bei den Haaren, beide necken ſich, bis ſie endlich in Ernſt zuſammen gerathen, ſo daß ſie auseinandergebracht werden müſſen. Während dieſer Balgerei wenden die übrigen vornehmen Perſonen ſich an den Notarius, der inzwiſchen den Contract ausgefertigt hat und ihn jetzt zur Unterſchrift vorlegt.)

Don Rannbo. Laßt den Prinzen mit meiner Tochter

zuerſt unterſchreiben, nachher unterzeichnen wir andern als Zeugen.

Dolmetſch. Nein, gnädiger Herr, im Mohrenlande ſind wir das ſo gewohnt, daß Braut und Bräutigam zuletzt unterſchreiben, und die andern laſſen den Raum für ihren Namen offen.

Don Rannbo. Ein jedes Land hat ſeinen Brauch; ſo wollen wir zuerſt unterzeichnen, da es dort ſo Mode iſt.

(Alle unterſchreiben ihren Namen, zuletzt auch Gonzalo als Prinz und Donna Maria. Die ganze Verſammlung ruft Vivat, während die Trompeten blaſen. Nachdem dies geſchehen, wird der Contract vorgeleſen.)

Notarius (lieſt). „Zwiſchen uns Endesunterzeichneten iſt mit Zuſtimmung unſerer Eltern und Anverwandten ein ewiges und unauflösliches Ehebündniß geſchloſſen worden, und zwar, wiewol dazu natürlicher Weiſe nichts erfordert wird, als die Uebereinſtimmung derjenigen, die ihre Herzen ſolchergeſtalt mit reiflicher Ueberlegung zuſammengeben, ſo haben wir doch weder das bürgerliche Geſetz, noch irgend ſonſtige Rückſichten vernachläſſigen wollen, ſondern haben vielmehr die Zuſtimmung unſerer Verwandtſchaft erlangt, welche gegenwärtigen Ehecontract gleichzeitig mit uns errichtet und unterzeichnet hat.

Gonzalo de las Minas.
Maria de Colibrados."

Don Rannbo. Wie? das iſt Gonzalo de las Minas?!

Gonzalo (nimmt die Maske ab). Ja, allerdings, ſo heiße ich.

Don Rannbo. Ei, das iſt ja ein Betrug, der exemplariſch beſtraft werden muß!

Donna Olympia. Dieſer Contract muß ſofort vernichtet werden!

Notarius. Das geht durchaus nicht an; eine Ehe, welche dem Geſetze gemäß unter allgemeiner Einwilligung der Unterſchrift vollzogen iſt, kann nicht wieder vernichtet werden.

Donna Olympia. Hier iſt ja aber Betrug und Falſchheit im Spiele!

Notarius. Davon iſt mir nichts bekannt; wir haben nichts gethan, was wir nicht thun durften.

Don Ranudo. Dieſe Ehe iſt wegen Ungleichheit des Standes durchaus ungültig.

Notarius. Von ſolcher Ungleichheit ſehen wir nichts, es iſt ein Bündniß geſchloſſen zwiſchen zwei adligen Familien; iſt jedoch eine Ungleichheit vorhanden, ſo beſteht ſie darin, daß Gonzalo ein armes Fräulein ohne Mitgift nimmt.

Donna Olympia. Meine Tochter ſtirbt lieber, ehe ſie einen Mann heirathet, der nicht von demſelben Stande iſt wie ſie.

Donna Maria. Ich ſterbe lieber, ehe ich mich von einem Herzen reißen laſſe, das ich ſo lange geliebt habe.

Donna Olympia. Wolan, Don Ranudo, ſo erkennen wir ſie nicht mehr als unſere Tochter und enterben ſie!

Pedro. Da iſt ja aber nichts zu erben, gnädiger Herr, als blos der ſchwarze Mantel, den Ihr vorhin anhattet.

Donna Olympia. Ah, Du Spitzbube gehörſt alſo, wie ich merke, ebenfalls mit zur Bande? Raſch, Leonora, rufe uns jemand zu Hülfe!

Leonora. Das kann ich nicht thun, gnädige Frau, weil ich ebenfalls mit zur Bande gehöre und der Ueberzeugung lebe, daß die ganze Stadt ſich über dieſe Intrigue freuen wird.

Gusman. Pfui, über dieſe Leonora, die ſie nun doch zuſammengekuppelt hat! Ich dachte wahrhaftig nicht anders, als es wäre ein Mohrenprinz.

Donna Olympia. Die Heirath iſt nicht allein null und nichtig, ſondern Ihr ſollt auch für dieſe Betrügerei exemplariſch beſtraft werden.

Gonzalo. Die Heirath hat ihre vollſtändige Richtigkeit, indem ich nicht nur die Zuſtimmung der Braut, ſondern auch die Unterſchrift ihrer Eltern habe.

Don Ranudo. Ich rufe mein ſämmtliches Geſinde zu Zeugen, wie es hier zugeht.

Pedro. Ich kann nur bezeugen, daß hier eine Vermählung ſtattgefunden hat.

Leonora. Und ich kann nur bezeugen, daß das gnädige Fräulein Gonzalo ſchon ſeit Langem liebt.

Notarius. Kinder ſtehen allerdings unter Gewalt der Eltern und ſind ihnen unbedingten Gehorſam ſchuldig, ſo lange die Eltern ſich gegen ſie betragen, wie es ſich gehört und bei völligem Verſtande ſind; wo dies jedoch nicht der Fall iſt, da weiß das ſpaniſche Geſetzbuch auch von ſolcher Gewalt nichts, gemäß dem Artikel: Si furiosus etc.

Don Ranudo. Sind wir etwa unſeres Verſtandes verluſtig gegangen? Fragt meine Tochter und mein Geſinde, ob wir irgend etwas gethan haben, weshalb man uns den Verſtand abſprechen kann?

Donna Maria. Und doch, theuerſte Eltern, vermag ich nicht einzuſehen, wie es mit der geſunden Vernunft übereinſtimmen ſoll, lieber mit ſammt ſeinen Kindern zu verhungern, als eine Verbindung eingehen mit einem ſo ehrenwerthen Herrn wie Gonzalo.

Pedro. Ich bin ebenfalls der Meinung, der gnädige Herr und die gnädige Frau ſind nicht richtig im Kopfe.

Leonora. Ich kann ihnen ebenfalls kein beſſeres Zeugniß ausſtellen.

Guſman. Bei Verſtand ſchienen der gnädige Herr und die gnädige Frau mir allerdings zu ſein, aber ſo ein halb Dutzend Schrauben iſt, um die Wahrheit zu ſagen, doch wol los.

Notarius. Hier hört Ihr das Zeugniß Eurer Dienerſchaft, deſſen es doch in dieſer Angelegenheit gar nicht bedarf; denn zum Ueberfluß kann ich Euch verſichern, daß die ganze Stadt derſelben Meinung, und daß alles, was geſchehen, mit obrigkeitlicher Zuſtimmung geſchehen iſt.

Donna Olympia. Ach, theurer Ranudo, laß uns ins Kloſter gehen!

Leonora. Und wir wollen hingehen und Hochzeit halten.

Eugenia. Ach, daß ich doch auch erſt ſo weit wäre!

Anmerkungen.

Hexerei oder Ulinder Lärm.

Die Veranlaſſung zu dieſem Stücke — dem achtzehnten in der jetzt üblichen Reihenfolge der Holbergſchen Luſtſpiele; es erſchien zuerſt 1731 im Druck, erlebte jedoch erſt 1748 ſeine erſte Aufführung — hat der Dichter größtentheils einem Ereigniß entnommen, das ſich kurz zuvor in dem Städtchen Thiſted in Jütland zugetragen. Dem Prediger dieſes Städtchens nämlich, einem Magiſter auf Björn, war von einer reichen Bürgersfrau der Stadt aus irgend einem Grunde die Hand ihrer Tochter verweigert worden. Um ſich für dieſe Zurückſetzung zu rächen, hatte er die Frau als Hexe ins Geſchrei gebracht, und zwar mit ſolchem Erfolge, daß, wie es in ſolchen Fällen zu gehen pflegt, auch verſchiedene andere Frauen der Stadt ſich freiwillig für beſeſſen ausgaben, bis zuletzt die halbe weibliche Einwohnerſchaft von Geiſtern und Erſcheinungen geplagt war. Ein paar muthwillige Studenten, die an dem tollen Treiben ihren Spaß hatten, vermehrten daſſelbe noch durch liſtige Veranſtaltungen und brachten es auf die Art endlich dahin, daß die Gerichte, den Biſchof Bircherod in Aalborg an der Spitze, ſich gemüßigt fanden einzuſchreiten. Wirklich wurde eine der unglücklichen Frauen als Hexe zum Feuertode verurtheilt, ſie appellirte jedoch, und König Friedrich IV. war einſichtig und vorurtheilsfrei genug, nicht nur das Urtheil zu kaſſiren, ſondern auch die unverſtändigen Richter, die es gefällt hatten, zur Verantwortung zu ziehen. Daſſelbe geſchah auch dem Biſchof, der ſich infolge deſſen „eine Commiſſion darüber ausbat". So kam die Sache ſchließlich an die mediciniſche Facultät zu Kopenhagen, die eine „ausſtudirte Betrügerei" darin erkannte, worauf die Urheber derſelben gehörig beſtraft, die Akten des übrigen Proceſſes aber beiſeite gelegt wurden. — Außer dieſem Erlebniß wurde auch

Scarrons berühmter „Roman comique", ein Lieblingsbuch der damaligen Zeit, benutzt; die Doctormaschine, die solche großen verhängnißvollen Rollen in dem Stücke spielt, ist aus „La fille de bon sens" im IV. Band des Théâtre Italien entnommen.

Um übrigens die Bedeutung des Stückes recht zu würdigen, muß man sich erinnern, daß zur Zeit seiner Abfassung der Glaube an Hexen noch keineswegs völlig ausgerottet und beseitigt war. Allerdings hatte Balthasar Bekker seine berühmte „Betoverde Weereld", die auch Holberg offenbar nicht unbekannt gewesen, bereits 1691 erscheinen lassen, und auch Thomasius hatte dem Hexenunwesen bereits mit Erfolg den Krieg erklärt; doch fehlte noch viel, daß diese aufgeklärten und geläuterten Ansichten bereits die Masse des Publikums durchdrungen, und gehörte somit ein mehr als gewöhnlicher Muth dazu, einem Lieblingswahn desselben so entschieden und mit so scharfen Waffen entgegenzutreten, wie es in diesem Stücke geschieht.

Gleichwol hat dasselbe auf der Bühne niemals besonderes Glück gemacht; in den 21 Jahren von 1748 bis 1769 wurde es nur neunmal aufgeführt, und auch als es später, zu Ende des Jahrhunderts, aufs neue auf die Bühne gebracht ward, vermochte es sich nicht zu behaupten.

Seite 10. Erster Akt, zweite Scene: „Monsieur Glaubegern." Im Text heißt es „Godtroe" d. i. leichtgläubig. Ebenso heißt der in der 4. Scene auftretende „Wahnschlucker" eigentlich „Glaubfresser", wie auch noch die alte Uebersetzung hat; „Wahnschlucker" findet sich zuerst bei Oelenschläger, und glauben wir uns seinem Vorgang anschließen zu dürfen.

Seite 11. Ebendaselbst, dritte Scene: „Mariager", ein Stadttheil von Kopenhagen.

Seite 13. Ebendaselbst, vierte Scene: „Zum Herrn Niels laufen." Herr Niels ist natürlich der Prediger.

Seite 16. Ebendaselbst, sechste Scene: „Ein Stück aus dem italienischen Theater." Er meint das von Holberg so vielfach benutzte Théâtre Italien des Gherardi; der Doctor Bolardo steht im IV. Band desselben und ist identisch mit „La fille de bon sens".

Seite 17. Ebendaselbst: „Mit der Doctormaschine."

Die Doctormaſchine war eine Vorrichtung, ſich ſcheinbar nach Belieben groß und klein zu machen; ſie kam in den damals ſo beliebten Arlekinaden häufig zur Anwendung und ſpielt namentlich in dem ſchon mehrfach erwähnten „Doctor Bolvardo" oder „La fille de bon sens" eine große Rolle.

Seite 15. Ebendaſelbſt, ſiebente Scene: „Hans Franzen." Der Held des Holbergſchen „Jean de France"; vgl. Band I unſerer Auswahl. Daß derſelbe im Perſonenverzeichniß doppelt aufgeführt wird, einmal als „Hans Franzen" und dann wieder als „Jean de France" (vgl. Akt V, Sc. 4), iſt eine bloße Nachläſſigkeit des Autors, der auf dieſe Aeußerlichkeiten ungemein wenig Werth legt.

Seite 27. Zweiter Akt, vierte Scene: „Falls noch einige ſolcher Vogel Greifs kommen." Vgl. die Anmerkung zu „Jeppe vom Berge", V. Akt 4. Sc.; Bd. I, S. 201.

Seite 28. Ebendaſelbſt, fünfte Scene: „Einen Stahl in der Taſche." Ein Stück Eiſen oder Stahl bei ſich zu tragen, galt für ein ſicheres Mittel, etwaige Bezauberungen abzuwenden.

Seite 29. Ebendaſelbſt: „Ein Auge auszuſchlagen." Vgl. die Anmerkung zur „Wochenſtube", Akt IV, Sc. 6; Band II, S. 223 der vorliegenden Bearbeitung.

Seite 33. Ebendaſelbſt: „Er ſpricht nicht übel Deutſch." Da die Kenntniß der deutſchen Sprache damals in Dänemark, namentlich in Kopenhagen ſehr verbreitet war, ſogar noch verbreiteter als jetzt, ſo ließ ſich dies allerdings leicht prophezeien.

Seite 55. Vierter Akt, vierte Scene: Wie Jean de France ſind auch Geert Weſtphaler und der politiſche Kannegießer Perſonen aus Holbergs eigenen Stücken; erſterer iſt der Held eines dreiaktigen Luſtſpiels „Hans Weſtphaler oder der geſchwätzige Barbier", das lange Zeit zu den beliebteſten des Verfaſſers gehörte und noch ganz neuerdings von Eduard Devrient in Karlsruhe in moderniſirter Geſtalt auf die Bühne gebracht ward.

Seite 57. Ebendaſelbſt, fünfte Scene: Ueber „von Quoten" vgl. die Einleitung zum „Ulyſſes von Ithacia". Im Original ſpricht Quoten halb deutſch, halb däniſch, was wir hier möglichſt wiederzugeben verſucht haben. Etwas Aehnliches findet ſpäter beim Auftreten Geert Weſtphalers ſtatt, doch iſt es hier

minder ausgeprägt, und hat der Ueberſetzer dieſen Zug daher fallen laſſen.

Seite 58. Ebendaſelbſt: „Wie in der Komödie von Adam und Eva.“ Die Geſchichte des Sündenfalls war ſchon zur Zeit der kirchlichen Spiele ein ſehr beliebter Gegenſtand geweſen und hatte ſich als ſolcher auch auf die Hanswurſtkomödie ſowie auf die Oper vererbt.

Seite 60. Ebendaſelbſt, ſiebente Scene: „Die Finnen.“ Die Finnen, als Bewohner Norwegens, das damals noch zu Dänemark gehörte, ſtanden und ſtehen noch heute im Ruf, beſonders geſchickt in Zauberkünſten und Beſchwörungen zu ſein.

Erasmus Montanus.

Gegenwärtig das zweiundzwanzigſte in der herkömmlichen Reihenfolge, erſchien dieſes Stück, wiewol bereits in der Vorrede zur erſten Ausgabe von 1722 als fertig erwähnt, erſt 1731 in Druck. Zur Aufführung gelangte es erſt 1748, fand jedoch damals wie ſpäter beim Publikum nur geringen Anklang. Ueber die Beziehungen des Stücks zu Holbergs eigenem Leben, insbeſondere zu den Erfahrungen, die er während ſeines Aufenthaltes in Chriſtianſand gemacht, vergl. die Einleitung zu Bd. I unſerer Auswahl. Intereſſante Parallelen, die tiefere Bedeutung des Stücks betreffend, giebt Steffens im II. Band ſeines „Was ich erlebte“. — Die erſte Anregung zum „Erasmus Montanus“ will Holberg ſelbſt durch Ariſtophanes' „Wolken“ erhalten haben; doch wird dies wol nur auf ſehr vereinzelte Züge zu beſchränken ſein, während das Ganze vielmehr die ſelbſtändige Schöpfung und das freie Eigenthum des Dichters ſelbſt iſt.

Denſelben Gegenſtand, nämlich die Verſpottung der gelehrten Pedanterie, hat Holberg dann viele Jahre ſpäter noch in einem zweiten Stück behandelt; daſſelbe betitelt ſich „Der Philoſoph in der eigenen Einbildung“ und ging erſt im Auguſt 1754, alſo erſt nach Holbergs Tod (Januar 1754) zum erſten Mal über die Breter.

Seite 83. Erſter Akt, erſte Scene: „Da wir nicht einmal zu den Univerſitätsbauern gehören.“ Er meint

die Bauern auf den der Universität gehörigen Gütern, dieselben, die der Dichter anderwärts auch wol „gelehrte Bauern" nennt; vergl. die Anmerkung zu „Jean de France", Akt 1, Sc. 1, im Bd. I, S. 195 unserer Auswahl.

Seite 84. Ebendaselbst, Zweite Scene: „Aber vorher Küster." Es war dazumal in Dänemark nichts Ungewöhnliches, daß Kandidaten der Theologie, denen es nicht glücken wollte eine Pfarre zu finden, sich einstweilen, in Erwartung eines Besseren, als Küster durchbrachten; Peter, der dasselbe Schicksal gehabt hat und selbst schon seit so vielen Jahren Küster ist, möchte gern ein Gesetz daraus machen, damit es anderen nicht besser geht, als es ihm ergangen.

Seite 84. Ebendaselbst: „Die ganze Aurora." Ein damals beliebtes Schulbuch, aus dem die dänische Jugend die Elemente der lateinischen Sprache erlernte.

Seite 85. Ebendaselbst: „Die Russen gekommen." Daß die dänischen Studenten „Russe" nennen, was bei uns „Fuchs" heißt, wurde bereits zum „Elften Juni", Akt II, Sc. 1 (im II. Bändchen dieser Sammlung, S. 220) bemerkt.

Seite 85. Ebendaselbst: „Wo sie Salz und Brod kriegen." Er meint die Deposition oder (nach dem heutigen Sprachgebrauch) Inscription der Studenten; vergl. die Anmerkung zu der vorstehend citirten Stelle des „Elften Juni", S. 220.

Seite 86. Ebendaselbst, dritte Scene: „Von der Slagelser Schule." Die Gelehrtenschule zu Slagelse galt damals für eine der besten im Lande.

Seite 86. Ebendaselbst: „Paul Finkeljochen." Finkeljochen war damals in Dänemark wie noch heute in gewissen Theilen von Deutschland ein scherzhafter Beiname des Branntweins.

Seite 87. Ebendaselbst, vierte Scene: „Latein fürs Haus." Im Text ist von „Klosterlatein" die Rede, in dem Sinne, wie wir von Apotheker- oder Küchenlatein sprechen. Ebenso heißt es weiterhin „Klosterleinwand", d. i. Leinwand, die auf den ehemaligen Klostergütern gesponnen werden. Um das Wortspiel nicht ganz verloren gehen zu lassen, hat der Uebersetzer sich zu einer kleinen Abweichung genöthigt.

Seite 88. Ebendaselbst: „Saxo Grammatica." Vergl. die Anmerkung zum „Elften Juni", Akt III, Sc. 6 in Bd. II, S. 220 unserer Sammlung.

Seite 88. Ebendaselbst: „Donat." Der bekannte, auch

bei uns sprüchwörtlich gewordene lateinische Grammaticus, der das ganze Mittelalter hindurch bis in die moderne Zeit hinein als Grundlage des lateinischen Unterrichts benutzt ward.

Seite 89. Ebendaselbst: „Bei unserer Frauen Schule.“ Das berühmteste und besuchteste Gymnasium des damaligen Kopenhagen.

Seite 115. Dritter Akt, fünfte Scene: „Auf dem Kieler Umschlag.“ Ueber den Kieler Umschlag siehe die Anmerkung zu „Jean de France“, Akt IV, Sc. 7 in Bd. I, S. 198 dieser Sammlung. Für einen Inseldänen war übrigens eine Reise nach Kiel damals schon ein ansehnliches Unternehmen, und so will Jeronimus sich mit dieser Anführung als gereister Mann erweisen, dem über dergleichen Dinge wol ein Urtheil zusteht.

Seite 130. Vierter Akt, vierte Scene: „Doctor Arendt Hvitfeldts Chronik.“ Vergl. die Anmerkung in Bd. II, S. 220 zum „Elften Juni“, Akt III, Sc. 6.

Seite 133. Fünfter Akt, erste Scene: „Aber wie will der Herr Lieutenant ihn zum Soldaten machen? Er ist ja Student.“ Wie in Deutschland und überhaupt in ganz Europa, waren damals auch dänische Studenten durch ihren Stand vor dem Militärdienst geschützt.

Don Ranudo de Colibrados.

„Don Ranudo de Colibrados oder Armuth und Hoffart“ (Fattigdom og Hoffaerdighed) ist das dreißigste in der Reihenfolge der Holbergschen Stücke. Zwar nach der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Komödien vom Jahre 1723 war es schon damals fertig; dennoch vergingen mehr als 20 Jahre, bevor es in die Oeffentlichkeit trat, indem es erst 1745 gedruckt ward und erst 1748 zur Aufführung gelangte. Allem Vermuthen nach geschah es absichtlich, daß der Verfasser sein Stück so lange zurückhielt. Dänemark selbst wimmelte damals von armen Edelleuten; das Laster des Hochmuths und der thörichten Rangsucht, obenein bei mangelnden Mitteln, das er darin verspottet, war sehr verbreitet und erfreute sich sehr hohen und sehr einflußreichen Schutzes, so daß die Verhöhnung desselben dem Verfasser nothwendig zahlreiche und mächtige Gegner erwecken

mußte. Adelserhebungen bildeten damals eine Lieblingsbeſchäftigung der däniſchen Könige; namentlich ſeit einem Edict Chriſtians V. vom Jahre 1679, durch welches allen Hofbedienten, einſchließlich der Profeſſoren, der Adel beigelegt, den Bürgerlichen aber wenigſtens Hoffnung auf den Adel eröffnet worden war, hatte eine allgemeine Sucht nach Rangauszeichnung und Titelweſen ſich der mittleren Klaſſen zu bemächtigen angefangen, während die neugebackenen Edelleute ſelbſt immer hochmüthiger und anmaßender auftraten. Der Hof allerdings wußte ſehr wohl, was er damit bezweckte: an jedem neuen Adelspatent haftete eine anſehnliche Steuer, und ſo beſaß man alſo in dieſen Rangerhöhungen ein ebenſo bequemes wie ausgiebiges Mittel, die ewig leeren königlichen Kaſſen zu füllen. Erſt als unter Friedrich V. (ſeit 1746) wenigſtens ein Nachlaß in dieſem Unweſen eintrat, wagte Holberg, indem er jetzt überhaupt nach zwanzigjähriger Unterbrechung ſich zuerſt wieder der Bühne zuwandte, ſich mit dem früh entworfenen Stücke hervor.

Dieſelbe Rückſicht veranlaßte ihn ohne Zweifel auch, die Scene des Stücks, ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, in die Fremde, nach Spanien zu verlegen, das allerdings durch ſeine Rang- und Titelſucht, als das Mutterland des damaligen Ceremoniels, ſowie durch ſeinen zahlreichen, meiſt heruntergekommenen Adel ſchon damals ſprüchwörtlich geworden war, wie dies auch in dem Stücke ſelbſt mehrfach erwähnt wird; der Spott erſchien zahmer, die Satire milder, indem ſie ſich nicht unmittelbar gegen die Landsleute des Dichters, ſondern gegen jene ſpaniſchen Granden, die Genoſſen eines Don Quixote, richtete, welche durch ihren Hochmuth und ihre Mittelloſigkeit das Gelächter Europa's erregten.

Dennoch machte das Stück auf dem däniſchen Theater verhältnißmäßig nur geringes Glück; am 20. Auguſt 1752 zum erſten Mal aufgeführt, erlebte es in den nächſtfolgenden zwanzig Jahren nur dreizehn Vorſtellungen, um bald darauf gänzlich zu verſchwinden. Deſto größeres Glück dagegen hat es in Deutſchland gemacht, ſowol in der alten Dethardingſchen Ueberſetzung, in der es auch vielfach nachgeahmt ward, als namentlich in der (ſehr willkürlichen) Bearbeitung, welche Kotzebue im Jahre 1801 davon veröffentlichte und die, getragen durch Darſteller wie Iffland, Wurm ꝛc., längere Zeit hindurch ſich als ein Lieblingsſtück der Zeit behauptete.

Die Form des Stücks anlangend, iſt dieſelbe, einzelne Scenen und Einfälle aus der „Intrigue d'Arlequin“ in Gherardi's Théâtre

Italien abgerechnet, Holbergs Eigenthum in einer Ausdehnung, wie kaum ein zweites seiner Stücke, so daß es auch in dieser Hinsicht eine besondere Beachtung verdient.

Was endlich den Titel anbetrifft („Don Ranudo de Colibrados"), so ist „Don Ranudo" ein Anagramm von: „O Du Narr", der Name „Colibrados" dagegen soll seinen Ursprung einem Einfall König Friedrichs IV. (starb 1730) verdanken. Dieser König nämlich war zwar mit Adelserhebungen auch nichts weniger als sparsam; dennoch, als einst ein reichgewordener Koch in Kopenhagen sich um das Adelspatent bewarb, soll der König ihn gefragt haben, wie er sich denn eigentlich als Edelmann zu nennen gedenke, ob etwa „Herr von Kohl und Braten"? Doch wird von Anderen, und wie es scheint mit gutem Grund, die Echtheit der Anekdote in Abrede gestellt.

Schließlich sei noch erwähnt, daß Holberg denselben Gegenstand noch in einem zweiten Lustspiel behandelt hat; dasselbe betitelt sich „Die edle Ehrsucht" (Den honette Ambition) und war lange Zeit ein Lieblingsstück des dänischen Publikums.

Seite 146. Erster Akt, zweite Scene: „Gehen Sie so allein, ohne Hofmeisterin?" Einer von den nicht allzu häufigen Zügen, durch welche Holberg das Kostüm seines Stücks zu localisiren sucht; denn bekanntlich gingen bis vor Kurzem Damen von einigem Range in Spanien niemals ohne Begleitung einer Duenna oder Aja aus.

Seite 150. Ebendaselbst: „Du bist gerade der rechte Mann zum Kalenderschreiben." Im Text ist von „Almanachen" die Rede; der Dichter meint jene halb politischen, halb kabbalistischen Flug- und Gelegenheitsschriften, in denen den Weltbegebenheiten das Horoskop gestellt ward, und die sich beim damaligen Publikum großer Beliebtheit erfreuten.

Seite 191. Vierter Akt, erste Scene: „Nimmt man ja doch schon in dem „Bürger als Edelmann" Anstoß daran." „Le bourgeois gentilhomme", ein ebenso bekanntes wie beliebtes Lustspiel von Molière.

Inhalt.

Seite

Hexerei oder Blinder Lärm 5
Erasmus Montanus 81
Don Ranudo de Colibrados 141

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.